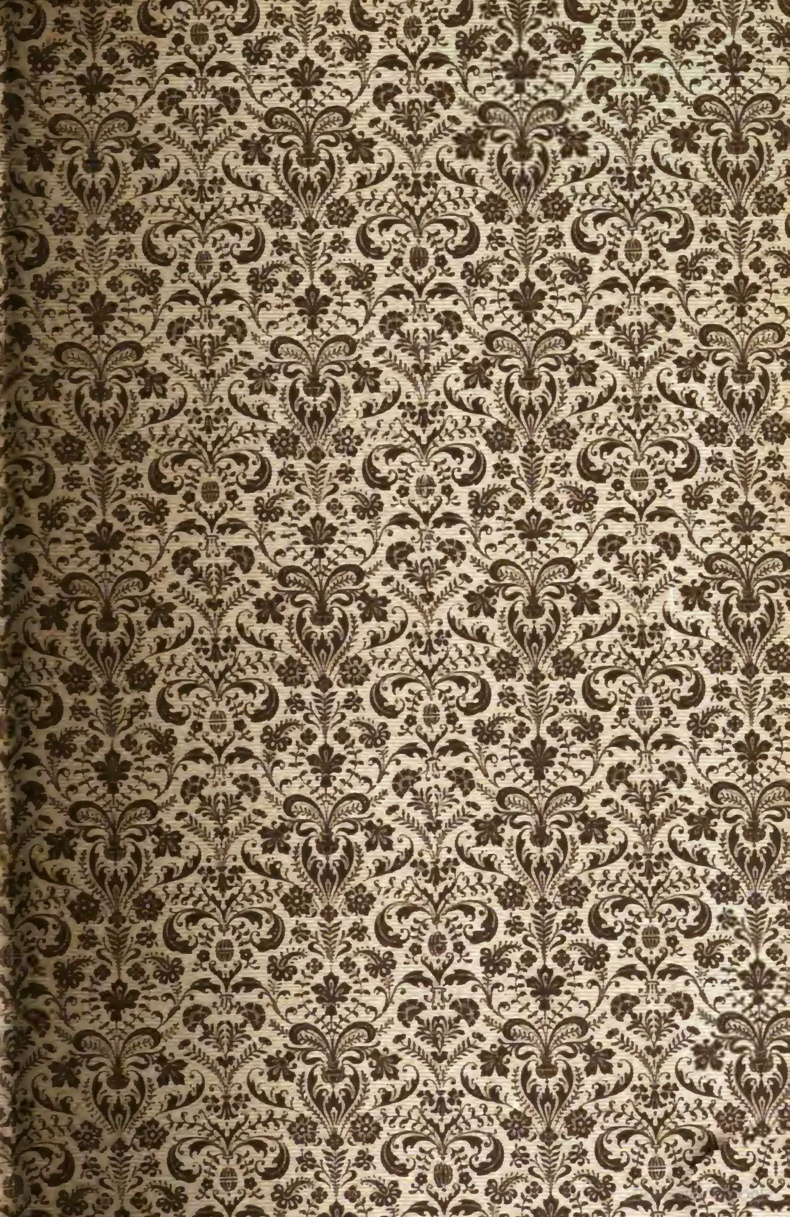
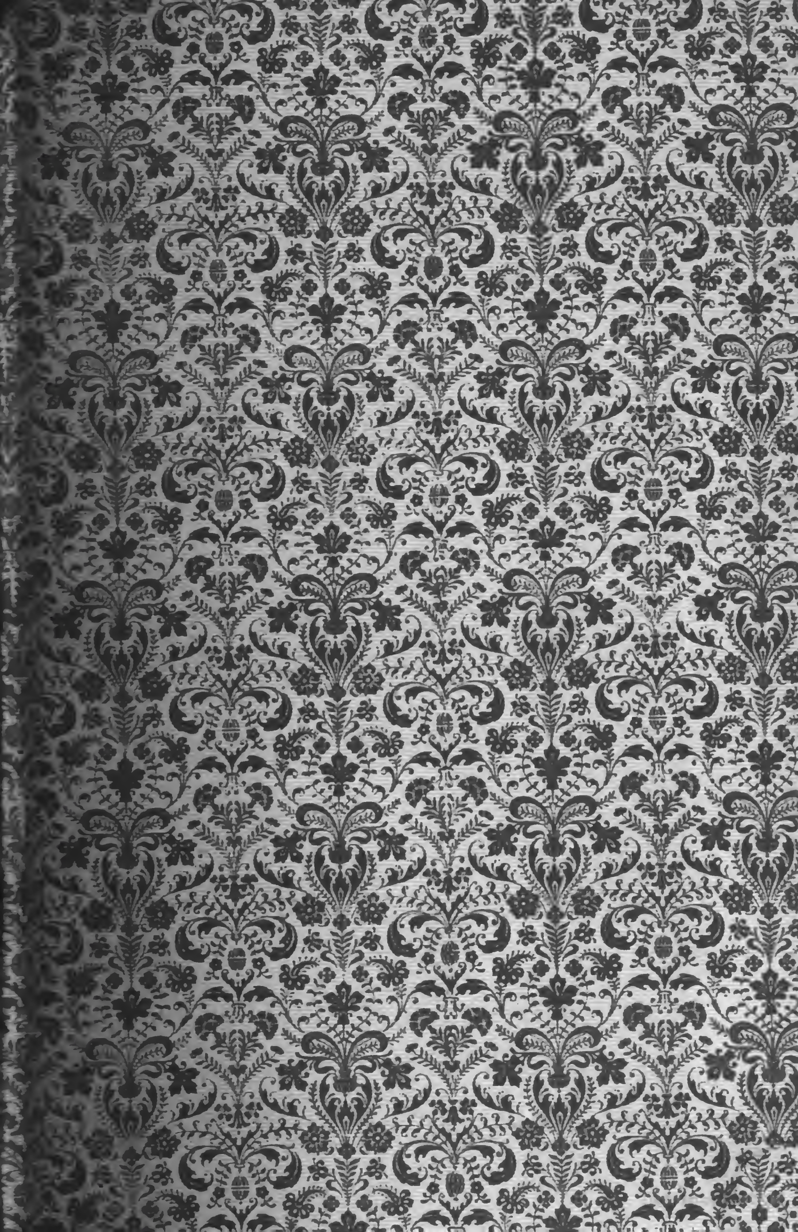
DEUTSCHLAND IM ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERT

Karl Biedermann







Deutschland im Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann,
Ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Band.
Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1880.

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann,
Ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1880.

Vorrede zur ersten Auflage.

Es mag ungewöhnlich sein, dem zweiten Bande eines Werkes, das schon bei seinem ersten Erscheinen durch eine Vorrede eingeführt wurde, nochmals eine solche mit auf den Weg zu geben. Dennoch kann ich diese neue Abtheilung meines „Deutschland im 18. Jahrhundert" nicht ohne einige begleitende Worte hinausgehen lassen.

Vor allem fühle ich mich verpflichtet, die ungewöhnlich lange Verspätung dieser Fortsetzung meines Buches zu rechtfertigen. Zum Theil tragen äußere, persönliche Umstände daran die Schuld. Meine Uebersiedelung von Leipzig hierher, der Eintritt in ganz neue Verhältnisse, die Uebernahme einer, der strengeren wissenschaftlichen Sammlung nicht immer günstigen Berufsthätigkeit — alles dies brachte mancherlei Störungen in den Fortgang meiner Arbeiten, wie sehr ich auch andererseits dankbar anerkennen muß, daß eben diese Veränderung meiner Lebenslage, sammt den vielen anregenden und wohlthuenden Beziehungen, in welche ich dadurch versetzt ward, wesentlich dazu beigetragen hat, mir die zur Vollendung der so schwierigen Aufgabe erforderliche geistige Frische und Ausdauer zu bewahren.

Der Hauptgrund jedoch des verzögerten Erscheinens dieses zweiten Bandes liegt in der Natur des Unternehmens selbst, dessen Schwierigkeiten, schon beim ersten Bande nicht gering, doch erst bei diesem zweiten in ihrer ganzen, von mir selbst im voraus nicht so geahnten Größe hervortraten. Was zunächst die Beschaffung des Materials betraf,

so war zwar hier auf manchen Gebieten mehr, als beim ersten Bande, vorgearbeitet; dagegen fehlte es auf anderen und gerade den wichtigsten — so namentlich in Bezug auf das sittliche, geistige, häusliche und gesellige Leben der bürgerlichen Stände oder der sogenannten Mittelklassen — beinahe an allen nur irgend ausreichenden und zuverlässigen Unterlagen zur Feststellung allgemeingültiger culturgeschichtlicher Resultate.

Ich habe keine Mühe gescheut, die Lücken, welche in dieser und andern Beziehungen die bisherigen Forschungen gelassen hatten, soviel möglich durch Zurückgehen auf Geschichtsquellen erster Hand auszufüllen. Ich habe eine ziemliche Anzahl Chroniken von großen und kleinen Städten durchgemustert. Ich habe Lebensbeschreibungen, Briefwechsel und Tagebücher, gedruckte und ungedruckte, soviel ich deren nur habhaft werden konnte, studirt. Ich habe bewanderte Kenner dieses Literaturfaches um Rath gefragt, und ich verfehle nicht, den geehrten Vorständen und sonstigen Beamten der Bibliotheken von Leipzig, Dresden, Göttingen, Weimar, Jena und Halle, sowie des Germanischen Museums in Nürnberg, hiermit meinen aufrichtigsten Dank für die Bereitwilligkeit abzustatten, womit sie bei meinen Nachforschungen mich unterstützt und die Benutzung der ihnen anvertrauten Schätze mir erleichtert haben. Ich bin endlich so weit gegangen, in öffentlichen Aufforderungen Alle, die im Besitze urkundlicher Quellen der angedeuteten Art sich befänden, um Mittheilungen daraus für meine Zwecke zu ersuchen. Aber weder auf diesem Wege — obwol einzelnes Brauchbare mir zugegangen ist, wofür den freundlichen Einsendern ich mich tief verpflichtet bekenne —, noch auf jenen früher bezeichneten hat es mir gelingen wollen, mehr als unzureichende und unzusammenhängende Notizen über den fraglichen Gegenstand zu gewinnen.

Hoffentlich glückt es dem Verein für deutsche Culturgeschichte (dessen Inslebentreten und fröhliches Gedeihen mir zwar keine materielle Förderung mehr für diesen, schon zu weit vorgerückten Theil

meiner Arbeit, wohl aber einen erwünschten Sporn zur rüstigen und freudigen Vollendung desselben darbot), durch gemeinsame Anstrengungen das zu erreichen, was dem einzelnen Schriftsteller, auch bei noch so redlichen Bemühungen, immer unerreichbar bleiben wird, und somit künftigen Arbeiten ähnlicher Art die Mittel größerer Vollständigkeit und Anschaulichkeit culturgeschichtlicher Darstellungen zu gewähren, deren ich mich bei meiner Arbeit nur zu häufig beraubt sah.

Nicht geringer, als die der Herbeischaffung, waren die Schwierigkeiten der Anordnung des Materials. Was bei dem ersten Bande ausreichend und zweckmäßig erscheinen mochte, die einfache Gruppirung der verschiedenen Seiten des Culturlebens nach einzelnen Abschnitten, mit leichten Andeutungen ihres Zusammenhanges untereinander, das konnte hier nicht genügen. Vielmehr galt es hier, bei der Schilderung des geistigen Lebens der Nation, vor allen Dingen das Entwickelungsgesetz aufzufinden und anzuwenden, kraft dessen sich dieses Leben als eine organische Einheit, als ein stetiger Fluß, kurz, eben als etwas Lebendiges darstellt. Es konnte mir nicht beifallen, etwa nur eine Nebeneinanderstellung der kirchlichen, wissenschaftlichen, literarischen und sonstigen Culturerscheinungen jener Zeit, nach einzelnen Gebieten gruppirt, zu geben; es konnte mir ebensowenig beifallen, blos chronologisch zu verfahren und die ganze Masse verschiedenartigster Aeußerungen des Culturlebens, etwa von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, in ihrer ganzen Breite und ihrer zum Theil gleichförmigen Wiederkehr auseinanderzulegen. Vielmehr glaubte ich als die wahre Aufgabe einer culturgeschichtlichen Darstellung das zu erkennen, daß sie die Mannigfaltigkeit der vielen innerhalb einer und derselben Zeit sich theils kreuzenden, theils verbindenden Lebensrichtungen ebensowol in ihrem organischen Zusammenhange, wie nach der besonderen Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebensowol nach ihrem Hervortreten und ihrem beherrschenden Einfluß in einem bestimmten Zeitpunkte, wie in ihrem Fortwirken und gleichsam Mittönen neben anderen her auch in den übrigen

Abschnitten der ganzen Periode, klar zu erfassen und anschaulich zu schildern wisse, — so ungefähr, wenn mir dieses Bild gestattet ist, wie das geübte Auge des Schiffers auf dem Rheine die einzelnen Nebenflüsse, die sich in den großen Hauptstrom ergießen und darin verschmelzen, noch eine Zeit lang jeden in seiner eigenthümlichen Färbung und Strömung zu erkennen glaubt, oder wie in einem Musikstücke die verschiedenen Stimmen und Tonweisen eine nach der andern ein- und hervortreten, alle aber mit einander zu einer großen Harmonie zusammenklingen.

Ob es mir gelungen ist, diesen Gedanken in meiner Arbeit zu verwirklichen, darüber steht mir kein Urtheil zu; daß aber nur auf diesem Wege das Ziel einer wahren, ihrer Idee entsprechenden Culturgeschichtschreibung zu erreichen sei, das ist meine feste Ueberzeugung.

Jenes oberste Entwickelungsgesetz nun, welches wie ein rother Faden sich durch die ganze Reihenfolge culturgeschichtlicher Gestaltungen hindurchzieht und dieselben zu einer organischen Einheit verbindet, bot sich mir für die vorliegende Periode ungesucht und in augenfälligster Weise dar. Es ist das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus dem Zustande der Unselbständigkeit, Unnatur und Verkümmerung, worin er durch ein einseitiges Kirchen- und Gelehrtenthum lange Zeit gehalten worden war, zu neuer Frische, Thätigkeit und freier Bewegung. Es ist zugleich die Wiedererhebung des bürgerlichen Elementes zu selbständigem Dasein und Bewußtsein — gegenüber dem aristokratischen, welches nicht blos sich selbst, sondern auch das Bürgerthum, ja die ganze Nation in geistiger und sittlicher Hinsicht in eine ebenso entwürdigende, als entnervende Abhängigkeit vom Auslande gestürzt hatte.

Um diesen Fortschritt recht anschaulich zu machen, mußte ich zuvor die ganze Trostlosigkeit des Zustandes geistiger und sittlicher Verbildung schildern, worin das deutsche Volk sich lange Zeit befunden hatte. Ich mußte zurückgehen bis zur Reformation, um das allmälige Herabsinken des deutschen Nationallebens von der Höhe, die es dort erreicht hatte, zu schildern — bis zu jener tiefsten Stufe der Erniedrigung, worin wir dasselbe in und nach dem dreißigjährigen Kriege erblicken. Ich mußte

von da an, dem Gebote der Thatsachen nachgebend, die ganze Nation in zwei große Klassen zertheilen, deren eine — Höfe und Adel — gänzlich versunken in ausländischer Sitte oder vielmehr Sittenlosigkeit und gänzlich abgewendet von den Fortschritten nationaler Bildung, gleichsam abgelöst von dem eigentlichen Nationalkörper erscheint, während die andere — der Rest der Nation — theils in träger Erstarrung, ohne Leitung und ohne inneren Schwung, ein dumpfes Dasein führt, theils dem verlockenden Beispiele der höheren Klassen unterliegt. Ich mußte sodann die Elemente des wiedererwachenden nationalen und bürgerlichen Bewußtseins aufsuchen, und ich fand dieselben zunächst in der Neubelebung des wissenschaftlichen Geistes, insbesondere auf den Gebieten der sogenannten exacten Wissenschaften und der Philosophie; ich fand sie nach einer andern Seite hin in der Umgestaltung des religiösen und sittlichen Lebens durch die Pietisten; ich fand sie weiter in der Ausbreitung dieser wissenschaftlichen und religiös sittlichen Bewegung in immer weiteren Kreisen des Volkes; ich fand sie endlich in den Anfängen einer neuen, natürlicheren und lebenswärmeren Poesie. Ich habe diese verschiedenen, zu dem geistigen Culturfortschritte des deutschen Volks zusammenwirkenden Richtungen um einzelne hervorragende Persönlichkeiten, als ihre Träger und Vertreter, gruppirt und so die Charakteristiken eines Leibnitz, Spener, Thomasius, Wolf, Gottsched zu Mittelpunkten der einzelnen Abschnitte gemacht.

Zuletzt endlich habe ich versucht, das gemeinsame Ergebniß aller dieser Culturbestrebungen zu einer Gesammtanschauung der Bildung und Gesittung des deutschen Volkes, namentlich aber des häuslichen und geselligen Lebens der Mittelklassen, als des von jetzt an wieder entschiedener in den Vordergrund tretenden Theils der Nation, zusammenzufassen und damit die Schilderung dieser ersten Periode des geistigen Lebens Deutschlands im 18. Jahrhundert, die ich bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1740) erstrecke, abzuschließen.

Diese kurze Uebersicht des Stoffes, den ich zu verarbeiten hatte, und des Ganges, den ich genommen, wird die Schwierigkeiten deutlich

machen, die dabei zu besiegen waren. Nicht weniger bot deren die Darstellung des Einzelnen dar. Wer jemals den Versuch gemacht hat, wissenschaftliche, philosophische, theologische und ähnliche Resultate in allgemeinfaßlicher und womöglich anziehender Form für Nichtgelehrte darzustellen, wird leicht ermessen können, welche Arbeit es war, die Speculationen eines Leibnitz und Wolf, die Gegensätze zwischen Pietismus und Orthodoxie, zwischen Reformirten und Lutheranern, oder die literarischen Kämpfe Gottsched's und der Schweizer nicht blos jenes gelehrten Anstrichs zu entkleiden, welcher den Laien zurückschreckt oder ermüdet, sondern sie auch aus der Abgeschlossenheit, worin die fachwissenschaftliche Behandlungsweise dergleichen Themata zu halten pflegt, herauszulösen und unter den höheren und allgemeineren culturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu bringen.

Diesen so großen und so vielfältigen Anforderungen, welche die Natur meiner Aufgabe an mich stellte, habe ich nach besten Kräften zu entsprechen versucht. Ich kann versichern, daß kein einziger Abschnitt dieses zweiten Theiles meines Werkes anders, als nach drei- bis vierfacher, mancher erst nach sechs-, acht-, ja noch mehrmaliger Ueberarbeitung dem Drucke übergeben worden ist. Sollte dennoch, wie ich freilich wol fürchten muß, das angestrebte Ziel immer nur annähernd und unvollständig erreicht erscheinen, so wird eine billige Beurtheilung nicht meinen guten Willen, sondern die Schwierigkeiten des Unternehmens selbst und die Unvollkommenheit alles Menschlichen dafür verantwortlich machen.

Und so übergebe ich denn vertrauensvoll dem Publicum und der Kritik auch diesen zweiten Theil eines Werkes, dessen erster Theil bei Beiden eine so freundliche, weit über all mein Erwarten günstige Aufnahme gefunden hat. Begründete Ausstellungen und sachkundige Rathschläge werde ich gern und dankbar entgegennehmen und für die weitere Fortsetzung meiner Arbeit gewissenhaft benutzen, wie ich dies auch schon in diesem Theile mit manchen Winken der Kritik beim ersten Bande gethan habe. Die Culturgeschichte ist eine noch so junge Wissen-

schaft, daß selbst die älteren Meister derselben sich in Bezug auf das Material wie auf die Methode als keineswegs schon fertig, vielmehr der Vervollkommnung fähig und daher auch fremder Unterstützung und Belehrung zugänglich werden bekennen müssen — um wieviel mehr wir jüngeren!

Als ich — vor mehr als drei Jahren — die Vorrede zum ersten Bande schrieb, durfte ich die culturgeschichtliche Behandlung unserer vaterländischen Vergangenheit nur erst als ein noch in seinen Anfängen stehendes, obschon hoffnungsreiches Beginnen bezeichnen. Heute dagegen ist die deutsche Culturgeschichte, wenn auch in ihrer Entwickelung noch immer mangelhaft und manches weiteren Fortschrittes bedürftig, doch nach ihrer Idee und ihrer Bedeutung beinahe allseitig und ausnahmelos anerkannt und gewürdigt. Ich hoffe und wünsche, daß dieses fortgeschrittene Bewußtsein über Wesen und Aufgabe der Culturgeschichte auch in der vorliegenden Fortsetzung meiner Arbeit, im Verhältniß zu deren erstem Theile, überall erkennbar sei!

Weimar, am 11. November 1857.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erster Abschnitt. Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Klassen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege 3

Allgemeine Charakteristik der beiden Elemente der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts 3
Die vornehmen Kreise 3
Die bürgerlichen Stände 4
Das Verhältniß beider Klassen zu einander in älterer Zeit 4
Ansehen und Einfluß des reichsstädtischen Bürgerthums vom 13. bis ins 16. Jahrhundert 5
Wachsende Macht des Gelehrtenstandes 5
Bürgerlicher Charakter der Reformation 6
Gleichartigkeit der sittlichen Zustände bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der damaligen Zeit 6
Wetteifer der vornehmen Stände mit den bürgerlichen in Bildung und Gelehrsamkeit 7
Beginnende Sonderung der Stände 7
Einfluß der veränderten politischen Machtverhältnisse der Fürsten auf ihre gesellschaftliche Stellung zum Volke 8
Entstehung eines Hof- und Beamtenadels 8
Verminderter Einfluß der Theologen an den Höfen 8
Wachsender Verkehr deutscher Fürsten mit auswärtigen Höfen 10
Reisen ins Ausland 10
Anfängliche gute Folgen dieser Reisen 12

Seite
Fortdauernde Einfachheit vieler deutscher Fürstenhöfe bei gesteigerter Bildung 14
Allmälige nachtheilige Einwirkungen des Verkehrs der vornehmen Klassen mit dem Auslande 16
Erschlaffung des Geistes der bürgerlichen Stände 17
Sinken der Macht und des Ansehens der Reichsstädte 18
Verschlechterter Zustand der Universitäten. Trennung des Gelehrtenstandes vom Volke 18
Entartung der Religion: in den protestantischen Ländern; 19
in den katholischen 19
Einreißende Sittenverderbniß 20
Zurücktreten der volksthümlichen Kunst 22
Spuren noch erhaltener Selbständigkeit des bürgerlichen Geistes . . . 23
Entgegenkommen eines Theils der vornehmen Stände zur Wiederbelebung des volksthümlichen Geistes, besonders in der Sprache 24
Einwirkung des längeren Friedens auf den Nationalgeist 25

Zweiter Abschnitt. Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und die sittlichen Zustände Deutschlands 27

Allgemeine Wirkungen der Religionskriege auf den Charakter eines Volks 27
Specielle des 30jähr. Krieges: Mangel einer eigentlichen religiösen Begeisterung; Vermischung von Politik und Religion 28
Materielle Drangsale und Leiden des deutschen Volkes im 30jähr. Kriege. Verwüstung und Entvölkerung der Länder 30
Störungen des kirchlichen Lebens und der Jugenderziehung 33
Die sittlichen Folgen des 30jähr. Kriegs, verglichen mit denen der neuesten Kriege 34
Schwächung des Nationalgefühls durch die religiösen Spaltungen . . . 35
Beschleunigte Entwickelung des politischen Sondergeistes 36
Deren sittliche und gesellschaftliche Folgen: Ertödtung des nationalen Gemeinsinnes, Entfremdung der Fürsten vom Volke, Verdrängung der heimischen Sitten durch ausländische 38
Die ratio status 40
Der Adel 42
Das Volk. Einfluß des Krieges auf die Schwächung des sittlichen Gefühls und des bürgerlichen Muthes 43
Fortdauer dieser Wirkungen im Frieden 44
Verstärkung derselben durch andere mitwirkende Verhältnisse 44
Ansteckung der bürgerlichen Klassen durch die Sittenverderbniß der höheren Stände 46
Die falsche Ehrsucht oder „Reputation" als gemeinsamer Grundzug aller Klassen 47
Luxus und Schwelgerei 48

Seite

Vermehrter Einfluß des ausländischen Wesens auf die Sitten und die Gesellschaftszustände Deutschlands 49

Dritter Abschnitt. Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwig's XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland . . 54

Bestimmender Einfluß der Höfe auf die Sitten der Nation seit dem 30jähr. Kriege 54
Ueberwiegend schädliche Folgen dieses Einflusses 54
Beispiele guter Fürsten bald nach dem 30jähr. Kriege 55
Beispiele der entgegengesetzten Art 57
Zunehmende Verderbniß an den Höfen in den folgenden Jahrzehnten . . 59
Einfluß der Wiedereinsetzung der Stuarts auf den englischen Thron und der Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich auf diese Verhältnisse 60
Nachahmung Ludwig's XIV. an den deutschen Höfen 63
Uebermäßige Ausdehnung des Hofstaats 64
Rang- und Titelstreit 64
Selbsterniedrigung deutscher Fürsten gegenüber Ludwig XIV. 66
Die öffentliche Meinung und ihr Verhalten gegenüber dem Treiben der Höfe 66
Die Gelehrten und ihr Verhalten gegen die Großen: V. v. Seckendorf, Leibnitz, Chr. Thomasius u. a. 67
Einfluß der hugenottischen Einwanderung auf die Ausbreitung des französischen Geschmacks und der aristokratischen Neigungen in Deutschland . 70
Vortheile und Nachtheile der ausländischen Bildungseinflüsse, besonders in den höheren Klassen 71
Allgemeines Bild von der Erziehung der vornehmen Jugend Deutschlands in dieser Periode 73

Vierter Abschnitt. Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert 81

Vollendung des im 17. Jahrh. begonnenen Umschwunges in den Sitten und den Gesellschaftszuständen Deutschlands beim Eintritt des 18. Jahrh. . 81
Umfang und Dauer dieser neuen Zustände 82
Unterscheidender Charakter derselben in der ersten und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 84
Allgemeine Betrachtungen über die Sittenlosigkeit der Höfe und ihre Rückwirkungen auf das Volk 85
Erstes Auftreten und weiterer Verlauf der französischen Richtung an den deutschen Höfen. Die Romantik der Liederlichkeit und ihr Rückschlag . 87
Kampf zwischen dieser neuen und den Resten der alten Sitte. Fortdauernde Spuren von Rohheit im Umgangstone der Höfe 90
Die „Wirthschaften“ neben den Festen im ausländischen Geschmack . . 91
Zuziehung des Volks zu den Vergnügungen der Vornehmen 91
Das unmäßige Trinken an den Höfen 92

Seite

Einflüsse dieser Unmäßigkeit einzelner Höfe auf die Sitten des Volks, verglichen mit denen der französischen Ueberfeinerung der andern . . . 95
Schilderung dieser letztern: die leichtfertige Behandlung der Eheverhältnisse 96
Die fürstlichen Gemahlinnen und ihr Verhältniß zu der einreißenden Sittenlosigkeit 96
Das häusliche Leben der deutschen Fürsten in früherer Zeit 98
Die Ebenbürtigkeitsgesetze und ihr Einfluß auf die Sittlichkeitsverhältnisse der Fürsten 99
Anfänge und rasche Entwicklung des Mätressenwesens 100
Dessen Einfluß auf den Charakter und die Handlungsweise der Fürsten . 102
Allgemeine Umgestaltung der Höfe nach französischem Zuschnitt . . . 106
Bild der Lebensweise und der Beschäftigungen an diesen Höfen 107
Der Fürstenberuf und seine Auffassung an den Höfen und im Volke selbst . 109
Angeblich günstige Cultureinflüsse des französischen Hoflebens. Die Höfe in ihrem Verhältniß zu den Künsten und Wissenschaften 112
Die Umgebungen der Fürsten 118
Allgemeines Bild des Hofadels jener Zeit 120
Specielle Charakteristik der Sitten des sächsischen, brandenburgischen, würtembergischen, österreichischen Adels 124
Hohes Spiel und Verschwendungssucht des Adels 126
Beispiele von Ehrlosigkeit und Gesetzesverachtung unter dem Adel . . . 126
Adlige Abenteurer und Glücksritter 129
Die geistige Bildung des deutschen Adels in der damaligen Zeit . . 133
Gesellschaftliche Stellung des Adels zu den übrigen Klassen 137
Physischer und geistiger Verfall der Aristokratie als Folge ihrer Demoralisation 138
Zusammenhang der sittlichen Haltung der Höfe mit ihrer politischen Stellung; Charakteristik der verschiedenen Höfe nach dieser doppelten Beziehung 141
Die Glaubenswechsel deutscher Fürsten eine Ursache wachsender Sittenverderbniß an den Höfen 143
Die kleineren weltlichen und die geistlichen Höfe 146
Der Kaiserhof und der Hof zu Berlin 149

Fünfter Abschnitt. Die bürgerlichen Klassen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. Leibnitz. 177

Allgemeines Bild des geistigen und sittlichen Zustandes der bürgerlichen Klassen beim Beginn und im Verlaufe der ersten Hälfte des 18. Jahrh. 177
Rückblick auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands vor dem 30jährigen Kriege 179
Veränderung dieser Zustände durch den 30jährigen Krieg 180

Seite
Gleichzeitiger Aufschwung der Wissenschaften in andern Ländern 182
Anfänge eines neuen wissenschaftlichen Lebens in Deutschland nach dem 30jährigen Kriege 185
Vergleichung der wissenschaftlichen Zustände Deutschlands zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit denen anderer Länder: Mangel an Originalität und Selbständigkeit bei den deutschen Forschern 189
Specifischer Antheil der Deutschen an dem allgemeinen Fortschritte der exacten Wissenschaften in dieser Periode 195
Die allgemeine Bewegung der Ideen im 17. Jahrh. und ihr Charakter . 197
Leibnitz als Vertreter dieser Epoche geistigen Lebens in Deutschland . . 207
Grundzug der Geistesrichtung und Wirksamkeit Leibnitzens 207
Abriß seiner Entwicklungsgeschichte. Erste Anregungen und früheste Richtung seiner geistigen Thätigkeit 208
Uebergang Leibnitzens aus den gelehrten Kreisen in die große Welt . . 211
Leibnitz am Hofe zu Mainz. Mannigfaltige Wirksamkeit. Hinlenkung auf politisch-vaterländische Ziele. Anknüpfung mit Ludwig XIV. . . . 211
Sein Aufenthalt in Paris und London: mathematische, mechanische und andere Studien 216
Leibnitz in Hannover. Praktische Geschäftsthätigkeit. Wirken im Dienste particularistisch-dynastischer Interessen. Nochmalige Annäherung an Ludwig XIV. 218
Rückkehr Leibnitzens zu seinen großen nationalen, wissenschaftlichen und weltbürgerlichen Plänen 222
Unterstützung dieser Richtung Leibnitzens durch seine Beziehungen zu Ernst August von Hannover 222
Hauptzüge der universellen Geistesthätigkeit Leibnitzens 224
Rückblick auf das Leben und die Wirksamkeit Leibnitzens 231
Die wahre culturgeschichtliche Bedeutung der praktischen Thätigkeit Leibnitzens 235
Leibnitz als Philosoph 237
Allgemeine Charakteristik seiner Philosophie. Einwirkung äußerer Einflüsse auf dieselbe 237
Verschiedenartige speculative Einwirkungen auf Leibnitz und sein Verhalten zu denselben 242
Die Monadenlehre Leibnitzens 243
Leibnitz über das Verhältniß der Seele zum Körper, die menschliche Freiheit und die göttliche Vorsehung. Sein System der prästabilirten Harmonie und seine Theodicee 251

Sechster Abschnitt. Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche

Seite

seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus 269

Rückblick auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens überhaupt im 17. Jahrh. Die katholische Kirche und ihr Verhältniß zu der protestantischen . . . 269
Der Katholicismus in Deutschland, verglichen mit dem französischen . . 270
Günstige Stellung der katholischen Kirche in Deutschland gegenüber der protestantischen 271
Proselytenmacherei der katholischen Kirche und deren Erfolge 273
Bestrebungen zur Zurückführung der Protestanten in Masse unter die Herrschaft Roms: Pläne einer Union zwischen beiden Religionstheilen . . 275
Scheitern der Unionsversuche 282
Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten durch die Katholiken . 283
Die protestantische Kirche. Versuch einer abschließenden Feststellung derselben durch die Concordienformel. Zweck und Tendenz dieser Bekenntnißschrift 285
Charakter des Lutherthums nach der Concordienformel und Stellung der andern Richtungen des Protestantismus zu demselben 288
Umsichgreifen der reformirten Kirche in Deutschland und dadurch entstehende Spaltung unter den Protestanten 290
Versuche zur Vereinigung beider protestantischen Religionstheile und deren Scheitern 291
Neue Versuche einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten und deren abermaliges Scheitern 295
Reformatorische Bewegungen innerhalb des Lutherthums 303
Die Vertreter eines wahrhaft praktischen Christenthums 304
Mystiker und Schwärmer 305
Wissenschaftliche Opposition G. Calixt's 307
Zusammenstellung Calixt's mit den Jansenisten 308
Calixt's Bestrebungen für Praktischmachung der Theologie 309
Versuch der Orthodoxen, durch eine neue Bekenntnißschrift die Lehre Calixt's zu unterdrücken 310
Mißlingen desselben 311
Phil. Jac. Spener 312
Sein Charakter 313
Sein reformatorisches Wirken 314
Die Collegia pietatis 316
Ausbreitung der Spenerschen Ideen in Schriften. Seine Pia desideria . 317
Angriffe und Beschuldigungen der Orthodoxen gegen Spener und seine Anhänger. — Aufkommen der Namen: Pietismus und Pietisten . . . 319
Verhalten der Regierungen zu diesen Streitigkeiten 321
Theologische Kämpfe Spener's mit den Orthodoxen 322

Seite
Der Pietismus auf dem Katheder 325
Das collegium philobiblicum zu Leipzig, H. A. Francke, Anton, Schade 326
Vertreibung der Spenerianer von Leipzig; Begründung der Universität Halle durch sie und Chr. Thomasius 327
Allgemeiner Charakter des Pietismus. Seine sittlichen und socialen Wirkungen 328
Bürgerlicher Charakter des Pietismus 331
Bedenkliches Verhältniß des Pietismus gegenüber den vornehmen Klassen 336
Ursache dieses Mißverhältnisses: die politische Stellung des Pietismus und deren Folgen 338
Vergleichung des Pietismus in diesem Betracht mit dem englischen Puritanismus 339
Verhalten des Pietismus zu den Fragen der Kirchenverfassung 340
Die Herrnhuter 344

Siebenter Abschnitt. Die Anfänge der sogenannten Aufklärung: Chr. Thomasius 346
Anfänge der sogenannten Aufklärung in Deutschland 346
Ihr Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert 347
Chr. Thomasius. Seine erste Bildung und akademische Wirksamkeit . . 348
Sein erster Angriff auf die todte Gelehrsamkeit und den übermäßigen Gebrauch der alten Sprachen 351
Seine „Monatsgespräche". Thomasius als Begründer des deutschen Journalismus 352
Thomasius in Halle. Seine Bemühungen für sittliche und wissenschaftliche Hebung der studirenden Jugend 359
Sein Antheil an der Erhebung Halles zur Universität und an der Besetzung der Lehrerstellen daselbst 360
Seine größeren wissenschaftlichen Schriften über Philosophie, Moral und Naturrecht 361
Religiöser Standpunkt des Thomasius 364
Seine Bestrebungen für Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und für Gewissensfreiheit 366
Seine Wirksamkeit für Abschaffung der Hexenprocesse 368
Seine Ansichten über die Folter 374
Vergleichung zwischen Thomasius und Leibnitz 375
Allgemeine Charakteristik der Bestrebungen des Thomasius und der von ihm ausgegangenen sogenannten „Aufklärung" 380

Achter Abschnitt. Weitere Ausbreitung und Entwickelung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. a. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die

Seite

Philosophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion: seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittliche Seite der Wolfschen Philosophie 384

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. a. 384

Verbreitung freidenkerischer Ansichten in den vornehmen und den untern Klassen 391

Ebenso im Mittelstande 392

Auftreten Chr. Wolf's 394

Dessen Bildungsgang und Strebeziel 394

Charakter und Einfluß der Wolfschen Philosophie, erklärt aus dem Wesen der deutschen Bildung 395

Stellung der Wolfschen Philosophie zur Religion 400

Wolf und die Pietisten zu Halle 401

Charakter des Halleschen Pietismus. Das Franckesche Waisenhaus und die Verbindung religiöser und realistischer Elemente in demselben . . 402

Verhältniß des Pietismus zur Philosophie 405

Kampf der Halleschen Pietisten gegen Wolf 405

Dessen Vertreibung aus Preußen 407

Fortgesetzter Kampf der Theologen gegen die Wolfsche Philosophie . . 408

Entgegengesetzte Einflüsse 409

Wolf's Rückkehr nach Halle 411

Wolf's philosophischer Standpunkt, verglichen mit dem Leibnitzens . . . 412

Seine Ansichten über die Stellung der Philosophie zur Theologie . . . 412

Seine Kritik des Wunder- und Offenbarungsglaubens 413

Seine Ansichten von dem Verhältniß der Seele zum Körper 415

Culturgeschichtlicher Werth des Wolfschen Systems von seiner moralphilosophischen Seite 419

Neunter Abschnitt. Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die Moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirch's, Wernicke's u. a. — Wiedererwachen einer natürlicheren Dichtweise: Günther, Brockes, Richey, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im großen Stile: J. Chr. Gottsched. Sein Kampf mit den Schweizern 427

Wachsendes Bedürfniß der gebildeten Klassen nach sittlichen und geselligen Verbesserungen 427

Seite
Die Moralischen Wochenschriften: ihre Entstehungsweise und ihr Charakter 429
Ihre Bedeutung als Organe des Bürgerthums 431
Vergleichung der deutschen Moralischen Wochenschriften mit den englischen. 434
Wiedererwachen der nationalen Dichtung 438
Rückblick auf die Geschichte der deutschen Poesie. Die bürgerliche Dichtung des 16. Jahrhunderts 438
Absterben derselben. — Ihre letzten Spuren im 17. Jahrhundert, und Unterschied dieser Dichtungen von denen des 16. Jahrhunderts . . . 438
Die geistliche Dichtung 439
Mangel poetischer Motive aus dem Leben und dessen Folgen für die volksthümliche Dichtung 440
Anfänge einer gelehrten Dichtkunst und deren Charakter 442
Vergleichung der verschiedenen Stadien dieser gelehrten Dichtung mit einander. Die erste und die zweite schlesische Schule 443
Die höfische und conventionelle Poesie. Das Gelegenheitsgedicht . . . 446
Anfänge einer natürlicheren Poesie 452
Die Satire: Neukirch und Wernicke 452
Die Lyrik. Chr. Günther 453
Die Hamburger und Schweizer, Brockes, Haller, Richey, Hagedorn u. a. 457
J. Chr. Gottsched und sein Versuch der Schaffung einer „deutschen Nationalliteratur". 461
Gottsched's vielseitige Wirksamkeit in Leipzig 462
Gottsched als literarischer Tonangeber Deutschlands 463
Seine Bestrebungen für Verbesserung der Sprache 464
Gottsched's Idee einer deutschen Nationalliteratur. — Warum Deutschland noch nicht, wie Frankreich, eine solche haben konnte 465
Gottsched's Wirksamkeit für die Bühne und ihre Erfolge 467
Der damalige Zustand des deutschen Theaters. Die Wandertruppen. Die Hauptstaatsactionen und die Possenspiele 467
Die Neubersche Truppe und Gottsched's Anknüpfungen mit ihr 469
Einführung von Dramen im höheren Stil auf der deutschen Bühne durch Gottsched 470
Die Resultate der von Gottsched durchgeführten Theaterreform 471
Lessing's und Möser's Ausspruch über die Verdrängung des Volksschauspiels 472
Gottsched als Kritiker 473
Gottsched's Ansichten von der Dichtkunst 474
Sein Streit mit den Schweizern 475

Zehnter Abschnitt. Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks in der Zeit bis 1740. 479
Allgemeiner Charakter der geistigen Wiedererhebung des deutschen Volkes im 18. Jahrhundert 479

Seite
Volksthümlicher Ursprung dieser Bewegung, Mangel eines centralisirenden Ausgangspunktes und einer Initiative der Höfe 480
Tonangebender Einfluß der Universitäten und der großen Handelsstädte . 482
Fortentwickelung der Bildung in diesem Zeitraume von der strenggelehrten zur encyklopädischen und populären 483
Zustand des öffentlichen Unterrichtswesens. Das Volksschulwesen auf dem Lande und in den Städten 485
Die gelehrten Schulen 486
Die Universitäten 491
Ziele und Resultate des allgemeinen Bildungsstrebens dieser Zeit . . . 495
Sittliche Folgen der wachsenden Aufklärung: Entstehung eines gebildeten Mittelstandes 496
Gesinnungslosigkeit der oberen Klassen 509
Mangel an Selbstachtung in den bürgerlichen Ständen: Rang- und Titelsucht; Ceremoniell und Formenwesen 510
Allmäliger Sieg der wachsenden Bildung über diese und ähnliche Uebelstände 514
Versuch einer Schilderung des häuslichen Lebens in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts 517
Sittliche Zustände in den Familien 518
Die häusliche Erziehung 521
Weibliche Bildung 524
Verfahren der Aeltern in Bezug auf Berufswahl und Verheirathung der Kinder 527
Allgemeine Zeitansichten über die Ehe 527
Formalitäten bei der Eingehung von Ehen 528
Die Geselligkeit in und außer dem Hause 529
Die Familienschmäuse 530
Veränderungen in den herrschenden Sitten seit Anfang des 18. Jahrh. 531
In Bezug auf die Wohnungen 531
In Bezug auf die Tracht 534
Folgen des übertriebenen Luxus der Mittelklassen 535
Physiognomie der Hauptorte Deutschlands in Bezug auf Luxus . . . 536
Geselligkeit 540
Allgemeiner Zustand der Künste in Deutschland zu jener Zeit. Die bildenden Künste 542
Anfänge einer nationalen Richtung in der Musik. S. Bach und Händel als Meister der Hausmusik 543

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Klassen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.

Allgemeine Charakteristik der beiden Elemente der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts.

Was einem Beobachter der Gesellschaftszustände Deutschlands am Anfange des 18. Jahrhunderts zuerst in die Augen fällt, Das ist der schroffe Gegensatz, welcher sich in Bezug auf Sitte und Lebensweise, gesellschaftliche Ansprüche und moralische Anschauungen zwischen den vornehmen Kreisen — den Höfen und dem Adel — mit wenigen Ausnahmen, und dem übrigen Volke oder den sogenannten bürgerlichen Klassen kundgiebt. Nicht genug, daß jene sich auf jede Weise, in der Gesellschaft wie im Staate, über diese erheben, diese zurückstoßen und verachten — es hat geradezu das Ansehen, als gehörten beide nicht einem und demselben Volke an, so groß ist die Kluft, welche in ihrer ganzen Bildung und Gesittung die einen von den andern trennt. Die vornehmen Klassen (wir sprechen natürlich immer von der tonangebenden Mehrheit) erscheinen durch und durch französisch in Sitten, Gewohnheiten, Tracht, Sprache und geselligen Formen, mit allen ihren Neigungen und Empfindungen, mit ihrem Geschmack und ihrem Bildungsstreben lediglich dem Auslande zu- und von dem vaterländischen Wesen abgekehrt. Und es ist nicht eine zufällige, persönliche Liebhaberei, was ihnen diese Vorliebe für das Fremde und diese Verachtung des Heimischen eingiebt, sondern sie glauben damit einen natürlichen Beruf ihrer gesell-

Die vornehmen Kreise.

schaftlichen Stellung zu erfüllen; sie halten es für ihre Pflicht, zwischen sich und den andern Klassen eine tiefe Kluft zu befestigen, und meinen, dies nicht besser thun zu können, als indem sie das Beispiel jener Aristokratie nachahmen, welche in Bezug auf die Absonderung vom Volke damals das Höchste leistete — der französischen. Sie verachten die heimische Bildung und Gelehrsamkeit, die heimische Wissenschaft und Kunst — nicht blos, weil französischer Witz und italienische Melodien ihre Phantasie und ihr Ohr angenehmer kitzeln, als die noch ungefügeren Formen deutscher Dichtung und die einfacheren und ernsteren Klänge deutscher Musik, sondern fast mehr noch darum, weil sie es gemein finden, dasselbe zu treiben und zu lieben, womit das „Volk" oder der „Pöbel" (wie sie die übrigen Stände nennen) sich beschäftigt und vergnügt. Sie verletzen die Gesetze bürgerlicher Sitte und Ehrbarkeit, aber sie verletzen sie nicht blos, sondern verhöhnen sie auch, indem sie die Scheu davor als eine Albernheit, als das Zeichen einer unedelmännischen und unmodischen Gesinnung verlachen und bespötteln, indem sie aus der Zuchtlosigkeit einen Ehrenpunkt und ein Privilegium für sich machen.

Die bürgerlichen Stände.

Die bürgerlichen Stände ihrerseits erscheinen, dieser ausländischen Verderbtheit der höheren Kreise gegenüber, beim Beginne des Zeitraums, den wir schildern, nur als unzulängliche Vertreter der nationalen Bildung und Gesittung. Ein Theil von ihnen ist von der Vorliebe für das Ausländische angesteckt oder strebt doch bewundernd und neidisch den tonangebenden Klassen nach. Ein anderer Theil ist in Rohheit versunken und dient dadurch jener blendenden Modebildung zur erwünschten Folie. Die besseren Elemente fangen nur eben erst an, aus der Erstarrung und Verdumpfung, in welche unglückliche Zeitereignisse und eine mißleitete Entwicklung des nationalen Geistes sie gestürzt hatten, sich emporzuarbeiten, aber noch fehlt ihnen der rechte Zusammenhang unter einander, noch fehlt ihnen das kräftige Selbstgefühl ihres Werthes und das klarbewußte Ziel ihres Strebens.

Das Verhältniß beider Klassen zu einander in älterer Zeit.

In keiner andern Periode der deutschen Geschichte war die Sonderung der Stände so auffallend und in ihren Wirkungen so verhängnißvoll gewesen. In den früheren Zeiten des Mittelalters hatte die gleiche Einfachheit und Rohheit der Sitten die beiden, wenn auch politisch getrennten, Theile der Nation gesellschaftlich und moralisch einander genähert und die Grenze zwischen beiden oft bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Später, um die Zeit des

Interregnums, als die größten und glänzendsten fürstlichen Geschlechter durch lange innere Kämpfe gebrochen, der Adel durch eine Periode der Gesetzlosigkeit zum großen Theil verwildert war, hatte das Bürgerthum, repräsentirt in einer Anzahl blühender und mächtiger Städte, sich in Bildung, Sitte und gesellschaftlichen Formen nicht nur von den Höfen und dem Adel unabhängig gemacht, sondern sogar eine Art von tonangebender Stellung über beiden errungen. Städte wie Nürnberg, dessen Bürger nach dem rühmenden Zeugniß eines Ausländers „besser lebten und stattlicher wohnten, als die Könige Schottlands", oder wie Augsburg, dessen fürstliche Kaufleute, die Fuggers, eine Pracht entfalteten, welche selber einem Karl V., dem Herrn der reichsten Länder der Erde, ein bewunderndes Staunen abnöthigte, waren damals vollgültigere Musterstätten edler Sitte und feiner Weltbildung, als die Mehrzahl der Edelsitze und der Fürstenhöfe Deutschlands. Während von dem Adel und sogar von den Landesherren ein großer Theil sich noch kaum über die rohen Sitten des mittelalterlichen Ritterthums und die knappe Dürftigkeit einer mehr als einfachen Lebensweise erhob, war unter den Bevölkerungen der großen Freien Städte bereits ein behaglicher und solider Luxus in Wohnung, Kleidung und Lebensgewohnheiten, eine veredelte Geselligkeit und ein reges Streben nach geistiger Bildung verbreitet. Durch die Handelsbeziehungen, welche die meisten dieser Städte mit den wichtigsten Stapelplätzen des Auslandes unterhielten, kam die Kunde von allen Fortschritten in Kunst und Wissenschaft am frühesten dorthin, und selber in der Geschicklichkeit diplomatischer Verhandlungen und dem feineren Umgangstone der vornehmen Kreise Europas konnte mancher Bürger Nürnbergs oder Lübecks mit manchem Edelmann an einem deutschen Hofe sich messen*).

Ansehen und Einfluß des reichsstädtischen Bürgerthums vom 13. bis ins 16. Jahrhundert.

Wachsende Macht des Gelehrtenstandes.

Eine andere Quelle wachsender Macht des Bürgerthums wurden die Universitäten, deren Zahl und Bedeutung gegen das Ende des Mittelalters immer mehr zunahm. Der Gelehrte, der Träger einer Bildung, welche je länger je allgemeiner gesucht und geschätzt ward, erhob sein Haupt eben so stolz wie der Edelmann und

*) Vergl. den Aufsatz „Albrecht Dürer und seine Zeit", von Stark, in der „Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation", 1851—52, 2. Bd., und die Biographie Christoph's v. Scheurl, 1854.

machte diesem den Platz im Rathe des Fürsten, auf den Sesseln der Richter, bei den wichtigsten diplomatischen Unterhandlungen streitig. Aus dem Schooße der juristischen Facultäten gingen Geheime Räthe und Kanzler hervor, und die Doctoren der Rechte erhielten adeligen Rang trotz der Proteste, welche der Geburtsadel dagegen erhob*).

Bürgerlicher Charakter der Reformation.

Die Reformation hatte dieses Uebergewicht des Bürgerthums über die höheren Stände in gewisser Hinsicht vollendet und befestigt. Sie ging von Männern des Bürgerstandes, von schlichten Gelehrten und Geistlichen aus. Die Fürsten und Edelleute, welche sich der Bewegung anschlossen, ein Friedrich von Sachsen und ein Philipp von Hessen, ein Hutten und ein Sickingen, sahen zu jenen schlichten Gelehrten und Geistlichen wie zu ihren Führern und Gewissensräthen empor, holten deren Gutachten nicht blos in geistlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten ein und unterwarfen sich ihrem Richterspruche in Fragen der Moral wie der Politik. Und die Reformatoren wußten die ihnen eingeräumte Autorität wohl zu gebrauchen. Sie maßen mit dem gleichen sittlichen Maßstabe Hohe und Niedere und forderten von den ersten Fürsten des Reichs ebenso gut Unterwerfung unter die richtende und strafende Gewalt der Kirche, wie von dem Niedrigsten aus dem Volke. Hohe Geburt oder ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung war in ihren Augen kein Freibrief, um sich von der Rücksicht auf die allgemeine Sitte und von dem Gehorsam gegen das für Alle gegebene Moralgesetz loszusagen.

Gleichartigkeit der sittlichen Zustände bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der damaligen Zeit.

Die herrschenden Leidenschaften und Ausschweifungen waren damals so ziemlich allen Klassen der Gesellschaft gemein. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Völlerei und Sittenrohheit war die gewöhnliche Untugend ebensowohl des Edelmannes und Fürsten, wie des Bürgers und Bauers. Leichtfertigkeiten in der Liebe kamen in diesen wie in jenen Kreisen vor und trugen hier wie dort den gleichen Stempel eines rohen, ungebändigten Naturtriebes: von den künstlichern, verfeinerten Formen, unter denen eine spätere Zeit derartige Verhältnisse wie ein Privilegium und einen Schmuck der vornehmen Gesellschaftskreise behandelte, war damals noch keine Rede.

*) Urkundliche Quellen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts bei Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus“ (1853—54), 1. Theil, S. 47 u. 154.

Wetteifer der vornehmen Stände mit den bürgerlichen in Bildung und Gelehrsamkeit.

Der allgemeine Aufschwung des geistigen Lebens, welchen die Reformation erweckt hatte, bemächtigte sich auch der herrschenden Klassen und trieb sie zu einem edlen Wetteifer mit den bürgerlichen an. Die früher weit verbreitete Meinung, daß es für einen Mann von adeliger Geburt nicht anständig sei, sich mit Büchergelehrsamkeit zu plagen, und daß es selber für einen Fürsten hinreiche, seinen Namen unterschreiben und sein Brevier buchstabiren zu können, wenn er nur in ritterlichen Künsten wohl geübt sei, verlor immer mehr an Ansehen und Geltung. Junge Prinzen und Edelleute strömten zu den neuaufblühenden Schulen und Universitäten und suchten, von einem edlen Ehrgeiz entflammt, nicht blos die für ihren nächsten Beruf nothwendigen Kenntnisse, sondern auch möglichst viele Elemente einer allgemeinen Bildung sich anzueignen. Der junge Landgraf Moritz von Hessen war so wohl unterrichtet, daß er in seinem fünfzehnten Jahre eine öffentliche Prüfung vor den Professoren zu Marburg im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in Poesie, Logik, Ethik, Geschichte und allen Gebieten der Theologie mit großer Auszeichnung bestand, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig erregte ebenfalls schon in seiner Jugend wegen seines vielseitigen Wissens und seines regen Geistes die Bewunderung der Gelehrten, deren eifriger und einsichtiger Gönner er in seinem reiferen Alter ward*).

Dieser glückliche Zustand einer Vereinigung aller Klassen des Volks in dem gleichen Streben nach Bildung, der gleichen Achtung vor dem bürgerlichen Sittengesetz, der vorwiegenden Ehrbarkeit und Einfachheit Lebens war leider nur von kurzer Dauer. Die Reformation, wie sehr sie auf der einen Seite der Kräftigung des bürgerlichen Geistes und der Verbreitung einer gleichmäßigen Bildung und Gesittung über alle Stände günstig gewesen war, hatte doch nach einer andern Seite hin den ersten Anstoß zur Entwicklung von Zuständen ganz entgegengesetzter Art gegeben.

Beginnende Sonderung der Stände.

Die deutschen Landesherren, durch jene Bewegung und die ihr folgenden Ereignisse mit einer viel größeren Machtvollkommenheit bekleidet, als sie jemals besessen**), kamen all-

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd. S. 52; Henke, „Georg Calixt und seine Zeit", 1. Bd. S. 39.

**) S. den 1. Band dieses Werkes, S. 69, wo ebenso die politischen und staatsrechtlichen, wie hier die sittlichen Folgen dieser Veränderung auseinandergesetzt sind.

mälig und beinahe unvermerkt auf den Gedanken, daß es sich für sie wohl schicken möchte, auch in Sitte, Lebensweise und äußerem Ceremoniell einen veränderten Ton anzunehmen und von der Masse des Volks sich mehr, als bisher, zu scheiden. Zugleich gab ihnen diese Machtvermehrung die Gelegenheit an die Hand, mit größerer Leichtigkeit als zuvor sich die Mittel eines gesteigerten Wohllebens zu verschaffen.

Einfluß der veränderten politischen Machtverhältnisse der Fürsten auf ihre gesellschaftliche Stellung zum Volke.

Entstehung eines Hof- und Beamtenadels.

Der Adel, durch die Reformation aus dem Genusse reicher Pfründen vertrieben, suchte Entschädigung dafür in der Besitzergreifung einträglicher und einflußreicher Aemter, verdrängte allmälig das Bürgerthum aus einer dieser Stellen nach der andern und nahm zuletzt fast alle Plätze um die Person des Fürsten und in seiner Nähe für sich in Beschlag. Auch das Band, welches zwischen Adel und Bürgerthum die gemeinsame Vertheidigung gemeinsamer Rechte auf den Landtagen geknüpft hatte, lockerte sich im Laufe der Zeit, da theils das ständische Institut, der erstarkten fürstlichen Macht gegenüber, immer ohnmächtiger ward, theils auch der Adel selbst nach und nach es immer mehr vorzog, seine ständische Stellung zur Erlangung von Sonderrechten für sich zu benutzen, statt mit dem Bürgerstande Hand in Hand gegen die Uebergriffe der landesherrlichen Gewalt zu kämpfen. So trat allmälig in den meisten Ländern an die Stelle einer auf ihre eigene Unabhängigkeit und auf die allgemeinen Landesrechte eifersüchtigen Ritterschaft ein Hof- und Beamtenadel, der, nach oben unterwürfig, nach unten brutal und rangstolz, sich immer schroffer von den übrigen Ständen absonderte, immer enger an die Person des Fürsten anschloß.

Verminderter Einfluß der Theologen an den Höfen.

Der Einfluß der Theologen auf die Fürsten, in den Zeiten der Reformation ein so wichtiges Element der Annäherung der Stände an einander und der Erhaltung bürgerlicher Sitte auch in den herrschenden Kreisen, verlor in dem Maße an Kraft, wie die Religion in den Augen der Fürsten mehr und mehr zu einem Mittel der Politik, unter den Händen der Theologen selbst aber zu einem Gegenstande der Schule, statt des Lebens, des gelehrten Gezänkes um Bekenntnißformeln, statt der sittlichen Veredlung des Menschen, herabsank. Wenn früher die weltlichen Machthaber nicht nur ihr Privatleben, sondern sogar ihre Politik nach den Ermahnungen ihrer geistlichen Rathgeber eingerichtet hatten, so trat, je weiter man sich von der Reformationszeit entfernte, immer häufiger der Fall ein, daß die letzteren ihre sitt-

lichen, bisweilen sogar ihre religiösen Ansichten den Wünschen und Interessen ihrer gebietenden Herren anbequemten und aus Gewissensräthen der Fürsten Schmeichler derselben und feile Höflinge wurden*). Um den Preis einer Unterstützung durch den weltlichen Arm der Fürsten bei der Verfolgung Andersgläubiger (was je länger je mehr das Hauptgeschäft auch der protestantischen Geistlichkeit ward) zeigten sich die Theologen bereit, auch die gröbsten sittlichen Ausschweifungen der hohen Herren zu verzeihen und zu entschuldigen, und während sie gegen das „gemeine Volk" die strafende Gewalt der Kirche ungemildert aufrecht erhielten, ja wo möglich verschärften, ließen sie in ihrer Sittenstrenge gegen die vornehmen Klassen merklich nach, sei es aus persönlicher Schwäche und Eigensucht, sei es, weil sie den Verfall ihres geistlichen Ansehens selbst erkannten und lieber freiwillig auf dessen Ausübung verzichten, als durch fruchtlose Ermahnungen sich und ihr Amt bloßstellen wollten**). Bisweilen berief sich wohl auch ein protestantischer Fürst,

*) Der Hofprediger Johann Georg's I. von Sachsen, Hoë von Hohenegg, veranstaltete 1631 auf den Befehl des Kurfürsten ein Religionsgespräch mit den Reformirten, weil der Kurfürst deren Hülfe nöthig zu haben glaubte, und schloß den Bericht darüber mit den salbungsvollen Worten: „Der Gott des Friedens gebe Gnade, daß wir alle in ihm Eins werden!" Drei Jahre darauf, als der Kurfürst von dem Heilbronner Bündniß mit den Reformirten gern wieder los sein wollte, donnerte derselbe Hoë: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und Gewissen, und nichts Anderes, als, dem Urheber der calvinischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten". (A. Menzel, „Neuere Gesch. der Deutschen", 8. Bd. S. 224.)

**) Ueber die parteiische Nachsicht der Theologen gegen die Vornehmen klagt schon Moscherosch in seiner satirischen Schrift: „Philanders von Sittenwald Gesichte" (1642), 1. Bd. S. 401. Auch Keyßler in seinen „Neuen Reisen durch Deutschland" (1738), S. 106, spricht von fürstlichen Beichtvätern, „welche zu schmeicheln wissen". Eins der stärksten Beispiele solcher Schmeichelei liefert folgende Geschichte, welche, nach Büsching's Zeugniß, Bülau in den „Geheimen Geschichten", 6. Bd. S. 481 erzählt. Ein Graf von Schaumburg-Lippe hatte aus Versehen einen Menschen, den er für ein Stück Wild gehalten, durch einen Schuß getödtet. Der Geistliche, den er zu seiner Gewissensbeschwichtigung kommen ließ, redete ihm ein: er möge sich keine Scrupel machen, da er ja ohne Absicht gehandelt habe, „außerdem aber auch Herr über das Leben seiner Unterthanen sei". Das überbietet noch jene Aeußerung des Beichtvaters Ludwig's XIV., welcher dem König, der einmal über eine neue Belastung des Volks sich Bedenken machte, zum Troste sagte: er sei Herr über alles Vermögen seiner Unterthanen, und es sei eine besondere Gnade von ihm, wenn er denselben nur einen Theil davon nehme und das Uebrige lasse. Selber der Graf

um den unbequemen Mahnungen eines gewissenhafteren Beichtvaters zu entgehen, nach dem Beispiele Heinrich's VIII. von England auf sein Recht als oberster Landesbischof und behauptete mit herrischem Trotze, für sein sittliches Verhalten Niemandem verantwortlich zu sein, als seinem eigenen Gewissen*).

Wachsender Verkehr deutscher Fürsten mit auswärtigen Höfen.

Die Religionskämpfe, welche aus der Reformation entsprangen, hatten die deutschen Fürsten in lebendigere Beziehungen zu ausländischen Mächten versetzt. Die katholischen Fürsten suchten ihren Stützpunkt in der Verbindung mit Spanien; die protestantischen fühlten sich zu Frankreich und England, als den natürlichen Gegnern der habsburgischen Macht, hingezogen. Verhandlungen mannigfacher Art fanden zwischen fremden und deutschen Höfen statt. Diplomatische Agenten reisten von den einen zu den andern hin und wieder. Diese immer häufiger werdenden Besuche deutscher Cavaliere an auswärtigen, fremder Cavaliere an deutschen Höfen konnten nicht ohne Einfluß auf die Gewohnheiten und Ideen der deutschen Fürsten und des sie umgebenden Adels bleiben. Auch die deutschen Kriegsschaaren, die, theils geworben, theils von den protestantischen Fürsten ihren Glaubens- und Bundesgenossen zur Hülfe gesandt, nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten fremde Sitten von dort nach Deutschland mit.

Reisen ins Ausland.

Die allgemeine geistige Bewegung, welche seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften Europa ergriffen hatte, äußerte ihre Wirkungen unter Anderem auch darin, daß sie die verschiedenen Länder einander mehr näherte und eine gewisse Gemeinsamkeit der Ideen und der Bestrebungen in der ganzen civilisirten Welt hervorrief. Ein lebhafterer Verkehr der gebildeten Stände von Land zu Land war davon die natürliche Folge. Reisen in fremde Länder wurden allmälig ein unentbehrliches Mittel, wie für die wissenschaftliche Ausbildung des Gelehrten, so für die welt- und staatsmännische des künftigen Regenten, Diplomaten oder Hofmannes. Deutschland besonders sah seine Gelehrten,

---

fühlte das Unwürdige jenes theologischen Trostgrundes und schickte nach einem andern Geistlichen, der allerdings seine Pflicht besser versah.

*) Dies that z. B. Eberhard Ludwig von Würtemberg, als ihm sein Hofprediger Vorstellungen wegen seines Verhältnisses zu dem Fräulein v. Grävenitz machte. (Spittler, „Geschichte Würtembergs", Anhang, S. 13.)

seine Prinzen und Edelleute nach allen Richtungen hin ins Ausland pilgern, um ihre Kenntnisse zu vermehren, ihre Sitten zu verfeinern und sich den Ruf zeitläufiger Bildung zu verschaffen, wozu ein Aufenthalt in fremden Ländern ein wesentliches Erforderniß war. Diese Reisen wurden um so häufiger, als wie Deutschland, welches eine Zeit lang an der Spitze der geistigen Bewegung Europas gestanden hatte, diesen Vorzug immer mehr einbüßte und hinter andern Staaten in Wohlstand, Bildung und Glanz des Lebens zurückblieb.

Ein gewöhnliches Ziel solcher Pilgerschaft waren die Niederlande, dieser junge Freistaat, der durch seine raschen Fortschritte in Handel und Gewerbfleiß, durch die kräftige Entwicklung seiner Schifffahrt, durch den Glanz und die Zierlichkeit seiner Städte, durch den hohen Aufschwung seiner Universitäten, durch die rührige Thätigkeit seiner Bevölkerung je mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und den Neid so manches Fürsten erregte, dem es „beschämend für die Monarchien schien, den Preis des Wohlstandes und der Bildung einer Republik zu überlassen" *).

Nach anderer Seite hin und mit andern Reizen lockte den Reisenden das Land der ehemaligen Römerzüge deutscher Kaiser, Italien. Dort prunkten mit den Resten alter Pracht und Ueppigkeit die adelsstolzen Republiken Venedig und Genua; dort bewährten noch immer ihren alten Ruf eifriger Pflege der Kunst und Wissenschaft die glänzenden Höfe der Medicis und der Farnese; dort strahlte in unvergänglicher Herrlichkeit, zwei Weltalter in sich verschmelzend, das ewige Rom, das Ziel der Sehnsucht ebenso für den glaubenseifrigen Katholiken wie für den Bewunderer des classischen Alterthums. In jenen gesegneten Gefilden lachte froher sinnlicher Lebensgenuß, gewürzt durch Kunst und feine gesellige Sitte, und, duldsamer, als der oft finstre Protestantismus des Nordens, wußte der phantasievolle Glaube des Südens die Formen einer strengen Andacht mit den Freuden einer heitern Weltlichkeit zu vereinigen.

Auch das unter seiner großen Königin in Gewerben und Künsten mächtig aufblühende England und der glänzende Hof Elisabeth's und ihrer Nachfolger, der Stuarts, blieben selten unbesucht. Vor Allem je-

*) Worte des Landgrafen Moritz von Hessen (Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd. S. 53). Vergl. Tholuck a. a. O. 2. Bd. S. 204.

doch ging der Zug der deutschen Fürsten und Cavaliere schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unaufhaltsam nach Frankreich. Die dortigen Hochschulen, Hauptsitze des römischen Rechts, welches auch in Deutschland je mehr und mehr das altherkömmliche einheimische vollends verdrängte, zugleich Pflanzschulen feiner Sitten und galanter Fertigkeiten (während die deutschen Universitäten immer tiefer in Rohheit und Pedantismus versanken), lockten die studirende Jugend der höheren Stände Deutschlands schaarenweise an sich. Der französische Hof suchte eifrig politische Anknüpfungen mit den deutschen Fürstenhäusern, um durch solche Bündnisse ein Gegengewicht gegen die Macht des Hauses Habsburg zu bilden, und wenn diese Beziehungen nur vereinzelte und schwache waren, so lange die Valois in Frankreich herrschten, so wurden sie dagegen außerordentlich lebhafte und ausgebreitete, als in Heinrich IV. ein Anhänger und Beschützer des reformirten Bekenntnisses den französischen Thron bestieg und die Sympathien und Hoffnungen aller glaubensverwandten Höfe Deutschlands an sich fesselte *).

Anfängliche gute Folgen dieser Reisen.

Eine Zeit lang erwiesen sich die Wirkungen dieses Verkehrs deutscher Fürsten mit dem Auslande als überwiegend wohlthätige und nur in einzelnen Fällen als nachtheilige. Die Fürsten und ihre Umgebungen schienen nur das Gute der Fremden nachzuahmen, ohne sich von ihren Fehlern verführen zu lassen; sie veredelten ihre Bildung, ihren Geschmack, ihre Geselligkeit durch die besseren Muster des Auslandes, ohne die Einfachheit und Biederkeit der alten heimischen Sitte, das zutrauliche Verhältniß zu ihren Völkern oder die Anhänglichkeit an ihre Muttersprache aufzugeben. Ludwig von Anhalt-Köthen, der Stifter der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, hatte von seinen fast vierjährigen Reisen eine so feine Bildung mitgebracht und dabei doch den deutschen Grundzug seines Wesens so unverkümmert erhalten, daß ein ausländischer Besucher deutscher Höfe im Jahre 1609 von ihm rühmt: „man finde Nichts an ihm, was vom Italiener abwiche, dessen Tugenden, nicht dessen Laster er darstelle; wunderbar verbinde er die leichte italienische Anmuth mit der deutschen Ernsthaftigkeit“ **). Die „Fruchtbringende Gesellschaft“ selbst wäre schwerlich entstanden ohne die per-

*) Barthold, „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft“, S. 11 ff.; Henke, „Calixt und seine Zeit“, 1. Thl. S. 41.

**) L'Ermite: Iter germanicum, bei Barthold a. a. O. S. 37.

sönliche Anschauung des wohlthätigen Einflusses der italienischen Akademien, welche Ludwig und mehrere Mitbegründer jener Gesellschaft auf ihren Reisen kennen gelernt hatten. Die Fürsten von Hessen und Anhalt zogen italienische Baumeister an ihre Höfe und schmückten ihre Residenzen mit geschmackvollen Bauwerken ohne überladenen Prunk. Johann Georg I. von Sachsen sandte eigens Cavaliere nach Italien, um die dortige reinere Musik nach Deutschland zu verpflanzen und dadurch den mangelhaften heimischen Geschmack zu verbessern. Dresden und Kassel sahen englische Komödianten und lernten durch sie, wenn auch wahrscheinlich in ziemlich roher Darstellung, die unsterblichen Dramen Shakespeare's kennen. Moritz von Hessen stiftete, um dem Adel seines Landes und des übrigen Deutschlands eine bessere Bildung zu verschaffen und ihn „der bäuerlichen Rohheit, der Ränke- und Duellsucht und des Junkerübermuths" zu entwöhnen, eine Ritterakademie zu Kassel, in welcher die ernstern Studien mit der Uebung weltmännischer Fertigkeiten, die classischen mit den modernen Sprachen Hand in Hand gingen, welche sogar im Auslande eines hohen Rufs genoß und von vornehmen Jünglingen aus Frankreich, den Niederlanden und England besucht ward *).

Im Gefolge der ins Ausland reisenden deutschen Fürsten und Adligen befanden sich häufig Gelehrte oder doch Männer von allgemeiner Bildung, welche dadurch Gelegenheit erhielten, ihre Kenntnisse zu vermehren und mit den auswärts gemachten Erfahrungen nach ihrer Rückkehr ihre Wissenschaft und ihr Vaterland zu bereichern **).

Den vornehmen Reisenden selbst war es in jener Zeit größtentheils wirklich um einen soliden Gewinn, nicht um einen bloßen flüchtigen Genuß bei ihren Weltfahrten zu thun; sie wollten Kenntnisse einsammeln, ihren Charakter bilden, ihren Geschmack veredeln, nicht blos in den Zerstreuungen und Genüssen fremder Länder schwelgen. Ihr Reiseaufwand und ihre Lebensweise waren mäßig, die Zahl ihrer Begleiter und Diener gering, ihr ganzes Auftreten einfach und bescheiden. Im 16. Jahrhundert pflegte man wohl einen jungen Herrn von Stande, „wenn er groß

---

*) Barthold a. a. O. S. 47 ff., 55 ff. — Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", 1. Bd. S. 141 ff., 271 ff. Kiesewetter, „Gesch. der Musik", S. 78 ff. Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd. S. 55.

**) Tholuck a. a. O. 1. Bd. S. 305.

und bengelhaft geworden" *), mit einem „reisigen Knecht" auf Reisen zu schicken und ihm für den Aufwand eines ganzen Jahres nicht mehr als 100 Thlr. mitzugeben **). Noch zu Anfange des 17. Jahrhunderts finden wir Prinzen aus den ersten Fürstenhäusern Deutschlands statt alles Gefolges lediglich von ein paar Cavalieren, die ihnen als Führer und Aufseher dienen, und von einem einzigen Pagen begleitet ***).

Fortdauernde Einfachheit vieler deutscher Fürstenhöfe bei gesteigerter Bildung.

So fanden sich denn auch die meisten jener reisenden Großen nach ihrer Rückkehr leicht wieder in die alten, einfachen Gewohnheiten ihrer Heimath. Bei manchen blieb sogar von den auswärts gewonnenen Bildungseinflüssen weniger zurück, als man für sie selbst und für ihre Länder hätte wünschen mögen. In Pommern waren trotz mehrfacher Reisen dortiger Fürsten nach Italien und wiederholter Berührungen mit Frankreich nach wie vor Jagd, Trinkgelage und die plumpen Späße ungeschlachter Schalksnarren die einzigen Ergötzungen der Höfe, und der kunstsinnige Herzog Philipp von Stettin stand als eine vereinzelte Erscheinung unter seinen Vettern da. Johann Georg von Sachsen war zwar für einzelne Liebhabereien eines verfeinerten Geschmacks empfänglich geworden, fand aber doch sein Hauptvergnügen immer noch, gleich seinem Bruder Christian, in wüsten

*) Worte einer Reiseinstruction aus jener Zeit: s. Keyßler a. a. O. S. 84.

**) Ebenda.

***) Die Reise, welche der nachmalige Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen als Kurprinz im J. 1601 unternahm, wird von Glasey („Kern der Geschichte des hohen kurfürstlichen Hauses zu Sachsen", 2. Aufl., 1737, S. 257) folgendermaßen beschrieben: „Damit der Prinz auch auswärtiger Potentaten und Republiken Höfe, Regierungsart, Sitten und Gebräuche erkundigen möchte, hat er, nach wohlergriffenem Fundament der Gottesfurcht und Wissenschaften, im 16. Jahre seines Alters mit Rudolphen Vitzthum und Georgen v. Nischwitz, auch dem Leibpagen Chr. R. aus dem Winkel sich aufgemacht und also die Reise durch Thüringen, Franken, Schwaben, Würtemberg, Baiern und Tyrol, fürder in Italien durch Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Padua, Verona, Mantua, Savoyen, Mailand u. a. Orte, verrichtet. Weil er nicht zärtlich, sondern frisch erzogen worden, hat er die Reiseungelegenheiten leichtlich erduldet, so lieb auf Stroh und Bänken als in Betten geschlafen, auch, als incognito reisend, seinen Leuten fast mehr, als sie ihm, aufgewartet, also daß man die Gegenwart eines so großen Herrn nicht hat verspüren können". — Wegen einer Krankheit, die ihn in Mailand befiel, nahm er von da die Rückreise nach Hause und unterließ, Frankreich, England und die Niederlande zu besuchen, wie anfänglich die Absicht gewesen.

Trinkgelagen und Parforcejagden und hatte für ernste wissenschaftliche Beschäftigungen keinen Sinn *).

An manchen Höfen dagegen erblickte man eine dem Auslande abgewonnene höhere Bildung mit unveränderter Einfachheit und Volksthümlichkeit der fürstlichen Lebensweise in wohlthuendem Verein. So bei jenen Herzögen von Schlesien, die, obwohl an solcher Bildung wenigen Fürsten ihrer Zeit nachstehend, gleichwohl die „alte gute Sitte ihres Hauses“ beibehielten, „die Unterthanen an den Ergötzungen der Obrigkeit theilnehmen zu lassen“, die Bürger ihrer Residenz aufs Schloß baten, die Feste der Stadt besuchten und mit den Frauen und Töchtern der Rathsmänner lustig tanzten. Moritz, der Freund und Vertraute des in seinen Sitten so leichtfertigen Heinrich's IV., blieb einfach und sittenstreng, und selber die Prachtliebe, die er an seinem Hofe entfaltete, entsprang mehr politischen Rücksichten als seinem persönlichen Geschmacke. An dem brandenburgischen Hofe bemerkte ein Reisender der damaligen Zeit „würdevolle Einfachheit bei gefälligen Sitten“. Während an der Tafel des Kurfürsten französische Conversation mit deutscher wechselte und das unmäßige Zutrinken und Nöthigen der Gäste verbannt war, indem Jeder nach eignem Belieben — „alla Francese“ nannte man es — sich selbst einschenkte, sah man die jungen Prinzen in ihrer Kleidung mehr als einfach gehalten, weil, wie die Kurfürstin sagte, „man dennoch wohl wisse, daß sie Kurfürstenkinder seien, denen die Tugend und Gottesfurcht viel größere Zier, als die Kleidung, gebe“ **).

Noch andere Höfe freilich zeigten sich schon in dieser Zeit von der Verführung ausländischer Beispiele zu einem ausschweifenden Leben und zu vornehmer Verachtung der ehrbaren deutschen Sitte fortgerissen. In Düsseldorf stritt bereits im 16. Jahrhundert, unter dem schwachen Johann Wilhelm III. und seiner verrufenen Gemahlin Jacobäa von Baden, italienische Ueppigkeit mit französischer Leichtfertigkeit um den Vorrang, und in der Pfalz, wo schon unter Friedrich III. die bis dahin kaum bemerkbare Grenze zwischen Fürst, Adel und Volk viel schärfer gezogen worden war, ging unter seinen Nachfolgern das frühere patriar-

*) Barthold a. a. O. S. 55 ff.

**) Stenzel, „Gesch. des preuß. Staats“, 1. Bd. S. 536. Vehse u. Barthold a. a. O.

chalische Verhältniß vollends unter in der immer höher gesteigerten Nachahmung französischen Wesens*).

Allmälige nachtheilige Einwirkungen des Verkehrs der vornehmen Klassen mit dem Auslande.

In der That konnte es kaum anders kommen, als daß die von Jahr zu Jahr vervielfältigten Beziehungen zwischen den deutschen und den fremden Höfen und die immer häufiger werdenden Reisen deutscher Großen ins Ausland auf die Sitten, den Geschmack und die ganze Anschauungsweise dieser Letzteren mit der Zeit einen überwiegend nachtheiligen Einfluß üben mußten. An allen den Punkten, wohin sich solche Reisen vorzugsweise richteten oder mit denen solche Verbindungen am lebhaftesten unterhalten wurden, waren in Bezug auf das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten, der höheren Klassen zu dem eigentlichen Volke Ansichten und Gewohnheiten im Gange, welche mit denen, die bisher in Deutschland gegolten hatten, im schroffen Widerspruche standen.

In Spanien sah man die Majestät des Herrschers mit allem Pompe weltlicher Grandezza und allem Nimbus religiöser Weihe bekleidet. In Frankreich war schon längst das Königthum bemüht gewesen, alle Stände des Volks unter seine Füße zu werfen und sich mit dem Glanze unumschränkter Machtvollkommenheit zu umgeben, hatte schon längst der Hof sich zum Mittelpunkt des ganzen geselligen Lebens und zum Strebeziel aller ehrgeizigen Talente gemacht. In Italien zeigte sich sowohl in den aristokratischen Republiken als in den Monarchien der Einfluß jener Maximen, welche schon Machiavell als die Signatur seiner Zeit erkannte. Das englische Volk schien unter seiner großen Königin seinen alten Freiheitsstolz vergessen zu haben, und die Stuarts brachten sogar auf den englischen Thron die bis dahin dort unerhörte Lehre vom absoluten göttlichen Rechte der Könige mit. Ja selber in dem niederländischen Freistaate kämpften eben damals aufstrebende Herrschergelüste eines fürstlichen Statthalters siegreich gegen den Widerstand der strengrepublikanischen Partei.

Die Anschauung solcher Zustände konnte nicht ohne einen, wenn auch langsam, doch sicher wirkenden Einfluß auf die Gemüther der deutschen Fürsten und ihrer Umgebungen bleiben. Die politischen Verhältnisse daheim, wie sie seit der Reformation sich gestaltet hatten, boten so manche verführerische Anknüpfung für die Annahme von Grundsätzen, welche

*) Barthold a. a. O. S. 17 ff.

man in den mächtigsten und blühendsten Staaten Europas in praktischer Geltung erblickte.

Die deutschen Landesherren, die sich bisher immer nur als Stände des Reichs betrachtet hatten, fanden sich von den ersten Souveränen Europas hervorgezogen und beinahe als Ihresgleichen behandelt. Der Adel lernte von seinen Standesgenossen in Frankreich und Italien die schroffere Geltendmachung des Ranguntерschieds und die Verachtung der „Canaille". Die freieren Sitten, denen die vornehmen Klassen anderer Länder huldigten, untergruben durch ihr bestechendes Beispiel unvermerkt die strengeren Begriffe von Ehrbarkeit und Zucht, die bis dahin auch unter der Aristokratie in Deutschland noch geherrscht hatten. Die Einen redeten sich ein, daß die pedantische Sittenstrenge zu der freieren Geistesbildung nicht passe, welche der Fortschritt der Zeit verlange; die Andern fanden dieselbe unverträglich mit dem weltmännischen Ton, durch welchen, nach ihrer Ansicht, die höheren Stände sich vor den niederen auszeichnen mußten. Genug, man begann in diesen Kreisen, sich immer mehr von dem übrigen Volke abzusondern; man begann, bürgerliche Moral als Etwas, was wohl für den gemeinen Haufen gut und nützlich sei, auf die Vornehmen aber keine Anwendung leide, gering zu achten; man begann, die vaterländische Sitte, welche von einer solchen Unterscheidung Nichts wußte und mit dem gleichen Maße Vornehme und Geringe maß, als altväterisch und beschränkt zu bespötteln, die ausländische Mode dagegen, welche die Sonderung der Stände und die privilegirte Stellung der Fürsten und des Adels auch in sittlicher und gesellschaftlicher Hinsicht sanctionirte, als ein Resultat fortgeschrittener Bildung zu rühmen und zu vertheidigen.

Erschlaffung des Geistes der bürgerlichen Stände.

Die Gefahr dieser Hinneigung der höhern Stände Deutschlands zu den Sitten und Ideen des Auslandes wäre minder groß gewesen, wenn in den bürgerlichen Klassen jene innere Kraft und jenes stolze Selbstbewußtsein sich lebendig erhalten hätte, wodurch dieselben bis zur Reformation und noch eine Zeit über diese hinaus die Aristokratie in den Schranken der Mäßigung, ja in einer gewissen geistigen Abhängigkeit von sich erhalten hatten. Allein unglücklicherweise trafen gerade um eben diese Zeit mancherlei Umstände zusammen, welche jene achtunggebietende Stellung des Bürgerthums untergruben, seinen Geist schwächten oder verderbten und es theils widerstandslos unter die Macht der vornehmen Kreise beugten, theils in die gleiche

Sinken der Macht und des Ansehens der Reichsstädte.

Entartung mit diesen hineinzogen. Die großen Handelsstädte, lange Zeit die kräftigsten Pflegerinnen bürgerlichen Kunst- und Gewerbfleißes, nationaler Sitte und altherkömmlicher Lebensgewohnheiten, waren schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in ihrer Macht und Bedeutung mehr und mehr zurückgekommen. Wenn auch ihr Wohlstand noch nicht sichtlich gelitten hatte, ja zum Theil gerade um den Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine größere Entfaltung äußerlicher Pracht seinen unverminderten Fortbestand bethätigen zu wollen schien, so waren doch die Grundlagen jener beherrschenden Stellung, welche diese Sitze eines freien, kräftigen Bürgerthums längere Zeit hindurch im Deutschen Reiche eingenommen hatten, bereits erschüttert. Wie die gesteigerte Fürstengewalt ihren politischen, so begannen die aufstrebenden Residenzen ihren sittlichen und gesellschaftlichen Einfluß zu neutralisiren.

Verschlechterter Zustand der Universitäten. Trennung des Gelehrtenstandes vom Volke.

Von den Universitäten war jener höhere Schwung, welcher sie im Zeitalter der Reformation an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt hatte, bis auf wenige, schwache Spuren wieder gewichen. Nur auf einzelnen, z. B. auf der, 1576 neu begründeten, zu Helmstedt, fand noch der freiere und lebendigere Geist des Melanchthon'schen Humanismus Zuflucht und Pflege; die Mehrzahl war zu Tummelplätzen orthodoxer Beschränktheit, pedantischer Buchstabengelehrsamkeit und scholastischer Spitzfindigkeiten ausgeartet. Die Gelehrten, welche eine Zeit lang aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und mitten unter das Volk getreten waren, hatten sich wieder in ihre einsamen Studirstuben und auf ihre erhabenen Katheder zurückgezogen, lehrten eine Wissenschaft, welche für das Leben wenig brauchbar war, und vertauschten die vaterländische Sprache, welche kaum erst Luther zu Ehren gebracht hatte, aufs Neue mit einem todten Idiom, welches sie noch dazu selten gewandt und anmuthig zu handhaben wußten.

Von jener begeisterungathmenden akademischen Jugend, welche das kräftigste Werkzeug der Reformation gewesen, war wenig mehr zu spüren. Rohe Unflätherei und läppische Zierlichkeit in Putz und Lebensweise hatten auf den meisten Universitäten den Ernst geistiger und sittlicher Bestrebungen verdrängt*), und die Professoren selbst gaben nur zu häu-

*) Tholuck a. a. O. 1. Bd. S. 32 ff. Bechstein, „Deutsches Universitätsleben"

sig ihren Schülern das böse Beispiel der Gemeinheit, Unmäßigkeit und Ausschweifung *).

Entartung der Religion: in den protestantischen Ländern;

Das religiöse Leben, welches die Reformation neu entzündet hatte, war, selber in dem protestantischen Theile Deutschlands, fast allerwärts wieder in Verfall gerathen und hatte einem dürren Buchstabenglauben und einem äußeren Formendienste weichen müssen. „Man kümmerte sich", wie einer der wenigen höhergesinnten Theologen jener Zeit schreibt, „weit mehr darum, wie Gott von Ewigkeit her, als er die Menschen erwählt, gehandelt, als um Das, was die Menschen nach der deutlichen Vorschrift Gottes thun sollen **)." Je fanatischer man die „Reinheit der Lehre" verfocht, um so getrübter erschien das sittliche Leben des Volks und sogar der Geistlichkeit ***). Was die katholischen Länder betrifft, so war die günstige Rückwirkung, welche die Reformation anfänglich auch auf diese zu äußern schien, nur zu bald fast überall wieder ver-

in den katholischen.

(„Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volks", 1851, 1. Bd., S. 491 ff.). — Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1562 ff.) ergingen wiederholte Verbote wider die „Pluderhosen" und die „mühsam gesteppten Kleider" der Studenten. Gegen die Rohheiten des Pennalismus kämpften durch das ganze 17. Jahrhundert die Landesgesetzgebungen und sogar die Reichsgesetzgebung vergebens.

*) Specielle Verbote richten sich gegen das ausschweifende und liederliche Leben der Professoren. Eine Verordnung von 1562 verbietet den Professoren, „mehr als 120 Personen bei den Hochzeiten ihrer Kinder zu setzen". Eine andere schärft den Facultäten ein, „keine versoffenen Professoren zu wählen". Die Protokolle des Ehegerichts von Tübingen von 1580—1620 weisen die ärgsten Scandale in der dortigen Professorenwelt nach. Tholuck, welcher verschiedene Specialitäten daraus mittheilt (a. a. O. 1. Bd. S. 145), bemerkt dazu: „es sei Dies ein furchtbares Bild sittlicher Verwilderung gerade zu einer Zeit, wo Tübingen mit Wittenberg im Rufe reiner Lehre wetteiferte".

**) Calixt in seiner Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Acten des Thorner Religionsgesprächs (s. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 9. Bd. S. 109).

***) „Religio expirare penitus videtur", klagt Val. Andreä. „Dolendum est, id semper agere Satanam, ut, ubi vita lucet, doctrina caliget, ubi doctrina pura, vita sordeat" (s. Richter, Gesch. der evangel. Kirchenverfassung", S. 200). „Unsere Lehre ist von Menschen und Menschenbüchern, und unser Lebenswandel ist vom Teufel, denn Hoffahrt, Eigennutz, Faulheit, damit jetzige Zeit fast alle Theologen besessen sind, kommt nicht von Gott, sondern vom Teufel", sagt Weigel in seiner „Kirchen- und Hauspostille", 1. Bd. S. 124.

schwunden. Die römische Kirche zog es vor, statt durch eine gründliche Heilung ihrer innern Gebrechen sich die Vortheile jener Bewegung anzueignen und vielleicht den Weg zu einer Wiederaussöhnung der getrennten Religionsparteien zu bahnen, die von ihr Abgefallenen theils mit Hülfe weltlicher Gewalt zu bekämpfen und zu verfolgen, theils durch äußere Reizmittel, durch den blendenden Schimmer eines prunkvollen Cultus und einer spitzfindigen Gelehrsamkeit zu sich zurückzulocken. In diesem Geiste starrer Abgeschlossenheit und Unfehlbarkeit der Kirche, welchen das Concilium von Trient bekräftigt und gleichsam verewigt hatte, wirkte vor allen der um die Mitte des 16. Jahrhunderts begründete Orden der Jesuiten. Wenn man der protestantischen Orthodoxie oft schuld geben konnte, daß sie über der Sorge für die Reinheit der Lehre allzu sehr die viel wichtigere für die Reinheit des Lebens ihrer Pflegbefohlenen vernachlässigte, so traf jene Gesellschaft, welche sich den Namen des Stifters der christlichen Religion anmaßte und in seinem Geiste zu handeln vorgab, der viel schlimmere Vorwurf, daß sie nicht selten die Gebote der Moral geringachtete und verletzte, wo es galt, der Kirche und sich selbst einen Vortheil zuzuwenden.

Einreißende Sittenverderbniß.

So arbeitete man von beiden Seiten, der protestantischen wie der katholischen, darauf hin, die sittlichen Triebfedern in der Nation zu schwächen und das geistige Streben derselben zu ersticken. Die Folge war eine immer weiter um sich greifende sittliche Verwilderung und geistige Verdumpfung des Volks. Finsterer Aberglaube, Sittenrohheit und Lasterhaftigkeit zeigten sich nicht blos in den untersten, sondern auch in den sogenannten gebildeten Klassen. Vergebens suchten einzelne fromme und begeisterte Männer durch Wiederbelebung des religiösen und sittlichen Geistes dem einreißenden Verderben zu steuern. Nur in kleinen, abgeschlossenen Kreisen gelang es ihnen, einen besseren Sinn zu wecken oder zu erhalten. Die Mehrzahl des Volks hatte den höheren Schwung, welchen die Reformation den Herzen und Geistern verliehen, gänzlich wieder eingebüßt und fand ihr Genügen in der Befriedigung roher sinnlicher Begierden und dem eitlen Schimmer eines oft ebenso geschmacklosen als geistlosen Luxus. Ein üppiges, verschwenderisches Leben — fast immer der Vorbote sittlichen Verfalls und das Anzeichen eines Mangels an höheren geistigen Interessen — nahm in allen Ständen überhand. Wie die Vornehmen sich unter einander in Pracht und Nachahmung ausländischer Sitte über-

boten, so begann auch schon das Bürgerthum ihnen darin nachzueifern, und selber die untersten Klassen drängten sich heran und suchten den Unterschied, welcher bisher in Tracht, Lebensweise und Vergnügungen sie von den gebildeteren Ständen gesondert hatte, durch Nachahmung nicht der besseren, sondern der schlimmeren Seiten dieser zu verwischen. Die wiederholt ergangenen und immer von Neuem eingeschärften Verbote gegen Kleiderluxus und unmäßige Verschwendung bei Gastmahlen und Familienfesten*) beweisen die Größe und Hartnäckigkeit des Uebels,

*) Die Zahl der Polizei-, Kleider-, Gast- und Hochzeitordnungen, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in allen Theilen Deutschlands ergingen, ist sehr groß. In Nürnberg erschien 1554 ein Verbot der Pluderhosen, 1562 eine Aufhebung des Frauenhauses (Bordells), 1557 eine Verordnung gegen die Trunkenbolde, 1582 und wieder 1589 eine Hochzeitordnung (Lochner, „Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart", S. 121). In Augsburg, wo das letzte Luxusverbot 1441 ergangen war, finden wir zuerst wieder ein solches im J. 1582 — „wegen der dermalen überhand genommenen Kleiderpracht u. a. Ueppigkeit" —, und eine neue Hochzeitordnung im J. 1599 (Stetten, „Geschichte Augsburgs", S. 659 u. 753). In Leipzig beginnt die Reihe der neuen Polizei- und Kleiderordnungen ebenfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Dolz, „Gesch. Leipzigs", S. 281). Im Jahre 1612 ward eine allgemeine Kleider- und Hochzeitordnung für das Kurfürstenthum Sachsen erlassen. In Braunschweig ergingen Kleider- und Hochzeitordnungen für Land und Stadt: 1594, 1604, 1610, 1618, 1623, 1624. Endlich wurde sogar „auf kaiserlichen Specialbefehl" im J. 1616 ein Luxusverbot für das ganze Deutsche Reich verkündigt („Altenberger Chronik", S. 422; Spittler, „Geschichte von Hannover", S. 237; Carpzov, „Histor. Schauplatz der Stadt Zittau", 3. Thl. S. 177). Man ersieht aus diesen Verordnungen und aus Zeugnissen zeitgenössischer Schriftsteller, wie hoch bereits der Luxus in allen Städten gestiegen war. In einer kleinen Stadt Sachsens (Delitzsch) ist schon 1613 die Rede von „goldnen Kränzen, mit denen die Jungfrauen zur Kirche gehen", von „Sammetaufschlägen und breiten seidnen Borten" auf den Mänteln der gewöhnlichen Bürger (Chronik der Stadt Delitzsch, herausg. von Schultze, 2. Thl. S. 71). In der Leipziger Kleiderordnung von 1626 wird von den Bürgerfrauen gesagt, sie trügen sich „nicht auf ehrbare deutsche, sondern auf ausländische Manier" — mit mehrfachen goldnen Ketten, Handschuhen mit Gold und Perlen gestickt, goldnen Dolchen durchs Haar, „in Summa so, daß es nicht adeligen, sondern gräflichen und höhern Standespersonen gleich ist". Selbst Tagelöhnerstöchter gingen des Sonntags in Doppeltaffetröcken (Dolz a. a. O.). Bei einer adeligen Hochzeit im Braunschweigischen wurden 80 Eimer Wein ausgetrunken, während sich 60 Jahre früher, auf dem Reichstage zu Worms, der Herzog selber mit Eimbeckischem Bier begnügt hatte (Spittler, „Gesch. von Hannover", S. 234). Kaum 30 Jahre, nachdem die Königin Elisabeth von England die ersten seidenen Strümpfe getragen hatte, fand man solche bei den Amtmannsfrauen im Braunschweigischen. Selber die Mägde

welches weder durch obrigkeitliche Verfügungen und Strafandrohungen, noch durch die freien Vereinigungen und Verabredungen, welche hier und da einzelne verständigere Kreise unter sich zu Stande brachten*), in seiner Ausbreitung gehemmt werden konnte.

Zurücktreten der volksthümlichen Kunst.

Die volksthümliche Dichtung, welche noch einmal, unter den Händen des poetischen Schusters von Nürnberg, aufzuleben geschienen, verklang bald wieder und machte einer gelehrten Dichtkunst Platz, welche ihre Muster von dem Auslande entlehnte. Das

---

trugen „Florkragen um den Hals und ausgezackte Tripp- und Klippschuhe an den Füßen". Gastgebote zu 240 Personen wurden bei großen Hochzeiten polizeilich erlaubt (Ebenda S. 267). In welchem Maßstabe in ganz kurzer Zeit — in den letzten Jahrzehnten des 16. und den ersten des 17. Jahrhunderts — Prunksucht und Luxus beim Adel in manchen Gegenden gestiegen waren, dafür führt Moser in seinem „Patriot. Archiv", VIII. Bd. S. 237, folgendes Beispiel von zwei Herren von Schömberg, Vater und Sohn, aus der Pfalz an. Der Vater, der auf dem Hugenottenzuge reiche Beute gemacht hatte, hinterließ an Silbergeräth eine Kanne, einige Becher, zwei Salzfässer und etwas über zwei Dutzend Löffel; der Sohn brachte auf seine Erben an verarbeitetem Silber (Leuchtern, Toiletten u. s. w.) 632 Mark. Der Vater besaß, außer zwei goldenen Ehrenketten, etwa 1/2 Dutzend Ringe und einiges Perlengeschmeide; bei dem Sohne füllte das Verzeichniß der Perlen allein zwei enggeschriebene Bogen. Des Alten Garderobe enthielt ein paar seidene Wämser und sammetne Hosen, das Uebrige von Wolle, höchstens mit Sammet oder Seide besetzt; die Kleiderrubrik des Sohnes — 22 vollständige Prachtanzüge — fand auf 10 Bogen Raum, ungerechnet die Hüte mit Federn, die gestickten Gürtel und Degengehenke, die vielerlei Strümpfe, die Schuhe mit Rosen, die gold- und silbergestickten Handschuhe. Statt der einfach getäfelten Zimmer und der Holzstühle, womit sich sein Vater begnügte, hatte der junge Schömberg buntgewirkte seidene oder vergoldete Ledertapeten und gepolsterte Sammetsessel. Die Bibliothek des älteren Sch. enthielt eine Bibel, einen deutschen Livius, Postillen von Luther und Melanchthon, Fronsperger's Kriegsrecht, einige Chroniken und ein altes Turnierbuch; die des Sohnes zeigte schon englische und italienische Bibeln, Wörterbücher fremder Sprachen, Montaigne's Essais, französische Uebersetzungen von Classikern, kriegswissenschaftliche Werke, jedoch noch keine französischen Romane oder Poesien.

*) Im J. 1618 vereinigten sich im Braunschweigischen mehrere adelige Familien zur Einschränkung des Luxus unter sich. Keiner sollte den Anderen bei Zusammenkünften mehr als acht Essen zu einer Mahlzeit geben; Keiner sollte ein Kleid tragen, das über 200 Thlr. werth sei; vor die Kutschen sollten nicht mehr als 4 Pferde gespannt werden (Spittler a. a. O. S. 269). In der Pfalz ward 1601 ein Mäßigkeitsorden gegen das zu viele Trinken gestiftet, aber der Hof des Kurfürsten, welcher Patron des Ordens war, trank nach wie vor übermäßig (Barthold a. a. O. S. 17).

Volksschauspiel, wie es sich in den Bürger- und Bauerkomödien, den geistlichen Dramen und den Aufführungen alter Stücke in den Schulen entwickelt hatte, dauerte zwar fort, ward aber immer seltener und schwächer, trat immer mehr zurück vor einer gewerbsmäßigen Schauspielkunst. Nur die Musik, als das Organ frommer Andacht in der Kirche und traulicher Geselligkeit im Hause, in jenem einfachen, volksthümlichen Geiste, welchen Luther ihr eingehaucht hatte, lebte noch im Schooße der Familien und in zahlreichen Genossenschaften fort, in denen Mitglieder aller Stände zu ihrer Pflege sich vereinigten *).

Spuren noch erhaltener Selbständigkeit des bürgerlichen Geistes.

Gänzlich war überhaupt der Geist der Selbständigkeit in den bürgerlichen Klassen und der Gemeinsamkeit der verschiedenen Stände in dieser Zeit — um das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts — noch nicht erloschen. Mancherlei altherkömmliche Lustbarkeiten, welche den Zusammenhang aller Klassen des Volks vermittelten, die Abschließung der höheren Stände in conventioneller Steifheit, das Versinken der unteren in gänzliche Rohheit verhinderten, erhielten sich noch und schlossen hier und da selber die Höfe in ihre Kreise ein **). Trotz des veränderten Militärsystems hatte sich das Volk nicht ganz des Gebrauchs der Waffen zur eigenen Vertheidigung entwöhnt. Die Schützengilden und andere freie Einigungen der Bürger zur Uebung in den Waffen, welche fast in allen Städten bestanden, waren damals noch mehr als ein bloßes Spiel. Die Vertheidiger Magdeburgs, Freibergs und anderer Orte im dreißigjährigen Kriege, die Vertheidiger Wiens gegen die Türken am Ende des 17. Jahrhunderts gingen aus diesen Schulen bürgerlicher Waffenfähigkeit und Wehrbarkeit hervor. Das Bürgerthum hielt noch Etwas auf seine Rechte und vertheidigte dieselben gegen Fürsten und Adel zuweilen sehr mannhaft. Selbst ganz kleine Städte, wie Delitzsch, scheuten sich nicht, Verletzungen

*) Solche Musikvereine oder sogenannte „Cantoreien" scheinen, nach mehrfachen Andeutungen in den Chroniken jener Zeit, an den meisten Orten Deutschlands bis zum dreißigjährigen Kriege, zum Theil auch noch während desselben, bestanden zu haben. Nicht blos die berufsmäßigen Pfleger der Kirchenmusik, die Cantoren und ihre Gehülfen, sondern auch andere Personen nahmen daran theil, in Wurzen z. B. der Kanzler und die Räthe der Stiftsregierung.

**) Im J. 1615 fanden in Dresden noch Hoffeste statt, welche einen gänzlich volksthümlichen Charakter trugen und bei welchen alle Klassen Zutritt hatten (Barthold a. a. O. S. 55).

ihrer bürgerlichen Ordnung, die sich einzelne übermüthige Glieder des benachbarten Landadels erlaubten, durch Verhaftung der Schuldigen zu strafen, und das reiche Zittau setzte es (1613) durch, daß der letzte Sproß eines adeligen Geschlechts, welcher einen Bürger der Stadt im Trunke tödtlich verwundet hatte, auf offenem Markte den Tod durchs Schwert leiden mußte, trotz der gemeinsamen Anstrengungen des ganzen lausitzischen Adels zu seiner Befreiung und trotz des angebotenen hohen Wehrgeldes zu seiner Loskaufung von der Strafe *).

Entgegenkommen eines Theils der vornehmen Stände zur Wiederbelebung des volksthümlichen Geistes, besonders in der Sprache.

Von der andern Seite schienen die Bessergesinnten unter den vornehmeren Ständen selbst die Gefahr der Abwendung von der volksthümlichen Sitte und Sprache, in welche sie die Mehrzahl ihrer Standesgenossen und sogar einen Theil der bürgerlichen Klassen verfallen sahen, recht wohl zu begreifen, und sie versuchten, durch ihr Ansehen und Beispiel eine Besserung der Zustände herbeizuführen. Was die Crusca und andere Gesellschaften ähnlicher Art für Italien waren — Organe zur Belebung des nationalen Geistes durch Pflege der heimischen Sprache und Literatur —, Das sollte die, im Jahre 1617 gegründete, „Fruchtbringende Gesellschaft“ für Deutschland werden. Man wollte die in Verfall gerathene deutsche Sprache und Dichtkunst wieder heben; man wollte einen Mittelpunkt edler Geselligkeit und Sitte schaffen, gleich weit entfernt von der üppigen Leichtfertigkeit ausländischen Wesens, wie von der ungeschlachten Rohheit der in den meisten heimischen Kreisen herrschenden Lebensweise; man wollte die vornehmen Stände durch das Vorangehen in so löblichen Bestrebungen den übrigen Klassen der Nation wieder näher bringen **). Daß diese gute Absicht so wenig Erfolg hatte, daß,

*) „Chronik von Delitzsch“ und Carpzov, „Historie von Zittau“ IV. 301.

**) Die Gesellschaft schloß sich daher auch, obschon zunächst aus dem Schooße des hohen Adels hervorgegangen, gegen bürgerliche Elemente nicht ab, nahm vielmehr „Gelehrte von Ruf“ in ihre Mitte auf. Daß ihrer Stiftung ein nationaler Gedanke und eine gewisse, wenn auch nicht bestimmt ausgesprochene, Opposition gegen das übermäßige Eindringen fremdländischen, besonders französischen Geistes zu Grunde lag, geht am Deutlichsten aus dem Charakter des im gleichen Jahre von einer Fürstin von Anhalt-Bernburg, offenbar im Gegensatze zur F. G., zu Amberg gestifteten Frauenordens „La noble Académie des Loyales“ oder „l'ordre de la Palme d'or“ hervor. Hier waren Titel und Devisen französisch, wie bei der F. G. deutsch, hier war die Aufnahme in den Orden auf fürstliche, gräfliche und adelige

trotz der namhaften Zahl und des laut bekundeten Eifers der Mitglieder jener Gesellschaft *), weder auf dem Gebiete der Literatur, noch auf dem des allgemeinen nationalen Lebens durch sie ein neuer Aufschwung erreicht oder auch nur der fortschreitende Verfall aufgehalten ward, daß der ernste Anlauf der Gesellschaft sich größtentheils in eitle Spielereien verlief und der von ihr gegebene Anstoß so schwachen Anklang in den bürgerlichen und namentlich den gelehrten Kreisen fand **), Das beweist, wie groß schon damals der Mangel lebendiger, treibender Kräfte in der Nation, wie allgemein die Erschlaffung war, welche nach der Erhebung im Reformationszeitalter sich der Gemüther wieder bemächtigt hatte. Wo war aber auch noch, wie in jener großen Zeit, ein gemeinsames, begeisterndes Ziel des Handelns, um die Herzen zu entflammen und alle Fibern des Volksgeistes anzuspannen?

Einwirkung des längeren Friedens auf den Nationalgeist.

Was half es, daß ein langer Friede das Gedeihen des Gewerbfleißes begünstigte und ein ziemliches Wohlleben unter allen Klassen verbreitete? Die deutsche Nation hatte seit den Religionsspaltungen im 16. Jahrhundert aufgehört, als Ganzes eine Rolle in den großen Welthändeln zu spielen. Durch die Wandlung der allgemeinen Handelsverhältnisse war nun auch die Macht jener großen Städtebündnisse erschüttert, welche den deutschen Namen so lange im Auslande geehrt und gefürchtet gemacht hatten. Nach keiner Seite gab es mehr für den Nationalgeist große, erhebende Strebeziele, und so verzettelte er sich in kleinlichen Kirchthurminteressen und inneren Spaltungen. Die Blüthe des Handels und Gewerbfleißes — mehr eine Wirkung augenblicklicher günstiger Umstände, als eines kräftigen Aufschwunges nationaler Thätigkeit — diente ebendeshalb mehr dem Egoismus, als dem Gemeingefühl zur Nahrung und verführte häufiger zu sinnlichen Ausschweifungen und Eitelkeiten, als daß sie einen großartigen Unternehmungsgeist geweckt

---

Mitglieder beschränkt und auch der Confessionsunterschied, den man dort bei Seite ließ, betont (s. Barthold a. a. O. S. 115).

*) Binnen fünfzig Jahren zählte der Orden 806 Mitglieder, darunter 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adelige und Gelehrte. Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", 3. Bd. S. 188 (4. Ausg.).

**) Eigentliche bürgerliche Gelehrte waren im Orden kaum 100, Geistliche in den ersten dreißig Jahren nur zwei (Gervinus a. a. O.).

und dadurch eine sittliche und geistige Erhebung des Volkes vorbereitet hätte.

Das waren die Zustände Deutschlands beim Ausbruch jenes furchtbaren Krieges, welcher bald nach dem Beginne des 17. Jahrhunderts über Deutschland hereinbrach und dasselbe ein volles Menschenalter hindurch mit Blutvergießen, Verwüstung und Greueln aller Art anfüllte.

Zweiter Abschnitt.

Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und die sittlichen Zustände Deutschlands.

Man hört vielfach von den verderblichen Wirkungen des dreißigjährigen Kriegs auf den Wohlstand, die Bildung und die Sittlichkeit des deutschen Volkes, als von einer bekannten und ausgemachten Sache, sprechen; allein noch niemals ist, unsers Wissens, der Versuch gemacht worden, diese Wirkungen in ihrer ganzen Ausdehnung und ihrer besonderen Eigenthümlichkeit zu schildern. Und doch ist es unmöglich, ohne eine solche specielle Anschauung der furchtbaren Verwüstungen, welche jener Krieg, wie in den politischen und materiellen, so in den sittlichen und geistigen Zuständen Deutschlands angerichtet, die merkwürdigen Veränderungen zu begreifen, welche am Ende des 17. und beim Beginn des 18. Jahrhunderts in den Sitten und Gewohnheiten, der Denk- und Empfindungsweise des deutschen Volkes im Vergleich zu den Zeiten der Reformation und selber zu den dem dreißigjährigen Kriege unmittelbar vorangegangenen Jahrzehnten allerwärts hervortreten.

Allgemeine Wirkungen der Religionskriege auf den Charakter eines Volkes.

Jeder Bürgerkrieg übt einen mehr oder weniger entsittlichenden Einfluß auf den Geist einer Nation aus. Das Gemeingefühl wird erstickt, der Sinn für Recht und Billigkeit geht unter in dem wirren Treiben der sich auf Leben und Tod bekämpfenden Parteien. Unedle Privatleidenschaften nehmen die Maske allgemeiner Interessen an und führen das öffentliche Urtheil irre.

Religiöse Kämpfe bringen solche Wirkungen in erhöhtem Maße hervor. Der Fanatismus gegenseitiger Erbitterung nimmt hier den Schein eines gottgefälligen Werkes an. Jedes Mittel scheint erlaubt, durch welches man dem Feinde seines Glaubens schaden kann. Priester, die berufenen Prediger des Friedens und der allgemeinen Menschenliebe, schüren die Flammen des Hasses und autorisiren die grausamsten Thaten — zur Ehre Gottes, wie sie sagen.

Wenn es eine unterdrückte Minderheit ist, die ihren Glauben gegen die despotische Uebermacht einer herrschenden Kirche vertheidigt, so pflegt wenigstens ein solcher Kampf neben den wilderen Leidenschaften auch viele edle Gefühle in Thätigkeit zu setzen. Ein innigeres Zusammenhalten gegen den auf Allen lastenden Druck, ein erhöhter sittlicher Muth, eine entsagende Geringschätzung äußerer Güter und selbst des Lebens giebt sich bei Denen kund, die für ihre heiligsten Ueberzeugungen kämpfen, und versöhnt wenigstens einigermaßen mit den roheren Ausbrüchen des religiösen Fanatismus. Diesen Charakter tragen zum größeren Theil die Religionskriege des 15. und 16. Jahrhunderts. Sogar die wilden Jünger des Huß hatten mitten unter den blutigen Greuelthaten, die sie verübten, doch durch die heldenmüthige Aufopferung, mit welcher sie dem Tode entgegengingen, Bewunderung und Theilnahme erregt.

Specielle des 30 jähr. Kriegs: Mangel einer eigentlichen religiösen Begeisterung; Vermischung von Politik und Religion.

Dem dreißigjährigen Kriege fehlt, bis auf seltene und vereinzelte Spuren, ein solches veredelndes Element. Er zeigt uns alle die furchtbaren Wirkungen eines Religionskampfes, aber wenig mildernde Lichtseiten daneben. Das Geschlecht, welches hier auf die Bühne tritt, wird durch den angerufenen Namen der Religion zwar vielfach zu den scheußlichsten Verbrechen, aber nur selten zu großen Thaten oder zu großen Opfern entflammt. Der Glaubensfanatismus erzeugt Unmenschen in Menge, aber wenig Helden und Märtyrer. Wenn wir die mannhafte Vertheidigung Magdeburgs durch seine Bürger und einige andere, minder berühmt gewordene Kämpfe ähnlicher Art ausnehmen, so wurde der dreißigjährige Krieg von beiden Seiten fast nur durch Söldlinge geführt, welche, gleichgültig gegen das eigentliche Motiv des Kampfes, ihre Dienste Dem anboten, der ihnen den besten Lohn oder die reichste Beute versprach.

Auch bei den Leitern des Kampfes war das religiöse Interesse zum

großen Theile nur ein untergeordnetes oder scheinbares. Man sah im Verlaufe dieses, angeblich um der Religion willen unternommenen Krieges protestantische Stände mit einer katholischen auswärtigen Macht Bündnisse eingehen gegen ihren Kaiser. Man sah andere protestantische Stände mit eben diesem katholischen Kaiser Sonderverträge abschließen und die gemeinsame Glaubenssache im Stiche lassen. Man sah fremde Bundesgenossen, vorgeblich zum Schutze des Protestantismus nach Deutschland gekommen, mit schlecht verhehlter Lüsternheit nach dem Besitze deutscher Länder trachten. Man sah soldatische Abenteurer den Krieg auf eigene Hand führen und in den Gebieten kleiner und großer Reichsfürsten die Herren spielen. Nirgends zeigte sich inmitten der namenlosen Noth und Verwirrung den verzweifelten Gemüthern ein großes nationales oder religiöses Hoffnungsziel, selten ein hoher und reiner Charakter, für den das Volk sich begeistern, an dem es seinen sinkenden Muth hätte aufrichten können. Die Sache des Katholicismus befleckte sich durch blutige Verfolgungen und eine maßlose Reaction, die Sache des Protestantismus ward verrathen durch schwache, engherzige und eigensüchtige Fürsten.

Der Friede, welcher endlich den langen, furchtbaren Krieg schloß, vollendete die zersetzenden Wirkungen, welche dieser auf alle edleren Gefühle des Volkes ausgeübt hatte. Von einem Interesse der Nation war bei demselben nicht die Rede, von einem Interesse der Religion nur insofern, als dieses mit einem politischen Interesse der Landesherren zusammenfiel. Deutsche Stände riefen die Fürsprache des Auslandes an, um auf Kosten des Reichs wie ihrer eigenen Völker ausschweifende Herrscherrechte zu erlangen. Wichtige Grenzländer wurden preisgegeben, um dynastische Vortheile dafür einzutauschen. Genug, Deutschland, durch den Krieg bereits bis aufs Aeußerste erschöpft, erschien beim Friedensschlusse nur als die gemeinsame Beute, in welche Alle sich theilten, von welcher Jeder, der Einheimische wie der Fremde, der Katholik wie der Protestant, ein möglichst großes Stück davonzutragen suchte.

Erst eine spätere Zeit hat die ganze Schmach dieses Friedens von Osnabrück und Münster, den ganzen Umfang seines vernichtenden Einflusses auf den deutschen Nationalgeist einsehen und empfinden gelernt. Damals, im Augenblicke seines Abschlusses, war das Gefühl der beendigten Kriegsnoth und der nach so langer Zeit zum ersten Male

wieder vorhandenen Sicherheit des Lebens und Eigenthums in den meisten Kreisen des deutschen Volks, wie es scheint, überwiegend. Die Chroniken sprechen nur von dem allgemeinen Jubel, von Freuden- und Dankesfesten wegen des endlich wiederhergestellten Friedens. Und es begreift sich, wie diese Empfindung damals alle anderen verdrängen konnte. Denn die Verwüstungen, welche der dreißigjährige Kampf allerwärts in Deutschland hervorgebracht hatte, waren furchtbar*). Es ist fast unmöglich, sich heutzutage auch nur annähernd eine Vorstellung von der ganzen Größe des Elendes zu machen, welches unser armes Vaterland ein volles Menschenalter hindurch auszustehen hatte. Auch in den erbittertsten Kriegen der neueren Zeit sehen wir ein Gesetz der Menschlichkeit walten, von welchem man in jener Periode der Cultur noch nichts wußte. Die geworbenen Söldlinge, aus denen der größte Theil der damaligen Heere bestand, waren in der Regel der Auswurf der Gesellschaft. Von keinerlei höherem Interesse für die Sache beseelt, der sie ihren Arm und ihr Leben weihten, fanden sie die einzige Entschädigung für die Mühseligkeiten, die sie ausstanden, und für das Blut, welches sie auf den Schlachtfeldern vergossen, in der zügellosesten Befriedigung ihrer rohen Begierden auf Kosten der wehrlosen Bevölkerung der Länder, die sie durchzogen oder in denen sie Rast hielten. Die Führer konnten oder wollten auch wohl diesem Wüthen nicht Einhalt thun. Die gräßlichsten Mißhandlungen wurden an friedlichen Bürgern verübt theils aus rohem Muthwillen und viehischer Leidenschaft, theils um verborgene Schätze, die man vermuthete, zu erpressen. Weder die hülflose Kindheit, noch das ehrwürdige Alter blieb verschont, und das zarte Geschlecht reizte die Wüthriche nur zu verdoppelter Brutalität**).

Materielle Drangsale und Leiden des deutschen Volks im 30jähr. Kriege. Verwüstung und Entvölkerung der Länder.

*) Nach ihren materiellen Wirkungen für Bevölkerung, Landwirthschaft, Gewerbe u. s. w. sind diese Verwüstungen bereits im 1. Bd. 6. Abschnitt, geschildert worden; sie müssen aber auch hier wenigstens wieder erwähnt werden, weil aus ihnen sich zu einem nicht geringen Theil die sittliche Verkümmerung und Verderbniß erklärt, die in und nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland einriß.

**) Wir können uns nicht versagen, hier eine der vielen Schilderungen wörtlich einzurücken, welche die Chroniken jener Zeit von den Greuelscenen des dreißigjährigen Kriegs liefern. Sie betrifft die Plünderung der Stadt Kempten im J. 1633 und ist der „Oberländischen Jammer- und Strafchronik" von 1660 entlehnt (S. 67 ff.):

„Sobald sie die Stattmauer erstiegen und in die Statt kommen alle Mann und

Dutzendweise verschwanden ganze Dörfer unter den furchtbaren Streichen dieser Kriegsfurie, und in den Städten lagen Hunderte von

---

Weibs Personen, so sie in den Gassen ersehen Jämmerlich Niedergemacht, folgens der gantzen Statt und Vorstat alle Häuser rein Außgeplündert auch der Herren Predigern und Kirchen so gar nicht verschonet, also daß mancher nicht ein alt parr schuech mehr darin gefunden, die Burger so sich in die Häuser versteckt und zu salviren vermeint, sein erbärmlich mit Beilen und Hammern zu Tod geschlagen worden, inmassen dem Herren Burgermeister Zachariä Jentischen geschehen, deme etliche Soldaten in daß Haus geloffen, gelt an jhnen begehrt und alß er ihnen Küsten und Kästen auff geschlossen, und alles Rauben und Plündern, auch einen Trunck auff tragen lassen, hat jhme bey demselben ein Soldat hinderwarts mit einem Beil in Kopff geschlagen, daß Er alß balden seiner Haußfrauen (die auch von jhnen übel verwundt und tractieret worden) in gegenwarth seines ainigen Töchterleins in armen Todts verschiden, ebenmässig haben sie auch Herrn Martin Geigern Statt Ammann und deß geheimen Rahts alß Er sich auff die Burghalden Reterieren wollen, aber seines hochen und 74. Jährigen alters halber nit eilen könden, mit einem Beihl zu Tod geschlagen: viel Burger denen sie quartier geben und Gefangen genommen, haben sie umb etlich hundert, theils umb etlich tausend Gulden ranzioniert, jhnen Pistol und blosse Wöhr an daß Hertz gesetzet strick umb die Hälsss geleget, und sie genötiget anzuzeigen wohin sie gelt und gelts wehrt verborgen, alle Trucken, Küsten und Kästen, wan schon die schlüssel dran gesteckt, auff gehauen und zerschlagen, die Bett zerschnitten und alles in grund Verderbt, vil Frawen und ledige Weibs-Personen inn und ausser der Statt ja so gar Schwangere Frawen geschändt, einer Schwangern Fraw die Brust vom Leib gerissen, eine andere Frauen genötiget und gezwungen daß sie Ihren aignen Ehemann mit einer Axt zu Todt schlagen müssen, in Summa sie haben keines standts Alters noch Jugend verschonet, einen alten 70. Jährigen Prediger ohne alle gegebene Vrsachen 3. oder 4. mal mit einem strick vom Boden auff gezogen, und jämmerlich ermordet, ein Mägdlein von 12. Jahren biß auff den Todt geschändt, und so gar eine Frauen die nahent 100. Jahr alt gewesen geschwächt, Einer Fürnemmen Frauen gelt an Heimblichen Orthen gesuecht, also das sie auß schrecken, forcht und scham Gestorben, einem Burger vor dessen augen sein Eheweib und junges Töchterlein Geschwächt und fortgeführt, den Mann aber zu Todt geschlagen, auch einen andern Burger sein Weib in dessen beysein geschändet, sie 3. Tag in Quartier behalten, und dieselbe hernacher jhrem Ehemann gegen bezahlung 4. Thaler wider folgen lassen; einer andern ehrlichen Burgers Frauen so erst auß der Kindtbet gangen, haben sie in einer Nacht zum 6. mal einander zu lauffen geben, einen Barbierer der etliche krancke Soldaten verbunden, haben sie mit denselben zu Todt geschlagen, sein deß Barbierers Tochter geschändt, hernacher die Augen außgestochen und mit ihrem Ermordeten Vatter zum Fenster hinab auff die Gassen geworffen: Item einen andern Burger bei den Füessen auffgehenkt, Eine Fürnemme Frau so in Kindsnöthen auff dem Stuel gesessen, ist von einem Soldaten herab gerissen und mit blossem Degen Genötiget worden ihme Gelt zu zeigen und zu

Gebäuden in Schutt und Asche. In Würtemberg waren im Jahre 1641 von 400,000 Einwohnern noch 48,000, in Frankenthal von 18,000 noch 324, in Hirschberg von 900 noch 60 übrig. In der ganzen Pfalz zählte man im J. 1636 noch 200 Bauern. Im Nassauischen gab es Ortschaften, die bis auf eine oder zwei Familien, andere, die gänzlich ausgestorben waren. Manche Häuser hatten so lange leer gestanden, daß Obstbäume vom Feuerherde aus durch den Schornstein gewachsen waren und über dem Dache ihre Aeste und Zweige ausbreiteten. In Wiesbaden war der Marktplatz dergestalt mit Hecken und Sträuchern bewachsen, daß Hasen und Feldhühner darin nisteten. In Brandenburg und Schlesien sah man mehr Wild als Bauern*). Auf viele Meilen weit waren oft weder Menschen noch Vieh zu finden. Die Felder blieben unbebaut, weil es an den nöthigen Zugkräften fehlte, oder weil die Besitzer aus Angst geflohen waren. Ein gräßlicher Mangel an dem Nothwendigsten trat ein. Die unnatürlichsten Nahrungsmittel mußten dienen, den Hunger zu stillen; selbst die Körper der Gestorbenen blieben nicht unberührt. Verheerende Krankheiten, die Folgen der maßlosen körperlichen und geistigen Martern, vollendeten die Verödung der Länder und die Verzweiflung der Bevölkerungen. In Dresden starben von 1631—34 so viele Menschen an der Pest, daß kaum noch der fünfzehnte Hauswirth übrig war**). Entstellt und bleich von Hunger, Ermattung, Furcht und Schrecken, ja zum Theil, wie die Chronikenschreiber erzählen, „schwarz im Gesicht, als wären sie vom Feuer verbrannt", schlichen die Menschen taumelnd, wie Träumende,

---

geben, darauff sie das Kind in Schrecken und Forcht stehender Gebähren müessen. Etlichen Weibern haben sie die Händ abgehauen, einer Frawen so warm Wasser gesotten, erstens die Händ abgeschlagen, sie hernacher underüber sich in das siedige Wasser in Kessel gestürtzt, darauff dieselbe wider herauß gezogen, ihr den Kopf Abgehauen, und also vollendes jämmerlich Hingericht.". U. s. f. Aehnliche Schilderungen finden sich aus andern Orten, z. B. in der „Wurzenschen Kreuz- und Marterwoche", 1637 (vergl. Schöttgens, „Historie der Stadt Wurzen", S. 589 ff.); ferner im „Simplicissimus" an verschiedenen Stellen.

*) Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 1. Abth. S. 313; Keller, „Die Drangsale des nassauischen Volks und der Nachbarländer im 30jähr. Kriege" (1854), S. 473; Stenzel, „Gesch. des preuß. Staates", 1. Bd. S. 525 ff.; Spittler, „Geschichte von Würtemberg", S. 255; Tholuck a. a. O. 2. Bd. S. 270; W. Menzel, „Geschichte der Deutschen" (5. Aufl.), 3. Bd. S. 304 ff.

**) Weck, „Dresdner Chronik", S. 550.

umher. Wer noch fliehen konnte, floh und ließ die Todten und Kranken unversorgt, so daß diese nicht selten von Hunden und Katzen benagt oder von den Wölfen, welche wieder überhand nahmen, aufgefressen wurden*).

Manche tödteten sich selbst, um den namenlosen Peinigungen, mit denen jeder neue Tag sie bedrohte, auf einmal zu entfliehen. Andere versanken in Schwermuth und wähnten sich vom Teufel verfolgt oder versucht. Sogar fromme Geistliche hatten Anfechtungen dieser Art, da sie selber die Tugendhaften so namenlos leiden, so rettungslos untergehen sahen**).

Störungen des kirchlichen Lebens und der Jugenderziehung.

Die tröstende Stimme der Religion war an vielen Orten gänzlich verstummt. Eine große Zahl von Kirchen

*) Schöttgen a. a. O. S. 582 ff. Eine Ausmalung dieses gräßlichen Elends bis ins Einzelnste findet sich u. A. in Betkins' „Excidium Germaniae" (bei W. Menzel a. a. O. S. 352). Daselbst heißt es: „Wie jämmerlich stehen eure großen Städte? Da zuvor Tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr Hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken: da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Thüren oder Fenster zu sehen ist. Wie sind sie mit den Kirchen umgangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Cloacken, zu Pferdeställen, Marquetender-Häusern und Huhren-Winkeln gemacht, und auf den Altären ihren Mist gelegt. — Ach Gott! wie jämmerlich stehts auf den Dörfern! Man wandert bei 10 Meilen, und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind, oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todten Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und unter einander von der Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil Niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. — Erinnert euch, ihr Städte, wie Viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach vor eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich unter einander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen: daß Eltern ihre Kinder, und die Kinder ihre todten Eltern gegessen: daß Viele vor den Thüren nur um einen Hund und eine Katze gebettelt: daß die Armen in den Schindergruben Stücken vom Aaß geschnitten, die Knochen zerschlagen und mit dem Marke das Fleisch gekochet, das ist voll Würmer gewesen." W. Menzel citirt a. a. O. noch mehrere ähnliche Schilderungen aus Chroniken. Das Elend war, wie man aus den mitgetheilten Thatsachen ersieht, keineswegs auf einzelne Ortschaften oder Gegenden Deutschlands beschränkt, sondern über alle deutsche Länder, mit wenigen Ausnahmen, nahezu gleichmäßig verbreitet.

**) Keller a. a. O. S. 132, 277 (nach handschriftl. Quellen); Menzel a. a. O.

lag zerstört oder war ihrer Altäre, ihrer Kanzeln, ihrer heiligen Gefäße beraubt; ein Theil der Geistlichen war umgekommen, ein anderer geflohen; die erledigten Stellen blieben Jahre lang unbesetzt oder wurden jungen, kaum der Schule entwachsenen Leuten anvertraut*). Die Universitäten, die Gymnasien und die Landschulen der Gegenden, welche die Geißel des Kriegs traf, wurden entweder geschlossen oder standen, von ihren Schülern und Lehrern verlassen, verödet da**). Ganze Geschlechter wuchsen auf beinahe ohne eine geordnete Erziehung, ohne die Anschauung eines geregelten bürgerlichen Lebens und einer gesicherten friedlichen Thätigkeit, im täglichen Anblick der Zügellosigkeiten und der Greuel eines ununterbrochenen Kriegszustandes***).

Die sittlichen Folgen des 30jährigen Kriegs, verglichen mit denen der neuesten Kriege.

Der furchtbaren Größe des Elends und der Verwüstung, von der wir hier nur ein schwaches Bild in wenigen allgemeinen Zügen geben konnten, entsprach vollkommen die tiefe sittliche Verderbniß, die Zerstörung des Nationalgeistes

*) In Würtemberg verloren sich binnen wenigen Jahren über 300 Kirchendiener. In der Pfalz waren von 350 reformirten Pfarrern nach dem Kriege nur noch einige 30 übrig. Die Geistlichen waren gewöhnlich der erste Gegenstand der Verfolgungswuth der Soldaten (Spittler a. a. O. S. 257; Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 599; Keller a. a. O.; „Mittweydasches Denkmal" von Hermann, u. A.).

**) Die akademischen Gymnasien zu Steinfurt, Hanau, Herborn, so wie das Collegium illustre zu Stuttgart gingen ein; die Universität Heidelberg hatte 1626 noch zwei Studenten; von Helmstedt waren sämmtliche Professoren (ausgenommen Calixt) entflohen; in Jena war die Zahl der Inscriptionen von 300 auf 100 gefallen u. s. w. (Tholuck a. a. O. 2. Bd. S. 307 ff.). — Aehnlich schildert den Zustand der niedern Schulen z. B. in Sachsen das „Bedenken der Universitäten an den Kurfürsten beim Landtage 1640" (s. Weiße, „Neueste Gesch. des Königreichs Sachsens", 1. Bd. S. 70).

***) Der Theolog Rabener schreibt darüber: „So oft ich mein Leben zurückdenke, muß ich mich wundern, daß noch etwas aus uns geworden ist. Denn unsere Kindheit fiel in die wildeste Kriegszeit, wo unsere Vaterstadt geplündert ward. Nur auf kümmerliche Weise fanden wir Lebensunterhalt. Sechs Jahre lang entbehrten wir eines erziehenden Vaters und war unsere Erziehung nur unserer Mutter überlassen, die, von Kummer und Thränen überwältigt, der Last kaum gewachsen war. Die Schule feierte, weil die Gehalte ausblieben. Dabei boten sich dem Auge nur die schlimmsten Beispiele soldatischer Zügellosigkeit dar". (Tholuck a. a. O. 1. Bd. S. 259.)

und die Zersetzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, welche der dreißigjährige Krieg in seinem Gefolge hatte.

So wenig das verwüstete und verödete Deutschland, welches die schwedischen und französischen Heerhaufen bei ihrem Abzuge hinter sich ließen, dem blühenden und volkreichen glich, in welches sie einst den Fuß gesetzt hatten, so wenig war in dem halb verwilderten, halb verweichlichten, in seinen Sitten und selber in seiner Sprache entarteten Geschlechte, welchem endlich die Sonne des Friedens aufging, dasjenige wiederzuerkennen, welches zuerst in diesen Kampf eingetreten, geschweige jenes, welches die große Zeit der Religionsbewegungen des 16. Jahrhunderts durchlebt hatte.

Zu andern Zeiten hat man die Erfahrung gemacht, daß widerwärtige Schicksale und ein harter äußerer Druck, wie für das Individuum, so für die ganze Nation eine gute Schule des Charakters, ein kräftiger Hebel sittlichen und geistigen Aufschwunges wurden. Noch in unsern Tagen sahen wir das deutsche Volk mit verweichlichten und durch leichtfertige Nachahmung des Auslandes verderbten Sitten, mit geschwächtem und beinahe zerstörtem öffentlichen Geiste, mit tiefklaffenden Spaltungen unter seinen einzelnen Stämmen, wie unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen, in einen Krieg hineingezogen, der, wie es schien, seine Kraft vollends erschöpfen und seine Selbständigkeit auf immer zerstören mußte. Und doch sahen wir dasselbe Volk mit verjüngter Kraft, mit veredelten Sitten, mit erhöhter Wärme der religiösen und der patriotischen Empfindung aus diesem Kampfe hervorgehen!

Schwächung des Nationalgefühls durch die religiösen Spaltungen.

Unseren Vorfahren im dreißigjährigen Kriege fehlte das einmüthige Gefühl des Unterdrücktseins durch eine fremde, feindliche Gewalt und der daraus sich erzeugende einmüthige Widerstand gegen diese Gewalt, und darum war der Einfluß des so langen und so blutigen Kampfes auf den Nationalgeist — jene reiche Quelle der edelsten Tugenden eines Volkes — nicht ein einigender, sondern ein auflösender, nicht ein kräftigender, sondern ein erschlaffender und zerstörender. Der deutsche Protestant, dem Beispiel seiner Fürsten und dem Drange der Noth folgend, begrüßte in dem Schweden, welcher die Fluren seines Vaterlandes verwüstete, in dem Franzosen, dem alten Erbfeinde Deutschlands, willkommene Bundesgenossen wider die innern Gegner seines Glaubens. Der deutsche Katholik sah theilnahmlos, wenn nicht schadenfroh, den Bedrückungen

zu, welche die wilden Kroaten und die fanatischen Castilianer gegen seine protestantischen Landsleute übten, denn diese Bedrückungen geschahen unter dem Zeichen seiner Kirche. Als aber endlich, unter dem Uebermaße des Druckes und der Schmach, welche man erlitt, einzelne kühne und patriotische Männer den lauten Mahnruf zur allgemeinen Erhebung gegen die fremden Eindringlinge ertönen ließen, da waren Kraft und Muth der Nation schon gebrochen, und ihre Stimme verhallte ungehört *).

Beschleunigte Entwickelung des politischen Sondergeistes.

Je weniger aber der dreißigjährige Krieg irgend ein Element erzeugte, welches die schon dahinschwindende sittliche Kraft der Nation wieder zu stärken, das geschwächte Gemeingefühl neuzubeleben vermocht hätte, um so sicherer und unaufhaltsamer drängte, mit immer beschleunigter Schnelligkeit, der, namentlich in den oberen Schichten der Gesellschaft längst schon rege Trieb der Absonderung und Spaltung seinem verhängnißvollen Ziele entgegen. Die Auflösung des Reiches vollendete sich, nicht blos in den äußeren Thatsachen, sondern auch in den Gemüthern des Volks. In den ersten Stadien des Krieges (1626) hatte noch der edle und hochsinnige G. Calixt, obgleich Protestant, mitten unter den Verwüstungen eines Vernichtungskampfes, den das Haus Habsburg gegen seinen Glauben und seine engere Heimath führte, den Gedanken an die Nothwendigkeit eines einigenden Bandes der deutschen Nation nicht aufgegeben und in einer akademischen Rede voll patriotischer Wärme von „kaiserlicher Majestät Würde und Ansehen" gesprochen **). Allein der unglückselige Verlauf dieses endlosen Kriegs, der starre Glaubenseifer Ferdinand's III. und die eigensüchtige Politik der größeren Stände brachten es dahin, daß allmälig auch die letzte Spur der alten Anhänglichkeit an „Kaiser und Reich" verschwand und der Particularismus, wie in den Cabinetten und an den Tafeln der Friedensconferenzen, so auch in der öffentlichen

*) Wir haben hier weniger jene Mahnungen des österreichischen Gesandten, Grafen Trautmannsdorf, an die deutschen Stände beim Beginn der Friedensunterhandlungen im Auge: „alle deutschen Stände möchten nun gegen die Ausländer zusammenhalten" — denn hier konnte die Quelle, aus der dieser Rath kam, Verdacht erwecken —, als vielmehr die damals erschienenen Flugschriften, in denen „eine allgemeine Vereinigung des Volkes zum Hinauswerfen der Fremden" gepredigt ward (s. W. Menzel, „Gesch. der Deutschen", 3. Bd. S. 345).

**) Henke, „Georg Calixt und seine Zeit", 1. Bd. S. 388.

Meinung Deutschlands triumphirte. Wie schon während des Kriegs der fanatische Gegner des Habsburgischen Hauses, Hippolithus a Lapide, die Ansicht verfocht, daß nicht beim Kaiser, sondern bei den Ständen die Kraft und Autorität des Reiches zu suchen sei*), so sehen wir wenige Jahrzehnte nach dem Frieden deutsche Gelehrte vom ersten Range, denen man aufrichtige Vaterlandsliebe nicht absprechen kann, die gleiche Ansicht vertreten und ihren Scharfsinn und ihr Ansehen der Vertheidigung und Vergrößerung fürstlicher Macht und Hoheit widmen**).

---

*) In der Schrift: „De ratione status in imperio Romano-Germanico", 1640. Der Verfasser hieß eigentlich Chemnitz und war ein Schwede.

**) So Pufendorf in seinem berühmten Werke: „Monzambano, de statu imperii Germanici", 1667, und Leibnitz, zuerst in seinen: „Bedenken, welchergestalt securitas publica und status praesens im Reich, jetzigen Umständen nach, auf festen Fuß zu stellen", 1670 (s. Dessen „Deutsche Schriften", herausg. v. Guhrauer, 1. Bd. S. 154 ff.), dann wieder in der Schrift: „Caesarini Furstenerii tractatus de jure suprematus ac legationum principum Germaniae", 1677 (Dessen „Opp. Omn. ed. Dutens", 4. Bd., S. 329), endlich in der „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, nebst beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft", einer Abhandlung, deren Abfassung ihr Herausgeber, Grotefend, ins Jahr 1679 setzt. In dieser letzten Schrift sagt Leibnitz u. A. S. 5: „Ist nicht die Menge der fürstlichen Höfe ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, so sonst im Staube liegen mußten? Wo ein ohnbeschrenktes Haupt, da sind nur Wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die Andern alle leben müssen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Bediente seyen, so etlichermaßen den königlichen selbst an die Seite treten dürfen und ganz eine andere Figur in der Welt machen, als Die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen. Daher denn abzunehmen, daß Diejenigen, so dafür halten, die deutsche Freiheit beruhe nur in Wenigen, denen die Uebrigen dienen müssen, und betreffe also die Unterthanen nicht, auch zu weit in ihrer Meinung gehen".

Wenn in der ebengedachten Schrift, und noch mehr in jener de suprematu, daneben auch von der „Majestät des Kaisers und der deutschen Nation Hoheit" die Rede ist, wenn namentlich der Kaiser als „das weltliche Haupt und der oberste Schiedsrichter der Christenheit" neben dem Papste bezeichnet und also scheinbar sehr hoch gestellt wird, woraus die neuesten Geschichtschreiber des Philosophen, Guhrauer und K. Fischer, ableiten wollen, daß Leibnitz kein Particularist, sondern vielmehr aufrichtig bemüht gewesen sei, die Einheit und Herrlichkeit des Reichs mit der Selbständigkeit der einzelnen Stände in harmonischen Einklang zu bringen, so sind solche Stellen theils nur ein Compliment, welches Leibnitz als guter Hofmann dem Kaiser machte (wie der Herausgeber der L.'schen Werke, Dutens, in einer Anm. zu dem Tract. de supr., a. a. O. S. 329, selbst andeutet, indem er sagt: Autor noster, personam Furstenerii accipiens, principibus cultum suum prae-

Deren sittliche und gesellschaftliche Folgen: Ertödtung des nationalen Gemeinsinnes, Entfremdung der Fürsten vom Volke, Verdrängung der heimischen Sitten durch ausländische.

Wir haben es hier weder mit der geschichtlichen Berechtigung, noch mit den politischen Folgen dieser Erscheinung zu thun*), wohl aber mit ihren sittlichen Wirkungen auf den Geist und die Denkweise der Nation. Jene verhängnißvolle Umwälzung in den Sitten und in den gesellschaftlichen Zuständen Deutschlands, welcher wir an der Schwelle des 18. Jahrhunderts begegnen, die Spaltung der Nation in eine herrschende Klasse und eine von dieser verachtete und sich vor ihr demüthigende Masse des Volks, sammt der Verdrängung der heimischen

---

bebat, eodem tempore per nomen Caesarini innuebat, se non minus Imperatori cultum suum praebere), theils beweist gerade dieser Umstand, wie wenig sogar ein Leibnitz die wahre Ursache des Verfalls der deutschen Nation und das wahre Bedürfniß ihrer Wiedererhebung begriff, da er die Bedeutung des deutschen Kaiserthums in Dingen suchen konnte, die längst eine leere und werthlose Form geworden und schlechterdings nicht im Stande waren, den Verfall des Reiches aufzuhalten oder auch nur zu verbergen; theils endlich haben jene Aeußerungen — namentlich die in der Schrift de suprematu — eine ganz entgegengesetzte Tendenz von der, welche man ihnen beilegen will: Leibnitz stellt nämlich nur darum das Kaiserthum auf eine so ideale Höhe, um zu zeigen, daß die Unterordnung der deutschen Fürsten unter dasselbe der Hoheit und Unabhängigkeit dieser keinen Eintrag thue, indem ja (wie er nach der alten, freilich längst zerstörten Fiction annimmt) eigentlich alle christliche Souveräne in einem ähnlichen Unterordnungsverhältnisse zu dem deutschen Kaiser ständen (s. „Opp. Omn.“, 4. Bd. S. 330). Wie sehr Leibnitz überall und vor Allem nur die Macht und Selbständigkeit der Fürsten im Auge hatte, selber auf Kosten des Reichs und mit gänzlicher Hintansetzung des nationalen Verbandes, erhellt nicht blos aus der unverholenen Freude, welche er darüber äußert, daß die deutschen Fürsten seit dem westphälischen Frieden an den fremden Mächten einen immer bereiten Schutz gegen Beeinträchtigungen ihrer Souveränetätsrechte hätten und daß selber Reichstagsbeschlüsse gegen sie nicht anders als mit Waffengewalt („wie gegen Feinde, nicht gegen Unterthanen des Reichs“) vollstreckt werden könnten (S. 399), sondern noch mehr aus den Mahnungen, die er an die Könige von Frankreich und England richtet, „doch ja sich der Würde und Freiheit der deutschen Fürsten anzunehmen, damit diese nicht genöthigt würden, sich lieber ganz dem Hause Oesterreich hinzugeben, als eine Zurücksetzung vom Auslande zu erdulden“, endlich aus den Anpreisungen der „guten Gesinnungen“, welche die deutschen Fürsten gegen die auswärtigen Herrscher hegten (S. 338 ff.). Wir machen dem Philosophen persönlich keinen Vorwurf aus diesen seinen particularistischen Ansichten, wir sehen darin nur den schlagendsten Beweis des nun auch schon im Volke, und zwar in dessen höchsten geistigen Schichten, mehr und mehr absterbenden nationalen Einheitsgefühls.

*) Ueber letztere vergl. den 1. Bd. S. 14 ff.

Sitte durch die ausländische, war zum großen Theile eine Wirkung der durch den dreißigjährigen Krieg zur vollsten Entwickelung gelangten und im westphälischen Frieden besiegelten Sonderpolitik der deutschen Fürsten. Diese Sonderpolitik, indem sie die Zersplitterung Deutschlands in eine Masse von Einzelstaaten vollendete, ertödtete, was von Gemeingefühl noch in der Nation übrig war, und erstickte damit die kräftigsten Keime der sittlichen und geistigen Wiedererhebung; sie beschleunigte die Entfremdung des Fürsten von seinen Unterthanen, die Entwöhnung der Höfe von der alten väterlichen Sitte und ihre völlige Hingebung an den verderblichen Einfluß des Auslandes *). Derselbe fürstliche Egoismus, welcher politische Bündnisse schloß und löste aus Gründen dynastischer Vergrößerungssucht und persönlichen Ehrgeizes, ohne danach zu fragen, ob das Reich deutscher Nation darunter zu Grunde gehe, erröthete auch nicht, im Ueberflusse zu schwelgen, während das eigene Volk im Elend schmachtete **), oder die Erschöpfung der Unterthanen zur Steigerung ihrer Lasten und zur Schmälerung ihrer Freiheiten auszubeuten ***).

*) Wir befinden uns bei dieser Auffassung im Widerspruche mit der Ansicht eines unserer größten Geschichtschreiber, Gervinus, der in seiner „Gesch. der deutschen Dichtung", 3. Bd. S. 198, es als eine günstige Folge des dreißigjährigen Kriegs darstellt, daß derselbe, „als eine Revolutionszeit, alle Stände gemischt, den Fürsten seinen Unterthanen, den Prediger seiner Gemeinde durch gemeinsame Noth nähergestellt und dadurch, indem er zwar im Allgemeinen Alles aufgelöst, in engeren Kreisen desto mehr verbunden habe". Wir bedauern, diese Ansicht nicht theilen zu können. Im Einzelnen mag die erwähnte günstige Wirkung hier und dort eingetreten sein (wir selbst werden solche Beispiele im nächsten Abschnitte anführen); im Ganzen und Großen (worauf allein es doch bei der Charakteristik einer Culturepoche ankommt) war gewiß die entgegengesetzte Erscheinung die überwiegende. Den Beweis dafür, und zwar einen auf urkundliche Thatsachen gestützten, werden wir in diesem und den folgenden Abschnitten führen.

**) So führte Georg Wilhelm von Preußen, während das Volk verhungerte und viele hundert Dörfer verödeten, „ein wüstes und heidnisches Wohlleben in Fressen, Saufen, Huren, Spielen und anderer Ueppigkeit, mit Banketten, Ringrennen, Maskeraden, Ballets, Komödianten u. s. w." („Gleichzeitiger Bericht des Kanzlers von dem Borne" und „Versuch einer histor. Schilderung von Berlin", I., 231. — bei W. Menzel a. a. O. 3. Bd. S. 331).

***) Dem Magistrate zu Delitzsch ward durch einen Willküract der Regierung das Patronatsrecht entzogen („Chronik von D.", S. 136); in den meisten kursächsischen Städten maßte sich die Landesregierung (wie man aus einem amtlichen Actenstück bei Weiße, „Neueste Geschichte Sachsens", 1. Bd. S. 345, ersieht) allmälig das Recht an, „nach Befinden", die Anzahl der „Rathsfreunde" zu mehren

Derselbe Leichtsinn, welcher deutsche Landesherren ihren öffentlichen Pflichten und bisweilen sogar ihrem Glauben untreu machte, gewann auch in ihrem Privatleben immermehr die Oberhand über die alte, ehrbare Sitte, welche früher ebenso an den Höfen der Fürsten, wie in den Häusern der Bürger die Herrschaft geführt hatte. Die einschmeichelnde Stimme ausländischer Lehrmeister fand nicht blos in der Politik, sondern in Bezug auf die ganze Denk- und Lebensweise dieser Kreise immer mehr Eingang und Gehör. Der Rang und die Würde europäischer Souveräne, welche die deutschen Fürsten so sehnsüchtig erstrebt und nun endlich im westphälischen Frieden erreicht hatten, schienen nicht zu gestatten, daß sie noch länger das einfache, patriarchalische Leben in der Mitte ihrer Unterthanen führten, welches ihnen als bloßen Ständen des Reichs wohl angestanden hatte. Die würtembergischen Stände hatten diesen Zusammenhang zwischen der Politik und der gesellschaftlichen Stellung des Fürsten zu seinem Volke wohl begriffen, wenn sie beim Regierungsantritt Eberhard Ludwig's im Namen des Landes den Wunsch aussprachen: „man wolle keinen Helden und Staatsmann, sondern einen guten Hausvater zum Landesherrn haben" *). Die Völker mußten den neuen Glanz, welchen ihre Beherrscher um sich verbreiteten, fast immer durch gesteigerte Lasten und außerdem noch gewöhnlich durch die größere Vornehmheit und Abgeschlossenheit, in welche jene sich nun zurückzogen, büßen, und für Verluste oder Entbehrungen, welche der Fürst an seiner Person erlitt, pflegte er sich abermals auf Kosten der Unterthanen zu entschädigen **).

Die ratio status. Ein politischer Grundsatz von ganz neuer Erfindung, die ratio status oder das sogenannte Staatswohl, mußte Alles recht-

oder zu mindern, auch „die Räthe, Bediente, Syndicos, Stadtschreiber" u. s. w. ein- und abzusetzen. — Daß die Rechte der Landstände in den meisten deutschen Staaten im dreißigjährigen Kriege vollends verkümmert wurden, ist bekannt. Von der Bedrückung der Unterthanen durch erhöhte Lasten, nicht um wirklicher Nothdurft, sondern um der Verschwendungen der Fürsten willen, wird im nächsten Abschnitte speciell die Rede sein.

*) Spittler, „Geschichte Würtembergs", S. 293.

**) In den „Ungedruckten Schreiben u. s. w. von Val. Andreä, v. 1633—1654" (abgedruckt in K. Fr. von Moser's „Patriot. Archiv", 6. Bd. S. 294 ff.) heißt es von Eberhard III. von Würtemberg: „er habe sich für sein Exil (er war eine Zeit lang aus dem Lande vertrieben) an den Resten des Wohlstandes seines Volkes erholt".

fertigen*). Das Staatswohl gebot es, sich vom Reiche loszusagen und mit dem Auslande Bündnisse zu schließen, denn dadurch kam der Staat, d. h. der Fürst, zu Ansehen und Bedeutung. Das Staatswohl erheischte einen fürstlichen Luxus, einen zahlreichen und glänzenden Hofstaat, prächtige Feste und kostbare Bauten, Gesandtschaften an fremden Höfen und ein stehendes Heer, denn nur durch solche Mittel konnte man die gewonnene Stellung würdig behaupten und zugleich sichern. Wo das Staatswohl gebot, da galt kein Einspruch der Stände, keine Rücksicht auf die zerrütteten Finanzen und die erschöpfte Steuerkraft des Landes. Eine neue Moral verbreitete sich über die Höfe und die Kanzleien. Von jetzt an galt es für ein unverzeihliches Verbrechen, der Willkür und Zügellosigkeit von oben herab durch Gegenvorstellungen Einhalt thun zu wollen; dagegen ward es der sicherste Weg zur Gunst, „das Volk zu schinden, den Lüsten zu fröhnen, die Gewissen einzuschläfern“**). Wer gegen diesen Zug des Zeitgeistes ankämpfte, ward als „Enthusiast“ verschrien oder als Pedant verlacht***). Die Stimme der alten, berufstreuen Beamten, welche an die Pflichten des Landesherrn und das Wohl der Unterthanen zu mahnen wagten, ward übertäubt von den leichtfertigen Reden eines neuen Geschlechts von Höflingen, welchen das Volk nur eine zum Dulden und Zahlen geschaffene Masse, die Gunst des Fürsten aber und der eigene Vortheil Alles war. „Sie richten sich“, wie ein Sittenschilderer jener Zeit

*) In dem bekannten satirischen Zeitgemälde, „Philander's Gesichte“, von Moscherosch (1644), handelt ein ganzer Abschnitt von der ratio status. In einer, 1655 von dem Gen.-Sup. zu Wolfenbüttel Dr. Lütkemann gehaltenen „Regentenpredigt“ (s. K. Fr. v. Moser's „Polit. Wahrheiten“, 2. Bd. S. 283 ff.) heißt es: „Ratio status ist ihrem Ursprunge nach ein herrlich, trefflich und göttlich Ding. Aber was kann der Teufel nicht thun? Der hat sich auch zu R. st. gesellt und dieselbe also verkehrt, daß sie nun nichts mehr, als die größte Schelmerei von der Welt ist, daß ein Regent, der r. st. in Acht nimmt, unter derselben Namen frei thun mag, was ihm gelüstet“ u. s. w. Seckendorff in seinem „Deutschen Fürstenstaat“ (1656) sagt in der Vorrede: „Fast keine Untreu, Schandthat und Leichtfertigkeit wird zu nennen sein, die nicht an etlichen verkehrten Orten mit dem Staat, ratione status oder Staatssachen, entschuldigt werden will“. Auch in anderen Schriften dieser und der nächstfolgenden Periode ist immerfort viel von dieser ratio status die Rede, z. B. in der Vorrede zu Balth. Schuppius' „Regentenspiegel“ (1700), in der Genealogia Nisibitarum (1716), S. 14, u. s. w.

**) Val. Andreä a. a. O.

***) Ebend. S. 319.

klagt, „nach dem Oberhaupte, der Sonne; ehe sie den König um der Ehre Gottes willen verließen, ehe verließen sie Gott um des Königs willen" *).

Der Adel. Der Adel, durch den Krieg in seinen Vermögensverhältnissen zerrüttet**) und seiner Mehrheit nach wenig geneigt, zu den zerstörten Rittersitzen, auf die verwüsteten Fluren, in die Mitte verarmter und verwilderter Unterthanen zurückzukehren, drängte sich immer massenhafter in den Hofdienst, suchte hier Entschädigung für das Verlorene, Bereicherung und Ehrenauszeichnungen, und machte daher mit dem Fürstenthum in der Aussaugung des Landes und der Verachtung der bürgerlichen Sitte immer entschiedener gemeinsame Sache. In den Verhältnissen zu seinen Unterthanen ahmte er das von oben gegebene Beispiel nach, strebte, seinen Vortheil und seine Machtbefugniß auf Kosten derselben zu erweitern***), versuchte wol auch bis-

*) Moscherosch in seinem, 1643 erschienenen, „Christlichen Vermächtniß". Unter „König" scheint M. jeden Landesherrn zu verstehen; daß die Stelle auf Deutschland zielt, geht daraus hervor, daß diesem Zustande in den monarchischen Ländern der in den Reichsstädten (als etwas, doch nur um Weniges, besser) gegenübergestellt wird. — Val. Andreä (a. a. O. S. 332) erzählt (aus dem Jahre 1641), wie die treuen Räthe und Geistlichen von der fürstlichen Tafel entfernt worden seien unter dem Vorwande der Ersparniß. Andreä selbst ward wegen seines Freimuthes seines Amtes entlassen, ebenso der alte Rath des Fürsten Borck. Aehnliche Beispiele aus der Zeit nach dem Kriege finden wir mehrere. So berichtet Moser, „Patr. Archiv", 12. Bd. S. 500, von einer „wehmüthigen Vorstellung" des Präsidenten und der Räthe eines Grafen von Hanau an diesen (v. J. 1669), worin sie sich darauf berufen, daß sie schon zweimal, 1652 und 1661, ähnliche Vorstellungen, aber vergebens, an Se. Gnaden gerichtet. Ebendort, S. 522, wird erzählt, wie in einem andern deutschen Staate zwei alte pflichttreue Beamte, sein Rath Fabricius und ein Rentmeister Engelschall, dem Fürsten „wegen der täglich schlimmern Bilanz der Kammer" Vorstellungen machten, wie darauf der Fürst erwiderte: er wisse das wol, aber es sei nicht zu helfen, und wie eine ähnliche leichtsinnige Antwort auch vom Minister und vom Hofmarschall ihnen ertheilt ward.

**) Die weimarische Ritterschaft klagte 1640: sie sei „bis aufs Hemd ausgezogen", müsse sich mit „Haferbrod und Covent" behelfen; dadurch sei auch ihr Ansehen so geschädigt, daß „kein Hundebub sie mehr grüße". (Handschriftliche Geschichte der weimarischen Stände, nach den ständischen Acten von Kuhn.)

***) Es ist bekannt, daß viele Frohnen, namentlich sogenannte ungemessene, in und nach dem dreißigjährigen Kriege entstanden, wo die Bauern in ihrer Hülflosigkeit sich Alles gefallen ließen; daß vieler Orten die großen Grundbesitzer die von ihren Eigenthümern im Drange der Noth verlassenen Bauergüter an sich rissen u. s. w. Vergl. den 1. Bd. 5. Abschnitt.

weilen, auf seinen Rittersitzen (so oft er diese besuchte) mit Luxusbauten und steifem Ceremoniell den Souverän im Kleinen zu spielen*). Schon während des Kriegs sah man Edelleute, statt sich ihrer bedrängten Unterthanen anzunehmen, den fremden Bedrückern den Hof machen und an ihren Spielen und Gelagen theilnehmen**).

Das Volk. Einfluß des Kriegs auf die Schwächung des sittlichen Gefühls und des bürgerlichen Muthes.

Die Masse des Volks war durch den langen, furchtbaren Druck des Elends bis zur gänzlichen Erschlaffung entkräftet und dadurch entsittlicht. Das Gemeingefühl, welches in den höchsten Angelegenheiten der Nation unter der Trostlosigkeit der öffentlichen Zustände verlorengegangen war, hielt auch in den engeren Kreisen des Lebens nicht Stand vor den überwältigenden Leiden und Gefahren, welche jeder neue Tag brachte. Die Eigensucht, die in den obersten Sphären der Gesellschaft das Scepter führte, drängte sich auch in den tieferen Schichten in alle, selber die heiligsten Verhältnisse ein, und sie hatte hier weit öfter, als dort, das schwere Gebot der Noth zu ihrer Entschuldigung. Die furchtbare Todesangst, in welcher jeder Einzelne fast fortwährend schwebte, machte unempfindlich gegen die Leiden und Gefahren der Anderen, und die Entfesselung aller wildesten und zuchtlosesten Leidenschaften, von der sich ein Jeder täglich umgeben und selber bedroht sah, zerstörte allmälig in den Herzen der Meisten die sittliche Scham und den Abscheu vor dem Verbrechen. Wenn in der Regel gemeinsame Noth die Menschen einander näher bringt und die edelsten gesellschaftlichen Tugenden entwickelt, so trat hier das gerade Gegentheil ein unter dem Drucke eines Elends, dessen furchtbare Gewalt und endlose Dauer alle sittlichen Triebfedern zerbrach und alle Spannkraft des Geistes erlahmen machte. Mit Schaudern lesen wir in den Berichten aus jener Zeit, wie der Nachbar den Nachbar, der Glaubensgenosse den Glaubensgenossen, ja der Blutsverwandte den Blutsverwandten theilnahmlos und stumpfsinnig vor seinen Augen verschmachten sah***); wie einer den Andern verrieth, um

*) Nach mündlichen Mittheilungen des Prof. Brückner in Meiningen auf Grund urkundlicher Ermittelungen über thüringische Zustände.

**) Keller a. a. O.

***) Schöttgen in seiner „Historie der Stadt Wurzen", S. 583, erzählt: es sei viel armes Landvolk in die Städte hereingeflüchtet, dort aber meist auf den Gassen, in Ställen oder auf Misthaufen umgekommen, habe auch große Noth an Brod und Getränken gelitten; er setzt hinzu: „So sind auch die Leute sehr unbarmherzig über

sich zu retten, oder auch um schnöden Gewinnstes willen*); wie Beamte die ihrer Obhut anvertrauten Unterthanen und selber Geistliche ihre Gemeinden im Stich ließen; wie Einheimische mit den Fremden in Grausamkeit und Härte gegen ihre eigenen Landsleute wetteiferten**); wie sogar Viele sich selbst und ihr Theuerstes, Weib und Kind, widerstandlos mißhandeln ließen, „gleich dem unvernünftigen Vieh, das sich schlagen läßt und nicht einmal nach dem umschaut, der es schlägt" ***).

Fortdauer dieser Wirkungen im Frieden.

Diese entsittlichenden Einflüsse des Kriegs auf den Charakter des Volks, die Zerstörung des Gemeinsinns, die Entfesselung des Eigennutzes, vor Allem aber die gänzliche Entwurzelung des Selbstvertrauens und des bürgerlichen Muthes in den Einzelnen, trugen sich auch in die Zeiten des Friedens und die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens über und bewirkten hier eine verhängnißvolle Wandelung. Wie der Deutsche sich vor den fremden Gewalthabern gebückt hatte, so bückte er sich bald auch vor den heimischen; wie er jenen geschmeichelt hatte, um mit einer Last oder einer persönlichen Unbilde verschont zu werden, so schmeichelte er diesen, um eine Gunst oder eine Bevorzugung zu erlangen; wie unter dem Drucke der Noth und in der Stunde der Gefahr jeder nur an sich gedacht und die andern preisgegeben hatte, so blieb auch bei wieder geordneten Zuständen noch langehin ein Geist der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine und der Feigheit in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens ein vorherrschender Charakterzug der Deutschen †).

Verstärkung derselben durch andere mitwirkende Verhältnisse.

Andere Verhältnisse, gleichfalls durch den Krieg erzeugt, wirkten dazu mit, den Zusammenhang des Volks und namentlich der bürgerlichen Klassen zu lockern, den Gemeinsinn und das Selbstbewußtsein, welches sie bisher, den höheren Ständen

---

das arme Volk gewesen. Gott verzeihe es ihnen!" Vergl. auch oben S. 33, Note*).

*) Brückner in seinem Aufsatze: „Die Bettler zu Effelder i. J. 1667", in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte", 1856, Januarheft, führt mehrere obrigkeitliche Verordnungen aus dem Jahre 1634 an, worin über „der Unterthanen Verräthereien unter einander", und „daß Einer des Andern Gut an die Soldaten verrathe", geklagt wird.

**) Keller a. a. O.

***) Ebenda nach handschriftlichen Urkunden.

†) Vergl. den 1. Bd. 3. Abschnitt.

gegenüber, bewahrt hatten, zu untergraben. Die Noth der Zeit zerstörte nicht blos an den meisten Orten die gemeinsamen Waffenübungen, in denen sich so lange die Wehrbarkeit des Bürgerthums und das Recht des Selbstschutzes der Städte lebendig erhalten hatte*), sondern auch den größten Theil der altherkömmlichen öffentlichen Lustbarkeiten, wichtiger Einigungspunkte des Volks, bedeutsamer Kundgebungen eines frischen und kräftigen Volksgeistes. Selber die schönste Blüthe der zu Ernst und Frohsinn verbundenen Gemeinschaft aller Stände, die Gesangvereine, konnten dem Drange der Umstände nicht widerstehen und gingen fast allerwärts ein**). Mit den letzten Spuren der öffentlichen und volksthümlichen Rechtspflege, welche in eben dieser Zeit vollends verschwinden, ging wieder ein wesentliches Stück des lebendigen Rechtsgefühls und der Anhänglichkeit des Volks an seine alte Sitte verloren, und das immer planmäßiger über alle Verhältnisse ausgespannte Polizei- und Verwaltungsregiment des Staates, durch die dringliche Nothwendigkeit, die moralisch wie materiell aus allen Fugen gegangene Gesellschaft möglichst bald geordneten Zuständen zurückzugeben, gerechtfertigt und gewissermaßen geboten, erstickte gänzlich das, schon durch den Krieg so tief herabgestimmte Selbstgefühl der bürgerlichen Klassen. So darf man sich nicht wundern, wenn ein

---

*) Barack, „Das frühere Schützenwesen der Deutschen", in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1856, Märzheft, S. 210; „Delitzscher Chronik", 2. Bd. S. 155. Der allmälige Verfall des alten deutschen Schützenwesens wird am besten ersichtlich aus der verminderten Zahl der größeren Schützenfeste. Nach einer in der Allg. Zeitg. v. 26. Juni 1862, Beil., enthaltenen, aus dem Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. entnommenen Angabe ergingen daselbst Einladungsschreiben zu Schützenfesten in den Jahren 1432, 1485, 1497, 1527, 38, 56, 60, 64, 67, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 86, 96, 99, 1603, 11, 54, 66, 1700, 1, 47, 56, 63, 64, 69, 1803, also im 16. Jahrh. im Ganzen 16, im 17. 4, im 18. 7. Vgl. auch G. Freytag, „Neue Bilder aus der Vergangenheit des deutschen Volks", S. 116 ff. Wo sich solche Schützengilden erhielten (wie z. B. die Armbrustgesellschaften in Leipzig und Weimar), oder wo sie später wiederhergestellt wurden, hatten sie doch die alte Kraft und Bedeutung verloren.

**) Lochner, „Nürnbergs Vergangenheit und Gegenwart", S. 117 und 127; Schöttgen, „Historie der Stadt Wurzen", S. 529; Kamprad, „Leißniger Chronik", S. 547; „Delitzscher Chronik", 1. Th. S. 268; 2. Th. S. 86. Rücksichtlich der Gesangvereine oder „Cantoreien" (s. oben S. 23) sei hier beiläufig bemerkt, daß solche unter allen deutschen Ländern am meisten noch in Thüringen theils erhalten, theils wiederaufgelebt sind. Selber auf den meisten Dörfern giebt es dort solche Vereine, welche besonders Kirchenmusik und Kirchengesang systematisch pflegen.

Geist der Abhängigkeit, um nicht zu sagen der sclavischen Unterwürfigkeit, der untern gegen die obern Klassen, des Bürgerthums gegen die Fürsten und den Adel sich fast allerwärts — etwa einige große Reichsstädte ausgenommen, deren vereinzeltes Beispiel aber den allgemeinen Zug der Zeit nicht aufzuhalten vermochte — schon während des Kriegs und noch mehr nach demselben zeigt, ein Geist, der seinen verderblichen Einfluß eben so sehr in den gesellschaftlichen und sittlichen, wie in den politischen Verhältnissen äußert; man darf sich nicht wundern, wenn die, einst auf ihre Freiheiten so eifersüchtigen Städte sich eines ihrer Rechte nach dem andern fast widerstandlos rauben lassen, und wenn das bürgerliche Verdienst vor dem Nimbus des Ranges und der Geburt sich bereits so sehr demüthigt, daß z. B. derselbe Moscherosch, der in seinen satirischen Schriften so oft den Adel wegen seiner Selbstüberhebung und des Mißbrauchs seiner Stellung angreift, seinen Söhnen den Rath ertheilt: sie möchten gegen den freien Reichsadel und die Ritterschaft sich „demüthiglich" benehmen und, wenn sie neben dem Adel in Herrendiensten gebraucht würden, dies jedesmal für eine „große Gnade" achten, nicht etwa in „thörigter Einbildung" sich „den Junkern gleich halten", sondern bedenken, „daß der ungeschickteste Junker dem Stande nach mehr sei, als sie" *).

Ansteckung der bürgerlichen Klassen durch die Sittenverderbniß der höhern Stände.

Aber alles Dieses würde die so rasche und so vollständige Umwandlung der Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche wir alsbald nach dem dreißigjährigen Kriege und zum Theil schon während desselben sich entwickeln sehen, noch nicht erklären, wenn nicht die bürgerlichen Klassen selbst von der Sittenverderbniß der höhern Stände angesteckt und in den gleichen Taumel des Leichtsinns, der krankhaften Sucht nach Neuem und Fremdem, des Prunkens mit leerem Schein beim Mangel innerer Solidität und des eitlen Haschens nach äußeren Auszeichnungen, anstatt der alten, ehrenfesten Genügsamkeit im Bewußtsein eignen Werthes, hineingerissen worden wären **).

*) „Christliches Vermächtniß", S. 76.

**) Logau, in seinen „Deutschen Sinngedichten" (herausg. unter dem Namen: Sal. v. Golaw, 1654) singt:

„Weiland war das Sein
Werther, als der Schein:
Nunmehr ist der Schein
Werther, als das Sein."

Die falsche Ehrsucht oder „Reputation" als gemeinsamer Grundzug aller Klassen.

Wie jede Zeit für ihre Verirrungen einen beschönigenden und wohlklingenden Ausdruck zu erfinden pflegt, so verschanzte die damalige sich hinter dem hochtönenden Namen der „Reputation", des ausländischen Zerrbildes der guten, alten deutschen Ehrenhaftigkeit. Dieser „hundsföttischen Reputation", wie sie Moscherosch im patriotischen Zorne nennt*), opferten die Fürsten die Ruhe ihrer Völker, den Frieden und Wohlstand des Reichs, der Adel seine ehrenhafte Unabhängigkeit, das Bürgerthum seine alte Ehrbarkeit und Sittenstrenge. Um der „Reputation" willen strebten die Fürsten nach dem Range europäischer Souveräne und stritten Jahre lang um leere Titel und eitle Vorzüge der Etikette. Der „Reputation" zu Liebe gab der Adel die ehrenvolle Stellung, die er vordem an der Spitze des Volks und als Vertheidiger der gemeinsamen Landesrechte behauptet hatte, gegen die glänzende Dienstbarkeit an den Höfen auf. Die „Reputation" war es, welche den Gelehrten und selber den Geistlichen zu Schmeichlern der Fürsten machte und den unabhängigen Kaufmann verführte, in einem von oben verliehenen Titel oder einem Adelsdiplom eine größere Ehre zu erblicken, als in dem selbstgeschaffnen Wohlstande und dem achtungsvollen Zutrauen seiner Mitbürger**). Der „Reputation" opferte der kleine Handwerker und der arme Tagelöhner sein Letztes, um durch bunten Modeflitter oder verschwenderische Ueppigkeit bei Familienfesten den Nachbar zur verdunkeln, ließ es dafür sich und den Seinen an dem Nothwendigsten fehlen, oder suchte durch leichtfertige, betrügerische Handlungsweise die Mittel solchen Wohllebens zu gewinnen, welche herbeizuschaffen die alte, solide Erwerbsweise nicht ausreichen wollte***).

„Altes Geld und alter Wein
Pflegen noch beliebt zu sein:
Sonst acht't man alte Dinge
Wo nicht nichts, doch gar geringe."

„Deutsche haben zwo Naturen, denn die Mode schaffet an,
Daß man, was man gleich nicht wäre, durch die Mode werden kann."

*) S. „Philanders Gesichte", in den Kapiteln: „Weltleben", „Pflaster wider das Podagra" u. a.

**) Beispiele dazu und Klagen darüber finden sich in den mehrfach angeführten Briefen Val. Andreäs, sowie in der Biographie des Chronisten Lucä von Fr. Lucä (1855).

***) Ueber die im Handel und Wandel eingerissene Unsolidität klagen Moscherosch, „Christl. Vermächtniß"; Spener, „Pia desideria", u. A.

Luxus und Schwelgerei.

Kaum giebt es ein widerlicheres Schauspiel, als den Anblick des ausschweifenden Luxus, dem sich mitten in den Zeiten der ärgsten Noth wetteifernd fast alle Stände des Volks, natürlich mit vielen ehrenwerthen Ausnahmen, aber doch in ihrer großen Masse, ergaben. Die Spitzen und Tressen, Perlen und Edelsteine, sammtne und seidne Kleider, die Schleppen und der andre Plunder, wovon die zahlreichen Kleiderordnungen, welche fast in allen Ländern und namentlich in den größern Städten in rascher Folge, aber immer vergeblich, sich wiederholen*), die Schwelgereien bei Hochzeiten und Kindtaufen, das übermäßige Trinken und das üppige Wohlleben jeder Art, wovon andre zeitgenössische Quellen berichten**) — das Alles erscheint uns fast wie eine Verhöhnung des allgemeinen Elends oder wie das Anzeichen eines Wahnsinnes, dessen ansteckende Kraft die Menschen um ihren gesunden Verstand gebracht hat. Wir wollen nicht sagen, daß dieser Luxus um

*) In Leipzig folgten sich solche in den Jahren 1626, 1634, 1640, 1652, dann wieder 1661, 1664, 1673, 1674, 1680, 1698. („Der Stadt Leipzig Ordnungen", 1701, S. 452, Dolz, „Geschichte Leipzigs", S. 281, — vergl. oben S. 21). 1699 citirte man die Mägde, die gegen das Verbot Spitzen, Tressen, Schleppen u. s. w. trugen, aufs Rathhaus und ließ ihnen daselbst durch den Rathsvogt „den Plunder abtrennen", nahm auch eine gleiche Besichtigung und Operation bald nachher mit den Handwerkerfrauen und endlich sogar mit den vornehmen Kaufmannsfrauen vor — aber Alles half Nichts. (S. Vogel's „Annalen", S. 918.) In Nürnberg hören gegen das Ende des 17. Jahrh. die Kleiderordnungen auf, schwerlich weil sie als überflüssig, wohl aber, weil sie als wirkungslos erschienen. (Lochner a. a. O. S. 155.) In der Hamburger Kleiderordnung von 1652 wird gegen das Tragen von Perlen und Edelsteinen bei den Frauen der Rathsherren und Kaufleute, gegen die Kleider von Sammt, Seide, Atlas, die seidenen Strümpfe, die breiten Sammtbesätze bei den Frauen der Rathssubalternen, der Handwerker, Brauer und Schiffer, und gegen den Gebrauch von Seidenzeugen selber im Stande der Tagelöhner, der Knechte und Mägde geeifert. Aber trotz der Wiedereinschärfung dieses Verbots schon 1654 hatte dasselbe doch keinen Erfolg. (Benecke, „Hamburger Geschichten", S. 314.) In Baiern ergingen Verordnungen gegen den Kleiderluxus und die „schamlosen Entblößungen" 1651 und 1653. (Zschokke, „Bair. Gesch.", 3. Bd. S. 346) u. s. w.

**) Moscherosch, „Philanders Gesichte", 1. Bd. S. 401. Dess., „Vermächtniß", S. 111; Gallus, „Handbuch der brandenburg. Geschichte", S. 194; Spener, „Pia desideria", S. 37 und das angedruckte „Bedenken", S. 180. Die weimarischen Stände beriethen auf dem Landtage von 1634 über Maßregeln zur Beschränkung des Luxus, weil, wie dabei erklärt wurde, „trotz der schlechten Zeitläufte die Leute bei Hochzeiten u. s. w. sich nicht einschränkten" (Kuhn a. a. O.).

Vieles größer war, als er in andern Zeiten, namentlich seit der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gewesen. Auch damals schon folgten sich Verbote über Verbote gegen den Luxus; auch damals schon gab es maßlose Gastgebote und einen ausschweifenden Kleiderprunk nicht blos in den höheren, sondern bis zu den untersten Ständen hinab *). Was aber unser Erstaunen erregt und uns mit tiefem sittlichen Ekel erfüllt, ist die Beobachtung, wie dieser prunkende, schwelgerische, in Saus und Braus dahinlebende Leichtsinn sich unmittelbar neben Scenen des Jammers und des Schreckens spreizt, die, sollte man meinen, jeden Gedanken an solches Wohlleben hätten ersticken müssen. Gern mögen wir, um an der menschlichen Natur nicht irre zu werden, uns einreden, daß die Verzweiflung selbst einen solchen Leichtsinn geboren, daß die Unsicherheit aller Glücksgüter den Trieb erzeugt, zu genießen, so lange man noch könne, daß die gewohnte Sorgfalt des Sparens und Zurathehaltens aufgehört habe Angesichts der unberechenbaren Schicksalsfälle, welche der Krieg mit sich führte, der hier ein mühsam angesammeltes Vermögen mit einem Schlage zerstörte, dort unerwartete Quellen plötzlichen Reichwerdens erschloß.

Schon von den Augenzeugen jenes Rausches hatten manche eine solche Entschuldigung bereit, und selber Geistliche stellten die Ansicht auf, „daß man dies Alles nicht blos dulden und den Unglücklichen zum Troste gewähren, sondern sogar unterstützen und selbst an hohen Festtagen gestatten müsse" **).

Wie man auch über diese Rechtfertigung des damaligen Geschlechts urtheilen möge, so viel bleibt gewiß, daß ein Volk, welches in so schwerer Zeit so leichtfertig denken und handeln konnte, in einem tiefen sittlichen Verfall begriffen war.

Vermehrter Einfluß des ausländischen Wesens auf die Sitten und die Gesellschaftszustände Deutschlands.

Einen wesentlichen Antheil an diesem Verfall hatten die durch den dreißigjährigen Krieg ganz außerordentlich vermehrten Berührungen Deutschlands mit dem Auslande. Die Verbindungen Deutschlands mit den fremden Höfen waren in Folge der politischen Verhältnisse immer inniger geworden; die Reisen der Männer vom Stande und der Gelehrten ins Ausland hatten sich in demselben Maße vervielfältigt, wie die wachsende Rohheit der

*) Vergl. oben S. 19, 21.

**) Vgl. Andreä's, „Briefe", a. a. O. S. 314.

Sitten und der Verfall der wissenschaftlichen Anstalten daheim das Aufsuchen auswärtiger Bildungsquellen oder die Erholung im Anschau'n geordneterer Zustände allen strebenden Geistern zum Bedürfniß machte; der Adel verkehrte mit den Officieren, der Bürger und Bauer mit den Kriegsknechten der aus aller Herren Ländern hier zusammenströmenden Soldateska, und bis in das innerste Heiligthum des Hauses und der Familie drängte sich fremde Sitte, fremde Sprache, fremde Denk- und Bildungsweise ein und unterdrückte mit offener Gewalt oder zerstörte mit der stillen Macht der Verführung die Anhänglichkeit an das Alte und Vaterländische.

Unter andern Verhältnissen hätten diese Wechselbeziehungen des deutschen Volkes mit anderen Völkern fruchtbare Elemente für dessen geistiges und sittliches Leben werden können — zum Theil wurden sie es auch, wie wir im weitern Verlaufe dieser Darstellung uns überzeugen werden. Allein der nächste und überwiegende Einfluß war ein verderblicher. Wie im kranken Körper die von außen zugeführten Stoffe, die den gesunden genährt und gekräftigt haben würden, nur die Krankheit steigern, weil er sie nicht verarbeiten, nicht das Schädliche von dem Heilsamen ausscheiden kann, so nahm das deutsche Volk, entnervt, verweichlicht und zerrüttet in seinen moralischen und gesellschaftlichen Zuständen, wie es bereits war, von dem Auslande jetzt ebenso das Schlimme, wie früher das Gute an und büßte zugleich, im Zusammenstoß mit Nationalitäten, die in sich viel abgeschlossener und fertiger waren, vollends den letzten Halt geistiger Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit ein. Es war nicht mehr wie damals, als der freisinnige Ludwig von Anhalt oder der gelehrte Moritz von Hessen italienische und französische Cultur als ein fruchtbares Element der Veredelung des zu rohen deutschen Wesens zu benutzen verstanden, als noch in den kräftigen und gebildeten Bürgerschaften Augsburgs und Nürnbergs die alte deutsche Denkungsart und Sitte auch beim lebhaftesten geistigen Verkehr mit fremden Ländern sich ungeschwächt behauptete*). Nein! Deutschland erschien jetzt, dem Auslande gegenüber, nach dem bittern, aber wahren Ausdrucke eines Satirikers der damaligen Zeit, nur noch wie „ein Diener, der seines Herrn Livrée trägt"**)!

---

*) S. oben S. 5, 12, 13.

**) Logau a. a. O. Die Stelle lautet vollständig so:

Deutsche Edelleute, Studenten und Bürger ahmten die Trachten und Manieren der fremden Kriegsleute nach, ließen ihr Haar in Zöpfen gekräuselt hinter den Ohren herabhängen und stolzirten bald in genesteltem Wams und zierlichem Spitzenkragen, bald in kriegerischem Lederkoller, mit Schärpe und Sarras, einher. Frauen und Mädchen vertauschten die züchtige und kleidsame heimische Tracht mit den koketten Entblößungen der französischen oder der unschönen Steifheit und den künstlichen Umpolsterungen der spanischen Mode*). Die kräftigen Laute eines Luther und Hans Sachs wurden mit Bestandtheilen der Sprachen aller Länder zu dem abenteuerlichsten Rauderwelsch vermengt**), und selber die Acten des deutschen Reichstags „füllten sich mit Worten, deren sich unsre Vorfahren geschämt haben würden" ***).

Was nicht ausländisch, fremdartig oder, wie man es nannte, à la mode war, galt für unfein, pedantisch, altfränkisch; je öfter

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey;
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei!"

*) S. Moscherosch, „Philanders Gesichte", 1. Bd. S. 412, 760 u. a.; „Der abenteuerliche Simplicissimus" S 66 u. a.; die Satiren von Logau, Lauremberg, Rachel u. s. w.; Tholuck, „Vorgesch. des Rationalismus", 1. Bd. S. 134; Jac. Falcke, „Monsieur Alamode, der Stutzer des 30jährigen Krieges", in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1857, Märzheft, S. 157 ff. Lauremberg in seinem Gedichte: „Von alamodischer Kleidertracht" (vorgedruckt der Ausgabe von Rachel's Gedichten von 1707), sagt:

„Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit halff blotem Lyve komen'sie hergetreden."

Ebendort wird gegen die dicken Wülste geeifert, welche die Frauen um die Hüften befestigten, um die Röcke bauschig zu machen (die Vorläufer der spätern Reifröcke) und für welche es besondere Spottnamen gab, wie: Weiberspeck, Verdugadin, Cachebastard. Ferner spottet der Dichter über die Schuhe mit Hörnern bei den Männern, (man trage die Hörner nicht mehr am Kopf, sondern an den Füßen), die „Halskragen um die Stiefeln" (Stiefelmanchetten), die balais de trougaleux (Schleppen) u. s. w.

**) Eine Probe ebensowol der Sprache wie der Denkweise damaliger Zeit enthält folgende Phrase aus einem zur Feier des westphälischen Friedens erschienenen „Freudenspiel" (S. 79): „Ein cavalier ist, welcher ein gut courage hat, maintenirt sein état und réputation und giebt einen politen courtisanen ab". Andre Beispiele finden sich in dem Horribilicribrifax von A. Gryphius und sonstigen Lustspielen, ferner in den Complimentirbüchern jener Zeit (s. Weimar. Jahrbuch, 1. Bd. S. 322).

***) Leibnitz, „Deutsche Schriften", 1. Bd. S. 446.

jemand die Mode wechselte, je abenteuerlicher in Wahl und Zusammenstellung der Farben und Formen seiner Kleidung, je kauderwelscher in seiner Sprache, je gezierter oder bombastischer im Drechseln von Redensarten und Complimenten er auftrat, desto mehr ward er bewundert.

Mit Recht haben die ernsteren Geister jener und der nächstfolgenden Zeit gegen Nichts so sehr, als gegen diese in allen Klassen des Volks verbreitete Vorliebe für das Ausländische geeifert, haben die Satiriker die schärfsten Pfeile ihres Spottes gegen diese Ausartung des Nationalgeistes gerichtet*).

*) So vor Allen Moscherosch a. a. O. an zahlreichen Stellen, u. A. in der oft citirten: „O Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Thier ist doch, das, dem andern zu Gefallen, seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze, dem Hunde zu Gefallen, bellen, einen Hund, der Katze zu Liebe, mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig ein deutsches festes Gemüth und ein schlüpfriger wälscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollt Ihr, unverständiger, als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und Ihr wollt die edle Sprache, die Euch angeboren, so gar nicht in Obacht nehmen in Eurem Vaterlande? Pfui Dich der Schande!" — In dem Thesaurus paternus von G. v. Limburg (Moser's „Patr. Archiv", 11. Bd. S. 332 ff.) heißt es: „Sonderbarer Sitten und Kleidung halber sich in fremde Lande zu begeben, ist eine große Thorheit und noch ein größerer Schaden und Unehr unserer Teutschen, daß wir dergleichen nit selbsten anzustellen wissen sollten. Vor Jahren hat man junge Leute fein zur Teutschen Ernsthaftigkeit und Tapferkeit gewiesen, auch absonderliche Leute gezogen, welche reuten und reden und zu Kriegs- und Friedens-Zeiten mit Nuzen in ihrem Vaterland haben gebraucht werden können; jezund will man nur wackere und höfliche, ja nach dem fremden Modell gemachte Leute, das ist zu teutsch: leichtfertige, weibische und närrische haben, und läßt sich's ein Merkliches kosten, bis sie zur Vollkommenheit in solchen Dingen gelangen". Endlich sagt Leibnitz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" (Deutsche Werke, 1. Bd. S. 457): „Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennt und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und, weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regieret".

Die Scenen der Verwilderung und Gesetzlosigkeit, worin manche Geschichtschreiber die schlimmste Folge jenes langen Kriegszustandes zü erblicken scheinen, verhalten sich zu dieser Verweichlichung und Verkünstelung der Sitten wie ein Geschwür auf der äußeren Oberfläche des Körpers zu der Krankheit, welche das innere Mark und die edelsten Organe desselben ergriffen hat. Jenes mag durch seinen Anblick größeren Ekel erzeugen; diese aber verdirbt alle Säfte des Körpers, zehrt dessen ganze Kraft auf und greift zuletzt das Leben selbst an. Die Rohheit, welche sich der unteren Klassen bemächtigt hatte und theilweise selbst zu den mittleren und höheren heraufgestiegen war, ward durch die wiederhergestellte Autorität des Gesetzes und der Obrigkeit gebändigt und unschädlich gemacht, durch die Wiederbefestigung des religiösen und des Familienlebens gemildert und allmälig verdrängt; aber es bedurfte eines langen Zeitraumes, der vereinten Anstrengungen unserer größten Geister und neuer, schwerer Prüfungen, ehe die Nation von dem Gifte der fremden Ansteckung und von der allgemeinen Verderbniß ihrer Säfte, welche jene Unglückszeit ihr als traurige Erbschaft hinterlassen hatte, nur einigermaßen geheilt ward.

Dritter Abschnitt.

Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwig's XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland.

Bestimmender Einfluß der Höfe auf die Sitten der Nation seit dem 30jähr. Kriege.

Durch die tiefeinschneidenden Veränderungen, welche der dreißigjährige Krieg in den Gesellschaftszuständen und den Sitten der deutschen Nation hervorgebracht hatte, die Steigerung der fürstlichen Macht zu einem bis dahin noch nicht gekannten Grade, die höfische Unterwürfigkeit des Adels, die Erschlaffung und Verweichlichung des Bürgerthums, die über alle Stände ausgebreitete Vorliebe für die ausländische, besonders die französische Sitte, welche den tonangebenden Einfluß der höhern Klassen sanctionirte — durch alles dies war in die Hände der Fürsten und ihrer Umgebungen eine große Verantwortlichkeit für die geistige und sittliche Zukunft der Nation gelegt. Sie konnten entscheidend wirken ebensowol für eine kräftige Wiedererhebung, als für einen noch tieferen Verfall des gesunkenen Volksgeistes.

Ueberwiegend schädliche Folgen dieses Einflusses.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten betrat leider diesen letzten Weg. Durch das von ihnen gegebene Beispiel der Zügellosigkeit, der Mißachtung aller Gesetze bürgerlicher Moral, der unwürdigsten Nachäffung des Auslandes vollendeten sie, so viel an ihnen war, die sittliche Verderbniß der Nation, die Zerstörung der altherkömmlichen Ehrbarkeit und die Entwickelung jenes Leichtsinns, dessen erster Keim, gleichfalls nicht ohne ihre Schuld, in den Zeiten der allgemeinen Auflösung gepflanzt worden war. Durch den blendenden Schimmer unnahbarer, übermenschlicher Hoheit, in den sie sich hüllten,

erstickten sie die letzten Reste von Unabhängigkeitssinn und Bürgerstolz, welche die vorausgegangenen Kriegsstürme noch verschont hatten, gewöhnten sie ihre Völker an eine sclavische Unterwürfigkeit und eine feile Selbsterniedrigung; durch die Seichtigkeit ihres Geschmackes und die Oberflächlichkeit ihrer Bildung gaben sie ihren Umgebungen das Signal zu einer vornehmen Verachtung ernsterer Beschäftigungen, und durch ihre kleinliche Eitelkeit und ihre rücksichtslose Eigenliebe ermunterten sie dieselben zur Anwendung aller jener verächtlichen Mittel der Schmeichelei und Liebedienerei, durch welche die Niederträchtigkeit zu erlangen sucht, was dem wahren Verdienste versagt wird.

Beispiele guter Fürsten bald nach dem 30jährigen Kriege.

Zwar unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege zeigten sich manche deutsche Fürsten aufrichtig beeifert, durch ihr Beispiel wie durch weise Veranstaltungen den sittlichen Geist ihrer Völker wieder zu heben, ihre Bildung zu veredeln, wahre Religiosität zu pflegen und dem fanatischen Hasse der verschiedenen Glaubensbekenntnisse gegen einander zu steuern. Mit dem Nestor der deutschen Fürsten, August von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem „göttlichen Greise", wie ihn die verehrungsvolle Dankbarkeit seiner Zeitgenossen nannte, wetteiferte an bürgerlicher Einfachheit der Sitten und ächt landesväterlicher Sorgfalt für das Beste seines Volkes der „fromme" Ernst von Sachsen-Gotha*). In Hessen waltete ein würdiger Enkel des erlauchten Moritz, besonders eifrig bemüht, die getrennten Parteien der Protestanten zu versöhnen und religiöse Duldung zu verbreiten**). Den wichtigen Posten eines Erzkanzlers des heiligen römischen Reichs bekleidete damals Joh. Phil. von Schönborn, ein ebenso aufgeklärter als patriotisch gesinnter Fürst, die Seele aller Bündnisse deutscher Staaten gegen die drohende Eroberungssucht Ludwig's XIV., ein Freund und Kenner der Wissenschaften, der Gönner und Beschützer des aufstrebenden Geistes unseres großen Leibnitz***). In Preußen führte der jugendliche Friedrich Wilhelm, das Gegenbild seines verschwenderischen, üppigen und charakterlosen Vaters, eine vollständige Wandlung in dem Geiste der Regierung und den Sitten des Hofes

*) A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", IX. Bd.; Schulze, „Leben des Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha" (1851).

**) Hering, „Gesch. der kirchl. Unionsversuche", 2. Bd. S. 133.

***) Guhrauer, „G. W. v. Leibnitz", 1. Bd. S. 49 ff.

herbei. Er war schon als Prinz, kaum dem Knabenalter entwachsen, so sehr erfüllt von der Würde und Verantwortlichkeit seines hohen Berufs, daß die ärgste Verführung machtlos an ihm abprallte*). Auch Carl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, obgleich in seiner Jugend zum Theil an dem leichtfertigen Hofe Carl's I. von England erzogen und auch als Mann nicht tadellos in seinem Familienleben, hielt doch eigentliche Schwelgerei und Sittenlosigkeit von seinem Hofe fern, schätzte und förderte Wissenschaften und Künste, huldigte einer religiösen Freisinnigkeit, wie sie damals kaum anderswo in Deutschland zu finden war**), und führte ein schlichtes, prunkloses Leben im zutraulichsten Verkehr mit seinen Unterthanen***).

---

*) Von ihm wird erzählt, daß er während seines Aufenthalts in den Niederlanden einmal bei einem nächtlichen Gastmahl in dem prächtigen und üppigen Haag zu Ausschweifungen habe verführt werden sollen. Obgleich von Natur dazu geneigt, habe er sich doch überwunden und sei mit den Worten: „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig", plötzlich aus dem Haag hinweg in das Lager des Prinzen Heinrich gereist, der, als er den Grund dieser Flucht des Jünglings erfahren, ihn auf die Achsel geklopft und gesagt habe: „Eine solche Flucht ist heldenmüthiger, als wenn ich Breda erobere. Ja, Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet Mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, ist zu großen Unternehmungen fähig". (Stenzel, „Geschichte des preuß. Staats", 2. Thl. S. 14.)

**) Er gestattete den Socinianern den Aufenthalt in seinem Lande, berief Spinoza nach Heidelberg, baute in dieser Stadt eine Kirche, welche er den drei Confessionen gemeinsam widmete, u. s. w.

***) Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 669, entwirft ein sehr anziehendes Bild von dem leutseligen, einfachen, dabei hochgebildeten Wesen des Kurfürsten. Derselbe nahm theil an den Vogelschießen der Bürger zu Heidelberg, zahlte seine Einlage und schoß gleichwie jeder Andere. Auch auf Jahrmärkten und Kirchweihen vergnügte er sich mitten unter dem Volke. Wenn in dem Hause eines seiner Beamten ein Familienfest stattfand, sandte er ein Geschenk hin, ließ seine Töchter in Bürgerfamilien Gevatter stehen und zahlte für sie das herkömmliche Eingebinde. Fischer brachten ihm den Ertrag ihres Fischzugs, Bauerfrauen Erdbeeren, Landmädchen Blumen auf sein Schloß, und die Buben sangen ihn zu Johannis um Holz zum Johannisfeuer an; mit Allen unterhielt er sich leutselig und zutraulich. Prachtvolle und kostspielige Feste liebte er nicht, wohl aber geistvolle Gespräche über griechisches und römisches Alterthum, alte und neue Geschichte. Gelehrte Leute und Beamte aus der Stadt fanden sich zu zwangloser Unterhaltung bei ihm zusammen. An seinem Hofe wurden englische Dramen, aber auch die Stücke von Gryphius aufgeführt; desgleichen liebte er musikalische Genüsse. Die Schattenseite seines Lebens, sein Ver-

Beispiele der entgegengesetzten Art. Allein schon gleichzeitig mit diesen besseren Fürsten begegnen uns andere, welche, unbekümmert um ihrer Länder Wohlfahrt, nur den persönlichen Zwecken ihres Ehrgeizes nachjagen oder leichtsinnigen und verschwenderischen Neigungen fröhnen. Eberhard III. von Würtemberg, welcher doch noch selbst das furchtbare Gericht des dreißigjährigen Krieges miterlebt hatte und dessen Land bis zur völligen Erschöpfung darniederlag, führte ein lustiges und üppiges Leben, trieb leichtfertige Liebeshändel und gestattete sich und seinen Hofleuten einen so verschwenderischen Luxus, daß schon 1640 das Consistorium ihm ernstliche Vorstellungen machte und ein Bild der eingerissenen Verderbniß vor seinem Blick entrollte, welches selbst seinen Leichtsinn erschreckte und ihm das Versprechen einer Abhülfe entlockte, die aber nur unvollständig und nicht von Dauer gewesen zu sein scheint. Denn wenige Jahre nach geschlossenem Frieden (1653) klagt der Hofprediger des Herzogs, der fromme Val. Andreä*), daß ein unerhörter Luxus des Hofes verzehre, was dem armen, bereits bis aufs Mark ausgesaugten Lande noch immerfort abgepreßt werde.

In Kursachsen, wo der geistesträge Johann Georg I., zufrieden mit dem, was der Krieg ihm selbst und seinem Hause eingetragen, wenig oder nichts zur Linderung der Noth des Landes und zur Wiederbelebung des gesunkenen Wohlstandes gethan, vielmehr nur seinen rohen Vergnügungen, der Jagd und dem übermäßigen Trinken, gefröhnt und seine Hofleute fast unbeschränkt hatte schalten lassen**),

---

hältniß zur Degenfeld (die er sich förmlich antrauen ließ, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte) entschuldigt Häusser (a. a. O. S. 713) mit dem unverträglichen und unleidlichen Wesen dieser Letztern. Jedenfalls wird man Häusser darin Recht geben müssen, daß jenes Verhältniß nicht entfernt den frivolen und entsittlichenden Charakter gehabt haben könne, welchen die spätere Mätressenwirthschaft anderer deutscher Fürsten hatte; sonst würden die Töchter des Kurfürsten, Elisabeth Charlotte (die bekannte Herzogin von Orleans) und die Raugräfin Luise, schwerlich eine so tüchtige und makellose moralische Bildung gehabt und würde die Erstere (die Tochter der verstoßenen Kurfürstin) nicht mit so viel Anhänglichkeit und Achtung von der Nebenbuhlerin ihrer Mutter und von ihren Stiefgeschwistern gesprochen haben. — (Vergl. auch K. Fr. v. Moser's „Patriot. Archiv", 11. Bd. S. 209—230.)

*) Dessen „Ungedruckte Schreiben" in dem „Patr. Archiv", 6. Bd. S. 321, 357. Vergl. auch Spittler, „Geschichte Würtembergs".

**) Dies deutet selbst Glafey, der doch immer nur Gutes von den Fürsten, deren Geschichte er schreibt, zu erzählen weiß, in den Worten an: „Seine Bedienten konnten

begann sein Sohn Johann Georg II. alsbald mit glänzendem Soldatenspiel, rauschenden Festen, Jagden und Thierhetzen, italienischen Opern und prächtigen Feuerwerken, dem Sammeln von Kunstwerken und kostspieligen Raritäten aller Art ein so verschwenderisches Treiben, daß schon 1657 die Stände sich gedrungen fühlten, zu Gunsten des, unter der Last der Abgaben fast erliegenden Volkes ihm vorzustellen: „Se. Durchlaucht wolle den kümmerlichen Zustand seiner, zu Sumpf und Boden getriebenen Unterthanen zu Herzen nehmen, aus treuer landesväterlicher Huld und Liebe gegen sie der unwiderstehlichen Noth in Etwas nachgeben, die Bedürfnisse der Regierung über des Landes Vermögen nicht erstrecken, insonderheit bei seinem Hofstaat einziehen und selbigen nach dem Beispiel seiner Vorfahren, welche ihn bei Weitem so kostbar nicht geführt, da des Landes Zustand doch viel besser gewesen, gnädigst einrichten" *). Ferdinand Maria von Baiern, der Sohn jenes Maximilian, welcher aus Großmannssucht, um den seinem Vetter von der Pfalz entfallenen Kurhut sich aufzusetzen und eine Rolle neben Oesterreich zu spielen, sein Land mit Schulden belastet hatte, schien zwar anfangs, durch die wahrgenommene Zerrüttung der Finanzen erschreckt, einem Systeme weiser Sparsamkeit huldigen zu wollen; allein bald, verleitet von seiner italienischen Gemahlin, welche den Geschmack für Künste und die Neigung zu kostspieligem Luxus aus ihrem Vaterlande mitgebracht, ergab er sich einer unerhörten Prachtliebe und Verschwendung. Schon 1658 entstand in München ein italienisches Schauspielhaus nach dem Muster desjenigen von Vicenza; die Schlösser und Parks von Nymphenburg und Schleißheim ahmten den prunkenden Geschmack der Schlösser und Gärten von Versailles und Marly nach, und ein ungeheurer Schatz von kostbaren Schmucksachen und Geräthschaften aus Gold, Silber und Edelsteinen, welche der Kurfürst und die Kurfürstin in ihren Gemächern anhäuften, lag als todtes Capital müßig da, während dem ausgesogenen Lande die Mittel zur Wiederaufhülfe der zerstörten Gewerbe und der darniederliegenden Landwirthschaft mangelten **).

---

sich auch wohl bei ihm wärmen; wiewohl dessen, als gewöhnlich, Mancher mißbrauchet" („Kern der Gesch. des hohen Kurhauses Sachsen", S. 177).

*) Weiße, „Neueste Gesch. Sachsens", 1. Thl. S. 186.

**) Zschokke, „Bairische Geschichten", 3. Bd. S. 383. — W. Menzel, „Gesch. der Deutschen", 4. Bd. S. 3, berichtet: an der Stickerei des kurfürstlichen Paradebettes seien allein 2 Centner 19 Pfd. Gold verschwendet gewesen. Ebenso erzählt

Zunehmende Verderbniß an den Höfen in den folgenden Jahrzehnten.

Je weiter wir uns sodann von den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs entfernen, desto allgemeiner verbreitet, desto höher gesteigert, desto ungescheuter hervortretend erscheint an den deutschen Fürstenhöfen die Leichtfertigkeit der Sitten, die Lust an eitlem, prunkendem Luxus, die Verachtung der heimischen und die Nachahmung der fremden Sitte. Schon der nächste Nachfolger des ehrwürdigen und gelehrten August von Braunschweig-Wolfenbüttel, Rudolph August, welcher jenem 1666 in der Regierung folgte, war zwar ein tapferer, aber auch ein sehr lebenslustiger und prachtliebender Fürst, der, so viel seine kriegerischen Unternehmungen ihm Zeit ließen, gern den Carneval Venedigs besuchte und die Vergnügungen, die er dort kennen lernte, in seine nordische Residenz verpflanzte*). Die Vettern Augusts, die Herzöge Georg Wilhelm und Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg waren schon während des dreißigjährigen Kriegs (von 1641 an) an den Höfen von England, Frankreich und Italien umhergezogen. Zur Regierung gelangt — eben an der Schwelle des wiederhergestellten Friedens (1648) — litt es Georg Wilhelm nicht lange im eigenen Lande; die Verwaltung desselben seinen Räthen überlassend, eilte er von Neuem der üppigen Lagunenstadt zu, bezahlte die Ehre, ins goldene Buch der venetianischen Nobili eingetragen zu werden, mit hohen Summen, die er im Spiele verlor, und brachte italienische Musik und italienische Tänzerinnen mit sich heim**). Seinem Bruder Johann Friedrich kosteten die Reisen nach Italien, deren er fünf unternahm und auf deren letzter er im fremden Lande starb, noch viel mehr. Denn schon bei seinem zweiten Aufenthalte daselbst (1651) ließ er sich durch die überlegene Geistesgewandtheit römischer Gelehrten und die geheimnißvollen Gaukeleien wunderübender Patres verführen, seinen väter-

---

Wernicke, „Gesch. der Neuzeit", 1. Abthl. S. 442, die Kurfürstin habe fünf Schränke voll Tafelgeschirr besessen, aus Krystallen geschnittene Kannen u. a. Gefäße, große Achate, in Gold und Edelsteine gefaßt, Wasserbecken aus Gold, so schwer, daß sie ein Mann kaum mit zwei Armen in die Höhe heben konnte, Diamanten von 40—50 Karat, einen Smaragd, groß wie ein Hühnerei u. s. w. — das Ganze im Werthe von vielen Millionen.

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 18. Bd. Vergl. auch Rommel, „Briefwechsel zwischen Leibnitz und dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels", 3. Bd. S. 236. Der Landgraf tadelt den Herzog, daß er in so bedrängter Zeit so viel Aufwand für Opern u. dgl. mache.

**) Vehse, 18. Bd.

lichen Glauben abzuschwören und in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren — ein Schritt, für den er leider in der nächsten Zeit nur zu viel Nachfolger unter seinen fürstlichen Standesgenossen in Deutschland fand*)! In Hessen-Darmstadt folgte auf eine Reihe mäßiger und für das Landeswohl thätiger Fürsten im Jahre 1678 der ehrsüchtige und prachtliebende, baulustige und im Schuldenmachen rücksichtslose Ernst Ludwig, und die von ihm betretene Bahn ward von seinen Nachfolgern durch das ganze folgende Jahrhundert hindurch nicht wieder verlassen**). In der Pfalz begann nach den nüchternen und landesväterlichen Regierungen Carl Ludwig's und seines Sohnes ein flotteres Leben unter der katholischen Linie Neuburg, und in Baiern ward die, zwar übertriebene, aber solide Prachtliebe Ferdinand's bei Weitem verdunkelt durch die ausschweifenden Verschwendungen Max Emanuel's, während die einfachen und züchtigen Sitten, welche im Uebrigen unter jenem Kurfürsten am Hofe geherrscht hatten, einem Strudel der tollsten Liederlichkeit weichen mußten***). In Sachsen steigerten sich der Prunk des Hofes, die Vorliebe für ausländisches Wesen und die Frivolität von einer Regierung zur anderen, bis sie unter August dem Starken, am Ende des Jahrhunderts, ihren Höhepunkt erreichten, und in Würtemberg, wo „der Väter alte Sitte“ am zähesten dem eindringenden Verderben Widerstand leistete, wo Landstände, Consistorium und eine kleine Zahl alter treuer Räthe den jugendlichen Leichtsinn des Fürsten noch eine Zeit lang in Schranken hielten, siegte doch allmälig der französische Hofton mit dem steifen Ceremoniell und den lockern Sitten, dem vielgliederigen Hofstaate und den kostspieligen Hoffesten, der eingebildeten Göttlichkeit der fürstlichen Persönlichkeit und der rücksichtslosen Entfesselung aller ihrer menschlichen Schwächen und Leidenschaften†).

Einfluß der Wiedereinsetzung der Stuarts auf den englischen Thron und der Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich auf diese Verhältnisse.

Zwei Ereignisse von allgemein europäischem Charakter trugen dazu bei, diese Entwickelung der Dinge in Deutschland zu beschleunigen: die Wiedereinsetzung der Stuarts und die Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich. Im Jahre 1660 ward Carl II. durch

*) Seine Bekehrungsgeschichte ist es wahrscheinlich, die dem Schiller'schen Romane: „Der Geisterseher“ zu Grunde liegt.

**) Walther, „Gesch. von Hessen-Darmstadt“ (1854).

***) Zschokke a. a. O.

†) Spittler, „Gesch. Würtembergs“, S. 278 ff.

Beschluß des Parlamentes auf denselben englischen Thron zurückgeführt, den zwölf Jahre zuvor sein Vater, zugleich mit seinem Leben, eingebüßt hatte. Nicht gewarnt durch dessen Schicksal, vielmehr übermüthig gemacht durch die kaum noch erwartete günstige Wendung seines Geschickes, suchte er für die lange Entbehrung der Macht durch um so schrankenloseren Genuß aller Mittel und Reize derselben sich zu entschädigen. Schon Carl I. hatte französischer Sitte und Lebensweise gehuldigt; sein Sohn, der die Jahre der Verbannung an dem glänzenden und schlüpfrigen Hofe der Bourbons zugebracht, überbot an Pracht, Feinheit, aber auch Leichtfertigkeit der Sitten nicht nur seinen Vorgänger, sondern beinahe seine Lehrmeister selbst. „Alles an seinem Hofe athmete", wie ein zeitgenössischer Schriftsteller bemerkt, „nur Freude, Genuß und jene Pracht und Verfeinerung, wie sie nur die Neigungen eines zärtlichen und galanten Fürsten hervorrufen können" *). „Es gab keine Ausschweifung", bestätigt Macaulay, „welche nicht durch die zur Schau getragene Lasterhaftigkeit des Königs und seiner Lieblingshöflinge ermuthigt worden wäre**)."

Es hat uns nicht gelingen wollen, bestimmte und unmittelbare Anzeichen des Eindruckes zu entdecken, welchen dieses von England aus gegebene Beispiel auf die herrschenden Kreise Deutschlands hervorgebracht; wir können indeß kaum daran zweifeln, daß ein solcher Eindruck stattgefunden und daß er zu der Vollendung des schon begonnenen Umschwunges in den Sitten und Ideen dieser Kreise nicht wenig beigetragen habe. Der Hof der Stuarts war von jeher ein gern gesuchter Aufenthalt des hohen deutschen Adels gewesen. Noch im dreißigjährigen Kriege hatte Carl Ludwig von der Pfalz sich für die Leiden seiner Verbannung an den Lustbarkeiten von Whitehall erholt, welche damals gerade in ihrer höchsten Blüthe standen, und seinen alten, sittenstrengen Räthen hatte es nicht wenig Kummer gemacht, zu sehen, mit welchem Leichtsinn der junge Fürst sich den Verführungen der „sybaritischen Insel" (wie sie das damalige England nannten) hingab***). Die beiden Prinzen von

*) Mémoires de Grammont, bei Hettner, „Gesch. der engl. Literatur von 1660—1770", S. 99.

**) „Geschichte von England", 1. Bd. 2. Kapitel (S. 194 der Beseler'schen Uebersetzung).

***) Rusdorff, „Epistolae", bei Moser, „Patriot. Archiv", 11. Bd. S. 216.

Braunschweig-Lüneburg, Georg Wilhelm und Johann Friedrich, waren Zeugen der beginnenden Katastrophe gewesen*), die mit der Vertreibung jenes lustigen und glänzenden Hofes und mit der strengen Herrschaft der Puritaner endete. Man darf annehmen, daß sowohl das unglückliche Schicksal Carl's I., als die Wiedereinsetzung seines Sohnes auf den englischen Thron das lebhafteste Interesse an den deutschen Höfen erregte, daß die deutschen Fürsten in jenem Ereigniß eine gemeinsame Schmach, in diesem einen gemeinsamen Triumph aller europäischen Dynastien (zu denen seit dem westphälischen Frieden auch sie sich rechneten) erblickten, daß der deutsche Adel die Verdrängung des finstern Puritanerthums durch das Wiederemporkommen der flotten Zügellosigkeit der Cavaliere an Carl's II. Hofe als einen Sieg des edelmännischen Wesens überhaupt feierte, und daß in dem Ideenkreise dieser Leute, sympathetisch mit ihren Standesgenossen in England, sich unwillkürlich die Vorstellung einer lockern Lebensweise und einer übermüthigen Verachtung der herrschenden Moral mit dem Bewußtsein cavaliermäßiger, loyaler Gesinnung, das Bild puritanischer Sittenstrenge dagegen mit dem Gedanken an Revolution, Königsmord und Umsturz der ganzen Staatsordnung verwebte.

Ungleich entscheidender freilich wirkte das Beispiel Ludwig's XIV. von Frankreich. Hier war ein jugendlicher Monarch, von der Natur mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers geschmückt, um zu glänzen, zu bezaubern und zu imponiren, ebenso glücklich und kühn auf dem Felde der Diplomatie und der Waffen, wie auf dem der Galanterie, ebenso unermüdlich in der Verfolgung großartiger Pläne der Weltherrschaft, wie in der Aufsuchung immer neuer Quellen des Vergnügens für sich und seine Umgebungen. Man sah diesen jungen Fürsten, fast noch als Knabe, mit dem ersten Schritt auf die Stufen seines Thrones die widerspenstigen Parteien unter seine Füße treten und dem auf seine alten Rechte pochenden Parlamente von Paris mit der Reitpeitsche in der Hand Gesetze dictiren. Man sah den alten und glänzenden Adel Frankreichs, der noch eben erst in den Kriegen der Fronde das Haupt so stolz erhoben hatte, demüthig die königliche Hand küssen und um einen gnädigen Blick aus dem Auge der Majestät buhlen. Man sah Gelehrte

---

*) „Leben Herzog Joh. Friedrich's", von Leibnitz, in Dessen Schriften, herausg. v. Pertz, 1. Bd. S. 6.

und Dichter sich zu dem Hofe dieses neuen Augustus drängen und seine Verdienste um Kunst und Wissenschaft verherrlichen. Man sah die ganze Nation sclavisch dem allmächtigen Beherrscher huldigen, der, indem er sie im Innern erniedrigte und knechtete, sie nach außen groß und gebietend machte. Man sah Paris und Versailles von der Hand dieses prachtliebenden Monarchen mit kostbaren Gebäuden und Kunstwerken aller Art geschmückt; Europa hallte wieder, wie von seinen Siegen und Eroberungen, so von dem Zauber seiner Feste, dem Glanze seiner Hofhaltung, der Schönheit der Frauen und der Tapferkeit der Cavaliere, welche sich um ihn drängten, der Anmuth und Feinheit der geselligen Formen, wie der strengen Hoheit des Ceremoniells, womit er sich umgab.

Der Eindruck, den diese Erscheinung auf alle Höfe Europas machte, war groß und zaubergleich — nirgends so verhängnißvoll, wie in Deutschland.

Nachahmung Ludwig's XIV. an den deutschen Höfen.

Durch Ludwig's verführerisches Beispiel ermuntert, wagten nun erst die meisten deutschen Fürsten, die Souveräne im vollen Sinne des Worts zu spielen und die Lehre von der göttlichen Erhabenheit des Monarchen und dem Aufgehen des ganzen Staates in ihm — eine Lehre, welche in Ludwig's Persönlichkeit und seinen Handlungen so glänzend verkörpert erschien — auch bei sich in ihrer Weise und nach ihren Kräften zur Anwendung zu bringen *). Gänzlich vergessend, daß, was dem Beherrscher eines mächtigen Reichs erlaubt und wohlanständig sein mochte — ein königlicher Luxus und der imponirende Pomp der Majestät —, auf einem Gebiete von wenigen Quadratmeilen nachgeahmt und aus den Mitteln armer und erschöpfter Bevölkerungen bestritten, zugleich eine Lächerlichkeit und ein Frevel war, ohne die Fähigkeit und meist auch ohne den Willen, den Mißbrauch fürstlicher Gewalt zur Befriedigung persönlicher Leidenschaften, den sie Ludwig XIV. ablernten, wenigstens durch große Schöpfungen im Innern und große Thaten nach außen zu sühnen, wie jener König that, fand ihre schwachsinnige Eitelkeit sich darin befriedigt, das Ceremoniell des Hofes von Versailles mit kleinlicher Genauigkeit nachzubilden und die fürstliche Person mit dem leeren Gepränge von Formen und Titulaturen, denen der Inhalt reeller Macht fehlte, und eines Hof-

*) Spittler, „Geschichte Würtembergs", S. 278.

staates, dessen Zahl und Glanz in grellem Mißverhältniß zu der Kleinheit der Länder stand, komödienhaft herauszuputzen. Während die größeren Reichsstände mit Kammerherren und Kammerjunkern, mit Ceremonienmeistern und Hofmarschällen, mit Stall- und Jägermeistereien, mit Adjutanten und anderen Hofchargen, sammt einem ganzen Troß von Livréebedienten, Jägern, Heiducken, Läufern u. s. w., einen Aufwand trieben, der die Kräfte ihrer Länder und die Hülfsquellen eines geordneten Haushaltes weit überstieg *), wollte auch der kleinste Reichsgraf seinen Hof haben und sein „Lever" nach dem Muster Ludwig's XIV. halten, wenn auch, statt alles Hofstaates, nur ein Stallmeister und ein Amtmann dabei erschienen **), wollte sein „Recht der Waffen" durch ein paar Soldaten, die er vor seinem Schlosse paradiren ließ, und sein „Recht der Gesandtschaften" durch einen Geschäftsträger an dem oder jenem fremden Hofe, besonders am französischen, ausüben, mit einem Worte, auf seinem Territorium, welches oft nicht viel größer war, als ein großes Rittergut, den „Souverän" ebenso gut spielen, wie Se. Allerchristlichste Majestät von Frankreich ***).

Uebermäßige Ausdehnung des Hofstaats.

Rang- und Titelstreit.

Der lächerliche Streit um Rang und Titel, der schon bei den Verhandlungen zu Osnabrück und Münster die deutschen Fürsten dem Spotte des Auslandes ausgesetzt und den Abschluß des von der Nation so schmerzlich ersehnten Friedens um Monate verzögert hatte, entbrannte heftiger, seitdem jeder Fürst sich ein Ludwig XIV. im Kleinen dünkte und seine Würde nicht blos gegenüber seinen deutschen Mitständen, sondern auch vor den Augen jenes Monarchen, als des von ganz Europa anerkannten Schiedsrichters der Etikette (von dem er sich natürlich beachtet hoffte und wünschte), aufrechterhalten zu müssen glaubte. Im Jahre 1670 nahmen die Kurfürsten für ihre

*) Vergl. den 1. Bd. 4. Abschnitt, wo die finanzielle Seite dieses Unwesens hervorgehoben ist.

**) Ritter v. Lang, „Memoiren".

***) Il n'y a pas jusqu'au Cadet d'une ligne apanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV; il batit son Versailles, il a ses maitresses, il entretient ses armées, sagt Friedrich der Große in seinem „Antimacchiavell". Bekannt ist von Friedrich d. Gr. die Anekdote, daß, als ein solcher winziger Reichsstand ihn bei der Durchreise durch sein Gebiet mit großem Pompe empfing und seine Freude aussprach, den König von Preußen in „seinen Staaten" begrüßen zu können, der König lächelnd erwiderte: „Voilà deux souverains, qui se rencontrent".

Gesandten und wirklichen Geheimen Räthe den Titel Excellenz an, was bisher nur die Könige gethan. Darüber geriethen die „altfürstlichen" Häuser in große Aufregung, und die Frage: ob nicht ihnen das gleiche Recht zustehe, schien wichtig genug, — nachdem kein Geringerer, als Leibnitz, sie zum Gegenstande einer gelehrten staatsrechtlichen Untersuchung gemacht hatte*) — einer eigens dazu berufenen Versammlung von Bevollmächtigten dieser Häuser vorgelegt zu werden. Wirklich fand eine solche Vereinigung im Jahre 1700 statt, und sie entschied nicht blos jene inhaltschwere Frage bejahend, sondern faßte auch den nicht weniger wichtigen und welthistorischen Beschluß: daß inskünftige auch die altfürstlichen Häuser, gleich den kurfürstlichen, sich nicht mehr mit bloßen Kammerjunkern begnügen, sondern Kammerherren halten wollten**).

Von ähnlichen verhängnißvollen Fragen ward Deutschland seit dieser Zeit noch öfters bewegt. Die kurfürstlichen Gesandten am Reichstage genossen das Vorrecht, daß ihre Stühle auf den Teppich gestellt wurden, auf welchem der kaiserliche Principalcommissar unter einem Baldachin saß, so oft er den Gesandten der Stände Audienz gab. Es war kein geringer Triumph für die, auf jenes Vorrecht der Kurfürsten eifersüchtigen Fürsten, als es ihren beharrlichen Anstrengungen gelang, so viel zu erreichen, daß wenigstens die vordern Füße der Stühle ihrer Gesandten auf den Franzen des Teppichs stehen durften***)! Zwischen dem königlichen und dem herzoglichen Hause von Gottorp-Holstein ward ein langer Streit darüber geführt, ob in den gemeinschaftlichen Regierungspatenten auch der Name des Herzogs, oder nur der des Königs mit Fracturschrift geschrieben werden solle. Der Herzog verweigerte die Mitunterzeichnung des Landgerichtspatents bis zum Austrag dieses Streites und hinderte dadurch acht Jahre lang die gemeinschaftliche Justiz in den Herzogthümern, bis endlich (1710) ein förmlicher Verzicht des Herzogs, im Hamburgischen Vergleich, dem Lande die geordnete Rechtspflege und dem Könige die Beruhigung, nur seinen Namen in Fractur geschrieben zu sehen, zurückgab†).

*) In der schon oben, S. 37, erwähnten Schrift: De suprematu principum.

**) Schlözer, „Staatsanzeigen", 18. Heft.

***) Keyßler, „Reisen durch Deutschland", 2. Bd. S. 1249.

†) Hojer's „Chronik", 1. Bd. S. 71. Bei Br. Bauer, „Geschichte der Politik u. s. w. des 18. Jahrh.", 1. Bd. S. 56.

Selbsterniedrigung deutscher Fürsten gegenüber Ludwig XIV.

Ludwig XIV. machte sich diese Eitelkeit der deutschen Fürsten für seine Absichten zu nutze. Seine Gesandten schwärmten an den Höfen der „Herren Vettern" umher, und die Gesandten dieser, oder sie selbst und ihre Prinzen, wurden mit wohlberechneter Auszeichnung in Versailles empfangen. Für die deutschen Fürsten, die im frischen Genusse ihrer erst unlängst (im westphälischen Frieden) öffentlich anerkannten Souveränetätsrechte schwelgten, waren diese Beziehungen zu dem mächtigen Beherrscher Frankreichs ein Gegenstand wetteifernden Ehrgeizes. In wenig Jahren war Deutschland mit französischen Emissären überschwemmt*), welche durch ihre Schmeicheleien die kleinen deutschen Souveräne in der Eitelkeit ihres Herrscherdünkels bestärkten und durch die mit freigebiger Hand gespendeten Subsidien ihre Genußsucht zugleich befriedigten und zu immer größeren Ausschweifungen reizten. Nur mit Erröthen kann der Patriot daran zurückdenken, wie zu derselben Zeit, wo Ludwig mit trotzigem Uebermuth deutsche Provinzen an sich riß und blühende Grenzländer verwüstete, die Blüthe des hohen deutschen Adels eben diesem Ludwig durch Nachahmung seines Geschmackes, seiner Etikette, seiner Sprache und nicht am wenigsten seiner Ausschweifungen ihre schmeichlerischen Huldigungen darbrachte und sich hochgeehrt fühlte, wenn der niedrigste Höfling des allbewunderten Königs diesen äffischen Bemühungen gnädigen Beifall zulächelte.

Der Reichstagsbeschluß von 1689, der das Herumreisen französischer Agenten in Deutschland, sowie das Halten französischer Bedienten an den deutschen Höfen verbot**), blieb, wie so viele Reichstagsbeschlüsse, ohne Erfolg.

Die öffentliche Meinung und ihr Verhalten gegenüber dem Treiben der Höfe.

Selbst ein noch so kräftiger Widerspruch der öffentlichen Meinung (oder dessen, was man für jene Zeit so nennen möchte) würde diesem Zuge, der sich der herrschenden Kreise bemächtigt hatte, schwerlich Einhalt gethan haben. Einzelne Versuche eines solchen mäßigenden Einflusses, deren sich auch jetzt noch hier und da ein pflichttreuer Geistlicher oder Beamter oder eine gewissenhafte Landschaft unterfing, wurden mit immer größerer Schroffheit zurückgewiesen, nicht selten an den Urhebern selbst streng geahndet. Wie

*) K. Fr. v. Moser, „Polit. Wahrheiten", 1. Bd. S. 103.

**) W. Menzel, „Gesch. der Deutschen", 4. Bd. S. 52.

Val. Andreä in Stuttgart, so büßte Jac. Phil. Spener in Dresden den Eifer, womit er gegen die Ausschweifungen des Hofes die strengen Pflichten des geistlichen Gewissensrathes zu üben gewagt, mit dem Verluste seines Amtes und der gezwungenen Entfernung aus dem Lande*). Von dem Stamme der ehrenwerthen bürgerlichen Beamten, welche so lange das vereinte Wohl des Fürsten und des Landes berathen hatten, verschwindet der letzte Rest um den Anfang des 18. Jahrhunderts, und die neuen „Minister", welche an die Stelle der alten „Räthe" treten, bringen meist mit dem französischen Titel auch französische Regierungsmaximen und Hofsitten mit**). Landstände aber, welche mit Bewilligungen kargen, werden in Ungnaden entlassen und manchen Orts gar nicht wieder berufen***).

Leider müssen wir aber auch beurkunden, daß ein solcher Widerstand des sittlichen und des vaterländischen Geistes gegen die wachsende Entartung der herrschenden Kreise immer seltener wird, daß vielmehr die Nation sich immer mehr mit der Richtung, welche jene einschlagen, zu befreunden scheint. Die Folgen der Entartung des Bürgerthums, deren Ursachen wir im vorigen Abschnitt zu schildern versuchten, traten in erschreckender Weise hervor. Das Beamtenthum fand es bequemer, das von oben gegebene Beispiel nachzuahmen, als durch eine Gewissenhaftigkeit, die längst für altväterisch galt, sich unbequem und verhaßt zu machen†). Ein großer Theil der Geistlichen legte mehr Gewicht auf die Gunst des Hofes, als auf die Pflichten ihres seelsorgerischen Amtes††). Gelehrte vom ersten Range schmeichelten dem Souveränetätsdünkel der Fürsten und ihrer Ueberhebung über das bürgerliche Sittengesetz, oder wagten doch keinen entschiedenen Einspruch dagegen. Der ehrwürdige Hans Veit von Seckendorf, ein Staatsmann und Gelehrter vom alten Schrot und Korn, legte wenigstens einen stillschweigenden Protest gegen die an den Höfen eingerissene Sittenverderbniß ein durch seine beiden

Die Gelehrten und ihr Verhalten gegen die Großen: V. v. Seckendorf, Leibnitz, Chr. Thomasius u. A.

*) Hoßbach, „Spener und seine Zeit". Vergl. Spittler, „Gesch. Würtembergs", S. 281 ff.

**) Moser, „Patriot. Wahrheiten".

***) So in Baiern seit 1669. Vergl. Zschokke, „Bair. Gesch.", 3. Bd. S. 383.

†) S. den 1. Bd. S. 87, 93.

††) Moser's „Patr. Archiv", 6. Bd. S. 321.

5*

berühmten Werke: „Der deutsche Fürstenstaat“ (1652) und „Der Christenstaat“ (1686), in denen er den Fürsten, dem Adel und der ganzen Nation einen Spiegel vorhielt: wie sie sein sollten und wie sie ehedem gewesen*). Andere huldigten rückhaltlos dem neuen Zeitgeiste. Wir bedauern, an der Spitze dieser letzteren den ersten Gelehrten jener und beinahe aller Zeiten, den berühmten Leibnitz, nennen zu müssen. Zwar eiferte derselbe mit einer, gewiß aufrichtigen Heftigkeit gegen die Hinneigung der Deutschen zu ausländischem Wesen, aber er selbst fühlte sich mächtig angezogen von jener schimmernden Atmosphäre Ludwig's XIV., welcher mit derselben Hand, mit der er das Deutsche Reich mißhandelte, deutschen Gelehrten (durch das Mittel seiner großartigen wissenschaftlichen Anstalten) Auszeichnungen zuertheilte, die das eigene Vaterland in stumpfsinniger Gleichgültigkeit ihnen versagte, und seine Schuld war es sicherlich nicht, wenn der „größte König“, wie er ihn nannte, seinen Versuchen einer Annäherung sich nicht günstiger erwies**). Das Bewußtsein der eigenen Würde aber, welches dem Gelehrten, gegenüber den Großen, ziemt, verleugnete dieser glänzende Geist so sehr, daß es kaum etwas im Bereiche der Fürstenpolitik gab, was er nicht entweder stillschweigend gutgeheißen oder öffentlich vertheidigt hätte***). Die Herausgeber der Acta Eruditorum, des damals

*) In der Vorrede zur 3. Aufl. des „Deutschen Fürstenstaates“ (1664) sagt er: „Sollte Jemand gedenken, daß nach der Art, wie die Beschreibung fordert, vielleicht wenig oder keine Länder in Deutschland regiert werden, der wolle erwägen, daß es viel nützlicher sei, das Gute, als das Böse, aus jedem Dinge anzumerken. Die Gebrechen und Laster der Höfe sind mir, leider, der ich die meiste Zeit meines Lebens an Höfen zugebracht, so wenig, als Anderen, verborgen, und wird freilich die Unordnung jetziger Zeit so groß, daß es wol heißen mag: „Difficile est, satiram non scribere“.

**) In einem Briefe an Huet (1679), s. Guhrauer, „G. W. v. Leibnitz“. 1. Bd. S. 363.

***) Das obige, vielleicht etwas hart klingende Urtheil über den großen Philosophen ist nicht ein bloßes Echo jener Stimmen, die sich schon im vorigen Jahrhundert, also in einer dem Leben und Wirken Leibnitzens viel näher liegenden Zeit, zum Theil weit stärker über ihn aussprachen — wie des Abts Mosheim, welcher sagte: „Leibnitz war Alles, was man haben wollte“ (Danzel, „Gottsched und seine Zeit“, S. 26), oder Herder's, welcher L.'s politische Schriften „zum Theil gar zu treu, hold und gewärtig den damaligen Zeitumständen“ nennt („Adrastea“, 3. Bd. S. 128) und über seine Bestrebungen für eine Union der Katholiken und der Protestanten so urtheilt: „Daß dieser Weg zu dem gehofften Resultate schwerlich führe, war ihm viel-

einzigen und allgemein anerkannten Organs der deutschen Gelehrtenwelt, erklärten unumwunden, daß sie nichts ihrer Kritik unterziehen würden, was die Rechte oder die Handlungen der Fürsten betreffe*). Die Juristenfacultät zu Halle, welche unter ihren Mitgliedern einen Chr. Thomasius, Gundling, Ludewig und andere berühmte Ge-

leicht ebenso klar, als gleichgültig". — „Manche Fürsten, die ihn zu Unterhandlungen anregten, waren dem Katholicismus gewogen, und Leibnitz, er selbst, wo konnte er mehr Ehre und einen größeren Wirkungskreis finden, als in der katholischen Kirche?" (Ebenda S. 117 ff.) —, sondern es gründet sich auf bestimmte Handlungen und Aeußerungen des Philosophen. Wenn derselbe z. B., um die Bemühungen des katholischen Pfalzgrafen von Neuenburg um die polnische Krone zu unterstützen, in einer Denkschrift dem polnischen Adel schmeichelt und die Alleinberechtigung des katholischen Glaubensbekenntnisses, nicht blos für diesen bestimmten Fall, sondern als allgemeingültige Wahrheit, im Wege der Demonstration zu erweisen sucht (Opp. Omn. IV. Bd. 2. Thl. S. 530 ff.), oder wenn er im Auftrage des Herzogs von Hannover Unionsverhandlungen einleitet, weil dieser den Kaiser sich verbinden will, sie aber sofort abbricht, als die eröffnete Aussicht auf die englische Krone jede Hinneigung zum Katholicismus bedenklich erscheinen läßt, und sich dabei so ausspricht: „man müsse alles vermeiden, wodurch man (in Hannover) gegen die Römischkatholischen lau erscheinen würde" (Guhrauer a. a. O. 1. Bd. S. 238); wenn er an einen Freund des Bischofs Spinola (mit welchem er über die Union unterhandelte) schreibt: „Weil ich in Wahrheit sagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, so möchte ich wol wünschen, daß solches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm ist nicht allemal dasjenige, so ich suche, — nichtsdestoweniger ist bisweilen nöthig, daß hohen Personen unser gutes Gemüth bekannt sei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, solches ferner zu üben" (Ebenda S. 360); wenn er in seinen pädagogischen Winken (in der Methodus nova disc. jur., Opp. Omn. IV. Bd. 2. Thl. S. 178 ff.) die Erlernung solcher Fertigkeiten und Künste empfiehlt, welche „die Grundlagen des Fortkommens heutzutage" seien und „durch welche man eher, als durch Gelehrsamkeit, sein Glück bei Hofe mache" — so wird man wenigstens den Ausspruch gerechtfertigt finden, daß Leibnitz mehr von der Geschmeidigkeit des Hofmannes, als von der selbstbewußten Würde des Gelehrten gehabt und dem Bestreben, seinem Scharfsinn eine Wirkung zu sichern, die er freilich unter den damaligen Zeitverhältnissen (wie Pertz im „Leibnitzalbum" zu seiner Rechtfertigung bemerkt) fast nur durch den Anschluß an die Höfe und den Adel erzielen konnte, allzusehr die Unabhängigkeit der Wissenschaft geopfert habe. Uebrigens steht Leibnitz mit dieser Schwäche in der damaligen Zeit nicht allein; ein anderer großer Geist aus jener Culturperiode, der Engländer Baco, unterliegt einem ähnlichen, sogar noch viel zweifelloseren Vorwurfe.

*) In der Widmung des 4. Bandes (1684) S. IV. — Vergl. Prutz, „Gesch. des deutschen Journalismus", 1. Thl. S. 279.

lehrte zählte, gab ein Rechtsgutachten ab, worin wörtlich steht: „das odium in concubinas muß bei großen Fürsten und Herren cessiren, indem diese den legibus privatorum poenalibus nicht unterworfen, sondern allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft geben müssen, hiernächst ein Concubina Etwas von dem Splendeur ihres Amanten zu überkommen scheint" *). Und Chr. Thomasius selbst, der sich persönlich von den Höfen und der Gunst der Fürsten weit mehr, als Leibnitz, fernhielt und in seinen politischen Grundsätzen so freidenkend war, daß er „die Majestät von Gottes Gnaden" nicht anders gelten lassen wollte, als unter Hinzutritt der „Zustimmung des Volks" **), half gleichwohl eine der letzten Schranken der täglich wachsenden Zügellosigkeit der Höfe, das moralische Ansehen und die geistliche Strafgewalt der fürstlichen Gewissensräthe, der Hofprediger, vollends zerstören, indem er — vielleicht mehr noch aus Haß gegen den geistlichen Hochmuth der Mehrheit der Theologen seiner Zeit, als aus Nachgiebigkeit gegen die Ueberhebung der Großen über die bürgerliche Sitte — nachstehenden, von dieser Seite her natürlich begierig aufgenommenen und benutzten Ausspruch that: „Da nun ein Hofprediger so unverschämt sein sollte, daß er gegen seinen Fürsten den Bindeschlüssel brauchen oder selbigen nur damit bedrohen wollte, würde solches ebenso unverschämt, ja noch unförmlicher herauskommen, als wenn ein armer Praeceptor, den ein ehrlicher Bürger angenommen, ihm und seinen Kindern die Postille zu lesen, sich eines Strafamts gegen diesen ehrlichen Mann, der ihm alle Augenblicke die Schippe geben könnte und dem er seine Subsistenz zu danken hätte, unterfangen, ihn hofmeistern und reprimandiren wollte" ***).

Einfluß der hugenottischen Einwanderung auf die Ausbreitung des französischen Geschmacks und der aristokratischen Neigungen in Deutschland.

Wenn so die Gelehrtenwelt — damals der eigentliche Mittelstand, die tonangebende Klasse der bürgerlichen Kreise — sich zu dem Uebermuth, der Eitelkeit, der Leichtfertigkeit, dem ausländischen Wesen der vornehmen Stände theils schweigend und duldend, theils sogar zustimmend und beschönigend verhielt, so ward dem Treiben dieser Stände auch in die weiteren Schichten des Bürgerthums Bahn gebrochen von einer Seite

*) Chr. Thomasius, „Jurist. Händel", 3. Bd. S. 219.

**) Dessen „Monatsgespräche", 2. Bd. S. 762.

***) „Jurist. Händel", 4. Bd. S. 153.

her, wo man es auf den ersten Blick am wenigsten erwarten sollte. Die französischen Protestanten, welche Ludwig XIV. 1685 aus ihrer Heimath vertrieb und welche bei den ihnen glaubensverwandten deutschen Fürsten Aufnahme fanden, brachten zwar einen glühenden Haß gegen den Glaubensdespotismus des französischen Monarchen sammt den Grundsätzen religiöser Duldung mit; allein im Uebrigen theilten sie doch größtentheils mit ihren bisherigen Landsleuten die dieser Nation von Natur eigene und durch den ganzen Gang ihrer Geschichte noch mehr befestigte Neigung der Unterwürfigkeit gegen die obern Stände, der Sucht, zu glänzen, und des Leichtsinns der moralischen Lebensansichten. Schon durch ihre Schutzbedürftigkeit im Allgemeinen auf die Hülfe der Mächtigen angewiesen, hatten sie bald auch noch allerhand besondere Veranlassungen, sich um die Gunst der Fürsten und ihrer Umgebungen, sowie der Vornehmen und Reichen überhaupt zu bemühen. Die Einen wollten Fabriken gründen oder Handel treiben, und brauchten dazu Concessionen, Begünstigungen und Unterstützungen der mannigfachsten Art; Andere begaben sich, um ihr Fortkommen zu finden, in persönliche Dienste bei dem Adel oder den reicheren Familien des Mittelstandes. Ein großer Theil der Beschäftigungen, welche diese französischen Flüchtlinge ergriffen, war an sich der Art, daß er der Modesucht, dem Luxus, der Verschwendung Vorschub leistete. Die seidenen Stoffe, die goldenen und silbernen Borten, das Geschmeide, die kostbaren Tapeten und die sonstigen Verzierungen der Wohnungen, die man bisher von weither hatte beziehen müssen, boten sich jetzt in unmittelbarer Nähe, wohlfeiler und daher um so verführerischer, dem allgemeinen Gebrauche dar, und die französischen Köche, Haarkünstler, Fecht- und Tanzmeister waren beredte Anwälte französischer Feinschmeckerei, Putzsucht, Ueppigkeit und jener in Frankreich vom Hofe aus durch alle Schichten der Gesellschaft verbreiteten Lebensanschauung, welche mehr Werth auf ein zierliches Pas und ein tadelloses Compliment legte, als auf die gründlichste Bildung, leichter über eine Unsittlichkeit hinwegsah, als über einen Verstoß gegen die Gesetze der Mode oder die Begriffe cavaliermäßiger Ehre.

Vortheile und Nachtheile der ausländischen Bildungseinflüsse besonders in den höheren Klassen.

Keineswegs war der Einfluß der Hugenotten oder des französischen Wesens überhaupt auf deutsche Bildung und Sitten durchweg ein nachtheiliger. „Einige Beimischung des Fremden“, bemerkte ganz richtig Leibnitz, „konnte den deutschen

Ernst mildern und der Nation mehr Zierlichkeit geben *)". Chr. Thomasius, dieser eifrigste Vorkämpfer für Wiedereinsetzung der Muttersprache in ihre Rechte, empfahl nichtsdestoweniger der studirenden Jugend: „es zu machen wie die Franzosen und sich auf honnete Gelehrsamkeit, **beauté d'esprit** und **galanterie** zu befleißigen" **). Auch Friedrich der Große rühmt den verfeinernden Einfluß, den die eingewanderten Hugenotten namentlich in Preußen auf die noch wenig ausgebildeten Sitten und Kenntnisse der Nation gehabt hätten. Ein Gleiches galt von den Reisen der Fürsten und Vornehmen ins Ausland, welche in dieser Periode immer häufiger uud ausgedehnter wurden. Es war mehr als bloßer Vorwand, wenn Männer von Bildung aus den höhern Ständen sich angewidert erklärten von dem rohen Treiben ihrer Standesgenossen, wie es selber an vielen deutschen Höfen sich zeigte, von der geisttödtenden Einförmigkeit der daselbst herrschenden Beschäftigungen und Leidenschaften, des ewigen Trinkens oder der täglichen Parforcejagden, wenn sie feinere Vergnügungen und einen gewählteren Umgang suchten an den kunstsinnigen Höfen Italiens oder in den geistreichen Cirkeln von Paris und Versailles ***).

Nur leider ward dieser Vortheil einer feineren Bildung, die man bei ausländischen Lehrmeistern suchte, gewöhnlich durch die größeren Nachtheile, welche die Schüler an ihrem Charakter oder ihren Sitten erlitten, mehr als quitt gemacht. Und ganz besonders gilt dies von den Reisen der deutschen Vornehmen ins Ausland, welche in dieser Periode — anders als in einer früheren — für die nationale Sitte und Bildung beinahe nur bittere Früchte trugen.

Wir können uns für diese Behauptung auf das Zeugniß eines der wenigen deutschen Fürsten jener Zeit berufen, welche sich von der allgemeinen Ansteckung frei erhielten. Friedrich II. von Gotha, Ernst's des

---

*) Dessen „Deutsche Schriften", herausg. v. Guhrauer, 1. Bd. S. 453.

**) Luden, „Christ. Thomasius, nach seinen Schicksalen und seinen Schriften geschildert", S. 15. Prutz a. a. O. S. 288.

***) Der Landgraf von Hessen-Rheinfels rechtfertigt mit solchen Gründen in seinem Briefwechsel mit Leibnitz (herausg. von Rommel), 1. Bd. S. 34, seine häufigen Reisen nach Italien. Auch von einem Grafen von Schaumburg, der zu Ende des 17. Jahrh. lebte, wird in Büllau's „Geheimnißvollen Geschichten", 6. Bd. S. 477, erzählt, es sei ihm, wenn er einmal heimgekehrt, immer so eng und still gewesen, daß er sich allemal wieder bald nach Italien aufgemacht habe.

frommen Enkel, klagt in der Reiseinstruction für den Führer seiner Söhne, daß, „statt gehoffter fürtrefflicher Tugenden, einer gründlichen Staatsklugheit und Possidirung ausländischer Sprachen die jungen Prinzen oft den Kopf voll Atheisterei, Indifferentismus, Eitelkeit, angenommener Frechheit und Geringachtung ihres Vaterlandes, nebst einem ungesunden, durch Wollust ruinirten Leibe, anheimbrächten" *).

Allgemeines Bild von der Erziehung der vornehmen Jugend Deutschlands in dieser Periode.

Versuchen wir es, am Schlusse dieses Rückblickes auf die dem 18. Jahrhundert unmittelbar vorausgegangene Periode eine Schilderung der Erziehungsweise zu geben, welche unter dem Einfluß des ausländischen, besonders des französischen Geistes in den vornehmen Kreisen Deutschlands immer mehr überhandnahm! Wir werden dadurch zugleich ein Bild von dem geistigen und sittlichen Zustande dieser Klassen erhalten, wie er am Anfange des Zeitraums war, welchem sich nun, als ihrer eigentlichen Aufgabe, unsere Darstellung wieder zuwendet.

Früher, d. h. im Reformationszeitalter bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, war die erste Erziehung eines Sohnes aus gutem Hause einem gelehrten Magister oder einem Mönche übergeben worden. Die Beschränktheit und Einseitigkeit der Bildung, die er in dieser Schule gewöhnlich wohl erhielt, ward ausgeglichen durch die größere Weltkenntniß des erfahrenen Edelmannes, in dessen Führung der junge Zögling bei etwas reiferem Alter überging. Schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts waren an die Stelle jener deutschen Gelehrten oder Kaplane bei dem katholischen hohen Adel italienische oder spanische Jesuiten, bei dem protestantischen französische Abbés getreten **). Im Zeitalter Ludwig's XIV. ward die Wahl französischer Hofmeister in allen vornehmen Familien vorherrschend. Nach welchen Grundsätzen man dabei gewöhnlich verfuhr, lehrt uns ein Satiriker jener Zeit, Neukirch, in den nachfolgenden Versen ***):

„Man suchet einen Mann, der in der Welt gewesen,
Der seine Weisheit nicht darf aus den Büchern lesen,
Der, was der Spanier und der Toskaner sagt,
Und was der Britte spricht und der Franzose fragt,

---

*) Schulze, „Leben des Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha", S. 23.

**) Moser, „Polit. Wahrheiten", 1. Bd. S. 111.

***) In der achten Satire: „Von der schlechten Erziehung der adeligen Jugend".

Bis auf den Grund versteht, geübt, nach Kunst zu singen,
Mit Fechtern umzugehn, nach der Cadenz zu springen,
Bei fremden Wirthen sich durch Witz bekannt gemacht
Und sieben Grafen schon halb durch die Welt gebracht."

Die Instructionen, worin der Gang des Unterrichts und der Erziehung dereinstiger Erben deutscher Fürstenhüte und Stände des heiligen römischen Reichs vorgezeichnet ward, waren ehedem der Gegenstand ernstester Erwägung von Seiten der fürstlichen Aeltern gewesen, und die Geschichte hat uns manches werthvolle Document dieser Art als ein rührendes Zeugniß der Sorgfalt aufbewahrt, womit damals auf die Ausbildung des Geistes wie des Herzens der jungen fürstlichen Zöglinge und auf das Wohl der einst von ihnen zu regierenden Länder Bedacht genommen ward. Die Grundsätze, welche der ehrwürdige Seckendorf in seinem „Fürstenstaate"*) für die Erziehung der vornehmen Jugend aufgestellt, hatten in den besseren Zeiten des deutschen Fürstenthums wirklich den Geist dieser Erziehung bestimmt. Dem Hofprediger war ein entscheidender Antheil, wie an der Wahl des Prinzenlehrers, so an der Leitung und Ueberwachung des von diesem ertheilten Unterrichts eingeräumt worden. Gottesfurcht, christliche Gesinnung, Schamhaftigkeit, Gerechtigkeit, Bescheidenheit und Freundlichkeit gegen Jedermann, sammt den „besondern Regententugenden", waren die wesentlichsten Stücke der Erziehung von ihrer moralischen Seite gewesen. Was die Gegenstände des Unterrichts betrifft, so fehlten weder solche, welche zu einem tüchtigen Regenten und Stande des Reichs, noch solche, welche zu einem Manne von gründlicher, allgemeiner Bildung überhaupt nothwendig schienen, und, wenn etwas Bedenken erregen konnte, so war es eher das Zuviel als das Zuwenig dessen, was von den jungen Prinzen gefordert ward. Daneben werden die ritterlichen Fertigkeiten oder „anständigen Leibesübungen" nicht vernachlässigt, auch „geziemende Ergötzlichkeiten", wie Ballspiel, Jagd, Fischerei, Gespräche mit Verwandten und Reisen, wol gestattet, „jedoch ohne Versäumniß der Studien". Den fremden modernen Sprachen wird eine Stelle eingeräumt „des Wohlstandes und des Verkehrs mit den Benachbarten willen", aber erst nach den Uebungen in der Muttersprache und in dem ernsteren Latein.

*) S. 164 ff., 567, 720.

Aber derartige Instructionen wurden seit dem Zeitalter Ludwig's immer seltener, und nur etwa diejenige, welche der fromme und deutschgesinnte Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit eigener Hand für die Erziehung seines Thronerben, des nachmaligen Königs, entwarf, oder die oben erwähnte Friedrich's II. von Gotha und einige wenige ähnliche möchten die Probe jener Seckendorf'schen Grundsätze aushalten.

In der französisch geschriebenen Instruction, nach welcher Herzog Carl Eugen von Würtemberg und seine Brüder erzogen wurden*), ist zwar der herkömmliche Ton solcher Documente beibehalten, es wird viel und mit Salbung von den Pflichten der Frömmigkeit und der Moral und von allerhand löblichen Eigenschaften und Fertigkeiten gesprochen, zu welchen die fürstlichen Zöglinge angeleitet werden sollen, aber daneben tritt doch die Rücksicht auf die herrschende Modebildung und die Bevorzugung des Scheins vor dem Wesen vielfach sichtbar hervor. Den Sprachen, „die am meisten in der großen Welt gelten", wird auch hier ein unbedingter Vorzug gegeben; Latein soll nur der Erbprinz lernen, und auch dieser nur so viel, als ihm unentbehrlich, „weil er bisweilen davon ein paar Sätze verstehen müsse". Die cavaliermäßige Ausbildung im Tanzen, Fechten, Reiten u. s. w. tritt in den Vordergrund, und selber das Kartenspiel soll, „als gesellschaftliche Unterhaltung", ein Gegenstand regelmäßiger Uebung sein.

Man kann sich denken, daß die französischen Hofmeister, denen die Erziehung der jungen Herren von Stande anvertraut ward, sich beeilten, diesen letzten, für sie am wenigsten schwierigen und für ihre erlauchten Zöglinge am leichtesten anziehend zu machenden Theil ihrer Aufgabe zuerst zu lösen, daß sie dagegen den andern, der ihnen mehr Kopfzerbrechen und den verwöhnten jungen Herren Langeweile verursachte, nur sehr beiläufig und oberflächlich betrieben. So blieben diese letzteren unwissend in ihrer Muttersprache, aber sie lernten freilich vortrefflich französisch, vielleicht auch etwas italienisch, spanisch oder englisch plappern; sie erfuhren wenig oder nichts von dem, was zu der Regierung eines Landes gehört oder was zu wissen einem Stande des Deutschen Reiches geziemen mochte, dagegen waren sie mit allen Einzelheiten am Hofe Ludwig's XIV. vertraut, kannten jedes neue Liebesabenteuer dieses galanten Königs, wußten jedes zierliche Couplet und jeden zweideutigen

*) Abgedruckt bei Moser, „Patr. Archiv", 11. Bd. S. 269.

Scherz aus dem Mercure galant auswendig; sie waren nicht im Stande, über irgend einen Punkt der Staatshaushaltung oder irgend eine Rechtsfrage, welche das Reich anging, einen begründeten Bescheid aus eigenem Nachdenken zu geben, aber sie konnten mit ihrem französischen Fechtmeister um die Wette stoßen, ein wildes Pferd zu zierlichen Courbetten zwingen, schmelzend Flöte spielen und die Herzen der Damen am Hofe erobern *).

Nach dem früheren Herkommen, welches noch bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Geltung bestand, hatten die vornehmen Jünglinge nach vollendeter häuslicher Erziehung, gleich den Söhnen des Bürgers oder des Gelehrten, die gemeinsamen nationalen Bildungsanstalten, die Universitäten, besucht und hier gründlich und angestrengt den Wissenschaften obgelegen. Herzog August von Braunschweig war auf drei deutschen Universitäten, zu Rostock, Tübingen und Straßburg, gewesen, hatte dann noch ein paar italienische besucht und zuletzt durch eine Reise nach Holland, England und Frankreich seine Bildung vollendet **). Carl Ludwig von der Pfalz studirte zu Leyden alle ernsten Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz, Geschichte, Staatsrecht und Mathematik, und erlangte einen solchen Ruf der Gelehrsamkeit, daß Manche ihm sogar einen Antheil an den Werken seines Lehrers Pufendorf zuschrieben. Seinen Sohn glaubte er keinen geringeren Händen, als denen der ersten Gelehrten seiner Zeit, eines Pufendorf

*) Neukirch (a. a. O.) räth einem solchen Prinzenerzieher, der mit seinem Zögling auf Reisen ist:

— „Schreib' seinem Vater zu: „Nun ist Ihr Sohn vollkommen,
Zehnmal hat er den Preis im Fechterspiel gewonnen,
Es ist kein wildes Pferd, sobald er es besteigt,
Das nicht gehorsamlich ihm guten Willen zeigt.““
Und seiner Mutter schreib': „„Ich muß das Reisen enden,
Sonst reißt man Ihren Sohn noch gar aus meinen Händen.
Wenn er zu St. Germain auf seiner Flöte spielt,
So ist kein Damenherz, das nicht Empfindung fühlt,
Madame d'Orleans nennt ihn nur ihr Vergnügen,
Und die von Conti sucht ihr schmeichelnd obzusiegen.““ —

„Sie lernen anderes, als sie brauchen; nur das nicht, was ihnen und dem Lande am nützlichsten wäre“ („Gutachten des Kanzlers Ludewig über Prinzenerziehung“, 1719 — s. Moser's „Patr. Archiv“, 5. Bd. S. 502).

**) Scherr, „Gesch. der deutschen Cultur“, S. 329; Vehse, „Deutsche Höfe“, 22. Bd.

und eines Spanheim, übergeben zu dürfen *). Noch nach dem dreißigjährigen Kriege finden wir zwei Prinzen von Weimar als Studenten zu Jena, und der älteste davon, der nach altem Brauch mit dem Rectorate der Universität bekleidet ward, wußte den glückwünschenden Professoren in zierlichem Latein zu antworten **).

Aber seitdem verlor sich diese gute alte Sitte immer mehr, und fast hundert Jahre lang — bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts — verschwinden (einige nachgeborene Söhne kleinerer fürstlicher Häuser ausgenommen) die künftigen deutschen Regenten beinahe gänzlich von den deutschen Universitäten ***). Was aber noch etwa von der vornehmeren Jugend Deutschlands solche Anstalten besucht, beschäftigt sich daselbst weniger mit den ernsten Wissenschaften, als mit jenen leichteren Künsten, deren möglichst vollkommene Uebung man in diesen Kreisen je länger je mehr als das erste und unentbehrlichste Erforderniß eines Cavaliers nach der Mode ansah. Zu einer Zeit, wo der berühmte Pufendorf den Lehrstuhl des Staatsrechts und der Geschichte in Heidelberg einnahm (um 1660), erzählt ein zeitgenössischer Schriftsteller von den daselbst studirenden jungen Edelleuten: sie hätten sich mehr der Exercitien als der Studien wegen dort aufgehalten, denn die Universität habe treffliche Sprach-, Fecht- und Tanzmeister bestellt; sonderlich wären die meisten dem berühmten Universitätsbereiter zu Gefallen gekommen †). Und beinahe hundert Jahre später mußte ein anderer, nicht weniger ausgezeichneter Staatsrechtslehrer, J. J. Moser, die gleiche schmerzliche Erfahrung machen. Als er 1746 eine „Staats- und Canzleiakademie zur Einführung junger Standespersonen in die Geschäfte" errichtete, kamen zahlreiche Anfragen an ihn: „ob auch eine Reitbahn und andere Exercitienmeister dabei seien?" und wehmüthig bemerkt er: „Hätte ich es dahin bringen können, so würde ich, zuverlässigen Nachrichten zufolge, einige Prinzen und manche Grafen bekommen haben — so aber war freilich die Anzahl nicht groß" ††).

*) Häusser, „Gesch. der Pfalz", 2. Bd. S. 544.

**) Bechstein, „Deutschlands Universitätsleben" (in der „Germania", 1. Bd. S. 500).

***) Pütter's „Selbstbiographie" (1798), S. 730.

†) „Der Chronist Fr. Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts." Von Dr. Fr. Lucä (1855), S. 18.

††) „J. J. Moser's Leben, von ihm selbst beschrieben", 2. Bd.

Auch das hielt man nicht mehr für nöthig, daß ein künftiger Stand des Reichs sich eine Kenntniß des Geschäftsganges und der Gesetze dieses Reichs durch einen Aufenthalt am Kaiserhofe oder am Sitze des Reichskammergerichts erwerbe, während man es sich nicht vergeben hätte, wenn der junge Prinz ohne eine persönliche Anschauung des Ceremoniells und der Sitten an den vornehmsten Höfen Europas, vor Allem dem französischen, geblieben wäre. Denn ein junger Mann von Stande galt bei der Mehrzahl seiner Standesgenossen für blödsinnig, wenn er nicht einige Zeit in Versailles gewesen war*), und nur einzelne verständigere Fürsten hegten Zweifel darüber: „ob wol ein solcher junger fürstlicher Reisender von jenseit des Rheins gescheiter zurückkomme, und ob es nicht für einen deutschen Reichsstand geziemender wäre, länger in Wien, als in Paris, zu verweilen" **)?

Eine Zeit lang war der Dienst im Feldlager, bei den Heeren des Reichs oder des Kaisers für viele deutsche Prinzen und Grafen eine gerngesuchte Gelegenheit, um eine praktische Kenntniß des Kriegswesens zu erwerben, ihren Körper zu stählen und den Tribut der Tapferkeit dem Reiche oder dem Hause Habsburg abzutragen. Noch August der Starke von Sachsen und Max Emanuel von Baiern dienten unter den Fahnen Oesterreichs gegen die Ungläubigen, und im spanischen Erbfolgekriege fand sich eine ganze Schaar von Söhnen des reichsunmittelbaren deutschen Adels im Lager Eugen's zusammen, um unter der erprobten Leitung dieses berühmten Feldherrn Lorbeeren zu erringen und strategische Talente zu entwickeln, zu deren Anwendung freilich den wenigsten von ihnen ihre künftige Regentenlaufbahn Aussicht bot.

Aber auch diese Gewohnheit kam mehr und mehr ab, und wenn ja deutsche Prinzen noch Dienste nahmen, so war es weit häufiger in der französischen, als in einer deutschen Armee. „Jeder noch so hochgestellte deutsche Offizier", sagte Carl Ferdinand von Braunschweig, der Zeitgenosse Friedrich's II., zu einem Franzosen, „rechnet sich's zur Ehre, in der französischen Armee zu dienen, mit den Franzosen Feldzüge

*) Friedrich d. Gr. in seinen „Denkwürdigkeiten zur Gesch. des brandenburger Hauses", S. 273.

**) Eine Aeußerung des Fürstbischofs von Bamberg, Grafen von Schönborn, welche Büsching a. a. O. 2. Bd. S. 38 anführt. Vergl. die früher citirte Stelle des Thesaurus paternus von H. v. Limburg.

zu machen und in Paris zu leben." Sogar noch nach dem siebenjährigen Kriege drängten sich Söhne und Vettern regierender deutscher Häuser in die Reihen der französischen Armee und fanden sich nicht in ihrer Würde gekränkt, wenn der erste beste Glücksritter von Franzosen, vielleicht von sehr zweideutigem Adel, sie als Seinesgleichen behandelte, sich an ihnen rieb oder Satisfaction von ihnen verlangte*). Von einem Deutschen freilich, der nicht ihres Standes war, hätten sie so etwas sich nicht bieten lassen!

Doch, wir sind unserem Gegenstande vorausgeeilt!

Ihre letzte Vollendung erhielt also die Erziehung der fürstlichen und adeligen Jugend in der Zeit, von der wir jetzt sprechen, durch den Aufenthalt an fremden Höfen, vor allem an dem Hofe von Versailles, diesem bewunderten Musterbilde adeliger und moderner Sitte, diesem Brennpunkte der ganzen vornehmen Welt von Europa.

Eben dieser Hof von Versailles erreichte gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. und noch mehr unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans den höchsten Grad sittlicher Auflösung und Fäulniß. Die eigene Mutter des Regenten, die Herzogin von Orleans, eine deutsche Prinzessin, der man ebensowenig eine falsche Ziererei, als eine Voreingenommenheit gegen Frankreich schuldgeben kann (wennschon sie mitten in jenem Pfuhl der Liederlichkeit und sybaritischen Weichlichkeit die kräftige Einfachheit und Unverdorbenheit ihrer heimathlichen Sitten beibehielt**)), entwirft von dem damaligen Leben zu Versailles ein Bild, welches in seiner ganzen gräßlichen Nacktheit wiederzugeben, eine deutsche Feder heutzutage sich sträubt***). Die gewöhnlichen Ausschweifungen einer regellosen Liebe erscheinen in diesem Bilde noch wie Aeußerungen einer unverdorbenen Natur im Vergleich zu den mehr als

---

*) Barthold, „Geschichtl. Charaktere aus Casanova's Memoiren", 2. Bd. S. 130; Schlosser, „Gesch. des 18. Jahrh.", 2. Bd. S. 355.

**) Dies ging soweit, daß sie weder von den französischen Ragouts, noch von den neuen künstlichen Getränken: Thee, Kaffee, Chocolade etwas wissen wollte, vielmehr allen diesen Genüssen ihre von Haus aus gewohnten Gerichte, Kaltschale und Biersuppe, Kohl und Sauerkraut, vorzog. S. deren „Briefe an die Raugräfin Luise", abgedruckt in der „Bibliothek des literar. Vereins zu Stuttgart", VI. Bd. S. 165, und „Bekenntnisse der Prinzessin El. Charl. v. O." (1791), S. 96.

***) Die stärksten Stellen finden sich in den „Briefen", S. 96, und in den „Bekenntnissen", S. 83, 89.

viehischen Gemeinheiten einer unerhört raffinirten Wollust, mit denen die abgeschwächte und doch nimmersatte Lüsternheit sich zu immer neuen Reizungen aufzustacheln suchte. Die ärgsten Scenen am römischen Kaiserhofe, die Zeiten einer Messalina und Faustina können Schlimmeres nicht geboten haben. So allgemein verbreitet war die beispiellose Sittenverderbniß, daß, nach der Versicherung eben jener fürstlichen Schriftstellerin, nicht sechs Menschen am ganzen Hofe zu finden sein mochten, welche nicht einem oder dem andern der zur Mode gewordenen unnatürlichen Laster ergeben gewesen wären.

Das war die hohe Schule der Bildung, zu welcher von Jahr zu Jahr massenhafter deutsche Fürsten, Grafen und Edelleute sich drängten*), welche nicht besucht zu haben für eine Schande galt! Dort bereiteten die künftigen Regenten deutscher Länder, die künftigen Stände des Reichs deutscher Nation sich auf ihren hohen Beruf vor! Dort lernten sie die Tugenden, durch die sie einst die Wohlfahrt ihrer Länder befördern, ihren Unterthanen das Beispiel alles Guten und Löblichen geben und der Nation, deren hoher Adel sie waren, zur Zierde gereichen sollten!

Kann man sich wundern, wenn diese Nation am Anfange des vorigen Jahrhunderts ein so trauriges Bild sittlicher Auflösung und Verkommenheit darbietet?

*) Im Jahre 1699 zählt die Herzogin von Orleans 7 deutsche Prinzen, 4 deutsche Grafen und sonst noch viele deutsche Cavaliere als gleichzeitig am französischen Hofe befindlich auf. „Wir waren 21 Deutsche in meiner Kammer", sagt sie. Im J. 1716 waren einmal 29 deutsche Fürsten, Grafen und Edelleute bei derselben Herzogin versammelt (deren „Briefe", S. 34 u. 237).

Vierter Abschnitt.

Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert.

Wir kehren jetzt von der langen Abschweifung in frühere Zeiten zu der Schilderung des 18. Jahrhunderts, dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung, zurück. Wir haben dort die Keime einer neuen Ordnung der Dinge beobachtet, die wir hier aufgegangen und in voller Blüthe stehend erblicken. Wir haben das Bürgerthum in seiner zunehmenden Erschlaffung und sittlichen Ohnmacht, die höhern Stände in ihrer fortwährend steigenden Zügellosigkeit, ihrer wachsenden Entfremdung vom Volke und ihrer immer unbedingteren Hingebung an die verderbliche Herrschaft des Auslandes verfolgt. Wir stehen jetzt vor dem Punkte, wo diese Wandlung so weit vollendet ist, daß sie der ganzen Physiognomie der Gesellschaft ihren Stempel aufdrückt, wo der Sieg des aristokratischen und das Unterliegen des bürgerlichen Elements in der öffentlichen Sitte und der Meinung des Tags entschieden ist, wo das erstere seinen Sieg mit einer Keckheit und Rücksichtslosigkeit ausbeutet, die vielleicht nur von der Feigheit und Erbärmlichkeit übertroffen wird, womit die Besiegten sich in die ihnen zugewiesene Rolle gesellschaftlicher Parias schicken und mit sclavischer Demuth die Hand küssen, welche sie mißhandelt und erniedrigt.

Vollendung des im 17. Jahrh. begonnenen Umschwunges in den Sitten und den Gesellschaftszuständen Deutschlands beim Eintritt des 18. Jahrhunderts.

Dieser Punkt fällt nahezu mit dem Eintritte des 18. Jahrhunderts zusammen. Die Erhebung Preußens zu einem Königreich (1701) und der um diese junge Krone verschwenderisch ausgegossene Glanz, die fast gleichzeitige Erwählung des Kurfürsten von Sachsen zum König von

Polen (1697), womit für Sachsen eine Periode noch viel ausschweifenderer Pracht und Ueppigkeit begann, waren das entscheidende Signal für die völlige Entfesselung der, bis dahin noch einigermaßen schüchtern aufgetretenen Verschwendungs- und Vergnügungssucht der deutschen Höfe.

Dieser letzte Durchbruch des neuen Geistes der Zeit muß plötzlich und auffallend gewesen sein, da selbst eine so gute Beobachterin, wie die Herzogin von Orleans, sich davon überrascht und fast betroffen bezeigte*).

Umfang und Dauer dieser neuen Zustände.

Alles gerechnet, hat der Taumel der Genußsucht, der Verschwendung, der Abkehrung von der einfachen volksthümlichen Sitte und der Nachahmung fremder Thorheiten und fremder Laster, der nach und nach fast alle deutschen Höfe in seine Wirbel hineinriß, über ein volles Jahrhundert angedauert. Wenn wir die ersten Anfänge desselben bald nach dem dreißigjährigen Kriege, ja zum Theil schon inmitten seiner Verwüstungen auftauchen sehen, so berühren sich seine letzten Ausläufer nahezu mit dem Uebergange aus dem 18. ins 19. Jahrhundert; einzelne Spuren davon streifen selbst noch weiter an die Gegenwart heran. Derselbe Leichtsinn, welcher auf den noch vom dreißigjährigen Kriege her öde und wüst liegenden Fluren und ein paar Jahrzehnte später im Angesichte der von Ludwig's Mordbrennern in Brand gesteckten Städte ungescheut seine Orgien feierte, schien von manchem deutschen Hofe auch da noch nicht weichen zu wollen, als schon die ersten drohenden Vorzeichen des „großen Erdbebens von Versailles" über die Häupter aller Monarchen Europas dahin grollten.

*) Noch 1699 schreibt die Herzogin an ihre Schwestern in Deutschland: sie beneide dieselben um die natürlichen und einfachen Vergnügungen, an denen man sich dort ergötze, um die zwanglosen Gesellschaften, bei denen allerhand Spiele gespielt, lustig geschwätzt und ohne Scheu gelacht werde, während man bei den großen Festen zu Versailles sich des Lachens enthalten und „gar stammig" sein müsse; um die „Einladungen zu einer kalten Milch und was der Löffel noch mehres hergiebt", die „ländlichen Mahle mit guten Freunden im grünen Gras an einem Brunnen", und was sonst ihr jene von ähnlichen unschuldigen Freuden berichten mechten („Briefe der Herzogin von Orleans", S. 33, 37, 42). Aber nur wenige Jahre darauf (1704) glaubt sie aus den Schilderungen ihrer Verwandten zu erkennen, „daß es nun so toll in Deutschland zugehe, als wenn die Deutschen keine Deutschen mehr wären", und ruft schmerzlich bewegt aus: „Wie ich davon höre, kenne ich nichts mehr, und alles muß unerhört geändert sein!" (Ebenda S. 81.)

Die Mittelklassen hatten schon längst durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beispiels, die Herrschaft des Auslandes in Kunst und Wissenschaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeschüttelt und ein neues, geistig kräftigeres und sittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer Theil der Fürsten und des Adels in der unwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlendrian einer geistlosen und steifen, oder üppigen und leichtfertigen Lebensweise beharrte. In derselben Zeit, wo Klopstock's Dichtungen und Gellert's edle Moralvorschriften die Herzen der Deutschen entflammten und erwärmten, wo Lessing's unerbittliche Kritik die Geister wach rief, wo in einem allgemeinen Gähren und Drängen sich eine neue, großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein J. Möser den Ernst der alten deutschen Sitte zu erneuern, ein K. Fr. v. Moser den erstorbenen Nationalgeist wieder zu erwecken bemüht waren, wo das glänzende Beispiel unermüdlicher Regententhätigkeit und einer bürgerlich einfachen Lebensweise, von einem der ersten Throne Deutschlands aus gegeben, die bewundernden und erfreuten Blicke der Völker und die beschämten so manches kleinen Sultans auf sich zog, wo selber in Frankreich schon ein mächtiger Rückschlag gegen die Zügellosigkeiten des Zeitalters Ludwig's XIV. und XV. eingetreten war — in dieser Zeit fehlte es dennoch nicht an deutschen Fürsten, welche die alte tolle Wirthschaft mit der vollen Schamlosigkeit, wie zuvor, ja zum Theil mit gesteigerter Frivolität fortsetzen, während andere nur halb und zögernd, oder gezwungen durch die Macht der Verhältnisse, ihren ausschweifenden Neigungen zu Prunk und Verschwendung und ihrer vornehmen Abgeschlossenheit vom Volke entsagen, und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Gesinnung und in verständiger Erfassung der veränderten Zeitverhältnisse einen besseren Weg betritt*).

Sogar noch hart an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, mitten unter den Donnern des Strafgerichts, welches in Frankreich über eine ähnliche Periode des Leichtsinns und der Sittenlosigkeit hereingebrochen war, auf derselben Stätte, welche der Philosoph von Sanssouci durch ein nur seinem Volke und den edelsten geistigen Vergnügungen gewid-

*) Vergl. im 1. Bande den Abschnitt von den Finanzen und im gegenwärtigen Abschnitt denjenigen Theil (weiter unten), welcher die einzelnen Fürstenhöfe nach ihren Sittlichkeitszuständen classificirt.

metes Leben geweiht hatte, sehen wir noch einmal jenen bacchantischen Wirbeltanz sich erneuern, gleich als sollte das Jahrhundert, wie es im Rausch begonnen, so auch im Rausche enden, und alles, was dazwischen lag von hohen und ernsten Bestrebungen edler Geister, von Thaten und von Leiden des Volks, von Erfahrungen und Versprechungen der Fürsten, wiederum leichtsinnigem Vergessen preisgegeben sein!

Unterscheidender Charakter derselben in der ersten und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Dennoch nehmen wir in Bezug auf diese Zustände einen wesentlichen Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, oder, genauer ausgedrückt, zwischen der Zeit vor und der Zeit nach dem Auftreten Friedrich's d. Gr. wahr. In der ersten dieser beiden Perioden sehen wir den aristokratischen Uebermuth und die leichtfertige Nachahmung des Auslandes noch beinahe unbeschränkt und in rücksichtslosester Entfesselung die vornehmen Kreise beherrschen, die andern Stände tyrannisiren; wir sehen den Widerstand des in diesen letztern theilweise noch fortlebenden bessern Geistes fast ohnmächtig gegen die Uebermacht oder die Verführung jenes schlimmeren; und nur der sich wieder regende Drang selbständiger wissenschaftlicher Forschung, das in einzelnen Kreisen wieder stärker auflebende sittliche und religiöse Gefühl und das, zunächst von dem Boden der Literatur aus, sich ankündigende neue Gemeinbewußtsein der Mittelklassen bietet uns einige Hoffnung auf eine Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände Deutschlands. Mit dem Auftreten Friedrich's beginnt eine Reaction des bürgerlich sittlichen Bewußtseins gegen die vornehme Sittenlosigkeit, des selbstbewußten geistigen Aufstrebens der Mittelklassen, der Träger einer solidern Bildung, gegen die fade Oberflächlichkeit der bisher tonangebenden Kreise. Ermuntert durch das Beispiel und den Beifall des großen Königs, fängt das Bürgerthum, obwol politisch und selber in gewisser Beziehung gesellschaftlich nach wie vor in der Zurücksetzung gegen den Adel erhalten, dennoch an, in seinen sittlichen Begriffen und seinen geistigen Bestrebungen sich von den höhern Ständen mehr und mehr zu emancipiren, gewinnt sogar allmälig wieder ein Uebergewicht über diese und bringt ihnen seine Gesetze der Moral und seine Ansichten von Bildung als maßgebende auf. Der siebenjährige Krieg bezeichnet in dieser Hinsicht einen ähnlichen, wenn auch vielleicht nicht ganz so entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des sittlichen und geistigen Lebens der deutschen Nation, wie ein Jahrhundert vorher der dreißigjährige. Wie der letztere den Sieg

des aristokratischen Geistes über den demokratischen auf gesellschaftlichem Gebiete, der sittlichen Zügellosigkeit, als eines Vorrechts der Vornehmen, über die für Alle gleiche Unterordnung unter das bürgerliche Sittengesetz, der oberflächlichen höfischen Bildung im französischen Style über den gründlichen Ernst deutscher Wissenschaft vollendet hatte, so gab der siebenjährige Krieg mit seinen lebhaften Erregungen des so lange unterdrückten Nationalgefühls, mit der weithin emporflammenden Begeisterung für den Helden von Roßbach und Leuthen, in welchem man ebenso sehr den Vertreter protestantischer Geistesfreiheit und Bildung, wie den Besieger der, vor der Ueberlegenheit deutschen Geistes zum Spott gewordenen Franzosen verehrte, das entscheidende Signal zu einer Umkehr dieser ganzen Bewegung, zur Befreiung der Nation von der sclavischen Unterwürfigkeit gegen das Ausland, zur Wiederbelebung des Selbstbewußtseins in den bürgerlichen Kreisen, welche in den Erfolgen des aufgeklärten und in bürgerlicher Einfachheit regierenden Monarchen den Sieg ihrer eigenen Sache feierten. Wenn die Sittenlosigkeit und der Uebermuth der vornehmen Klassen sich noch nicht sogleich überall verlor, so verlor sich doch die leidende Demuth der andern Stände, und, was man vor Friedrich dem Großen als selbstverständliche Regel hingenommen, durch bewunderndes Anstaunen ermuntert und nur selten einmal schüchtern zu bekritteln gewagt hatte, das erschien nun schon der öffentlichen Meinung als ein Verstoß gegen die allgemein geltende und berechtigte Sitte und erfuhr von allen Seiten unverholene Mißgunst, von vielen offenen Tadel.

Allgemeine Betrachtungen über die Sittenlosigkeit der Höfe und ihre Rückwirkungen auf das Volk.

Es ist eine unerfreuliche Aufgabe, an die wir jetzt Hand anlegen, die Schilderung des wüsten, verweichlichten, ausschweifenden, von keiner höhern geistigen Idee durchleuchteten, von keiner edleren Empfindung durchwärmten Lebens der vornehmen Kreise, unerfreulich für den Culturgeschichtschreiber wie für den Patrioten. Leider hat sich das deutsche Volk — und wir nehmen auch die gebildeten Kreise davon nicht aus — seit lange her daran gewöhnt, die Scandalchronik seiner fürstlichen Häuser und seiner adeligen Familien mit einer gewissen schadenfrohen Selbstbefriedigung zu lesen, und es hat nicht an solchen gefehlt, welche diesem Kitzel überreiche Nahrung boten, indem sie die schmutzigsten Blätter der Geschichte jener Kreise mit geschäftiger Hand dem grellsten Lichte der Oeffentlichkeit bloßstellten.

Man darf sich darüber nicht wundern. Die Mittelklassen rächen sich durch diese Schadenfreude für die wegwerfende Verachtung, womit die vornehmen Stände sie so lange Zeit behandelt haben; sie lassen dieselben jetzt das Uebergewicht der wieder zur Herrschaft gelangten bürgerlichen Moral ebenso fühlen, wie vordem Höfe und Adel ihre Sitten der ganzen Nation aufzwangen und jede Regung dagegen von Seiten des bürgerlichen sittlichen Gefühls als unberechtigt verhöhnten. Die letzteren haben daher kein Recht, sich zu beklagen, wenn ihnen jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten wird; aber im Interesse der ganzen Nation ist zu bedauern, daß die Entwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse dahin führen mußte, die Aristokratie, statt zu einem Gegenstande edler Nacheiferung und neidloser Bewunderung, zu einem Gegenstande der Mißachtung und des schadenfrohen Spottes für die übrigen Klassen zu machen und den aristokratischen Sinn im Volke zu ertödten, statt ihn durch rechte Leitung zu einem fruchtbaren Elemente nationaler Veredlung und Kräftigung zu erheben. Wenn ein Volk aufhören muß, die zu achten, denen zu gehorchen es doch nicht aufhört, so verliert es allemal zugleich an Selbstachtung und sittlicher Tüchtigkeit; es wird entweder niedrig gesinnt, wenn es die Ausschweifungen der herrschenden Klasse sclavisch erträgt, oder frivol, wenn es selbst daran theilnimmt. Man sollte niemals vergessen, daß, so oft man die Zeiten einer bodenlosen Sittenverderbniß an den deutschen Höfen und in den Kreisen des deutschen Adels schildert, man damit zugleich die Erinnerung an eine Periode tiefsten sittlichen Verfalles der Mittelklassen erneuert.

Es möge uns erlassen bleiben, das unerquickliche Bild jener Zeit in allen seinen Einzelheiten auszumalen. Unser Zweck ist ein ernsterer, als der, der bloßen Neugierde oder Scandalsucht zu dienen. Für unsern Plan genügt es, wenn wir in wenigen großen Zügen den allgemeinen Charakter der Epoche zeichnen und aus der Masse der sich darbietenden Thatsachen die schlagendsten herausgreifen. Auch werden wir uns in diesem Theile unserer Schilderung nicht streng an die Eintheilung binden, die wir im Uebrigen unserer Darstellung der geistigen und sittlichen Zustände Deutschlands im 18. Jahrhundert zu Grunde gelegt haben: wir werden die Farben zu unserer Skizze ebensowol aus der zweiten, als aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts entnehmen und die ganze Gruppe von Erscheinungen, auf welche wir jetzt den Blick des Lesers hinlenken, in einem ununterbrochenen Zuge an ihm vorüber-

führen. Wir ersparen dadurch ihm, wie uns, den Ekel, noch einmal auf diese dunkelste Seite unserer vaterländischen Culturgeschichte zurückzukommen, und werden dennoch Gelegenheit genug finden, die einzelnen fortwirkenden Spuren jener sittlichen Verderbniß auch in den späteren Abschnitten dieses Zeitraums nachzuweisen.

Erstes Auftreten und weiterer Verlauf der französischen Richtung an den deutschen Höfen. Die Romantik der Liederlichkeit und ihr Rückschlag.

Auf ihrem Höhepunkte, am Anfange des Jahrhunderts, trägt jene Zeit der Ausschweifungen wenigstens den Stempel einer gewissen Unbefangenheit und Frische an sich. Die Liederlichkeit umgiebt sich mit einer Art von Romantik; die Weichlichkeit, wenn auch innerlich marklos, prangt doch im Schimmer einer gewissen Ritterlichkeit und vergeudet eine Fülle von Kraft, freilich nur in kleinlichen, oft läppischen Beschäftigungen. Der Typus dieses ritterlich aufgeputzten Sybaritenthums, dieser Romantik der Liederlichkeit ist August der Starke, der erste sächsische König von Polen. Gleich Ludwig XIV. einer der schönsten Männer seiner Zeit und wegen seiner außerordentlichen Körperkraft das Wunder von ganz Europa, besaß er eine Ausdauer und Unermüdlichkeit im Dienste der Liebe, eine Beweglichkeit im Aufsuchen und Durchkosten immer neuer Freuden des Lebens, eine Unerschrockenheit bei galanten Abenteuern und eine Feinheit in der Erreichung seiner ausschweifenden Wünsche, die einer besseren Sache werth gewesen wären. Der Taumel ewig wechselnder Vergnügungen war für ihn ein Bedürfniß seines überkräftigen Naturells, welches er nicht, nach dem Beispiel würdigerer Zeitgenossen, eines Peter von Rußland und eines Karl von Schweden, in großen und ernsten Unternehmungen anstrengte und ermüdete, sondern nur in den leichten Kämpfen der Liebe und in anmuthigen Spielen der Phantasie zu immer neuen Genüssen anregte. Zugleich aber meinte er durch die Verbreitung feenhaften Glanzes um seine Person und durch die Anhäufung aller nur erdenklichen Lebensgenüsse in seiner Umgebung eine Mission seines königlichen Amtes zu erfüllen *). Daher betrieb er

*) Daß dieser Glaube bei August und anderen Fürsten seinesgleichen wirklich vorhanden war, erkennen wir an den Schmeicheleien der Hofpoeten, welche natürlich das Echo der in den höchsten Kreisen herrschenden Ansichten waren. So heißt es in einer Lobschrift des Herrn von Besser „an königl. Majestät von Polen über die vielen und herrlichen Festivitäten, die bei dem Beilager Sr. Hoheit des königl. Prinzen vorgegangen“: „Er (der Dichter) wolle die Frage beantworten, welche während der Festivitäten von Vielen unter den Zuschauern aufgeworfen worden. Denn, nach-

alles, was dahin gehörte, mit einem Ernst und einer Hingebung, auf welche freilich Fürsten ächteren Gepräges, wie die obengenannten beiden, der eine der Bundesgenosse, der andere der Besieger dieses kleinen sächsischen Sultans, mit lauter oder schlechtverhehlter Verachtung herabblicken mochten. Eine ähnliche Naivetät und Stärke der Leidenschaft finden wir noch bei einigen Zeitgenossen August's des Starken, z. B. bei Max Emanuel von Baiern und bei jenem Sultan von Carlsruhe, der, inmitten eines Serails von schönen Mädchen, von denen er stets umgeben war, sich, wie Reisende aus jener Zeit erzählen *), „ein David oder Salomon dünkte".

Später verliert sich diese sprudelnde Kraftfülle und diese Unbefangenheit des fürstlichen Lebensgenusses mehr und mehr. Die Nachahmer eines August des Starken und eines Max Emanuel erscheinen zu ihren Vorbildern ungefähr in einem ähnlichen Verhältniß, wie der fünfzehnte Ludwig zu dem vierzehnten. Der Taumel der Vergnügungen dauert zwar fort, aber er hat nicht mehr den frischen Reiz der Ursprünglichkeit; er bedarf eines größeren Aufgebots künstlicher Mittel, um nicht zu ermatten. Die außenstehenden Kreise des Volks folgen dem Treiben der Höfe nicht mehr mit der ganzen ungetheilten Hingebung und Bewunderung, wie früher. Die moralische Kritik fängt schon an, sich zu regen, und man ist genöthigt, sie entweder zu unterdrücken, oder

---

dem Einige die überschwengliche Schönheit solcher Festivitäten und Andere deren Mannigfaltigkeit und Menge bewundert, in der loyalen Ueberzeugung, daß bei diesem einzigen Beilager fast alle Lustbarkeiten des ganzen menschlichen Lebens vorhanden gewesen, so sind noch Andere, von allen diesen Umständen bewogen, auf die Frage gerathen: wie es denn zugegangen, daß Ihro Majestät bei einer so schweren und mühsamen Regierung, als wie die Regierung des polnischen Reiches ist, so viele Zeit und Lust gewinnen mögen, alle diese wunderswürdigen Dinge zu ersinnen und auszuführen". — „Vor allem Andern", fährt er dann fort, „müsse man wissen, daß Magnificenz einem Fürsten nothwendig sei, da er der Statthalter Gottes sei, Gott aber seine Magnificenz in allen seinen äußerlichen Werken zu erkennen gebe. Gott beweise sich als groß und mächtig in seinem mächtigen Weltgebäude, in seiner strahlenden Sonne, seinem schrecklichen Donner und Blitz, nebst der steten Abwechselung seiner unbegreiflichen Witterungen; so müsse der Fürst auch in allen seinen äußerlichen Werken strahlen und glänzen." — („Besser's Schriften", II. Bd. S. 455; Br. Bauer, „Gesch. der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 265 ff.)

*) Keyßler a. a. O. S. 106.

sich mit ihr abzufinden. August der Starke konnte noch, als eine seiner Mätressen sich beschwerte, daß der protestantische Hofprediger auf der Kanzel gegen sie eifere, lachend erwidern: sie möge doch den Mann reden lassen, es sei ein Recht der Prediger, wöchentlich einmal auf der Kanzel ihrem Herzen Luft zu machen. Diese Frivolität, welche auf das Vorrecht der Majestät, wie dem Volke, so selber dem Himmel gegenüber trotzte und sich ebenso wenig darum kümmerte, ob ihre Thaten mit den Forderungen der Religion, als ob sie mit dem Wohl des Landes und den Pflichten des Regentenberufs übereinstimmten, machte bei späteren Fürsten einer affectirten Frömmigkeit Platz, durch welche dieselben entweder den Himmel mit ihren Sünden aussöhnen, oder doch die öffentliche Meinung blenden zu wollen schienen. Carl Albert von Baiern, Carl Eugen von Würtemberg, Carl Theodor von der Pfalz huldigten mehr oder weniger einer solchen Scheinheiligkeit *), und selber ein Brühl fand für nöthig, den Devoten zu spielen, ließ sich gern in seiner Hauskapelle auf den Knien betend antreffen und schrieb in eigner Person ein Buch unter dem Titel: „Die wahre und gründliche Gottseligkeit aller Christen" **), worin er die Stirn hatte, zu sagen: „Unsere ganze Wohlfahrt besteht darin, wenn es uns in dieser Welt übel geht. Die Scheingüter dieser Erde sind nur für solche Leute, welche keine besseren hoffen und keine wahrhafteren suchen".

Die Fürsten selbst zogen sich immer mehr in einen durch Etikette und Herkommen eng abgegrenzten Kreis zurück. Wenn August der Starke gern die ganze Residenz, ja das Land weit umher an seinen glänzenden Festen theilnehmen ließ, so schloß sich sein Sohn nicht blos von jeder Berührung mit dem Volke, sondern selbst mit seinen höfischen Umgebungen so viel als möglich ab durch die Schranken eines strengen, feierlichen Ceremoniells, — zum Theil aus Neigung und eignem Temperament (denn er war ein steifer und gravitätischer Herr und hatte nichts von der unerschöpflichen Lebendigkeit und persönlichen Liebenswürdigkeit seines Vaters), zum Theil auf Betrieb des allmächtigen

*) Vergl. die schon citirten Werke von Zschokke, Häusser, Vehse, „Schubart's Leben" von Strauß, u. A.

**) Dasselbe erschien zuerst 1740, in 2. Aufl. 1743 — zwar ohne Namensnennung, aber so, daß Jedermann den Verf. ahnte. Vehse, „Deutsche Höfe", 33. Bd. S. 368.

Ministers Brühl, der den König von aller Welt abgesperrt zu halten suchte, um ihn ganz allein zu beherrschen*).

Jener erste polnische König erinnert bisweilen in der Maßlosigkeit seiner Ausschweifungen und seiner Verschwendung, sowie durch seinen überall persönlich eingreifenden Despotismus, an die römischen Imperatoren (freilich mehr an die Nachfolger des Augustus, als an diesen selbst, mit welchem ihn gern die feile Schmeichelei gunstbuhlender Poeten verglich); sein Nachfolger dagegen ähnelt beinahe einem jener letzten Sprößlinge aus dem Hause der Merovinger, deren schwächliche Lüsternheit und Geistesträgheit von allmächtigen Hausmeiern in der feierlichen Abgeschlossenheit ihrer königlichen Paläste, hinter den steifen Formen eines prunkenden Ceremoniells verborgen gehalten ward, oder jenen Beherrschern des großen Reichs der Mitte, die, von ihren Mandarinen und einer unantastbaren Etikette bewacht, fast regungslos, nur den eitlen Schimmer der Macht ohne die Macht selber genießen.

Kampf zwischen dieser neuen und den Resten der alten Sitte. Fortdauernde Spuren von Rohheit im Umgangstone der Höfe.

Noch in anderer Beziehung zeigt sich ein merkwürdiger Contrast zwischen dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und der späteren Zeit. Wie üppig auch gerade in jener ersten Epoche die fremde Saat französischer Leichtfertigkeit und Eleganz emporschoß, so vermochte sie doch nicht so rasch die Keime ursprünglichen deutschen Wesens zu ersticken, welche selber in den vornehmen Kreisen tiefe Wurzeln geschlagen hatten, und, als die besseren nationalen Eigenschaften den Verführungen des Auslandes das Feld geräumt hatten, waren es die nationalen Untugenden und Rohheiten, welche denselben hier und da noch den Sieg streitig machten. So erscheinen noch lange mitten unter den feinzugespitzten Epigrammen und Madrigalen, die man dem **Mercure galant** entlehnte oder selbst mühsam nachzubilden versuchte, die derben Späße der Hofnarren**) und die gereimten und ungereimten Zweideutigkeiten, mit

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 33. Bd. S. 298. — Derselbe erzählt von Friedrich August II.: er habe den größten Theil des Tages träge auf seinem Zimmer zugebracht, Tabak rauchend und von Zeit zu Zeit an Brühl die phlegmatische Frage richtend: „Brühl, habe ich Geld?" worauf Brühl jedesmal dienstbeflissen geantwortet: „„Ja wohl, Ew. Majestät!"" Dabei dürfte wol etwas Erdichtung sein.

**) Besonders bekannt ist der Lustigmacher am Hofe August's des Starken (wenn auch nicht eigentlich in der Rolle eines Hofnarren), v. Kyau, von welchem zahlreiche Anekdoten und Witze der derbsten Art existiren. Die eigentlichen Hofnarren, wie

denen man gern die jüngeren Damen des Hofes zum Erröthen, die schon eingeweihten älteren zu lautem Gelächter zwang.

Die „Wirthschaften" neben den Festen im ausländischen Geschmack.

Auch einzelne harmlosere Vergnügungen aus dem früheren einfachen Hofleben hatten sich in das neue schwelgerische hinübergestohlen und bildeten in der fremdartigen Umgebung einen merkwürdigen Contrast, der aber vielleicht gerade durch das Pikante, was er hatte, die verwöhnte Lüsternheit reizte. Abwechselnd mit „italienischen Nächten", „Saturnusfesten" u. dergl. sah man — selbst an dem prunkvollen Hofe August's des Starken — von Zeit zu Zeit, namentlich in der Fastnacht, jene „Wirthschaften" aufführen, welche damals, nach dem Zeugnisse der Markgräfin von Baireuth*), ein nur in Deutschland bekannter Zeitvertreib waren**), Darstellungen des Volkslebens, bei denen der Fürst und seine Gemahlin — oder auch seine Mätresse — als „Wirth und Wirthin" erschienen, Herren und Damen vom Hofe als Bauern und Bäuerinnen oder als Handwerker aller Art mit ihren Frauen, den Wirthen Geschenke bringend und von ihnen auf ländliche Weise bewirthet, Alles von dem Vortrag beziehungsreicher Verse (und zwar ausnahmsweise in der Muttersprache) begleitet, denen natürlich die Würze derber, leichtverständlicher Anspielungen nicht fehlen durfte***).

Zuziehung des Volks zu den Vergnügungen der Vornehmen.

Die früher weit verbreitete Sitte, das Volk an den Vergnügungen des Hofes theilnehmen zu lassen†), behauptete sich noch hier und da, selber ein Stück ins

Schmiedel, Leppert, Saumagen, Fröhlich, die zum Theil in das Hofleben unter dem zweiten Friedrich August hinüberreichen, waren matte Gesellen. Das Institut hatte sich überlebt und paßte weder mehr zu der allgemeinen Zeitbildung, noch speciell zu dem zierlichen französischen Wesen der Höfe. Dennoch erhielt es sich bis 1763, wo der letzte deutsche Hofnarr in der Person des sogenannten „bairischen Fröhlich" ausstarb. (Vehse a. a. O. 33 Bd. S. 142 ff.)

*) „Denkwürdigkeiten", 2. Bd. S. 80.

**) Unter Ludwig XVI. finden wir sie auch am französischen Hofe — ob durch deutsche Prinzessinnen dorthin verpflanzt, wissen wir nicht.

***) In „Besser's Schriften" (herausg. von König), S. 443, ist uns eine ganze Reihenfolge solcher Verse aufbehalten, welche bei einer Wirthschaft in Berlin 1690 von einer der mitspielenden Personen in der Rolle eines „Scheerenschleifers" an die auftretenden Masken (Römer und Römerin, Schiffer und Schifferin, lithauische Bauern, Gärtner u. s. w. mit ihren Frauen) gerichtet wurden. Es kommen darin die ärgsten Zweideutigkeiten vor.

†) S. oben S. 15.

18. Jahrhundert herein, freilich nicht selten in einer Weise, die mehr einer Verhöhnung des Volks durch aristokratischen Uebermuth, als einer Bezeigung patriarchalischer Liebe zu demselben glich. Man gestattete den bürgerlichen Ständen huldreichst den Zutritt zu den Maskenbällen des Hofes, aber man wies ihnen einen besonderen, mit Schranken umgebenen Raum an, den sie nicht überschreiten durften *). Man commandirte die subalternen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern zum Erscheinen auf dem Carneval **), um dem Fürsten und seinen Höflingen die Augenweide frischer bürgerlicher Schönheiten und den Pariser Moden des Adels die Folie der, wahrscheinlich etwas altfränkischen Toiletten der Frauen und Mädchen der „Rotüre" zu geben. Man lud die Landleute der Umgegend zur Theilnahme an den Mummereien und Fastnachtsscherzen in den Straßen der Residenz ein und hatte seine Kurzweil daran, wenn die ungelenken Bursche bei Fehlstößen im Ringstechen durch eine verborgene Maschinerie mit Wasser überschüttet wurden, wenn die zuschauenden Dirnen unversehens auf durchlöcherte Deckel geriethen, aus denen unter ihren Füßen Wasserstrahlen emporspritzten, oder wenn solche, die in der Freude über das ihnen widerfahrene Glück, auf königliche Kosten bewirthet zu werden, sich ein Räuschchen getrunken, zur Strafe dafür öffentlich auf hölzernen Eseln reiten mußten***). Das Volk, schon gewöhnt, als Staffage oder Werkzeug für derartige noble Passionen der vornehmen Klassen zu dienen, drängte sich bei jeder solchen Gelegenheit massenhaft herzu und dünkte sich überglücklich, wenn es nur die „Herrschaft" und ihre Umgebungen in der Nähe sehen und bewundern durfte.

Das unmäßige Trinken an den Höfen.

Am längsten trotzte der eingedrungenen französischen Zierlichkeit und Galanterie jene älteste, auch in den höchsten Kreisen weitverbreitete nationale Leidenschaft des unmäßigen Trinkens. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ein englischer Reisender, Lord Chesterfield, diese Sitte an den Höfen von Mainz und Trier in so hohem Grade herrschend, daß er, nach seiner Erklärung, sich an die Hofstatt eines gothischen oder vandalischen Königs zurückversetzt glaubte†). Die Memoiren des Baron von Pöllnitz, welcher

*) Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 29.

**) S. den 1. Bd. 3. Abschnitt.

***) Vehse a. a. O. — nach den Schilderungen des Herrn v. Loën.

†) Meiners, „Geschichte der Frauen", 3. Bd. S. 361.

etwa zwanzig Jahre früher die meisten deutschen Höfe bereiste, sind angefüllt mit Schilderungen von Scenen solcher Art, von Heldenthaten und Niederlagen beim Becher*).

Den ersten Rang hierin behaupteten, wie natürlich, die geistlichen Höfe (namentlich die am Rhein und Main), wo theils der edle Stoff in vorzüglicher Güte und Fülle vorhanden war, theils der Mangel einer feineren, durch den Umgang mit Frauen gewürzten Geselligkeit die lebenslustigen Würdenträger der Kirche auf solche rohere Ergötzungen von selber hinwies. Den Preis des Saufens (die unerbittliche Wahrheit zwingt uns, diesen unschönen Ausdruck für eine Sache zu gebrauchen, von welcher das Wort: Trinken nur eine schwache und unrichtige Vorstellung geben würde) theilt Herr v. Pöllnitz dem bischöflichen Hofe von Fulda zu**), eine Auszeichnung, die man erst dann ganz zu würdigen vermag, wenn man von demselben Reisenden erfährt, daß er am Hofe von Würzburg während seines mehr als achttägigen Aufenthalts fast keine Stunde nüchtern wurde und die bischöfliche Tafel niemals anders, als im Zustande völliger Bewußtlosigkeit verließ***). Aber auch andere Höfe blieben nicht zurück. Nicht umsonst nannte der Kurfürst von der Pfalz das weltberühmte Faß zu Heidelberg und die an köstlichen Weinen so reichen Hügel der Haardt sein. Dort war es, wo der Baron von Pöllnitz, dieser nur in den Künsten französischer Galanterie bewanderte Hofmann, sein trübseligstes Abenteuer erlebte. Man führte ihn zu dem bekannten großen Fasse. Als Willkomm ward ihm hier ein ungeheurer Pokal voll Wein gereicht. Pöllnitz überstand diese erste Probe glücklich, indem er einen Theil des Inhalts hinter dem Rücken des Kurfürsten vergoß. Aber immer stärker ward ihm zugesetzt. Die Damen nippten von dem Weine und veranlaßten so die Herren zum Trinken. Pöllnitz, der seine Kräfte schwinden fühlte, versteckte sich unter das Faß. Aber der Kurfürst, der seinen Gast bald vermißte, befahl, den Flüchtling zu suchen und „todt oder lebendig" zurückzubringen. Ein Page entdeckte den Unglücklichen, der nun im Triumph hervorgezogen und vor den Kurfürsten geführt ward. Dieser ernannte seine Tochter und deren Damen zu Richterinnen, um dem

*) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 219, 224 ff., 2. Bd. S. 16 ff.

**) Ebenda S. 219.

***) Ebenda S. 224 ff.

Ausreißer den Proceß zu machen. Trotz seiner Vertheidigung ward er einstimmig verurtheilt, „so lange zu trinken, bis der Tod erfolge". Der Kurfürst erklärte, als Landesherr das Urtheil dahin mildern zu wollen, daß Pöllnitz stehenden Fußes vier große Gläser, jedes von einem halben Maß, leeren solle. Er verlor dadurch zwar nicht das Leben, aber Sprache und Besinnung. Als er wieder zu sich kam, erfuhr er zu seiner Genugthuung, daß es seinen Anklägern nicht viel besser ergangen sei, als ihm selbst, und daß Alle das Gewölbe in einem wesentlich andern Zustande verlassen hätten, als in welchem sie dasselbe betreten *).

Sogar an dem galanten Hofe August's des Starken ward mitten zwischen Liebesabenteuern und zierlichen Festen mitunter tüchtig gezecht, besonders wenn es galt, die Ehre der sächsischen Cavaliere im Wettstreite mit den Herren aus Polen zu retten und diesen letzteren den Aufenthalt am Hoflager zu Dresden angenehm zu machen.

Bis nahezu an die Mitte des vorigen Jahrhunderts galt es in den meisten Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft in Deutschland für einen Ehrenpunkt, keinem im Trinken das Feld zu räumen und einem jeden auf sein Vortrinken Bescheid zu thun, und für einen besonderen Beweis der Artigkeit und der Hochachtung, jemandem so lange zuzutrinken, bis er unter den Tisch fiel oder für todt vom Platze getragen werden mußte. Selbst den Damen ward ein kleiner Rausch nicht hoch angerechnet **). Wie in den Zeiten des Mittelalters fahrende Ritter im Lande umherzogen, um mit ihresgleichen eine Lanze zu brechen, so konnte man in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Edelleute sehen, Meister in der Kunst des Trinkens, welche ihren Ruhm darin suchten, von Hof zu Hof zu reisen und ihre Standesgenossen förmlich auf einen Kampf mit dem Becher herauszufordern ***). Ein paar tüchtige Trinker gehörten daher zu den unentbehrlichen Requisiten jedes

*) Pöllnitz a. a. O. 2. Bd. S. 16 ff.

**) Meiners a. a. O. 3. Bd. S. 353; Galletti, „Allgem. Culturgeschichte der drei letzten Jahrhunderte", 1. Bd. S. 314.

***) Keyßler in seinen „Reisen durch Deutschland" (aus dem Jahre 1729) erzählt, S. 84, von einem Würzburger Geheimen Rath, der nach Stuttgart kam und alle Herren des dortigen Hofes im Trinkkampfe besiegte, indem er zehn Maß Burgunder in einem Tage zu sich nahm. Nach der Versicherung dieses Helden des Bechers gab es am Würzburger Hofe noch fünf so starke Trinker wie er.

wohlgeordneten Hofstaates*), und sogar das ehrwürdige Reichskammergericht zu Wetzlar forderte von seinen Assessoren, daß sie nicht blos den Reichskammergerichtsproceß und die Reichsgesetze innehaben, sondern auch die Kunst des Trinkens verstehen müßten, um vorkommenden Falls dem hohen Collegium keine Schande zu machen**).

Einflüsse dieser Unmäßigkeit einzelner Höfe auf die Sitten des Volks, verglichen mit denen der französischen Ueberfeinerung der andern.

Unstreitig bietet diese Erscheinung einer aus den vornehmsten Kreisen Deutschlands bestehenden Gesellschaft, in der man keine andere Ergötzlichkeit zu kennen scheint, als, sich gegenseitig um den Verstand zu trinken, und wo man den einen Rausch nur darum ausschläft, um so bald als möglich in einen zweiten zu fallen, kein besonders anmuthiges Bild dar. Und dennoch sehen wir darin fast noch eine Lichtseite der Sittengeschichte jener Zeit im Vergleich zu den widerlichen Zuständen von Schamlosigkeit und von Auflösung aller sittlichen Bande, welchen wir an andern deutschen Höfen begegnen. Die Schlemmerei und Trunksucht, worin ein Theil der tonangebenden Klassen sich gefiel, war zwar gewiß kein wünschenswerthes Vorbild für Bevölkerungen, welche kaum erst den Folgen einer ähnlichen Verwilderung im dreißigjährigen Kriege wieder entwachsen waren und eben anfingen, edlere Sitten anzunehmen; aber sie lehrte dieselben wenigstens nicht neue Laster, sondern bestärkte sie höchstens in einem längst angewöhnten und, so zu sagen, erblichen, während die nach dem Muster von Versailles gebildeten Höfe die bürgerlichen Klassen mit einer Sittenlosigkeit ansteckten, von der man bis dahin in Deutschland kaum einen Begriff gehabt hatte. Jene roheren Ausschweifungen entfremdeten die Fürsten und ihre Umgebungen nicht dem Volke, da vielmehr beide Theile sich auf dem gleichen Boden einer ihnen gemeinsamen nationalen Untugend zusammenfanden; die raffinirte Ueppigkeit französischer Modelaster begünstigte die Abschließung der vornehmen Klassen von den bürgerlichen, theils weil das Bürgerthum in seiner Mehrheit doch zu viel gesunden moralischen Sinn besaß, um die

---

*) Nach Keyßler, a. a. O., hielt man in Stuttgart, als die allgemeine Sitte des Trinkens abkam, doch noch immer auf einige starke Trinker, welche im Stande wären, Fremden gehörig Bescheid zu thun und Stand zu halten. Man scheint indeß, wie das in der vorigen Note angeführte Beispiel zeigt, diesen Zweck nur unvollkommen erreicht zu haben.

**) „J. J. Moser's Leben, von ihm selbst beschrieben", 1. Bd.

ganze Leichtfertigkeit der höhern Stände in Bezug auf die heiligsten Lebensverhältnisse nachzuahmen, theils weil die höheren Stände selbst diese Leichtfertigkeit als ein Vorrecht ihrer gesellschaftlichen Stellung und als ein neues Mittel, sich vor der „Canaille“ auszuzeichnen, betrachteten. Der täglich wachsenden geistigen Bildung und sittlichen Veredelung des Volks mußte die Gewohnheit der Unmäßigkeit und Völlerei, die noch hier und da an den Höfen herrschte, bald zum Ekel werden, konnte ihr keinesfalls auf die Länge widerstehen; die moralische Fäulniß dagegen, die in dem falschen Glanze der Genialität schillerte, auf das Beispiel des Auslandes pochte, mit einer gewissen Eleganz der Formen und einer gewissen Geschliffenheit des Geistes gepaart war, hatte für die halbgebildeten Kreise des Mittelstandes etwas Bestechendes und drang mit dem wachsenden Triebe nach Verfeinerung gerade erst recht in alle Schichten der Gesellschaft ein.

Schilderung dieser letztern: die leichtfertige Behandlung der Eheverhältnisse.

Den Mittelpunkt dieses nach französischem Zuschnitte geregelten Hoflebens bildete fast immer die leichtfertige Behandlung des heiligsten aller Lebensverhältnisse, der Ehe- und Familienbande. Wo immer wir in der damaligen Zeit einen Fürsten die Achtung und Treue gegen seine rechtmäßige Gemahlin unverletzt erhalten sehen (leider eine täglich seltener werdende Ausnahme), da finden wir auch in der Regel die Sitten des Hofes geordneter, die Verschwendung minder ausschweifend, die Gewohnheiten und Vergnügungen des regierenden Hauses weniger verkünstelt, wir möchten sagen, bürgerlicher.

Die fürstlichen Gemahlinnen und ihr Verhältniß zu der einreißenden Sittenlosigkeit.

Wir dürfen den fürstlichen Frauen jener Epoche das ehrende Zeugniß nicht versagen, daß nicht sie es waren, welche ausländischen Luxus, ausländische Leichtfertigkeit und Ueppigkeit zum herrschenden Ton der vornehmen deutschen Kreise machten. Anderwärts und zu anderen Zeiten haben wol fürstliche Frauen das Signal zu solcher Sittenverschlimmerung gegeben. Katharina und Maria von Medicis brachten italienische Laster nach Frankreich, Henriette von Frankreich, des ersten Carl Stuart Gemahlin, französische nach England. Ein solcher Vorwurf trifft von den deutschen Fürstinnen in der Periode, von der wir hier sprechen, so viel uns bekannt, keine. Wenn das Jahrhundert der Reformation eine Jacobäa von Baden gesehen, so steht dieses Beispiel glücklicherweise nicht blos in jener, sondern selber in der folgenden, wennschon so sehr verderbten Zeit ziemlich vereinzelt da. Züge von Leichtfertigkeit oder Gemeinheit

finden wir wol hier und da auch bei fürstlichen Frauen, aber entweder stehen diese Frauen doch nur an zweiter Stelle, so daß ihr Einfluß kein weitreichender ist, wie jene, „debauchirte“ Fürstin von Nassau-Siegen, von welcher die Herzogin von Orleans*), und jene schamlose Markgräfin von Culmbach, von welcher die Markgräfin von Baireuth erzählt**), oder die Verirrungen, deren noch höhergestellte sich vielleicht schuldig machten, entzogen sich wenigstens so weit der Oeffentlichkeit, daß selber die Wahrheit der Beschuldigung nicht zweifellos erscheint — so bei den geistreichen Fürstinnen Sophie von Hannover und ihrer Tochter Sophie Charlotte von Preußen.

Andere Fürstinnen jener Zeit, wie August's des Starken und Eberhard Ludwig's von Würtemberg Gemahlin, standen ihrer ganzen Bildung und Neigung nach dem ausländischen Wesen fern und faßten die Sitte des Hofes und das Verhältniß der fürstlichen Gatten fast noch in der alten, bürgerlich-familienhaften Weise auf. Sie behaupteten ihr gutes Recht gegen die Anmaßungen begünstigter Buhlerinnen, so lange sie konnten, und zogen sich, als ihnen das nicht gelang, so viel möglich aus den Kreisen des Hofes in die Stille ihrer engsten Cirkel zurück***).

Vielleicht könnte man versucht sein, zur Entschuldigung der fürstlichen Galanterien des vorigen Jahrhunderts auf den Contrast hinzuweisen, der zwischen dem schlichten, fast etwas hausbacknen Wesen, welches damals noch vielen Fürstentöchtern eigen war, und der durch Reisen ins Ausland und durch den Aufenthalt an den glänzendsten Höfen Europas gewonnenen Weltbildung der männlichen fürstlichen Jugend bestand. Es ist wahr, der Kurfürst von der Pfalz ward hauptsächlich durch das geistvolle Gespräch des Fräulein von Degenfeld, dem selber der Reiz eines Anflugs classischer Gelehrsamkeit nicht fehlte, an sie gefesselt, und Aurora von Königsmark war nicht blos durch seltne Körperschönheit ausgezeichnet, sondern auch durch eine ebenso seltne Fertigkeit in ausländischen Sprachen und in allen jenen Künsten, welche die Mode der guten Gesellschaft verlangte.

*) „Briefe“ u. s. w.

**) „Denkwürdigkeiten“, 2. Bd.

***) La Saxe galante; Pöllnitz, „Memoiren“, 1. Thl.; Spittler, „Gesch. Würtembergs.“.

Aber in der Mehrzahl der Fälle trifft selber diese Entschuldigung nicht zu. Das Fräulein von Grävenitz, welcher die edle und charaktervolle Herzogin von Würtemberg weichen mußte, hatte weit mehr Frechheit, als Geist; die meisten Geliebten August's des Starken werden zwar wegen ihrer körperlichen Reize, nicht aber wegen hervorragender Eigenschaften des Verstandes oder des Gemüths gerühmt; die Gräfin von Platen konnte sich nicht entfernt an Geist oder Liebenswürdigkeit mit der Gemahlin Ernst August's von Hannover messen*), und gegen die feine Bildung ihrer genialen Tochter Sophie Charlotte hätten die gemeinen Sitten einer Frau Kolbe, der Geliebten Friedrich's I. von Preußen, nimmermehr in die Schranken treten können, wäre wirklich das Bedürfniß geistiger Befriedigung, nicht blos sinnliche Lüsternheit und nebenbei der Stachel der Eitelkeit, es andern Souveränen gleichzuthun und der Mode des Tags zu huldigen, die eigentliche Triebfeder jener unordentlichen Leidenschaften so vieler deutschen Fürsten gewesen. Ja von dem ersten König von England aus dem Hause Hannover sagt ein englischer Geschichtschreiber**); „er habe bei allen seinen Liebschaften mit der größten Sorgfalt darauf gesehen, daß er nicht die überlegenen Erörterungen einer gelehrten Dame zu ertragen brauche". Und in der That hatten weder die Herzogin von Munster, noch die Gräfin von Darlington ein besonderes Maß von Geist oder Bildung aufzuweisen.

Das häusliche Leben der deutschen Fürsten in früherer Zeit.

Ehedem hatten deutsche Landesherren ihren Völkern meist das Beispiel häuslicher Tugenden und ehelicher Treue gegeben. Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts leuchteten als Musterbilder eines deutschen Fürstenpaares in fast bürgerlicher Herzlichkeit und Innigkeit des häuslichen Lebens Vater August und Mutter Anna von Sachsen herüber, und noch am Schlusse desselben Zeitraums hatte Baiern ein ähnliches Beispiel ehelicher Treue und Zärtlichkeit in seinem Kurfürsten Ferdinand Maria und dessen liebenswürdiger Gemahlin, Adelheid von Savoyen, gesehen. An Ausnahmen hatte es freilich auch damals, ja schon im Zeitalter der Reformation nicht gefehlt. Luther selber beklagte sich, daß die Fürsten „zum Theil den Holzweg gingen" und dadurch auch die andern Stände

*) „Briefe der Herzogin von Orleans", S. 121.

**) Lord Mahon, „Gesch. Englands", 1855, 1. Bd. S. 243.

verführten, dies nicht für Sünde zu halten, und das bekannte Gutachten der Reformatoren zu Gunsten der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen berief sich darauf, „daß solche Nebenverhältnisse bei Fürsten nicht ungewöhnlich seien" *). Allein das waren und blieben doch immer Ausnahmen, und die herrschende Sitte duldete höchstens diese Ausnahmen, erklärte sie aber nicht für berechtigt, noch weniger für nachahmungswerth.

Die Ebenbürtigkeitsgesetze und ihr Einfluß auf die Sittlichkeitsverhältnisse der Fürsten.

Die Gesetze der Ebenbürtigkeit bei fürstlichen Heirathen waren bis in das 17. Jahrhundert minder streng und gestatteten wol auch dem Hochgeborenen, wenn seine Neigung sich auf Tugend oder Schönheit unterhalb seines Standes richtete, den Gegenstand seiner Wahl zu sich emporzuheben und in vollkommen rechtsgültiger Ehe sich zu verbinden **). So hatte Ferdinand von Tyrol seinerzeit die schöne Augsburgerin Welser geehelicht; so verband sich noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Fürst Leopold von Dessau mit einer liebenswürdigen Apothekerstochter, und diese Ehe wird als das Muster einer glücklichen und tugendhaften Verbindung gepriesen ***).

Seitdem jedoch die deutschen Fürsten, besonders nach dem dreißigjährigen Kriege, ein gesteigertes Gefühl ihrer Würde und Hoheit angenommen hatten, ward auch der Grundsatz der Ebenbürtigkeit immer strenger gehandhabt; die Kluft zwischen den souveränen Fürstenhäusern und allen übrigen Klassen der Gesellschaft erschien so groß,

---

*) Diss. de concubinatu, praeside Ch. Thomasio defensa, in der „Einleitung zur Praxis der gerichtl. Processe", 1712, S. 43.

**) Erst im 17. Jahrhundert ward die Ebenbürtigkeit bei Fürstenheirathen, welche, obschon dem ältesten germanischen Rechte entsprechend, lange Zeit, in Folge des Uebergewichts der römischen Rechtsideen, in Abgang gekommen war, allmälig wieder zu einem feststehenden Grundsatze des deutschen Staatsrechts. (Chr. Thomasius, „Juristische Händel", 2. Bd. S. 107 ff.) Die Wahlcapitulation Carl's VII. (1741) ist die erste, in welcher dieser Grundsatz ausdrücklich erwähnt wird. (Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 2. Abth. S. 178.) Noch am Anfange des 18. Jahrh. schrieb ein jüngerer Prinz an seine Verwandten zur Rechtfertigung einer unebenbürtigen Ehe, die er eingegangen: „er habe lieber eine reine Ehe, als ein unzüchtiges Leben oder ein Gott verhaßtes Concubinat erwählet" (Chr. Thomasius a. a. O. S. 114).

***) Die Herzogin von Orleans erwähnt in ihren „Briefen" dieses Verhältniß, aber spottweise; auch sie war in dem allgemeinen Vorurtheile befangen.

daß kein gesetzliches Band und keine, auch noch so herzliche Neigung dieselbe zu überbrücken im Stande war. Nur der regellosen Leidenschaft blieb es verstattet, diese Kluft rücksichtslos zu überspringen, und während die Tochter einer noch so achtbaren Familie, ja selbst eine Fürstin aus einem nichtregierenden Hause für unwürdig gehalten ward, die Gemahlin eines Fürsten zu werden, erschien es nicht entwürdigend für einen solchen, mit seiner Neigung bis zu der leichtfertigsten Balletttänzerin oder Opernsängerin herabzusteigen, diese zu seiner beständigen Gesellschafterin und Lebensgefährtin auf kürzere oder längere Zeit, zum Gegenstande der gezwungenen Huldigungen seines Hofes und seiner Staatsdienerschaft zu erheben. „Die zarten Gefühle heben jeden Rangunterschied auf", sagte König August der Starke zu der französischen Sängerin Duparc, als diese ihn auf den großen Abstand zwischen seiner Hoheit und ihrer Niedrigkeit aufmerksam machte*).

Anfänge und rasche Entwicklung des Mätressenwesens.

Nichts ist so sehr geeignet, uns die furchtbare Macht des von oben gegebenen Beispiels kecker Hinwegsetzung über die hergebrachte Sitte und das allmälige Umsichgreifen einer lasterhaften Gewohnheit vor Augen zu stellen, als die Geschichte der Mätressenwirthschaft an den deutschen Höfen. Als zuerst einzelne Fürsten, halb schüchtern noch, ihren unordentlichen Neigungen in dieser Richtung freien Lauf ließen, da zeigte sich die öffentliche Sitte dadurch aufs Höchste empört. Die ersten fürstlichen Geliebten wurden, wie ein Schriftsteller aus dem vorigen Jahrhundert erzählt**), vom Volke mit Koth beworfen. Die protestantische Geistlichkeit hielt sich in ihrem Gewissen verpflichtet, den Fürsten ernstliche Vorstellungen wegen der Sünde zu machen, die sie durch solche Ausschweifungen begingen. Ein Dresdner Geistlicher versagte der Geliebten Johann Georg's IV., Fräulein von Neidschütz, die Absolution, und das Consistorium zu Stuttgart ging so weit, dem Herzog Eberhard Ludwig wegen seines Verhältnisses zu der Grävenitz ernstlich ins Gewissen zu reden und ihm die Frage vorzulegen: „ob er wagen wolle, in diese Verbindung verflochten das heilige Abendmahl zu genießen"***)? Auch die weltlichen Rathgeber der Fürsten versuchten anfangs, dieselben

*) La Saxe galante, S. 350.

**) Schlözer, „Staatsanzeigen", 18. Heft.

***) Spittler, „Gesch. Würtembergs"; A. Menzel, „Gesch. d. Deutschen", 8. Bd.

von solchen ungesetzlichen Verbindungen zurückzuhalten, deren schädlichen Einfluß auf die öffentliche Moral wie auf die Verwaltung der Länder sie wohl voraussahen. Aber dieser Widerstand war in der Regel nur kurz und ohnmächtig. An der Stelle sittenstrenger Theologen fanden sich andere, welche minder scrupulös waren. Die Beamten oder Hofdiener, welche sich dem Einfluß einer Mätresse nicht beugen oder ihr die gebührende Ehrerbietung nicht erweisen wollten, wurden durch gefügigere ersetzt. In Würtemberg zwang man selbst die Frauen der Beamten, dem Fräulein v. Grävenitz förmlich Cour zu machen, und trotz der allgemeinen Empörung wagte Niemand, sich diesem Befehle zu entziehen. Das Volk verlernte allmälig seine anfängliche sittliche Entrüstung gegen die fürstlichen Buhlerinnen und jauchzte am Ende selbst diesen zu, wenn sie an ihm im Glanze des mit seinem Schweiße bezahlten Schmuckes vorüberfuhren oder mit verschwenderischer Hand die goldenen Gaben ausstreuten, womit die Freigebigkeit ihrer fürstlichen Geliebten sie überschüttete. Zuletzt hatte sich die öffentliche Meinung so sehr an diese Mätressenwirthschaft gewöhnt, daß eine Mätresse als ein nothwendiger Bestandtheil jeder fürstlichen Hofhaltung, ihre Abwesenheit als ein fühlbarer Mangel erschien. „Nun fehlt unserem Fürsten nichts mehr, als eine schöne Mätresse!" rief gerührt ein Bürger der Residenzstadt eines kleinen Fürstenthums aus, als er seinen jungen Fürsten, mit seiner soeben angetrauten liebenswürdigen Gemahlin, von Zufriedenheit strahlend vorüberfahren sah. „Er war es", setzt der Erzähler dieser Anekdote hinzu, „an dem Vater und Großvater des Fürsten so gewohnt gewesen und dachte, das gehöre zur rechten fürstlichen Würde *)."

Die ersten Fürsten, welche das Beispiel dieser neuen Sitte gaben, begnügten sich mit einer einzigen Geliebten. Eine wirkliche, tiefe, wie auch immer mißleitete Leidenschaft hielt sie an einen Gegenstand ihr ganzes Leben lang, oder doch so lange, als überhaupt ihre Empfänglichkeit für diese zarteren Neigungen dauerte, gefesselt. Die Liebe Johann Georg's zur Neidschütz, die Liebe Eberhard Ludwig's zur Grävenitz glichen wirklichen Bezauberungen (und wurden auch von den Zeitgenossen dafür angesehen) — so leidenschaftlich, so unzugänglich allen Vernunftgründen, aber auch so ausschließend gegen jede andere Neigung

*) K. Fr. v. Moser, „Der Herr und der Diener", 1. Bd. S. 43.

ähnlicher Art traten sie auf. Aber schon der Nachfolger Johann Georg's, August der Starke, dieser königliche Don Juan, zählte seine Liebschaften nach Dutzenden und übertraf in der Mannigfaltigkeit und dem raschen Wechsel derselben sogar einen Ludwig XIV., und Carl Eugen von Würtemberg, dessen Regierung von der Eberhard Ludwig's nur durch den kurzen Zwischenraum von kaum mehr als zehn Jahren getrennt ist, vertheilte seine Gunstbezeigungen, neben den erklärten, officiellen Mätressen, an die sämmtlichen Sängerinnen und Tänzerinnen seiner Oper und seines Ballets, hatte auch außerdem noch häufige Liebschaften in den Residenzen und im Lande umher *).

In seinen politischen Folgen für die Verwaltung der Länder war jenes System einer einzigen, ausdauernden Leidenschaft des Fürsten in der Regel nachtheiliger, als dieses einer Reihefolge wechselnder Neigungen, denn bei dem letzteren konnte der Einfluß der einzelnen Mätresse selten so groß und tiefeinschneidend werden, als bei dem ersteren. Dagegen verrieth, moralisch betrachtet, dieser Zustand eines steten Forttaumelns von einer Leidenschaft zur andern eine viel größere Auflösung des sittlichen und überhaupt des männlichen Charakters und wirkte darum auch weit entnervender auf das Volk und dessen sittliches Bewußtsein zurück.

Dessen Einfluß auf den Charakter u. die Handlungsweise der Fürsten.

Der Einfluß, den diese ungeregelten Liebesneigungen auf das ganze Wesen der Fürsten übten, war ein tiefeingreifender und verhängnißvoller. Die meisten derselben vergaßen in den Armen ihrer Geliebten nicht blos die Pflichten des Regenten, sondern auch die Würde des Fürsten und des Mannes. Unähnlich darin ihrem Vorbilde, Ludwig XIV., der, wenn auch noch so ausschweifend in der Liebe, doch dadurch nicht verhindert ward, die größten Unternehmungen nach außen und die wichtigsten Verbesserungen im Innern seines Landes durchzuführen, ergaben sich diese deutschen Sultane zum größten Theil einer wirklich morgenländischen Weichlichkeit und Thatenlosigkeit, hatten fast nur Sinn für ihre Liebeshändel und die damit in Verbindung stehenden Lustbarkeiten und Zerstreuungen und behandelten die Erfüllung ihrer Regentenpflichten wie ein lästiges Nebengeschäft, dem sie sich so viel als möglich zu entziehen suchten. Ihr Beispiel verdarb ihre Diener. Gegen die Leidenschaft des Gebieters oder den Einfluß der

*) „Casanova's Memoiren", 6. Bd. S. 1 ff.

herrschenden Geliebten anzukämpfen, war ein undankbares und gefahrbringendes Geschäft, dieser Leidenschaft zu dienen und dieses Einflusses sich zu bemächtigen, eine einträgliche Sache. Der große Heinrich IV. von Frankreich, im Punkte der Galanterie ein ziemlich leichtfertiger Fürst, hatte doch bei einem Streite seiner Geliebten mit seinem Freunde und Rathgeber Sully sich ohne Bedenken auf die Seite des Letzteren geschlagen, weil, wie er sagte, er wol wieder eine Geliebte, nicht leicht aber einen zweiten Sully finden könne. So dachte die Mehrzahl der deutschen Fürsten im vorigen Jahrhundert nicht. Es giebt kaum ein lehrreicheres und abschreckenderes Beispiel von der furchtbaren Verblendung, in welche eine ungezügelte und verbrecherische Neigung einen von Haus aus nicht unedlen Charakter zu stürzen vermag, als das Verfahren des Herzogs Eberhard Ludwig gegen seinen Jugendfreund und treuen Diener Forstner, welchen er seiner Leidenschaft zur Grävenitz opferte. Forstner hatte diese Leidenschaft sogleich in ihrem Entstehen entdeckt. Er kannte den Charakter und Lebenswandel der Dame und wußte, durch welche Intriguen man den Herzog in eine Neigung für dieselbe zu verstricken suchte. Er machte ihn mit Freimuth darauf aufmerksam. Der Herzog bezeigte ihm seine Dankbarkeit und gab ihm sein Wort „als Freund und Fürst", daß er seine Dienste nie vergessen, ihn nie seiner Mätresse aufopfern werde. Aber nicht lange, so kündigte ihm der, von seiner Leidenschaft immer weiter fortgerissene Fürst an, daß er die Grävenitz zu heirathen und zur Herzogin zu erheben, seine Gemahlin aber zu verstoßen gedenke. Forstner bekämpfte mit aller Macht der Beredsamkeit einen so unheilvollen Entschluß, der, wie er dem Herzog vorstellte, ihm nicht nur die Liebe seiner Unterthanen, sondern leicht sein Land kosten könne. Vergebens. Der Herzog that den verhängnißvollen Schritt. Die Folgen ließen nicht auf sich warten. Eine kaiserliche Commission ward angemeldet. In höchster Verlegenheit nahm der Herzog seine Zuflucht wieder zu Forstner. Dieser brachte eine Aussöhnung zwischen ihm und der Herzogin zu Stande; die Grävenitz ward an einen Herrn v. Wurben vermählt. Allein ihr Einfluß auf den Herzog war dadurch um nichts vermindert. Bald beherrschte sie nicht blos den Hof, sondern das ganze Land. Ihre Verwandten und Creaturen nahmen die ersten Stellen ein. Die Herzogin ward beleidigt, der Erbprinz mißhandelt. Forstner, welcher allein sich jenem Einfluß nicht beugen wollte, sah sich zuletzt, seiner eigenen Sicherheit halber, genöthigt, zu

fliehen. Von Straßburg aus schrieb er an seinen ehemaligen fürstlichen Freund und suchte ihm noch einmal die Augen zu öffnen. Statt aller Antwort ließ man ihn zu Paris, wohin er sich indeß begeben hatte, mittels eines Verhaftsbefehls des Königs einsperren, in Stuttgart sein Bildniß durch den Scharfrichter verbrennen und sein Vermögen, soweit man dessen habhaft werden konnte, confisciren*).

Diener von der Unerschrockenheit, Beharrlichkeit und aufopfernden Treue für das wahre Wohl ihres Gebieters und ihres Landes, wie es Forstner war, gab es nur wenige. Der Troß der Hof- und Staatsbeamten, selber Personen von der höchsten Stellung und Geburt, buhlten sclavisch um die Gunst der fürstlichen Geliebten und suchten, weit entfernt, die ungeordneten Leidenschaften ihrer Herren zu bekämpfen, dieselben vielmehr zu ermuntern, zu unterstützen und für ihr eigenes Interesse auszubeuten. Und die Fürsten waren schwach genug, sich zum Gegenstand solcher Intriguen darzubieten und ihre Leidenschaften zum Werkzeug des Eigennutzes oder des Ehrgeizes ihrer Höflinge mißbrauchen zu lassen. August dem Starken ward bei einem Aufenthalte in Warschau von seinen Umgebungen, die ihn dem allmächtigen Einfluß der Cosel entziehen wollten, die Gräfin Dönhoff entgegengeführt, und August, obgleich er den Plan merkte und dadurch gegen die Dönhoff eingenommen ward, ließ sich doch am Ende durch die fortgesetzten Bemühungen der Dame und ihrer Verwandten bestricken, machte sie zu seiner Geliebten und bewilligte der Familie alle die unverschämten Forderungen, welche sie im Laufe dieses Liebeshandels an ihn stellte**).

Wie die Erfüllung der öffentlichen Pflichten, so litt auch die persönliche Würde der Fürsten unter einer Leidenschaft, welche bei der Wahl ihres Gegenstandes, wie der Werkzeuge und der Mittel ihrer Befriedigung, nicht selten jede Rücksicht, nicht blos der standesgemäßen Sitte, sondern selber der gewöhnlichsten Schicklichkeit aus den Augen setzte. Dieselben Fürsten, welche sich sonst mit aller Grandezza einer steifen Etikette umgaben, scheuten sich nicht, bei ihren Liebeshändeln zu den größten Vertraulichkeiten mit den niedrigsten ihrer Diener, ja mit Personen von der untergeordnetsten gesellschaftlichen Stellung und dem

*) Spittler, „Gesch. Würtembergs“, S. 298, und die dort abgedruckte „Apologie de Mr. Forstner“.

**) La Saxe galante, S. 368.

zweideutigsten Rufe herabzusteigen. August der Starke pflegte mit einer Anzahl junger Cavaliere vom Hofe, Leuten von ebenso lockeren Sitten wie er, in höchster Vertraulichkeit die gegenseitigen Liebesabenteuer auszutauschen und die Vorzüge der Geliebten eines jeden zu besprechen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Graf Hoym die Schönheit seiner jungen Frau rühmte, die er wohlweislich bis dahin vom Hofe ferngehalten hatte, und der Prinz von Fürstenberg, einer der Vertrautesten des Königs, dem Grafen eine Wette anbot, daß dem von ihm entworfenen Bilde seiner Gemahlin die Wirklichkeit nicht entspreche. Der unglückliche Graf, mehr wol, als durch die Aussicht auf Gewinn, durch seine aufgestachelte Eitelkeit verführt, ließ seine Gemahlin an den Hof kommen, die natürlich bald eine Beute der königlichen Leidenschaft wurde, und erhielt dafür als Entschädigung den Preis der Wette, tausend Ducaten, welche der König dem Verlierenden verzehnfacht wiederersetzte. Ein anderes Mal hörte der König beim Lever seine Hofleute von einer neuentdeckten berühmten Schönheit sprechen; alsbald berief er den Urheber dieser Entdeckung in sein Cabinet, um die gefundene Spur weiter zu verfolgen. Als er sich in die Duparc verliebt hatte, ließ er beim Intendanten des Theaters für sich, die Duparc und einige andere Tänzerinnen ein Souper vorrichten, aß mit diesen Damen des Theaters zusammen, und befahl beim Fortgehen, jeder der Tänzerinnen ein Geschenk an Geld und Kleidern zu reichen *).

Solche und ähnliche Vertraulichkeiten, welche in jedem andern Verhältniß als eine Entwürdigung der Majestät gegolten hätten, erschienen gerechtfertigt durch diese mächtigste der Leidenschaften, welche allein das Vorrecht hatte, die Götter der Erde vollständig als Menschen erscheinen zu lassen und sie in ihrer größten Schwäche dem Volke zu zeigen, welchem von einer edleren Seite nahezutreten sie sich viel zu vornehm erachteten.

So allgemein anerkannt waren die zarten Verhältnisse der höchsten Personen, daß, als der König von Dänemark zum Besuch bei August dem Starken war, er mit diesem zu der damaligen Mätresse seines königlichen Wirthes, der Gräfin Cosel, fuhr und bei den Festen, welche ihm zu Ehren gegeben wurden, überall die Chiffre und Devise dieser Dame trug **)!

---

*) Alles Obige nach der „Saxe galante“.

**) La Saxe galante.

Allgemeine Umgestaltung der Höfe nach französischem Zuschnitt.

Je mehr die Fürsten sich dem freien Zuge der Liebe hingaben und je mehr der Geist der Galanterie den ganzen Ton der Höfe zu beherrschen anfing, desto rascher und üppiger entwickelten sich auch alle übrigen Keime eines leidenschaftlichen und leichtfertigen Lebensgenusses. Der bunteste Wechsel rauschender Vergnügungen aller Art, die reichste Entfaltung von Glanz und Pracht, ein ewiger Taumel geselliger Ergötzungen, das schien die nothwendige Würze eines Verhältnisses, welches doch hauptsächlich auf sinnliche Neigungen gebaut war, die würdigste Huldigung für die Gegenstände einer Leidenschaft, welche weit mehr der Phantasie, als dem Herzen entsprang. Die Zärtlichkeit der fürstlichen Liebhaber war rastlos bemüht, ihre jeweiligen Gebieterinnen fortwährend mit den seltensten und ausgesuchtesten Huldigungen zu umgeben, und der häufige Wechsel dieser Verhältnisse selbst ließ es an immer neuen Gelegenheiten zu solchen Verherrlichungen nicht fehlen. Der Ruf der Galanterie, den die einzelnen Höfe sich wetteifernd streitig machten, lockte aus den weitesten Kreisen der vornehmen Gesellschaft alles herbei, was durch Schönheit, Eleganz und Koketterie auf dieser Schaubühne des guten Geschmacks glänzen zu können hoffte, und das Zusammenströmen so vieler und so mannigfaltiger Elemente einer anmuthig schillernden Geselligkeit steigerte wiederum fort und fort den bunten Reiz dieses heitern und leichtfertigen Treibens. Ab- und zureisende Cavaliere*) vermittelten den Verkehr zwischen den verschiedenen Höfen und wurden die Verkündiger des Glanzes und der feinen Sitten des einen an den andern. In größerem Maßstabe verrichteten dasselbe Geschäft jene Zeitschriften, welche, wie der Mercure galant, der Mercure historique, das Theatrum Europaeum, das „Eröffnete Cabinet großer Herren“ und andere, die Schilderung aller Vorgänge in der vornehmen Welt zu ihrer ausschließlichen oder doch bevorzugten Aufgabe machten, so wie jene poetischen und prosaischen Festbeschreibungen aller Art, in denen berufsmäßige Hofpoeten und Hofhistoriographen jedes Hoffest und jede fürstliche Reise mit bombastischer Weitschweifigkeit dem — wie sie wenigstens annahmen — gespannt aufhorchenden Europa verkündigten.

*) Im J. 1721 passirten in Dresden binnen acht Monaten nicht weniger als 400 Personen vom hohen Adel aus fremden Ländern ein (Iccander, „Kurzgefaßtes sächsisches Kernchronicon“, 2. Bd. S. 12).

Bild der Lebensweise und der Beschäftigungen an diesen Höfen.

Das Leben in diesen Kreisen glich einem ewigen Rausche. Schon der alltägliche Lauf der Dinge bot einen steten Wechsel von Lustbarkeiten und Zerstreuungen dar. Bälle, Concerte, Spielgesellschaften, Maskeraden folgten sich an vielen Höfen Tag für Tag, nur etwa unterbrochen, je nach der Jahreszeit, durch Jagdpartien, Schlitten- oder Gondelfahrten, den Besuch der verschiedenen Lustschlösser und allerhand Festlichkeiten im Freien. Am Mittag vereinigte gewöhnlich eine reichbesetzte Tafel — an den größern Höfen bis zu 90 und 100 Couverts alltäglich — die fürstliche Familie mit den fremden Cavalieren (welche oft auch im Residenzschlosse selbst Wohnung erhielten), den Hofchargen und sonstigen Eingeladenen zu einem reichen und gewöhnlich langausgedehnten Mahle, und am Abend fand sich der glänzende Cirkel in der französischen Komödie oder der italienischen Oper wieder zusammen, wo nach damaliger Sitte die ganze vornehme Welt freien Eintritt hatte*). Häufige Besuche zwischen den zahlreichen, meist unfern von einander gelegenen Höfen, bisweilen größere Reisen, fast immer mit bedeutendem Gefolge und großem Prunke unternommen, bald in ein Bad, bald zu einer der Messen in Leipzig oder Frankfurt a. M. (beliebten Sammelpunkten der hohen Aristokratie), brachten weitere Abwechselung in das Leben dieser Kreise. Dazu kamen endlich die vielen außergewöhnlichen Feste, zu denen der Geburts- oder Namenstag des Fürsten oder seiner Mätresse, oder sonst eine Familienfeier, oder die Anwesenheit eines fremden Potentaten, oder auch wol irgend eine willkürlich herbeigeführte Gelegenheit Anlaß gab. Ein solches Fest mit seinen Vorbereitungen, seiner Ausführung und seinen Nachklängen setzte nicht blos Fürst und Hof, sondern die Residenz und beinahe das ganze Land Wochen und Monate lang in Bewegung. Wie einem weltgeschichtlichen Ereigniß sah man ihm lange voraus entgegen, hing man ihm lange hinterher noch in der Erinnerung nach. In Ermangelung würdigerer Gegenstände des patriotischen Wetteifers, kitzelte sich die Eitelkeit, nicht allein der Höfe, sondern auch der Bevölkerungen, mit dem stolzen Gedanken, daß ihr Fürst an Geschmack, Neuheit der Erfindung und Pracht der Ausführung den Sieg über andere davongetragen habe. Die Fürsten selbst schienen diesen Ruhm nicht selten

*) Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 933; Pöllnitz, „Memoiren", 2. Bd. S. 77 ff.

höher anzuschlagen, als das Lob guter Landesväter und pflichteifriger Regenten. August der Starke fand, trotz der auf ihm ruhenden Doppellast der Regierung seiner Erbstaaten und seines polnischen Königreichs, Muße genug, um sich Monate lang in höchsteigener Person mit den Vorbereitungen zu den glänzenden Festen zu beschäftigen, mit denen er das Lustlager von Mühlberg (1730) umgab*), und der glänzende Kreis fürstlicher und adeliger Gäste, welcher diese Feste verherrlichte**), so wie das schmeichelhafte Lob des Mercure historique, der denselben den Preis sogar vor denen, die Ludwig XIV. einst bei gleicher Gelegenheit zu Compiegne gegeben, zuerkannte, war gewiß für den eitlen Monarchen eine so große Genugthuung, als hätte er eine Schlacht gewonnen oder einen glücklichen Friedensschluß erlangt. Jene Festlichkeiten selbst nahmen über einen vollen Monat in Anspruch. Fast ebenso lange dauerten die beim Einzug der Erzherzogin Josephine, der Braut des Kurprinzen (1719), und die bei der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's I. und seines Sohnes, des spätern Friedrich d. Gr., in Dresden (1728), sämmtlich von dem Könige s lbst angegeben und geleitet. Ja bei der Vermählung des Prinzen Christian, des Sohnes Friedrich August's II., kamen Hof und Residenz drei volle Monate lang aus dem Taumel der Lustbarkeiten nicht heraus***). Alle Elemente und Naturreiche wurden bei solchen Gelegenheiten in Contribution gesetzt; allen Völkern und allen Zeiten entlehnte man Costüm, Idee und Anordnung der Aufzüge und der Decorationen. Da gab es Venusfeste in den Lustgärten, Dianenfeste in den Hainen, Nymphenfeste auf dem Flusse, Saturnusfeste in den Klüften und auf den Höhen benachbarter Felsgebirge. Der ganze Hof vermummte sich abwechselnd in Ritter und Sarazenen, in Gestalten des griechischen Götterhimmels und in Gestalten aus der nächsten Alltagswelt, Bauern und Bergleute, in französische Schäfer, italienische Fischer und nordische Jäger. Um den Reiz der Phantasie

*) Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 58. La Saxe galante.

**) Nach Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 61, waren dabei anwesend: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nebst seinem Kronprinzen und dem alten Dessauer, außerdem 47 Herzöge und Fürsten, 15 Gesandte verschiedener Mächte, 69 Grafen, 38 Barone. Die Kosten werden verschieden, im Geringsten (ebenda) auf 1 Mill., von Keyßler („Reisen") auf 5 Mill. Thlr. angegeben.

***) Pöllnitz a. a. O.; La Saxe galante; Vehse, „Deutsche Höfe", 32. und 33. Bd. u. s. w.

und den Triumph des Außerordentlichen, Wunderähnlichen noch zu steigern, that man der Natur selbst Zwang an. August der Starke ließ beim Lustlager von Mühlberg durch 500 Bauern und 250 Bergleute ein ganzes Stück Wald ausroden, um besseren Platz für seine Anstalten zu gewinnen*). Carl Eugen von Würtemberg, nicht zufrieden mit den gewöhnlichen Lustbarkeiten, ließ auf Bergen Seen graben, diese mit Wasser füllen, und ergötzte sich daran, Hirsche darin zu jagen; er ließ ganze Wälder künstlich erleuchten, inmitten deren dann aus Grotten Heere von Faunen und Satyrn hervorsprangen und in der Mitternachtsstunde wollüstige Ballette aufführten**).

Ein Tourist jener Zeit, Herr von Loën, schildert einen Carneval unter August dem Starken mit folgenden Worten des Erstaunens***):

„Dresden scheint ein bezaubertes Land, welches sogar die Träume der alten Poeten noch übertrifft. Man kann hier nicht wohl ernsthaft sein, man wird in die Lustbarkeiten und Schauspiele hineingezogen. Hier giebt es immer Maskeraden, Helden- und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Wirthschaften, Jagden, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Ceremonien, Grimassen, schöne Raritäten u. dergl. m. Alles spielt; man sieht zu, spielt mit und läßt mit sich spielen.“

Der Fürstenberuf und seine Auffassung an den Höfen und im Volke selbst.

Es war in der That ein lustiges, aber nichtsnutziges Treiben, in welchem sich diese Kreise Tag aus Tag ein bewegten. Die Fürsten selbst, fortwährend von Weihrauchwolken der Schmeichelei und Vergötterung umgeben, schienen sich jenen höheren Wesen des Epikur gleich zu dünken, welche weit über der Erde ein sorgloses und freudenvolles Leben führen. In einem ewigen Wechsel von Vergnügungen und im eitlen Genusse ihrer eigenen Erhabenheit schwelgend, unbekümmert um das, was tief unter ihnen, in der Sphäre der gemeinen Sterblichen, ihrer Unterthanen, vorging, warfen sie höchstens einmal aus ihrer Höhe einen Blick dahinab oder griffen mit einem Winke ihrer Allmacht, gewöhnlich ohne viel Vorbedacht, segnend oder strafend ein, kehrten aber immer so bald als möglich zu dem eigentlichen Mittel- und Zielpunkte aller ihrer Gedanken zurück,

*) Vehse a. a. O., 32. Bd. S. 58.
**) „Reisen eines Franzosen“ (von Risbeck).
***) Vehse a. a. O., 32. Bd. S. 70.

der Verherrlichung ihres eigenen fürstlichen Selbst und der Befriedigung ihrer unersättlichen Genuß- und Zerstreuungssucht. August der Starke glaubte etwas Großes und Gemeinnütziges vollbracht zu haben, wenn er Hof und Residenz mit sich in einen wochenlangen Taumel von Vergnügungen versetzte, und er hatte Recht, so zu denken, da das Volk schon so entartet war, daß nicht nur der Pöbel, wie einst zu Rom, durch immer neue Spectakel, prunkende Augenweide und wilden Sinnentaumel sich hochbeglückt und befriedigt zeigte, sondern selber die Gebildeten in diesen Ton serviler Huldigungen einstimmten *).

---

*) Wir haben hierbei nicht die Lobhudeleien bezahlter Hofpoeten im Auge, sondern Aeußerungen scheinbar unabhängiger Männer von hohem Ansehen. Gottsched besang den Carneval zu Dresden 1732 in folgenden Versen („Gedichte", S. 560, Curiosa Saxonica, 3. Bd. S. 53):

„Nun hab' ich's selbst gesehn, nun weiß ich, wie es ist,
Mein König, wenn Dein Volk des Kummers ganz vergißt,
Indem es voller Lust nach Deinen Zimmern eilet
Und da die Fastnachtslust mit Deinem Hofe theilet. . . . .
— So thust Du auch, o Herr, in Kur- und Königreich,
Die Gnade für Dein Volk macht Dich dem Höchsten gleich,
So weit es möglich ist. — . . . .
— Es ist Dir nicht genug, daß Du mit Sorgfalt wachst,
Dein ganzes Land umher vor Feinden sicher machst, ...
— Nein, Deine Gnade geht bis auf die Lustbarkeit.
Dein Unterthan genießt bei Dir der goldnen Zeit,
Darin Saturn regiert. . . . .
— So, König, ist Dein Schloß, wo alle Freiheit blühet,
Von dessen Schwelle uns kein Wächter rückwärts ziehet,
Wo Fürst und Edelmann und Bürger sich vermengt,
Wohin der Pöbel selbst sich nicht vergebens drängt. . . . .
— Gepries'nes Sachsenland, erkenne doch Dein Glück!
Und sieh' die Fastnachtslust mit einem schärfer'n Blick!"

In dem Trauergedicht auf August's d. St. Tod preist er wieder das Glück, welches dem Lande durch die Prachtliebe des Königs zugeflossen („Gedichte", S. 17):

„So manchen Bau Du Held vollführt,
So manchen Aufzug Du gehalten,
So vielmal hat das Land Dein mildes Herz gespürt,
Nur in veränderten Gestalten. . . . .
— Es ward die halbe Welt nach Sachsen eingeladen,
Wie gern war Jeder Dresdens Gast;
Doch ist, wenn sich Dein Schatz den Strömen gleich ergossen,
Der Ueberfluß ins Land geflossen."

Von Carl Theodor erzählt der Geschichtschreiber Baierns, Zschokke, „er habe alles gehen lassen und sich nur um das gekümmert, was seine Einkünfte mehrte oder seinen natürlichen Kindern Vortheil brachte; eine gewisse Gutmüthigkeit habe ihn wol für Erleichterungen des Volks und für Verbesserungen der öffentlichen Zustände geneigt gestimmt, so weit das eine und das andere ohne Unbequemlichkeit für ihn selbst geschehen konnte".

Es gab Fürsten, welche ihre Thätigkeit und ihr Interesse zwischen den Zerstreuungen des Hoflebens und den ernsteren Regierungsgeschäften entweder wirklich theilten oder doch zu theilen den Schein haben wollten. Von dem Markgrafen von Baden-Durlach rühmt Pöllnitz *), daß er mitten aus den berauschenden Freuden seines Serails heraus mit seinen Räthen gearbeitet, seinen Unterthanen Audienz gegeben, außerdem auch mit wissenschaftlichen Studien sich beschäftigt habe. Der ausschweifende Carl Eugen von Würtemberg wollte Friedrich II. nachahmen, ließ sich von seinem Kammerdiener frühzeitig wecken und affectirte dann mehrere Stunden lang eine angestrengte Geschäftsthätigkeit. Aber man kann sich denken, mit welcher Hingebung und welchem eindringenden Verständniß solche Fürsten, kaum von einer Orgie ausgeruht und einer neuen entgegenlechzend, die oft so verwickelten, mühevollen und verdrießlichen Staatsgeschäfte betrieben haben mögen, und gewiß kommt Casanova's satirische Schilderung von der Ungeduld, womit der würtembergische Herzog Bauern, deren Streitigkeiten höchsteigen schlichten zu wollen er sich herabließ, wenn sie nicht sofort seine Vorschläge annahmen,

---

Wieder ein anderes Mal heißt es („Gedichte", S. 15):

— „Du freust Dich, Deinen Unterthanen
Den Weg zu lauter Heil zu bahnen;
Drum sitzen sie dem Glück im Schooß."

Als 1727 August, auf seiner Rückkehr aus Polen, seinen Geburtstag in Leipzig feierte, erschien eine Beschreibung der Festlichkeiten unter dem Titel: „Das frohlockende Leipzig". In einem Gedicht, welches die Universität bei gleicher Gelegenheit dem Könige überreichte, wird er „der Titus unserer Zeit" genannt und so angeredet:

„Du weißt, je mehr Du göttlich bist,
Den Menschen glücklich vorzustehen:
Und suchst, so hoch Dein Vorzug ist,
Auch niedrer Knechte Wohlergehen."

(„Das jetzt lebende Leipzig", von Sicul, S. 265.)

*) „Memoiren", 1. Bd. S. 406.

zornig zur Thür hinauswarf, während er die Vorbringen hübscher Bäuerinnen sehr gründlich „unter vier Augen" untersuchte, der Wahrheit näher, als die ernsthafte Lobeserhebung von dem Regenteneifer des Durlachers, welche der schmeichlerische Hofmann Pöllnitz anstimmt.

Die Ansicht von dem Berufe des Fürsten, seinem Verhältniß zum Lande und des Landes zu ihm, wie sie damals in den allermeisten deutschen Hofkreisen gäng und gäbe und selber im Volke — theils durch feile Liebedienerei, theils durch feige Unterwürfigkeit und erbärmliche Gedankenlosigkeit — weitverbreitet war, läßt sich nicht besser wiedergeben als durch den Vers, worin ein damals wohlangesehener Dichter, Pietsch, noch im Jahre 1740 mit beneidenswerther Naivetät dieselbe aussprach, wenn er frohlockend ausrief *):

„Der König ist vergnügt, — das Land erfreuet sich!"

Angeblich günstige Cultureinflüsse des französischen Hoflebens. Die Höfe in ihrem Verhältniß zu den Künsten und Wissenschaften.

Man hat sich bisweilen darin gefallen, die Zeit der französischen Bildung, der Prunkliebe und der Ausschweifungen an den deutschen Höfen als eine Zeit großartiger Förderung von Kunst und Wissenschaft, als eine Zeit der Entwicklung eines verbesserten Geschmackes und eines lebhafteren Geistes in der Nation darzustellen. Man hat hingewiesen auf die werthvollen Sammlungen theils von Kunstwerken, theils von Gegenständen des wissenschaftlichen Gebrauchs, welche damals entweder begründet oder vermehrt und vervollkommnet wurden, auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Bauten, womit die Residenzen prachtliebender Fürsten sich schmückten, auf den Glanz der Oper und Aehnliches mehr.

Es ist wahr, die Hauptstadt Sachsens verdankt ihre Gemäldegalerie sonder Gleichen, so wie den größern Theil ihrer übrigen Sammlungen für Kunst, Alterthumskunde, Naturwissenschaften u. s. w., den beiden polnischen Augusten, von denen namentlich der zweite als wirklicher Freund und Kenner der schönen Künste gerühmt wird **). Auch in Düsseldorf sammelte Johann Wilhelm von der Neuburgischen Linie mit Geschmack und Verständniß Werke der bildenden Kunst, und seine Nachfolger, bis hinab auf Carl Theodor, zeigten sich mehr oder weniger von dem gleichen ästhetischen Interesse beseelt ***). Und noch

*) In seinen „Helden- und Lobgedichten".

**) Hübner, „Katalog der Dresdner Galerie, Vorrede".

***) Pöllnitz, „Memoiren", 3. Bd. S. 275; Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 840.

von manchen Fürsten jener Zeit wäre vielleicht Aehnliches zu rühmen.

Wir wollen ihnen diesen Ruhm nicht verkümmern. Das Bild der Fürsten und Höfe Deutschlands im 18. Jahrhundert enthält so viele dunkle Schatten, daß wir ihm einiges Licht wol gönnen mögen. Nur muthe man der unparteiischen Geschichte nicht zu, daß sie um dieses einen Verdienstes willen die großen und verhängnißvollen Gebrechen übersehe, die damit Hand in Hand gingen, oder daß sie aus diesem Grunde ihr allgemeines Verdammungsurtheil über jene Periode der Liederlichkeit und des Leichtsinns zurücknehme! Es wäre ein trauriges Armuthszeugniß ebensowol für die Kunst, als für den menschlichen Geist, wenn die Liebe zu jener und das Verständniß ihrer erhabenen Werke nur die Mitgift eines lockern Lebenswandels und leichtfertiger Ansichten von den heiligsten Verhältnissen des Menschen sein könnte. Wenn wir zugeben müssen, daß eine mehr sinnliche Auffassung des Lebens oftmals, und namentlich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, mit einer lebhaftern Hinneigung zur Kunst, ja selber mit einem gewissen tieferen Kunstinteresse gepaart erscheint, so leugnen wir doch entschieden, daß dieser Zusammenhang ein nothwendiger und unauflöslicher, oder daß eine erlauchte Gönnerschaft der Kunst um keinen andern Preis zu haben sei, als um den der Lossprechung der fürstlichen Mäcenaten von den Gesetzen und den Forderungen bürgerlicher Moral. Es giebt glücklicherweise ein Mittleres zwischen jenem herben Puritanerthum, welches die heitre Schönheit und ihre Verklärung durch die Kunst mit finsterem Fanatismus von sich stößt, und der sinnlichen Lüsternheit, welche, indem sie sich zur Beschützerin dieser Kunst aufwirft, deren keusche Hoheit durch ihre Berührung entweiht und den wahren Geist künstlerischer Schönheit — der nimmermehr ohne den Adel sittlicher Kraft und Reinheit bestehen kann — ertödtet, wie sehr sie auch durch die an die Kunst und die Künstler verschwendeten äußeren Gunstbezeigungen ihn zu fördern scheint. Auch hat es, dem Himmel sei Dank, in Deutschland allezeit Fürsten gegeben und giebt deren noch, welche für die Dienste, die sie den Künsten und Wissenschaften leisteten, sich nicht bezahlt machten durch eine zügellose Befriedigung sinnlicher oder despotischer Leidenschaften und ein ihren Völkern gegebenes verderbliches Beispiel.

Uebrigens war selber der Eifer, den manche deutsche Fürsten des vorigen Jahrhunderts für Kunst und Wissenschaft zur Schau trugen,

sowol seinem eigentlichen Wesen, als seinen Erfolgen nach oftmals ein sehr zweideutiger. Auf die Hunderttausende, welche die beiden sächsischen Auguste für Gemälde und Antiken verwendeten, kommen nahezu Millionen, welche das grüne Gewölbe, die Rüstkammer, die Sammlung japanischer Porzellaine und Aehnliches kosteten — Sammlungen, deren wissenschaftlicher oder Kunstwerth in keinem Verhältnisse zu dem ungeheuren Aufwande steht, der hier mit einer schwerfälligen und überladenen Pracht oder mit abenteuerlichen und oftmals geschmacklosen Curiositäten getrieben ist. Auch in Düsseldorf bestand neben der Gemäldesammlung ein „Raritätencabinet“, welches jener erstern die Aufmerksamkeit der Besucher und das Interesse des Kurfürsten streitig machte *). Wo übrigens die fürstliche Prachtliebe und Freigebigkeit sich nicht darauf beschränkte, ältere Kunstwerke zu sammeln und aufzubewahren, wo sie selbst schöpferisch zu wirken unternahm, da verrieth sich fast immer die geistige Armuth und innere Hohlheit der äußerlich aufgeblähten und künstlich emporgeschraubten Bildung jener vornehmen Kreise. Die Schlösser, die man zum Theil mit ungeheurem Aufwand bauen ließ, die Parks und Lustgärten, die man einrichtete, die Statuen, mit denen man jene und diese ausschmückte, sind, mit seltenen Ausnahmen, redende Zeugen der Unnatur, der Vorliebe für äußern Prunk und leeres Formenwesen, des völligen Mangels an Originalität und an Sinn für wahre, einfache Schönheit, woran jene Zeit krankte. Die sclavische Nachahmung der Bauten und der Anlagen von Versailles, welche uns an der Mehrzahl der Schlösser und der Parks aus dem vorigen Jahrhundert entgegentritt, stimmt vollkommen zu der Abhängigkeit der Sitten und des Geschmacks, in welche sich die deutschen Höfe, dem französischen gegenüber, in allen Stücken begeben hatten. Die bald sinnlich lüsternen, bald theatralisch affectirten Formen und Stellungen, die wir an den meisten Werken der Bildhauerei derselben Epoche wahrnehmen, erinnern lebhaft an das ganze Treiben der Kreise, zu deren sinnlich-ästhetischer Ergötzung sie bestimmt waren, jener Kreise, welche ihr Leben zwischen üppigen Vergnügungen und Anreizungen der Phantasie und einem steifen Zwange conventioneller Sitte und Etikette theilten. Der überladene Prunk der Verzierungen sowol an dem Aeußern, als im Innern der fürstlichen Prachtbauten, die geschmacklose Vermischung von Kunstformen aller

*) Pöllnitz a. a. O.

Zeiten und aller Länder — (z. B. in Schwetzingen, wo türkische Kiosks und Minarets neben griechischen Tempeln und römischen Wasserleitungen, künstliche Ruinen mittelalterlicher Baukunst neben solchen von antikem Gepräge sich im bunten Wechsel, gleich Nürnberger Spielwaaren, an einander reihen) — die Unnatur und Einförmigkeit der auf fürstlichen Befehl angelegten Städte mit ihren schnurgeraden und gleichförmigen, bald fächerartig sich ausbreitenden, bald in regelrechten Vierecken sich kreuzenden Straßen (Carlsruhe, Mannheim, Ludwigsburg u. a.) — endlich nicht am wenigsten die merkwürdige Liebhaberei vieler Fürsten jener Zeit, ihre Residenzen aus den romantischen Naturumgebungen, in denen ihre Vorfahren sich wohl gefühlt, hinweg und in die ödesten, reizlosesten, eintönigsten Flächen zu verlegen, Heidelberg mit Mannheim und Schwetzingen, Stuttgart mit Ludwigsburg, Durlach mit Carlsruhe zu vertauschen*). — alles dies charakterisirt vollständig den Geist und die Bildungsweise einer Gesellschaft, welcher Prunk mehr galt, als Geschmack, ein zerstreuender Wechsel von bunten Erscheinungen mehr, als sinniger Ernst und edle Einfachheit, Künstelei mehr, als Natur, conventioneller Zwang mehr, als harmonische Freiheit.

Man sieht es diesen luftig geschwungenen Dächern und Giebeln, diesen phantastischen Kuppeln, diesen weithin glänzenden Dächern von Kupfer oder Zink, diesen willkürlich aneinandergereihten und doch steifen Schnörkeln, diesen allegorischen Figuren, die in theatralischen Stellungen herabblicken oder hingelagert ruhen, diesen sich weit ausladenden Rampen und diesen feierlichen Freitreppen, diesen hohen, steifen, strengverschnittenen Taxushecken und diesen Grotten mit Nymphen, Amoretten und verborgenen Wasserkünsten — man sieht es ihnen an, daß hier ein Geschlecht gewandelt ist, kunstreich frisirt und toupirt, in Escarpins und galonirtem Hofkleide, unter dem Arme den Chapeau bas und an der Seite den Galanteriedegen, in zierlichem Tanzschritt sich neigend und beugend, Complimente und Bonmots drechselnd, ein Geschlecht, das dem Schein huldigte und jedes tieferen Gehaltes bar war, das nur einer äußeren Convenienz gehorchte bei innerer Gesetzlosigkeit und Verachtung jedes höheren Ideals.

*) Auf diesen letztgedachten, sehr charakteristischen Umstand hat schon Häusser in seiner „Gesch. der Pfalz" (2. Bd. S. 900) aufmerksam gemacht.

Demselben oberflächlichen Geschmacke eines fremden, des romanischen Genius huldigten die deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts auch in Bezug auf die Musik und das Theater. Italienische Oper, französische Komödie und französisches Ballet, die Kunstfertigkeiten eines Lotti, Jomelli und Noverre verschlangen das ganze Interesse der vornehmen Gesellschaft und wurden mit den ungeheuersten Kosten gepflegt, während deutsches Schauspiel und deutsche Musik — selbst als beide wieder einen frischeren Aufschwung zu nehmen begannen, — sich fast nirgends in diesen Kreisen einer ermunternden Beachtung zu erfreuen hatten. Es war keiner jener größeren, üppigen und glänzenden Höfe, sondern es waren zwei der kleineren, unscheinbaren, die zu Weimar und Arnstadt, — welche dem Altmeister der neuern deutschen Musik, Seb. Bach, die erste Anregung und Unterstützung zur Entfaltung seines herrlichen Talentes gaben, und es war ein bürgerliches Gemeinwesen, Leipzig, welches ihm eine bleibende Stätte seines Wirkens bot. Auch Händel's großer Genius entfaltete sich erst dann in seiner ganzen erhabenen Pracht und Hoheit, als er aus der beengenden und unfruchtbaren Sphäre des Hoflebens zu Hannover in die freien und großartigen Verhältnisse des englischen Volkslebens versetzt ward. Die Kunstfertigkeit Hasse's — des „göttlichen Sachsen", wie ihn bewunderungsvoll sogar seine italienischen Kunstgenossen nannten, ward zwar von dem Dresdner Hofe mit schwerem Gelde erkauft, aber nur, weil er eben ein Meister der Musik im italienischen Style und nebenbei der Gemahl der schönen und talentvollen Sängerin Faustina Bordoni war. Und man ließ ihn ungehindert wieder nach Italien ziehen, ja hielt ihn, wie die böse Welt sagt, absichtlich jahrelang dort von der Heimath entfernt, um inzwischen ungestörter sich des Besitzes seiner reizenden Gattin — der Geliebten des Königs Friedrich August's II., oder Brühl's, oder Beider — erfreuen zu können *).

Noch am Ende des 17. Jahrhunderts hatten manche der Fürsten, die sich im Uebrigen bereits der neueren, französischen Richtung zuneigten, doch auch den edleren Ergötzungen der Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit nicht versagt, hatten deutsche Gelehrte an sich gezogen und unterstützt. Um den Besitz eines Leibnitz rivalisirten mit dem ernsteren

*) Barthold, „Geschichtliche Charaktere aus Casanova's Memoiren", S. 37 ff. — Vehse, „Deutsche Höfe", 33. Bd.

Hofe des Reichserzkanzlers von Mainz die leichtfertigern Höfe von Hannover und Berlin, und der Landgraf von Hessen-Rheinfels suchte wenigstens durch brieflichen Verkehr einen Antheil an dem Genie und dem Ruhme des Philosophen sich zu verschaffen. Anton Ulrich von Braunschweig versuchte sich sogar selbst, mitten unter den Zerstreuungen der italienischen Oper und der französischen Komödie, denen er nach dem allgemeinen Geschmacke huldigte, in Schöpfungen der deutschen Muse, und seine geistlichen Lieder wie seine Romane, wenn auch ihr dichterischer Werth nur ein zweifelhafter ist, bezeugen wenigstens ein ernsteres Streben des fürstlichen Verfassers.

Auf dem eigentlichen Höhepunkte jener Zeit der Liederlichkeit dagegen hielt man es nicht einmal der Mühe werth, seine Geringschätzung der gelehrten Studien und der Bestrebungen für Bildung des Volks zu verbergen oder zu beschönigen. In Dresden hatte man — zu derselben Zeit, wo ein einziges Fest Hunderttausende verschlang — kein Geld zur Errichtung einer „Akademie der Naturmerkwürdigkeiten", welche Leibnitz dringend anempfahl *), und der Zuschuß von 200 Thalern, welchen Professor Mencke in Leipzig für gelehrte Zwecke vom Hofe bezogen hatte, war, trotz der eifrigsten Verwendung Gottsched's zu Gunsten der neugestifteten Deutschen Gesellschaft, nicht wiederzuerlangen „wegen der Menge und Wichtigkeit so vieler andren Sachen", wie Gottsched's Correspondent von Dresden aus ihm schreibt **).

Der gesellige Ton an diesen Höfen war so, wie man nach allem Vorausgegangenen sich denken kann. Frivolität galt für Geist, Unverschämtheit für feine Lebensart, dagegen Gründlichkeit des Wissens und Ernsthaftigkeit des Wesens für Pedanterie und unweltmännische Steifheit. Man affectirte französische Zierlichkeit und französischen Witz und verachtete die heimische Bildung so sehr, daß man sich selbst der Muttersprache schämte ***), und doch brachte man es nicht über eine

---

*) Herder's „Adrastea", 3. Bd. S. 52. Tenzel's „Curiositätenbibl.", S. 45.

**) Gottsched's „Handschriftlicher Briefwechsel" (auf der Leipziger Universitäts-Bibl.), 2. Bd. S. 151.

***) Das stärkste Beispiel hiervon gab die bairische Prinzessin, welche den französischen Dauphin heirathete. Als diese in Straßburg von einer Deputation der dortigen Bürgerschaft deutsch angeredet ward, erklärte sie derselben: sie verstehe kein Deutsch mehr! (Meiners, a. a. O., 3. Bd. S. 355.) Die Herzogin von Orleans hält sich mehrmals über die Deutschen wegen dieser Verachtung ihrer Muttersprache

matte Nachahmung der Manieren, der Witzworte, der Zweideutigkeiten der Hofcirkel von Versailles hinaus, und wenn es auch gelang, diese an Schlüpfrigkeit der Sitten und Leichtfertigkeit der Reden zu erreichen, so mühte sich doch die deutsche Schwerfälligkeit vergebens ab, ihren Lehrmeistern an Witz und Geist nachzueifern.

Die Umgebungen der Fürsten.

Die Umgebungen der Fürsten an diesen nach französischem Zuschnitt eingerichteten Höfen waren ihrer Gebieter werth. Statt jener Spalatine und Carlowitze, welche einem Friedrich dem Weisen und einem Moritz von Sachsen als Freunde und Rathgeber zur Seite gestanden hatten, sah man jetzt an demselben Hofe ebenso leichtsinnige und charakterlose, als oberflächliche und jeder gründlichen Bildung ermangelnde Leute, allezeit bereite Genossen, Förderer und Anhetzer der ungeregelten Leidenschaften ihres gnädigen Herrn — man weiß nicht, ob mehr aus eigner lasterhafter Neigung, oder aus feiler Liebedienerei. An der Stelle der ernsten Gespräche über die heiligsten Angelegenheiten des Menschen und die höchsten Pflichten des Fürsten, welche einst hier gepflogen worden waren, hörte man jetzt frivole Spöttereien über Tugend und Unschuld, unwürdige Vertraulichkeiten zwischen dem Fürsten und seinen Günstlingen über Zahl und Dauer der beiderseitigen Liebschaften. Wie damals die gemeinsame Begeisterung für die edelsten Ziele der Wohlfahrt und des Seelenheils der Völker, so war jetzt die gemeinsame Leichtfertigkeit und Liederlichkeit das Band, welches den Monarchen an seine nächsten Umgebungen knüpfte.

Eine bunte Masse ausländischer Cavaliere und Glücksritter drängte sich fortwährend zu diesen Höfen herbei, um daselbst ihr Glück zu machen. Dresden wimmelte von Franzosen, Italienern, Polen, Schweden, dazu von Deutschen aus aller Herren Ländern. Die Schilderungen, welche zeitgenössische Schriftsteller aus jenen Kreisen selbst von den hervorragenderen Persönlichkeiten am Hofe August's des Starken entwerfen, bezeugen, wie sehr daselbst die Eigenschaften des Hofmannes und des Cavaliers nach der Mode die des Staatsmannes in den Hintergrund stellten. Denn in diesen Schilderungen ist weit mehr von den feinen Manieren, den gesellschaftlichen Talenten, den äußeren, körperlichen Vorzügen, der vornehmen Geburt oder den hohen Verbindungen, wo-

auf (z. B. „Briefe", S. 168). August dem Starken wußte seine Geliebte, die französische Tänzerin Duparc, keine größere Schmeichelei zu sagen, als: Vous êtes tout Français!

durch dieser und jener sein Glück bei Hofe gemacht, die Rede, als von solchen Tugenden, welche man bei denen zu finden wünschen möchte, denen die ersten Posten des Staats und die nächsten Plätze um die Person des Fürsten anvertraut waren*).

Auch waren es in der That meist ganz andere Verdienste, als die des Staatsmannes, des Feldherrn oder des gründlichen Kenners der Landesverwaltung, welche zu der Gunst des Monarchen den Weg bahnten. Der eine war für seine hohe Stellung der Protection eines schon befestigten Günstlings, ein anderer der Fürsprache einer Mätresse verpflichtet, und auch diejenigen, welche sich ohne fremde Hülfe emporgeschwungen, verdankten dies in der Regel nur den sehr zweideutigen Diensten, welche sie so glücklich gewesen waren den fürstlichen Launen und Leidenschaften zu leisten**).

In Würtemberg hauste, nachdem unter Eberhard Ludwig eine Mätresse, die Grävenitz, als Landhofmeisterin von Würben förmlich den Cabinetsminister gespielt, im Geheimenrathe den Vorsitz geführt und das Land souverän regiert hatte***), unter seinem Nachfolger Carl Alexander der vielberufene „Jud Süß", plünderte das Volk aus und mißbrauchte die Schwäche und Trägheit des Fürsten zur Befriedigung seiner Hab- und Herrschsucht ebenso, wie dies in Sachsen Graf Brühl that.

In München theilten sich in den Einfluß über den alternden und abgelebten Carl Theodor Jesuiten, Günstlinge, Mätressen und die zahlreichen natürlichen Kinder des Kurfürsten†).

Am Hofe zu Braunschweig war noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Menge der Fremden, und namentlich der Franzosen, welche den täglichen Umgang des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand bildeten, so groß, daß einer dieser letzteren die Unverschämtheit haben konnte, dem Fürsten ins Gesicht zu sagen: „es sei doch

*) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 164 ff.; Vehse, „Deutsche Höfe", 32. Bd. S. 199 ff.

**) Brühl und Sulkowsky, Beide im Cabinette des Königs August II. von Polen, waren Pagen gewesen und hatten nie studirt. Hennicke, gleichfalls eine Zeitlang Minister, war früher Lakai. Damals erschien in Holland eine Spottmünze mit der Umschrift: „Wir sind unserer Drei, zwei Pagen und ein Lakai". Vehse a. a. O., 33. Bd. S. 347.

***) Spittler a. a. O.

†) Häusser, „Gesch. der Pfalz", 2. Bd. S. 934.

sonderbar, daß er (der Fürst) der einzige Ausländer in der Gesellschaft sei" *).

Führte auch einmal ein günstiges Geschick einem dieser Fürsten Männer von soliderer Bildung und gemeinnützigeren Absichten zu, wie jenem Carl Theodor den edlen Hompesch und den genialen Thompson **), so scheiterten doch deren ernste Bestrebungen an der Weichlichkeit oder Geistesträgheit des, nur für Sinnesgenuß und äußeren Prunk empfänglichen Herrschers und an dem allgemeinen Widerstande eines Hofgesindes, welches jede Störung seines lustigen, müßiggängerischen und verschwenderischen Lebens wie einen Frevel an der Majestät selbst betrachtete.

Allgemeines Bild des Hofadels jener Zeit.

Hier dürfte der Ort sein, von jener ganzen Gesellschaftsklasse, die sich zunächst um die Fürsten drängte, dem Hofadel, ein etwas ausgeführteres Bild zu entwerfen.

Es wäre schwer, zu sagen, ob mehr die Fürsten des vorigen Jahrhunderts den Adel, oder mehr der Adel die Fürsten verdorben habe. Gewiß ist, daß an Schamlosigkeit und Verleugnung jedes edleren Gefühls, ja sogar des gemeinsten Anstandes, beide nur zu häufig mit einander wetteiferten. Wie die Fürsten ungescheut ihre Höflinge zu Zeugen und Helfershelfern ihrer Schwächen und Ausschweifungen machten, so kamen diese ihrerseits den fürstlichen Gelüsten mit der schamlosesten Wegwerfung entgegen. Männer verkauften ihre Frauen für Geld und Titel an die Leidenschaft des Gebieters ***), und Frauen verließen ihre Männer, wenn sie das Glück hatten, der Aufnahme in das Serail eines

---

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 22. Bd. S. 281. Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 2. Abth. S. 478, erzählt dieselbe Anekdote von einem andern Fürsten dieses Hauses.

**) Lerchenfeld, „Geschichte Baierns", S. 4, sagt: „Die wohlmeinenden Versuche von Hompesch und Rumford (Thompson) waren von geringem Erfolge. Der Kurfürst, ohne tiefere Ueberzeugung von deren Nothwendigkeit, betrieb sie blos, um der allgemeinen Zeitrichtung zu folgen, und ließ beide fallen, als ihre Reformen zu tief in die Mätressen-, Pfaffen- und Beamtenwirthschaft eindrangen."

***) „Es gab", wie Herr von Wolfranisdorf in seinem Portrait de la cour de Pologne (bei Vehse a. a. O., 32. Bd. S. 197) sagt, „eine eigene Klasse Leute an dem Dresdner Hofe, die, da sie aus eigenen Mitteln nicht leben konnten, ihre Frauen dem Vergnügen des Königs aufopferten, um sich in seiner Gunst zu erhalten". Wolframsdorf (selbst ein Adliger!) räth dem Könige, mit diesen Damen so zu verfahren: „leur donner un coup de pied après s'en être servi".

Sultans gewürdigt zu werden. Mütter beglückwünschten ihre Töchter über die Eroberung eines fürstlichen Herzens, und andere Mütter schalten die ihrigen, weil sie ein gleiches Glück durch ihr „zu unschuldiges Betragen“ verscherzt hatten. Die Stelle der Geliebten eines Fürsten war das Ziel des Ehrgeizes für junge adelige Damen von guter Familie und unabhängigem Vermögen und der Gegenstand fein angelegter Intriguen für ganze Familien von der höchsten gesellschaftlichen Stellung.

Die Annalen der Höfe jener Zeit sind überreich an Geschichten und Anekdoten, welche das hier in allgemeinen Zügen entworfene Bild weiter ausführen und bewahrheiten. Und man darf dabei nicht vergessen, daß diese Annalen fast ohne Unterschied von Männern oder Frauen des Adels selbst geschrieben sind, von denen nicht anzunehmen ist, daß sie auf Kosten ihres eigenen Standes dergleichen Schandgeschichten erdacht oder vergrößert haben sollten. Selbst die Art und Weise, wie diese Geschichten erzählt werden, bezeugt, wie weit man damals in den Kreisen jenes französisch gebildeten Hofadels sogar von dem einfachsten Gefühl für Sitte und Schicklichkeit sich entfernt hatte. „Le sang des rois ne souille pas“: dieser Grundsatz, welcher die Devise des Adels am Hofe Ludwig's XIV. geworden war, schien auch von dem deutschen Adel, in pflichtschuldiger Nachahmung alles dessen, was von dorther kam, angenommen zu sein*). Sehen wir doch Damen des höchsten Adels, Gräfinnen, ja Fürstinnen, ungescheut die Stellen königlicher Mätressen einnehmen und mit Töchtern von Weinhändlern und Tanzmeistern, mit Ballettänzerinnen und Schauspielerinnen um die Gunst des durchlauchtigen Gebieters rivalisiren. Weder das edle Blut der Königsmark, noch der alte Stammbaum der Platen bebte vor einer solchen Selbsterniedrigung zurück; die ersten Familien der polnischen und der sächsischen Aristokratie wetteiferten, ihre Töchter der Lüsternheit des königlichen Gebieters als Opfer darzubieten, und selbst der reichsunmittelbare Adel machte in diesem Handelszweige dem Landadel Concurrenz, oder sah doch ruhig zu, wie fürstliche Buhlerinnen und ihre Bastarde durch kaiserliche Freibriefe in seine Reihen eingeschwärzt wurden.

August der Starke ward in Wien von einem Grafen d'Esterle bei dessen Frau überrascht. Der Graf wollte sich beim Kaiser beschweren;

*) Lerchenfeld a. a. O. S. 30.

man stellte ihm vor: „in alter und neuer Zeit hätten die Männer sich es zur Ehre gerechnet, ihre Frauen dem Souverän zu überlassen". Auf die Bemerkung des Grafen, daß der Kurfürst von Sachsen nicht sein Souverän sei, rieth man ihm, um diesem Bedenken abzuhelfen, in sächsische Dienste zu treten, und wirklich beging der Graf die Selbstentwürdigung, sich bei dem Kurfürsten anzubieten. Dieser schloß einen Vertrag mit ihm, wonach der Graf seine Frau öffentlich und förmlich wieder zu Ehren annehmen, nie gegen sie das Geschehene erwähnen, sie nie wieder anrühren, sie nach ihrer Neigung auf Reisen schicken, endlich alle die Kinder, welche sie noch bekommen würde, als die seinen anerkennen, sie Namen und Wappen der d'Esterle führen lassen sollte. Dafür erhielt der Graf ein Jahresgehalt von 20,000 Gulden und den Titel als Oberhofmarschall*)!

Keine bessere Rolle spielte jener Graf Hoym, der sich durch eine Wette verleiten ließ, seine schöne Gemahlin (die spätere Gräfin Cosel) an den Hof August's des Starken zu bringen. Die Gräfin, nachdem sie die Liebeserklärung des Kurfürsten empfangen und sich von dem verliebten Monarchen eine jährliche Pension von 100,000 Thalern nebst dem Versprechen, nach dem Tode der Königin zum Range der wirklichen Gemahlin erhoben zu werden, ausbedungen hatte, begab sich zu ihrem Manne und überraschte diesen durch folgende entschiedene Anrede: „Der König liebt mich, und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich entschlossen bin, die Ehre, die er mir erweist, anzunehmen. Damit Sie sich nicht beklagen können, biete ich Ihnen eine Scheidung an, welche Ihre Ehre sicherstellt. Bei Annahme dieses Anerbietens können Sie meiner Freundschaft versichert sein; Ihr Widerstand würde meinen Entschluß nicht ändern, aber niemals würde ich Ihnen vergessen, daß Sie meinem Glücke sich widersetzt hätten". Der Graf, der seine Frau wirklich liebte und, wie es scheint, auch durch dieses offene Geständniß nicht von seiner Leidenschaft geheilt war, wollte anfangs durchaus nicht darauf eingehen; da er jedoch die Gräfin zu allem entschlossen sah, machte er gute Miene zum bösen Spiel und verließ auf einige Zeit den Hof**).

Eine andere Mätresse August's des Starken, die Gräfin Dönhoff,

*) La Saxe galante, S. 227; Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 128.

**) La Saxe galante, S. 278.

ward von ihren Verwandten förmlich zu dem Zwecke nach Warschau entboten, um den König in sie verliebt zu machen. Der Plan gelang, und als der Gemahl der Gräfin, von dem Geschehenen unterrichtet, ihr befahl, zu ihm zurückzukommen, antwortete ihm die Schwiegermutter: „wenn es ihm nicht anstehe, daß seine Gemahlin die Mätresse des Königs sei, möge er sich scheiden lassen" *).

Die adeligen Mütter jener Zeit scheinen überhaupt das Geschäftemachen in diesem Punkte besonders gut verstanden zu haben. August, der Held unerschöpflicher Romane, verliebte sich auch einmal in ein Fräulein von Dieskau und wandte sich (vielleicht weil das Mädchen selbst „zu unschuldig" war) mit seinen Wünschen an die Fürsprache der Mutter. Diese bezeigte sich „sehr geehrt von dem Vertrauen des Königs", versicherte: „ihre Tochter sei glücklich, von einem so großen Monarchen geliebt zu werden", und machte sich anheischig, dafür zu sorgen, „daß dieselbe den Gefühlen Sr. Majestät entspreche", verlangte aber zugleich eine ansehnliche Summe als Mitgift für ihre Tochter, welche August auch ohne Weiteres zugestand und auszahlen ließ. Ein großes Hoffest wurde veranstaltet, dessen Königin das Mädchen sein sollte. An dem bestimmten Tage ward dieses von der eigenen Mutter feierlich, wie zur Hochzeit, geschmückt und in der Rolle, die es zu spielen habe, unterwiesen! Jene andere Mutter, welche ihre Tochter schalt, daß sie nicht entgegenkommend genug gegen den König gewesen sei und sich so um das Glück, seine Geliebte zu werden, gebracht habe, war keine Geringere, als eine Fürstin von Hohenzollern, also eine Dame aus dem höchsten reichsunmittelbaren Adel Deutschlands! Die Gerechtigkeit verpflichtet uns, zu sagen, daß es auch Ausnahmen von dieser unter dem Adel weitverbreiteten Ehrlosigkeit gab. Die Prinzessin von Dessau, welcher der König den Vorzug vor der Prinzessin von Hohenzollern gegeben hatte, erwiderte ihm auf seine Anträge: „Sie sei sich ihrer Geburt zu wohl bewußt, um die Mätresse eines Fürsten zu sein", und zu der Fürstin von Teschen, der damaligen erklärten Geliebten des Königs, welche sich über diese neue Bekanntschaft beunruhigte, sagte sie: „Beruhigen Sie sich, Madame, wenn auch der König mir Liebeserklärungen macht; nicht alle Fürstinnen gleichen Ihnen" **). Diese Worte, welche

*) La Saxe galante, S. 368, 383.

**) Ebenda S. 267 ff.

uns heut als der natürliche Ausdruck nicht etwa eines besonders adeligen, sondern eines ganz gewöhnlichen sittlichen Bewußtseins erscheinen, haben gewiß damals in den adligen Cirkeln manches mitleidige Achselzucken und manchen frivolen Spott über so unweltmännische Gesinnungen erregt.

Das Glück, dem Fürsten einen Günstling oder eine Mätresse geliefert zu haben, war für viele adelige Familien eine Quelle des Reichthums, des Einflusses und der Macht. In Sachsen gab es, nach dem Berichte eines Zeitgenossen*), keine adelige Familie von bedeutenderem Vermögen, die nicht den Ursprung ihres Reichthums auf einen Minister oder eine Favoritin zurückführte. Personen vom höchsten Adel ließen sich zu Diensten herbei, welche weder ihrem Stande noch ihrer Stellung wohl anstanden, nahmen dafür aus der Hand des Gebieters förmliche Douceurs, gleich Bedienten, in Empfang und bezeigten ihre Erkenntlichkeit dafür auch auf wahrhaft bedientenhafte Weise. Bei jener Wette wegen der Gräfin Hoym erhielt der Prinz von Fürstenberg vom Könige den Preis der Wette, die er dem Grafen ausgezahlt, verzehnfacht zurück. Der Prinz nahm dies Geschenk höchst vergnügt an, küßte dem Könige die Hand und dankte ihm demüthig für seine Güte. Wir müssen hinzusetzen, daß dieser Prinz einer der höchsten Beamten des Staates und jedesmal während der Abwesenheit des Königs in Polen Statthalter von Sachsen war.

Specielle Charakteristik der Sitten des sächsischen, brandenburgischen, würtembergischen, österreichischen Adels.

Der sächsische Adel scheint zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einer der verderbtesten in ganz Deutschland gewesen zu sein. So übel berüchtigt waren die Töchter des sächsischen Adels wegen ihrer lockeren Grundsätze in der Liebe und wegen ihrer verschwenderischen Gewohnheiten, daß Graf Hoym seine Gemahlin von auswärts, aus Holstein, holte, freilich, wie wir gesehen, mit keinem besseren Erfolge. Für weniger galant, als die Sächsinnen, galten die Damen am Hofe von Berlin; doch scheint es ihnen weniger an Neigung, als an Geschick oder natürlichen Gaben zu Liebesintriguen gefehlt zu haben, wie wenigstens das Beispiel der Gräfin Wartenberg beweist, die August dem Starken sehr unzweideutige, jedoch fruchtlose Beweise ihrer Liebe gab**). In Wien waren

*) „Vertrauliche Briefe über Leben und Charakter des Grafen Brühl", bei Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 8.

**) La Saxe galante, S. 358.

unter den höheren Ständen von jeher ziemlich lockere Grundsätze herrschend gewesen. Schon Aeneas Sylvius, welcher Wien zu Anfange des 16. Jahrhunderts besuchte, sagte, keine Frau sei dort ihrem Manne treu. Dieses hatte sich im Laufe zweier Jahrhunderte nicht geändert. Lady Montague fand bei ihrem Aufenthalte in Wien (1717) die allgemeine Sitte herrschend, daß jede vornehme Dame neben ihrem Gemahle einen Liebhaber besaß. Es gehörte zum guten Ton und galt als ein Ehrenpunkt, von diesem letzteren, wenn er das Verhältniß löste, eine hohe Pension zu beziehen. Diese Verhältnisse (die übrigens gewöhnlich ziemlich lange bestanden, indem die vornehmen Frauen Wiens, wie es scheint, ihren Liebhabern treuer waren, als ihren Männern) wurden von den Damen selbst ganz unbefangen und offen eingestanden, und die Männer („die gutherzigsten Leute in der ganzen Welt", wie Lady Montague sich ausdrückt) „betrachteten die Liebhaber ihrer Frauen mit denselben Augen, wie andere Männer ihre Bevollmächtigten betrachten, welche den mühsamen Theil ihres Geschäfts ihnen aus der Hand nehmen". Natürlich entschädigten sie sich für diese Duldsamkeit dadurch, daß sie ihrerseits dieselbe Rolle von Nebenmännern bei anderen Frauen übernahmen. Es galt für eine angenommene Sache, daß jede Dame von Stande zwei Männer habe, „einen, der den Namen trug, und einen andern, der die Pflichten des Ehemanns erfüllte", und man würde es für eine schwere Beleidigung gehalten haben, wenn Jemand eine vornehme Frau zum Diner eingeladen hätte, ohne zugleich ihre beiden Cavaliere, Liebhaber und Mann, miteinzuladen, zwischen denen beiden die Dame dann, wie die Engländerin sagt, „mit großer Ernsthaftigkeit ihren Sitz nahm". Dagegen hätte es für eine unverzeihliche Koketterie gegolten, wenn eine Frau zwei Liebhaber auf einmal hätte haben wollen*). Wiederum fünfzig Jahre später (1765) waren, trotz der sittenstrengen Regierung Maria Theresia's, die schon fast ein volles Vierteljahrhundert gedauert hatte, die Sitten der vornehmen Welt in Wien im Wesentlichen noch immer dieselben. Sonnenfels, der damals seinen „Vertrauten" schrieb, sagt darüber: „Jede artige Frau hat ihre „Einsamkeit" (boudoir), wo ein Gemahl von Lebensart nie eindringt und nur der Liebhaber „vom Tage" (du jour) sie zu stören Erlaubniß hat**)". Eine große Sitten-

*) „Letters of Lady Montague", 1. Bd. S. 47 ff.

**) „Sonnenfels' Werke", 1. Bd.

losigkeit herrschte auch unter dem Hofadel beiderlei Geschlechts in Ludwigsburg. Der Dichter Schubart erzählt von sehr fühlbaren Erfahrungen, die er in diesem Punkte im Verkehr mit seinen adeligen Clavierschülerinnen gemacht habe*).

Hohes Spiel und Verschwendungssucht des Adels.

Neben den Ausschweifungen der Liebe war es die Leidenschaft des hohen Spiels, welche den Adel in seiner Mehrzahl beherrschte. In den adeligen Cirkeln Wiens galt hohes Spiel als eine Eigenschaft, welche selbst den Makel eines nicht ganz probehaltigen Stammbaumes verdeckte**). Die meisten Hofcirkel, Bälle und Gesellschaften des Adels begannen oder endeten mit Glücksspielen, an welchen Herren und Damen theilnahmen und wobei oft ungeheure Summen in Umlauf waren***). Selbst die geistlichen Höfe machten davon nicht immer eine Ausnahme. Casanova sah auf dem kurfürstlichen Balle in Bonn Damen und Herren Pharo spielen mit einem durchschnittlichen Einsatz von zehn bis zwölf Ducaten. Die Bank, welche er sprengte, enthielt sechshundert Ducaten†).

Beispiele von Ehrlosigkeit und Gesetzesverachtung unter dem Adel.

Bei diesem lockern Leben, welches der größere Theil des Adels, besonders in den Residenzen, führte, der maßlosen Verschwendungssucht, welcher er sich ergab, und der leidenschaftlichen Jagd nach rascher Wiederersetzung der Mittel, die er in einem oft weit über sein Vermögen gehenden Aufwande erschöpfte, mußten wol nicht blos jene strengeren Begriffe von Ehre, mit denen gerade dieser Stand sich so gern brüstete, sondern selber die gewöhnlichsten Grundsätze der Moral und des Anstandes dem Leichtsinn und der Genußsucht weichen. Casanova hat uns davon aus den Erfahrungen, die er auf seinen Abenteurerzügen gemacht, einige Beispiele berichtet, die einen tiefen Schlagschatten auf die sittlichen Zustände der damaligen vornehmen Gesellschaftskreise werfen. In Stuttgart, wohin er im Jahre 1760 kam, ward er von drei Offizieren von vornehmer Geburt, mit denen er bekannt geworden, in ein verrufenes Haus geführt, dort zum

*) Strauß, „Schubart's Leben", 1. Bd. S. 150.

**) Keyßler, „Reisen", S. 1214.

***) Keyßler a. a. O. erzählt, daß manche vornehme Damen zu Wien in einem Winter 20,000 Fl. verloren hätten, und ein anderer zeitgenössischer Schriftsteller, den Förster („Höfe und Cabinette Europas", 2. Bd. S. 92) anführt, spricht gar von 20—30,000 Fl., die in einer Woche von einer Person verspielt worden seien.

†) Casanova's „Memoiren", 5. Bd. S. 488.

hohen Spiele verleitet und bei halber Besinnungslosigkeit (man hatte ihn mit verfälschten Weinen betrunken gemacht) dahin gebracht, daß er nicht nur seine ganze Baarschaft, sondern auch noch eine große Summe auf Credit, im Ganzen viertausend Louisd'or, an sie verspielte. Dann überließ man ihn seinem Schicksal. Aus seinem Rausche erwacht, fand sich Casanova auch noch aller seiner Pretiosen, Uhren, Dosen ꝛc. beraubt. Da er nicht Lust hatte, die ihm auf so niedrige Weise abgeschwindelten Verschreibungen zu bezahlen, suchte er ein Asyl im Hause des österreichischen Gesandten. Seine adligen Plünderer hatten wirklich die Frechheit, auf ihrer Forderung zu bestehen, sie gewannen sogar den Herzog für sich, der den Gesandten bitten ließ, Casanova aus seinem Hause zu entlassen, „damit die Gerechtigkeit freie Hand habe; es sollte ihm strenges Recht zu Theil werden“. Casanova, dem der Gesandte dies mittheilte, verließ, um denselben nicht in Verlegenheit zu setzen, sein Asyl, erhielt aber in seiner neuen Wohnung sogleich Stubenarrest und eine Wache vor die Thür. Und nun beginnt eine Scene unbeschreiblicher Ehrlosigkeit. Die Offiziere kommen einzeln, einer nach dem andern, zu ihm; jeder sucht ihn zu bereden, ihm hinter dem Rücken seiner Kameraden das Geld zu geben, und verspricht dagegen, ihn alsdann aus der Verlegenheit zu ziehen. Da Casanova darauf nicht eingeht, feilscht man mit ihm um die Summe; der eine will mit vier-, der andere mit dreihundert Louisd'or zufrieden sein. An die versprochene Gerechtigkeit war nicht zu denken. Der Herzog hatte geäußert, sich nicht in die Sache mischen zu wollen, und der österreichische Gesandte, bei dem sich Casanova wieder Raths erholte, sprach gegen ihn die Befürchtung aus, daß diese Nichteinmischung des Herzogs für die Gerichte ein Wink sein werde, ihm kein Recht gegen die Herren vom Adel zu verschaffen. Ein Rechtskundiger, den er darum befragte, bestätigte diese Befürchtung. „Die Sentenz des Polizeirichters“, sagte derselbe, „wird summarisch sein, denn als Fremder können Sie nicht verlangen, Ihre Sache auf den gewöhnlichen Weg der Chicane gebracht zu sehen. Man wird Ihre Effecten versteigern, und, wenn das daraus gelöste Geld nicht zur Zahlung Ihrer Schuld und der Gerichtskosten ausreicht, Sie unter die Soldaten stecken.“ Casanova ersparte der herzoglichen Justiz diesen letzten Beweis ihrer Gerechtigkeitsliebe, indem er sich seinem Arreste durch die Flucht entzog *).

*) Casanova's „Memoiren“, 6. Bd. S. 12.

Wenn der Adel sich dergleichen Ehrlosigkeiten gegen einen erlaubte, den er als seinesgleichen ansah, so kann man sich denken, mit welcher Rücksichtslosigkeit er Leute ohne Geburt behandelte, wenn sie das Unglück hatten, mit ihm in Beziehungen ähnlicher Art zu kommen. Ein sächsischer Adliger beredete mehrere Schweizer Capitalisten, welche ihr Geld in sächsischen Steuercassenscheinen angelegt hatten, dasselbe darin zu belassen, obgleich er von dem bevorstehenden Bankerott der Steuercasse wußte, und erwarb sich durch dieses Meisterstück einer noblen Handlungsweise den Kammerherrnschlüssel*). Sonnenfels in Wien fand nöthig, als einen hauptsächlichen Zweck seiner freimüthigen Wochenschriften den hinzustellen, „das Bewußtsein des Bürgers und Handwerkers gegenüber den Vornehmen zu heben"; aber wie wenig ihm dies gelungen, bezeugt eine, fast dreißig Jahre später ebendort erschienene Schrift „Von der Obliegenheit des Landesregenten und der Landstände, den Druck des gemeinen Mannes zu erleichtern. Wien, 1791", welche von dem Verfahren des Adels gegen die bürgerlichen Klassen ein sehr unerfreuliches Bild entwirft. „Wenn ein angesehener Herr verlangt", heißt es darin, „daß ein Bürger ihm Geld oder Waaren borge, so darf es der gemeine Unterthan kaum abschlagen. Verlangt dieser nachher von jenem die Bezahlung, so hält es schwer, solche zu erlangen; selbst die Richter getrauen sich oft nicht, das, was die Rechte vorschreiben, zu bewerkstelligen. Wird ein gemeiner Mann von einem Angehörigen der Mächtigen gemißhandelt, so scheint die Justiz gleichsam nicht einheimisch zu sein."

Bei einer solchen Mißachtung bürgerlicher Gesetze und bürgerlicher Sitten von Seiten eines großen Theils des Adels und bei dem Vorherrschen einer Denkungsart in diesem Stande, die alles für erlaubt hielt, was nur mit einem Scheine äußern Anstandes oder einem Anstrich feiner Manieren geschah, kann es nicht Wunder nehmen, wenn einzelne Mitglieder des Adels, selbst aus den berühmtesten Familien, geradezu der öffentlichen Schande verfielen, andere wenigstens einem abenteuernden Leben von sehr zweideutiger Ehrenhaftigkeit sich ergaben. Ein ab-

*) Aus dem Tagebuch eines Hofmeisters in einem adligen Hause zu Dresden (handschriftlich auf der Gött. Un.-Bibl. 4 Hefte, 8.), 1. Heft. Ebendort heißt es: „Der Credit des Adels ist sehr gefallen. Man kann keinem rathen, sein Geld dem Adel zu geben". Daß der Bürgerstand leider in dieser Unsolidität dem Adel nachahmte, werden wir später sehen.

schreckendes Beispiel jener erstern Art war der Neffe des berühmten preußischen Feldmarschalls Schwerin. Nachdem dieser junge Herr ein Vermögen von sechszehntausend Thalern Renten im Spiele und auf andere Weise durchgebracht hatte, durchzog er die Hauptstädte Europas, indem er, wie Casanova erzählt, der ihm auf seinen Reisen begegnete, mit Betrügen, Stehlen, Flüchtigwerden und der Anfertigung falscher Wechsel sich fortzuhelfen suchte. Nach andern Berichten hätte er ein blutgetränktes Hemd oder Ordensband seines großen Oheims für Geld sehen lassen. Friedrich II., um die Ehre der Familie zu retten, bezahlte die falschen Wechsel, wegen deren ihm der Proceß gemacht werden sollte, setzte ihn aber auf Zeitlebens nach Spandau*).

Adlige Abenteurer und Glücksritter.

Wie es früher fahrende Ritter gegeben hatte, die sich durchs Leben schlugen, indem sie ihren tapfern Arm und ihr gutes Schwert jedem anboten, der davon Gebrauch machen wollte, so finden wir im vorigen Jahrhundert eine, wie es scheint, ziemlich zahlreiche Klasse von Glücksrittern aus dem Adelstande, welche an den Höfen umherzieht und durch ihre galanten Manieren, ein wenig Witz und viel Keckheit ihr Glück zu machen sucht. Ein solcher Glücksritter mußte natürlich die neuesten Moden von Paris oder Venedig in Tracht, Sprache und geselligen Umgangsformen völlig inne haben, er mußte hoch zu spielen, einen Ehrenhandel mit Anstand durchzuführen und galante Abenteuer mit Kühnheit anzuknüpfen wissen. Gewöhnlich brachte er von den Löwen des Versailler Hofes Empfehlungsbriefe an Personen von gesellschaftlich hervorragender Stellung an den verschiedenen deutschen Höfen, auch wol an die Fürsten selbst mit, und er konnte fast immer sicher sein, auf Grund dieser Empfehlungen erst bei einem, dann, wenn sein Ruf einmal gegründet und er in die Mode gekommen war, auch bei allen übrigen Höfen zuvorkommende Aufnahme, Artigkeiten aller Art und zuletzt irgendwo eine feste Anstellung zu finden. Einer der bekanntesten dieser adligen Glücksritter ist der Freiherr von Pöllnitz, dem wir, als Verfasser der vielgelesenen Memoiren, der Saxe galante und anderer ähnlicher Schriften, mancherlei schätzbares Material zur Sittengeschichte der vornehmen Kreise jener Zeit verdanken. Die Art, wie er diese schildert, die Naivetät, womit er die Ausschweifungen, die Frivolität, den gänzlichen Mangel an sittlichen Grundsätzen und an

*) Casanova, „Memoiren", 10. Bd. S. 273. Barthold, „Geschichtl. Charaktere aus C.'s Memoiren", 2. Bd.

höheren geistigen Interessen in diesen Schichten der Gesellschaft als etwas gleichsam sich von selbst Verstehendes zeichnet, ist ebenso charakteristisch und für das Verständniß jener Zeit lehrreich, wie dasjenige selbst, was er darüber mittheilt. Ueberall sehen wir ihn gut aufgenommen, überall scheint er durch seine gesellschaftlichen Talente, seinen Witz und seine französischen Manieren Glück zu machen. Er ist mehrere Tage lang der Gast des Landgrafen von Hanau in dessen Schlosse, er wird an den Bischofssitzen von Bamberg, Würzburg und Fulda, ebenso wie bei dem Kurfürsten von der Pfalz, durch tägliche Einladungen zur Tafel geehrt und wie eine Person von besonderer Distinction hervorgezogen. Und doch war er nichts als ein Abenteurer, der, ohne bestimmtes Lebensziel, ohne solide Kenntnisse, nach Durchbringung seines Vermögens unstät umherzog, mehrmals um seines Vortheils willen seine Religion wechselte und froh sein mußte, erst als Vorleser Friedrich's des Großen und zuletzt als Theaterdirector ein Unterkommen zu finden *).

Noch zahlreicher und gewöhnlich auch höher angesehen waren ausländische Abenteurer dieser Art. Die Residenzstädte und die Badeorte (neben jenen die Sammelplätze der vornehmen Welt), wie Aachen, Spaa u. s. w., wimmelten von solchen Leuten **). Die Bewunderung, die man in den eleganten Kreisen Deutschlands für alles Ausländische hegte, machte diese fremden Abenteurer von vornherein zum Gegenstande einer ganz besondern Aufmerksamkeit, und wenn sie überdies aus ihrer Heimath irgend eine neue Mode, ein neues Schönheitsmittel, wol gar das Geheimniß eines Elixirs zur Verlängerung des Lebens oder einer Tinctur zur Verwandlung unedler Metalle in edle mitbrachten, so konnten sie versichert sein, überall mit offenen Armen empfangen zu werden und als die Löwen der guten Gesellschaft eine vielbeneidete Rolle zu spielen. Von diesen fremden Abenteurern ist keiner berühmter geworden, als jener Casanova von Seingalt, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Europa durchzog. Ohne irgend ein anderes Verdienst, als den Ruf, welchen er sich durch einen lockern Lebenswandel ohne Beispiel, durch seine harte Gefangenschaft unter den Bleidächern von Venedig und sein wunderbares Entkommen daraus erworben hatte,

*) Als Friedrich der Große ihn in der erstern Eigenschaft, einer Indiscretion wegen, abgedankt hatte, schrieb er an seinen Gesandten zu Paris: Envoyez moi un autre perroquet! („Tagebuch", 1. Heft.)

**) Barthold a. a. O. 2. Bd. S. 204.

ward er am französischen und an verschiedenen deutschen Höfen, die er bereiste, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und mit einer auszeichnenden Aufmerksamkeit behandelt. Der erste Hof, den er in Deutschland besuchte, war der des Kurfürsten von Köln zu Bonn. Schon in Köln erregte er im Theater die Aufmerksamkeit der jungen Offiziere durch den ungewöhnlich feinen Geruch seiner Pomade. Sie drängten sich an ihn, suchten seine Bekanntschaft zu machen und waren glücklich, von ihm das Recept dieses wundervollen Parfüms zu erhalten. Auf einem Maskenball, den der Kurfürst in seinem Schlosse Brühl bei Köln gab, fand sich Casanova uneingeladen ein, spielte hoch und glücklich und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sich. Der Bankhalter, Graf Verita, dem er die Bank gesprengt, kam zu ihm und redete ihn in der schmeichelhaftesten Weise an: „Der Kurfürst weiß alles und wird Sie zu Ihrer Strafe morgen nicht reisen lassen". „„Also werde ich Arrest erhalten."" „Wahrscheinlich, wenn Sie ausschlagen sollten, an der Tafel des Kurfürsten zu speisen." Am andern Morgen ward Casanova dem Kurfürsten vorgestellt; er erkannte den hochwürdigsten Herrn nicht sogleich, weil er ihn in geistlicher Kleidung vermuthete, allein der Kurfürst zog ihn alsbald aus der Verlegenheit, indem er ihm „in unreinem Venetianisch" sagte, daß er als Großmeister des Deutschen Ordens gekleidet sei. Als Casanova ihm die Hand küssen wollte, zog er sie zurück, drückte ihm die seinige und kam sogleich auf sein Abenteuer in Venedig und seine Flucht zu sprechen. Er sei gerade während dieser Zeit in Venedig gewesen und wisse, welches große Aufsehen seine That gemacht habe. Sein Neffe, der Kurfürst von Baiern, habe ihm erzählt, daß Casanova auf seiner Flucht München berührt; wäre Casanova statt dessen nach Köln gekommen, so würde er ihn nicht fortgelassen haben. „Ich rechne darauf", damit verließ ihn der Kurfürst, „daß Sie mir nach der Tafel Ihre Flucht erzählen und Abends einer kleinen Maskerade beiwohnen, wo wir lachen wollen." „Ueber Tisch", so erzählt Casanova weiter, „sprach der Kurfürst jedesmal venetianisch mit mir und sagte mir die verbindlichsten Dinge." Am folgenden Tage stellte er ihm die Salons in seinem Schlosse zu Brühl zur Verfügung, wo Casanova den Herren und Damen von Köln, welche mit ihm auf dem Maskenball in Bonn gewesen, ein luxuriöses Frühstück gab, welches 200 Ducaten kostete, „gerade so viel, wie dasjenige, welches kurz vorher ein Herzog von

Zweibrücken daselbst einer Gesellschaft gegeben hatte". Bei der Verabschiedung vom Kurfürsten erhielt Casanova von diesem eine kostbare Dose geschenkt, auf deren Deckel sich inwendig das Portrait des Kurfürsten in der geistlichen Ordenstracht befand, worin er Casanova empfangen.

Eine ähnliche schmeichelhafte Huldigung sah Casanova seinem europäischen Rufe an dem Hofe des Herzogs Carl Eugen von Würtemberg gezollt. Eben erst in Stuttgart angekommen, wohnte er einer Oper im Theater bei und klatschte einem Castraten, dessen schöne Stimme und Kunstfertigkeit ihm gefiel, Beifall zu. Ein Offizier kam zu ihm und deutete ihm an, daß, wenn der Herzog im Theater sei, man nicht klatschen dürfe. Casanova, mit dem kecken Wesen des routinirten Mannes von Welt, erwidert: „Sehr wohl, so werde ich nur dann kommen, wenn der Herzog nicht da ist, denn, wenn mir eine Arie gefällt, so kann ich mich nicht enthalten, zu klatschen". Der Offizier überbringt diese Antwort nebst dem Namen des Fremden dem Herzog und kehrt alsbald zu Casanova zurück, um diesen zu Seiner Durchlaucht zu bescheiden. „Sie sind Herr Casanova?" redet der Herzog ihn an, und auf Casanova's Bejahung fragt er weiter: „Werden Sie lange bei uns verweilen?" „„Acht Tage"", entgegnet Casanova, „„wenn Eure Durchlaucht es erlauben."" „So lange es Ihnen gefällt, und es sei Ihnen auch erlaubt, zu klatschen." „Bei der folgenden Arie" — fährt Casanova fort — „klatschte der Herzog selbst, und alle Welt folgte dem Beispiel; da mir aber die Arie nicht gefiel, klatschte ich nicht."

So machten damals deutsche Fürsten sammt der ganzen sogenannten „guten Gesellschaft" fremden Abenteurern von der oberflächlichsten Bildung und dem zweideutigsten Rufe den Hof, während sie einheimisches Verdienst mit dem Rücken ansahen oder gar mit Füßen traten. Ein Fürst der Kirche empfängt und entläßt mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien einen Menschen, dem der Ruf des frivolsten Wüstlings seiner Zeit vorausging und der sich mit diesem Rufe brüstete! Und ein Herzog von Würtemberg opfert eben diesem fremden Abenteurer nicht blos die sonst so streng aufrechterhaltene Etikette seines Theaters, sondern klatscht selbst ihm zu Gefallen und nimmt es ruhig hin, daß jener, durch solche Zuvorkommenheit übermüthig gemacht, sich herausnimmt, des Herzogs Geschmack zu corrigiren! Das ist derselbe Herzog, welcher einen Schubart einkerkerte und einen Schiller zur Flucht aus seinem

Lande zwang, weil sich der freie Geist dieser Männer seinem despotischen Walten nicht fügen wollte!

Die geistige Bildung des deutschen Adels in der damaligen Zeit.

Wir können diese Betrachtungen über den deutschen Adel in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht schließen, ohne einige Worte über den geistigen Bildungsstand desselben hinzuzufügen.

In Frankreich und England hatte sich der Adel, welches auch sonst sein Verhältniß zu den andern Klassen sein mochte, wenigstens an der Spitze der nationalen Bildung erhalten. Die Namen eines Montaigne und Fénélon, eines Herbert und A. Sydney, eines Bolingbroke, Shaftesbury und Chesterfield und noch viele andre Namen von aristokratischem Klange glänzen in den ersten Reihen der Schriftsteller, welche in jenen Ländern eine neue Epoche der Literatur, des Geschmacks, der philosophischen und socialen Ideen herbeiführten, oder sind wenigstens mit dem Rufe aufrichtiger Gönner und Beschützer der Künste und Wissenschaften geschmückt.

Der deutsche Adel war, seiner großen Mehrzahl nach, so weit entfernt, dieses Beispiel nachzuahmen, daß er nicht einmal Sinn und Verständniß für ernstere Studien verrieth, geschweige daß er sich an die Spitze der geistigen Bewegung gestellt hätte. Einzelne rühmliche Ausnahmen gab es freilich, und wir beeilen uns um so mehr, diesen Ausnahmen durch anerkennende Erwähnung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, je mehr dieselben durch ihre Seltenheit aus der aller höheren Bildung abgewandten Masse ihrer Standesgenossen jener Zeit hervorleuchten. Der Graf von Tschirnhausen bereicherte nicht nur selbst durch werthvolle Erfindungen und Entdeckungen die mathematischen und die Naturwissenschaften, sondern leistete ihnen auch indirect Vorschub durch die Anstalten, die er mit Hilfe seiner reichen Mittel ins Leben rief. Dem gelehrten Verfasser des „Fürstenstaats", H. V. von Seckendorff, stellt sich würdig zur Seite der gründliche Bearbeiter der „Deutschen Kaiser- und Reichshistorie", der Sammler wissenschaftlicher Bücherschätze, der Gönner Winckelmann's, H. von Bünau-Dahlen. Der Baron von Boyneburg, der zuerst Leibnitzens Genie in größere Bahnen wies, war selbst mit ernsten philosophischen und theologischen Fragen beschäftigt. In dem Grafen von Manteuffel lernen wir einen ebenso eifrigen wie einsichtsvollen Anhänger und Verbreiter der Wolffschen Philosophie und in dem Freiherrn von Münchhausen den hochgebildeten

Stifter und Pfleger der jungen Universität Göttingen kennen. Auf dem Gebiete der Dichtkunst machten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts adlige Namen — ein Logau, Hoffmannswaldau, Ziegler und Klipphausen — bürgerlichen den Rang streitig, und die Hofpoesie zu Anfang des 18. Jahrhunderts war fast gänzlich in den Händen adliger oder doch geadelter Dichter. Aber alle diese Beispiele (denen sich vielleicht noch einige andere, minder bekannte anreihen ließen) *) haben doch nur die Bedeutung lobenswerther Ausnahmen und können die Thatsache nicht umstoßen, daß im Allgemeinen der deutsche Adel von der Mitte des 17. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts in wirklicher Bildung und wissenschaftlichem Streben nicht nur hinter den bürgerlichen Klassen in Deutschland, sondern auch hinter seinen eigenen Standesgenossen in anderen Ländern zurückstand. Von dem Landadel ist hier kaum zu sprechen; ihn schildern zeitgenössische Quellen selbst noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts **) als größtentheils roh und ungeschlacht in seinen Manieren, im gewöhnlichen Leben unflätig in seinen Ausdrücken, mit Verwaltern und Jägern um die Wette fluchend und schimpfend, trinkend und spielend, kaum in den Elementen des Wissens nothdürftig unterrichtet, dennoch bisweilen komische Anstrengungen machend, mit ein paar aufgeschnappten französischen Brocken und ein paar mühsam eingelernten steifen Complimenten moderne Bildung zu heucheln. Aber auch der Residenzadel brachte es über eine oberflächliche Scheinbildung selten hinaus. In einer satirischen Schrift ***) aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begegnen wir einer Schilderung von der Erziehung der Kinder in den adligen Häusern, welche wir für übertrieben zu halten kaum berechtigt sein dürften angesichts der geringen Ansprüche, welche selbst an die fürstliche Jugend die damalige Zeit in Bezug auf Bildung stellte †). Schon von frühester Kindheit an mußten die jungen adligen Herrchen in jeder

*) Vgl. Büsching's Lebensbeschreibungen der Herren von Geusau und von Nüßler, des Herrn von Uffenbach „Reise durch Niedersachsen“ u. A.

**) Vgl. die Romane „Siegfried von Lindenberg“, und „Siegwart, eine Klostergeschichte“, ferner die „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ von E. M. Arndt, 1. Bd. S. 17 ff. „Das sich selbst nicht kennende Sachsen“, in Moser's „Patr. Archiv“, S. 277, u. A. m.

***) Genealogia Nisibitarum (1716).

†) S. oben, am Schluß des 3. Abschnittes.

Gesellschaft ihren „serviteur“ machen, wie Papageien schwatzen und den Damen Galanterien sagen, ohne zu wissen, was die „amoureusen“ Worte zu bedeuten hatten, welche die gnädige Mama ihnen auf die Zunge legte. Eine ungraziöse Verbeugung ward härter bestraft, als eine Unart oder ein Verstoß gegen die Sittlichkeit. Man hielt die Kinder zeitiger zu Galanterien und zierlichen Redensarten an, als zum Beten, denn dieses, sagte man, mache „melancholische Lottfeigen“. Die kleinen adligen Gelbschnäbel fanden sich natürlich leicht in diese Art von Pädagogik. „Wir werden zu Staatskindern erzogen“, sagten sie, wenn ihnen eine ernstere Anstrengung zugemuthet werden sollte, „mit uns ists etwas anderes, als mit den Kindern der Canaille.“ Wollte der Hofmeister dagegen einreden, so ward er bedeutet: er verstehe das nicht, er sei auch „von gemeinerem Stoffe“ *).

Fast ein Menschenalter später finden wir diese Zustände ziemlich unverändert wieder. Es liegt uns das Tagebuch eines Hofmeisters in einer der ersten Adelsfamilien Sachsens aus dem Jahre 1744 vor, welches ein ziemlich getreues Bild von dem Adel Sachsens und der Nachbarländer aus jener Zeit enthält. Die Ansprüche an das Wissen der adligen Jugend waren zwar in Folge der allgemeinen Steigerung der Bildung einigermaßen gewachsen, aber sie waren noch immer sehr bescheiden, und nach wie vor ward ein größeres Gewicht auf äußere Tournüre und gesellschaftliche Formen gelegt, als auf gründliche Kenntnisse oder Tüchtigkeit des Charakters. Die häufigen Klagen jenes Hofmeisters über Störungen, welche sein Unterricht erfährt, bald durch einen vornehmen Besuch, dem seine adligen Zöglinge sich vorstellen und die Hand küssen müssen, bald durch allerhand fremdartige Dienstleistungen, für welche der gnädige Herr und die gnädige Frau ihn selbst in Anspruch nehmen, bezeugen, wie oberflächlich man in diesen Kreisen das wichtige Erziehungsgeschäft behandelte, wie gering man den Lehrer seiner Kinder taxirte und wie demüthig dieser selbst in der Regel seine Stellung auffaßte. Der studirte Hofmeister mußte den Einfluß auf seine Zöglinge nicht selten mit dem französischen Kammerdiener, Friseur oder Tanzmeister theilen und in Collisionsfällen diesen das Feld räumen. Ernstes Studium galt für bürgerliche Pedanterie, und wichtiger, als alles Wissen, schien für einen jungen Mann von Adel dasjenige, was

*) Genealogia Nisibitarum, S. 91.

nach den herrschenden Zeitbegriffen den vollendeten Cavalier ausmachte, d. h. Gewandtheit in der Erledigung eines Ehrenhandels, die Kunst des Umganges mit Frauen und eine gewisse Fertigkeit in allen gangbaren Glücksspielen, um nicht in der Gesellschaft den Kürzern zu ziehen und ausgelacht zu werden*). Wozu auch sich den Kopf mit Kenntnissen anfüllen, welche am Hofe — dem Endziel aller Wünsche der adligen Jugend — nichts galten im Vergleich zu einschmeichelndem Betragen und einem genauen Studium der Persönlichkeit des Fürsten und seiner Umgebungen?**) So darf es nicht Wunder nehmen, wenn, nach dem Zeugnisse unseres Gewährsmannes, „von tausend Cavalieren kaum einer es in den Wissenschaften zu etwas brachte***)". Einmal in die Hofkreise eingetreten, hatte der junge Cavalier natürlich noch viel weniger Zeit und Veranlassung zu ernsten Beschäftigungen. Die regelmäßige Lectüre des Mercure galant, um über die neuesten Vorgänge an den verschiedenen Höfen wohl unterrichtet zu sein, das Studium der Ceremonialwissenschaft, welche bereits eine solche Ausdehnung erlangt hatte, daß die Schriften darüber ganze Bibliotheken anfüllten†), vielleicht, wenn es hoch kam, die flüchtige Durchsicht eines jener politischen Tractate, in denen die Verwandtschaftsgrade und die Erbfolgetitel der vornehmsten europäischen Familien oder die Vorrechte der kurfürstlichen vor den fürstlichen, der altfürstlichen vor den neufürstlichen Häusern in Deutschland discutirt wurden††), — dies und das Lesen ausländischer Romane füllte die Mußestunden aus, welche dem adligen Hofmanne der Dienst beim Fürsten, die Theilnahme an den zahlreichen Hoffesten und die, nicht zu entbehrenden, galanten Abenteuer übrig ließen. Aus den adligen Bibliotheken verschwanden fast überall jene ernsteren wissen-

*) „Tagebuch", 1. Heft.

**) v. Rohr, „Klugheitslehre" (1719), räth den jungen Cavalieren (S. 276), sich, sobald sie an den Hof kämen, genau über alle Charaktere zu informiren: ob ein Minister durch seine Meriten, „was selten der Fall ist", oder deshalb zu seiner Stelle gekommen, weil er die Mätresse des Fürsten geheirathet oder dem Fürsten Geld vorgeschossen u. s. w.

***) „Tagebuch", 1. Heft.

†) Der Herr v. Besser besaß eine solche Bibliothek, welche ihm der Dresdner Hof für 10,000 Thlr. abkaufte. v. Rohr in der Vorrede zu seiner „Einleitung zur Ceremonialwissenschaft für Privatpersonen" (1730) sagt: die französischen Schriften über Cer.-W. seien in aller jungen Cavaliere Händen.

††) Thomasius, „Monatsgespräche", 2. Bd. S. 721.

schaftlichen und religiösen Schriften, welche man noch im 17. Jahrhundert darin antreffen konnte*), und machten der leichten Literatur des Auslandes, den Mémoires de Gilblas, einer französischen Uebersetzung des Boccaccio, dem Espion turc, dem „Homme de qualité“ und ähnlichen Sachen Platz**).

Gesellschaftliche Stellung des Adels zu den übrigen Klassen.

Je weniger aber der Adel in dieser Zeit an reellen Vorzügen des Geistes oder an Verdiensten um die Wissenschaft und das Gemeinwesen die bürgerlichen Klassen übertraf oder auch nur ihnen gleichkam, desto anmaßender erhob er sich über sie und desto schroffer behauptete er sein gesellschaftliches Vorrecht. Im Jahre 1682 trug die Ritterschaft in Sachsen darauf an, daß ihre Söhne von denen der Bürgerlichen auf den Fürstenschulen gänzlich abgesondert würden, nicht blos, weil jene andere Dinge zu lernen hätten, als diese, sondern auch, weil die adlige Jugend durch den gleichen Zwang in den Sitten, dem sie mit der bürgerlichen zusammen unterworfen sei, dergestalt schüchtern gemacht werde, daß ihr davon auch im spätern Leben beständig etwas anhänge***). Selber die Gemeinschaft gottesdienstlicher Handlungen zwischen Adligen und Nichtadligen fand man ehrenrührig und beanspruchte deshalb für die erstern das Recht der Taufen und Trauungen im eignen Hause: „denn es wäre doch disreputirlich, wenn ein vornehmes Kind mit demselben Wasser getauft würde, mit welchem gemeine Kinder getauft sind“ †). Bürgerlichem Verdienste sich unterzuordnen, hätte dem Adel unerträglich geschienen (vielmehr betrachtete er es als selbstverständlich, daß seine Mitglieder alle einträglichen und einflußreichen Stellen im Staate in Besitz nahmen, die Arbeit davon den bürgerlichen Subalternen überlassend), aber ohne Erröthen bückte er sich vor Emporkömmlingen von der niedrigsten Geburt und dem zweideutigsten Charakter, wenn die Gunst des Fürsten sie emporgehoben und geadelt hatte. Mit Bürgerlichen gesellig zu verkehren, galt den meisten Adligen für eine besondere Herablassung, manchen sogar für eine Selbsterniedrigung ††); aber dieselben Leute bedachten sich keinen Augenblick,

---

*) S. oben den 1. Abschnitt, S. 21, Note.

**) „Tagebuch“, 1. Heft.

***) Weiße, „Neueste Geschichte von Sachsen“, 1. Bd. S. 313.

†) Gen. Nisib. S. 38, 92.

††) Auch hier erkennt man die Regel am besten aus den einzelnen Ausnahmen gegentheiliger Art. So finden wir es als das Anzeichen eines „besonders groß-

in ihre Kreise Abenteurer und Glücksritter der schlechtesten Sorte aufzunehmen, deren Stammbaum vielleicht von sehr zweideutigem Ursprunge war, wenn sie nur hoch spielten, adlige Manieren affectirten und die Frechheit besaßen, sich in die sogenannte gute Gesellschaft einzudrängen*). Die Heirath eines Herrn von Stande mit einem Mädchen ohne Ahnen oder eines adligen Fräuleins mit einem Bürgerlichen galt für eine nicht zu duldende Mesalliance, aber die Bastarde einer fürstlichen Mätresse, und wenn sie nichts war als eine Tänzerin, wurden für ebenbürtig anerkannt, und die ersten Familien des Adels fühlten sich durch die Verbindung mit ihnen geehrt. Die Gräfin Orselska, August's des Starken Tochter, aber von mütterlicher Seite die Enkelin eines Weinhändlers, ward die Gemahlin eines Prinzen aus dem Hause Holstein-Beck; eine natürliche Tochter Carl Theodor's heirathete einen Prinzen von Isenburg, und drei andere natürliche Töchter desselben Fürsten von einer Schauspielerin machten ebenfalls vornehme Partien**).

So war, seiner großen Mehrzahl nach, der Stand beschaffen, welcher alle Stellen um die Person des Fürsten und alle wichtigeren Posten des Staates einnahm!

Physischer und geistiger Verfall der Aristokratie, als Folge ihrer Demoralisation.

Wir haben das Bild, welches von den Höfen des vorigen Jahrhunderts zu entwerfen wir unternahmen, nach allen Seiten hin so weit ausgemalt, als unser Plan und der beschränkte Raum dieses Werkes gestatteten. Was uns noch übrig bleibt, ist eine Andeutung der Folgen, welche ein so lange fortgesetztes Treiben der geschilderten Art für die geistige und selber die physische Verschlechterung dieser ganzen wichtigen Gesellschaftsklasse hatte, Folgen, welche uns aus zeitgenössischen Schilderungen — nicht etwa von grundsätzlichen Gegnern der Fürsten und des Adels, sondern von Personen

müthigen Herzens" gerühmt, daß der Freiherr von Canitz zwei jungen Bürgerlichen, mit denen er befreundet war, als sie ihm bei seiner Erhebung zum Geheimen Rathe in sehr demüthigen Redensarten Glück wünschten, dies „freundlich verwies". Zugleich ersieht man aber auch hieraus, daß das Bürgerthum an jener Ueberhebung des Adels ebenfalls seinen guten Theil von Schuld hatte durch den Mangel an Selbstgefühl, den es ihm gegenüber zeigte. (S. „Gedichte des Herrn v. C.", herausgeg. von König, und die daselbst befindliche Lebensbeschreibung des Dichters, S. 126.)

*) Keyßler in seinen „Reisen" erzählt ausdrücklich von Wien, daß dort hohes Spiel vor allem andern, selbst der adligen Geburt, ein Freibrief der Zulassung in die vornehmen Kreise sei.

**) Vehse und Häusser a. a. O.

aus den höchsten Kreisen der vornehmen Gesellschaft selbst — unverkennbar und zum Theil in erschreckender Gestalt entgegentreten. Wir hören von Fürsten und Fürstinnen, welche, in dem Zustande körperlicher und geistiger Zerrüttung von Paris heimgekehrt, an den Folgen ihrer Ausschweifungen zu Grunde gingen*), von ganzen Familien des allerhöchsten Reichsadels, denen, als Nachwehen eines unordentlichen Lebenswandels, der Stempel körperlichen Siechthums oder geistiger Stupidität aufgedrückt war**), von Beispielen sittlicher Gemeinheit und Verworfenheit, selbst bei fürstlichen Frauen, für deren rechte Bezeichnung uns Wort und Vorstellung gebricht***).

Nicht minder auffällig sind die zerstörenden Wirkungen, welche

*) „Briefe der Herzogin von Orleans", S. 53, 131, 520.

**) Die Markgräfin von Baireuth entwirft in ihren „Denkwürdigkeiten" (2. Bd. S. 171) folgendes Bild von der landgräflichen Familie von Hessen-Darmstadt, nach einem Besuche, den sie an diesem Hofe gemacht: „Der Landgraf antwortete keine Sylbe, seine Tochter lachte aus voller Kehle, der Sohn machte Verbeugungen. Der Landgraf war ausschweifend gewesen, hatte den Krebs an der Nase. Der Sohn war durch schlechte Gesellschaft ganz roh geworden. Die Tochter hatte durch Wein und Ausschweifungen sich häßlich und krank gemacht und litt an finstren Launen". — Ein Herzog von Sachsen-Merseburg war (nach den Mittheilungen Nüßler's, s. Büsching's „Lebensbeschreibungen", 1. Bd. S. 286 ff.) so kindisch, daß er auf den Gassen umherlief und sich von Straßenjungen und Bettlern, die ihn verfolgten, alles, sogar Perrücke, Hut und Handschuhe, abnehmen ließ. Seine größte Leidenschaft war, die Baßgeige zu spielen. Er wollte ein Kind, das ihm seine Gemahlin gebar, nicht anerkennen, bis man ihm sagte, es habe eine Baßgeige mit auf die Welt gebracht. Nichtsdestoweniger herrschte bei der Tafel dieses halbverrückten Fürsten dasselbe steife Ceremoniell, wie am Kaiserhofe zu Wien. In der Lebensbeschreibung Nüßler's (S. 280) ist auch von einer Gräfin v. Callenberg die Rede, welche ein liederliches Leben führte, Branntwein trank und allerhand Gemeinheiten und Gewaltthätigkeiten sich zu Schulden kommen ließ.

***) Vielleicht das Aergste dieser Art ist das, was die Markgräfin von Baireuth (2. Bd. S. 67, 121) von einer Markgräfin von Culmbach berichtet. Diese (so erzählt sie), eifersüchtig auf ihre Tochter, und um deren Heirath mit einem Prinzen, in den sie selbst verliebt war, zu hintertreiben, versprach einem Cavalier 4000 Ducaten, wenn er die Prinzessin in einen Zustand versetzen würde, welcher ihre Heirath unmöglich mache. Da dies durch Verführung nicht gelang, ließ das teuflische Weib beide zusammen einsperren und erreichte so ihren Zweck. Die Prinzessin gebar Zwillinge, welche dann die Mutter aller Welt mit Geschrei zeigte, um die Schande der Tochter offenkundig zu machen. Dieses Scheusal heirathete später einen Grafen Hodiz, der ihr alles abnahm, was sie besaß, so daß sie zuletzt in Wien von Unterstützungen des Adels leben mußte.

das leichtfertige Leben fürstlicher Familienhäupter auf den Bestand ihrer Dynastien selbst äußerte. Wir sehen an dem einen Hofe die legitime Nachkommenschaft eines solchen ausschweifenden Fürsten an körperlicher und geistiger Tüchtigkeit verkürzt gegen die Sprößlinge seiner unordentlichen Liebesneigungen, und wir sehen vieler Orten die regelmäßige Erbfolge in dem regierenden Hause gänzlich unterbrochen und Land und Volk dem mißlichen Schicksal eines Dynastiewechsels preisgegeben. Kaum dürfte eine andere Zeit und ein anderes Land so häufige Beispiele von Kinderlosigkeit der Fürsten und Aussterben ganzer Regentenfamilien aufzuweisen haben, als Deutschland im vorigen Jahrhundert. Nicht überall läßt sich mit Sicherheit als Ursache dieses Erlöschens fürstlicher Geschlechter eine bestimmte Verschuldung ihrer Stammhalter nachweisen, allein in vielen, ja den meisten Fällen kann darüber kaum ein Zweifel obwalten *). Ist es doch selber von Friedrich II. noch immer unentschieden, ob nicht die Folgen einer Verführung, welcher er angeblich als junger Prinz bei einem Besuche an dem liederlichen Hofe zu Dresden unterlag, ihn um die Freude und sein Volk um das Glück einer directen Nachkommenschaft des größten seiner Regenten betrogen haben!

Wir schließen diesen Theil unsrer Schilderungen mit einer Beschreibung, welche der schon erwähnte Graf von Manteuffel, ein Mann von vornehmer Geburt, der lange an den Höfen gelebt hatte, von der Mehrheit der deutschen Fürsten zu Anfange des vorigen Jahrhunderts entwirft. „Deutschland“, sagt derselbe **), „wimmelt von Fürsten, von denen drei Viertheile kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und Geißel der Gesellschaft sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Menschheit sei für sie gemacht, um ihren Albernheiten als Gegenstand zu dienen. Ihre oft sehr zweideutige Geburt als Centrum alles Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist oder ihr Herz zu bilden, für überflüssig und unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, sollte man glauben, sie wären

*) Schon Schubart in seiner „Deutschen Chronik“ von 1775 machte auf die Kinderlosigkeit so vieler Fürsten aufmerksam und knüpfte daran Bemerkungen, die allem Vermuthen nach eine Hauptursache seiner gewaltthätigen Verhaftung und langen Gefangenschaft auf dem Asperge wurden.

**) In seinem Briefwechsel mit dem Philosophen Wolf (Handschrift auf der Leipz. Univ.-Bibl.), 1. Bd. (v. Jahre 1738), Blatt 7.

nur da, um ihre Mitmenschen zu verthieren (abrutir), indem sie durch die Verkehrtheit ihrer Ansichten und ihrer Handlungen alle Grundsätze zerstören, ohne die der Mensch nicht werth ist, ein Vernunftwesen zu heißen."

Zusammenhang der sittlichen Haltung der Höfe mit ihrer politischen Stellung; Charakteristik der verschiedenen Höfe nach dieser doppelten Beziehung.

Gewiß war es mehr als bloßer Zufall, daß die ärgste Sittenverderbniß und der maßloseste Leichtsinn sich gerade an den Höfen entwickelte, welche auch politisch ihr Gleichmaß und ihren ruhigen Halt am meisten verloren hatten und einem Zustande der Unsolidität und des Schwindels verfallen waren. Dies waren vorzugsweise die Höfe der Mittelstaaten. Sie hauptsächlich hatten seit dem westphälischen Frieden und vollends seit dem Zeitalter Ludwig's XIV. große Politik mit kleinen Mitteln zu treiben sich vermessen, hatten die Anlehnung an größere Mächte gesucht, um dadurch eine Bedeutung zu gewinnen, welche die natürlichen Hülfsquellen ihrer Länder ihnen versagten, oder hatten wol auch unternommen, zwischen solche vermittelnd hineinzutreten, um auf diese Weise eine gewisse Rolle zu spielen. Diesen Weg hatte Kursachsen während des dreißigjährigen Krieges, Baiern ebenda, dann wieder im spanischen und im österreichischen Erbfolgekriege betreten. Dazu kamen Standeserhöhungen, welche einzelne deutsche Fürsten zweiten Ranges gerade um diese Zeit theils wirklich erlangten, theils erstrebten, vor allem der verführerische Glanz auswärtiger Kronen, deren Besitz entweder sich ihnen darbot, oder von ihnen gesucht ward. Noch vor dem Ausgange des 17. Jahrhunderts sah man die jüngere braunschweigische Linie durch Erwerbung des Kurhutes sich über die ältere emporschwingen, und etwa zwei Jahrzehnte später war dieser neue Kurhut von der funkelnden Krone eines der ersten Reiche Europas umschlungen. Das Haus Sachsen nahm Besitz von dem Throne der Jagellonen und wußte sich durch zwei Generationen auf demselben zu behaupten, und die wittelsbachische Dynastie, welche schon zu Anfange des dreißigjährigen Krieges in der einen ihrer Linien einen Königstitel — freilich auch nur den Titel — besessen hatte, streckte in der andern Linie noch zweimal die Hand nach Kronen aus und wagte den Kampf mit den mächtigen Habsburgern. Würtemberg, das auch schon lange sich weit über seine wirkliche Größe hervorzuthun gesucht hatte, strebte, wetteifernd mit Hessen, nach einer zehnten Kur.

Alles, was wir von den Einflüssen einer dynastischen Politik auf

die Sitten und die Lebensweise der Höfe früher im Allgemeinen gesagt haben, findet seine vollste Anwendung auf diese Politik der Mittelstaaten. Eine gewisse krankhafte Unruhe, sich bemerklich zu machen, zu glänzen, eine Rolle zu spielen, hatte sich vor allem der Regenten dieser Staaten bemächtigt und trieb sie ebenso in ihrem Hofleben zu lächerlichen Uebertreibungen des Ceremoniells und zu aberwitziger Verschwendung, wie in ihrer Politik zu Bestrebungen, welche weder der Wohlfahrt ihrer Völker, noch der Würde und Sicherheit des Reichs zuträglich waren. Dem Taumel steter Aufregung, in welche ihre kleinliche Großmannssucht sie versetzte, entsprach vollkommen der Taumel ewigwechselnder Zerstreuungen, in dem sie nebst ihren Umgebungen Tag für Tag sich umhertrieben, und wie sie über ihren dynastischen Plänen für Vergrößerung und Auszeichnung gewöhnlich die Entwicklung der innern Kräfte ihrer Länder vernachlässigten, so stand ihnen auch in ihrer Lebensweise, ihrem Umgange und ihren Beziehungen zum Volke die einfache und bescheidene Rolle von Landesvätern am wenigsten mehr an, mit welcher ihre Vorfahren sich begnügt hatten und manche ihrer Mitfürsten sich noch begnügten.

Es ist nicht schwer, diesen innern Zusammenhang zwischen der Politik und der Lebensweise der Fürsten zweiten Ranges an der äußeren Zeitfolge der Thatsachen nachzuweisen. Mit Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, beginnt am Hofe von Hannover der Prunk und die Steifheit eines im großen Style und nach dem Muster der Königshöfe eingerichteten Lebens, und seinen Höhepunkt erreicht dieses Leben unter Georg, dem ersten Könige von England aus dem braunschweigischen Hause. In Sachsen war der Zauber feenhafter Pracht und ritterlicher Galanterie, den August der Starke um sich verbreitete, ebensowol eine Berechnung der Politik, um die prachtliebende und galante polnische Aristokratie an ihren neuen König zu fesseln, wie ein Ausfluß der persönlichen Neigungen dieses letzteren. In der Pfalz datiren ebensowol die ersten entschiedenen Anfänge der Wiederaufnahme einer Großmannspolitik (nach dem dreißigjährigen Kriege), wie die einer ganz auf französischen Fuß eingerichteten Hofwirthschaft von einem und demselben Fürsten, Carl Philipp. Für Max Emanuel von Baiern ward die Statthalterschaft der Niederlande, — seinen Hoffnungen und Absichten nach die Vorstufe größern Machterwerbes — der Anfang eines ausschweifenden Lebens, welches dann auch sein Sohn Carl Albert

(Kaiser Carl VII.) fortsetzte, und in Würtemberg geht die Steigerung des höfischen Ceremoniells und die wachsende Lockerung der Sitten Hand in Hand mit dem immer stärker hervortretenden Bestreben, sich unter den größern Staaten bemerklich zu machen und durch eine Politik der Anlehnung, bald an Frankreich, bald an Oesterreich, eine Rolle zu spielen.

Die Glaubenswechsel deutscher Fürsten eine Ursache wachsender Sittenverderbniß an den Höfen.

Auch die zahlreichen Glaubenswechsel deutscher Fürsten, welche gegen das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts stattfanden, trugen nicht wenig zu der Lockerung der Sitten und der Entfremdung der Höfe von den übrigen Kreisen des Volkes bei. Schon an sich war ein solcher Wechsel des religiösen Bekenntnisses meist die Folge und das Symptom eines bedenklichen Uebergewichts von Eigennutz oder Leichtsinn in dem Gemüthe des fürstlichen Apostaten. Friedrich August I. von Sachsen schwor den väterlichen Glauben ab, um der Krone Polens theilhaftig zu werden. Anton Ulrich von Braunschweig veranlaßte erst seine Enkelin, um sie als deutsche Kaiserin zu sehen, zur Vertauschung ihrer angebornen Religion mit der ihres kaiserlichen Verlobten, und trat bald darauf, um die Gewissensbisse der gewaltsam Bekehrten zu beschwichtigen, selbst zum Katholicismus über*). Andere Fürsten wurden zu dem gleichen Schritte bewogen, indem man ihnen von Seiten der römischen Kirche allerhand Zugeständnisse in Bezug auf ihr sittliches Verhalten in Aussicht stellte**). Wieder ein anderes Mal war es dieselbe Uebermacht sinnlich geistiger Erregbarkeit, aus welcher die Hinneigung zu dem phantasiereichen Cultus der römischen Kirche und die Empfänglichkeit für die wollustathmenden Sitten des Südens entsprang***).

Der neue Glaube selbst bot manche verführerische Lockung für die Entfesselung von Neigungen, welche der kalte und strenge Protestantismus darniedergehalten, wenigstens nicht ermuntert hatte. Das glänzende und sinneblendende Ceremoniell, welches die Kirche Roms zu einem wesentlichen Bestandtheil der Verehrung des Uebersinnlichen

---

*) Vgl. Soldan, „Der Proselytismus in Braunschweig und Sachsen" (1845).

**) Dies wird u. a. ausdrücklich als Grund des Uebertritts angegeben bei einem Herzoge Christian von Mecklenburg und einem Grafen F. A. von Limburg. (Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 1. Bd. S. 54.)

***) So z. Th. bei Johann Friedrich von Braunschweig (s. oben S. 59) und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (s. dessen Briefwechsel mit Leibnitz, herausgeg. von Rommel).

macht, schien eine ähnliche Verherrlichung der irdischen Majestät, welche sich ja als einen Abglanz der göttlichen darzustellen liebte, nahezulegen, und der feierliche Pomp, mit welchem gold- und juwelenstrahlende Bischöfe, umgeben von einem glänzenden Geleite anderer Geistlichen, bei den rauschenden Klängen italienischer Kirchenmusik, inmitten eines Lichtmeeres von hunderten von Wachskerzen, einen katholischen Fürsten einsegneten, war freilich etwas, dem der Protestantismus mit seinen nüchternen und, so zu sagen, bürgerlichen Formen nichts entgegenzustellen hatte. Die zahlreichen kirchlichen Feste und die häufigen Processionen des römischen Cultus gaben zu vielfacher Entfaltung von Pracht und Etikette erwünschte Veranlassung und begünstigten in eben dem Maße den aristokratischen Müßiggang, wie die Abneigung des Protestantismus gegen ein Uebermaß von Feiertagen die bürgerliche Werkeltagsthätigkeit ermunterte. Die bequeme Moral der Jesuiten ersparte den bekehrten Machthabern alle jene Conflicte, die sie doch dann und wann mit den schwerfälligeren Gewissen ihrer protestantischen Beichtväter zu bestehen gehabt hatten. Die Casuistik der Schüler Loyola's, welche für so vieles eine Rechtfertigung bereit hatte, war nicht verlegen, die zärtlichen Herzensneigungen verliebter Fürsten nicht blos zu beschönigen, sondern beinahe als etwas dem Himmel Wohlgefälliges darzustellen*), und noch viel leichter ward diesen gefälligen Gewissensräthen, bei der damals noch fast allgemeinen Unkenntniß in volkswirthschaftlichen Materien, der für verschwenderische Fürsten so beruhigende Beweis, „daß der Landesherr depensiren dürfe, so viel er wolle, wenn nur das Geld im Lande bleibe“**).

Die Kirche selbst, in der Freude über den Gewinn gekrönter Proselyten, ließ sich bereit finden, den reuigen Söhnen um solchen Verdienstes willen manche andere Schwachheit nachzusehen, und gebrauchte zu deren Gunsten ihren allmächtigen Schlüssel mit freigebiger Hand. Man löste Ehebündnisse, welche den Machthabern unbequem waren, und gestattete sogar, gegen das kanonische Verbot, den Getrennten eine neue Heirath, wenn dadurch die Erfüllung fürstlicher Wünsche erleichtert

*) Häusser, „Geschichte der Pfalz“, 2. Bd. S. 934.

**) Nach Häusser a. a. O. S. 909 ward dies ausdrücklich in einem Gutachten erklärt von dem Jesuiten Seedorf, dem Erzieher Carl Theodor's. Und Seedorf war, wie Häusser erwähnt, „ein wohlmeinender Mann“.

ward *). Katholische Klöster gewährten verabschiedeten fürstlichen Geliebten oder vornehmen Damen, welche ihre weltlichen Neigungen gern mit dem Schleier der Frömmigkeit bedecken wollten, ein bequemes Asyl **).

In mehr als einer Beziehung wirkte der Glaubenswechsel der Fürsten ungünstig auf die Sittlichkeit der Höfe ein. Im Geleite und unter dem Schutze italienischer Jesuiten und französischer Abbés kamen italienische und französische Abenteurer in größerer Masse an die deutschen Höfe, um hier ihr Glück zu versuchen, und brachten die üppigen und leichtfertigen Sitten ihrer Heimath mit. Die Umgebung des Fürsten ward je mehr und mehr eine durchaus katholische und schied sich und ihn immer schärfer von der protestantischen Bevölkerung ab. Das von oben gegebene Beispiel der Abschwörung des angeborenen Glaubens vermehrte den Leichtsinn und die Gesinnungslosigkeit der Höflinge, welche bald ebenfalls ihre religiösen Ueberzeugungen wie ihre moralischen Grundsätze als eine Waare behandelten, die sie unbedenklich losschlugen, sobald damit die Gunst des Fürsten und äußere Vortheile zu erkaufen standen. Ja selber bis in die bürgerlichen Kreise hinein drang der verwirrende und entsittlichende Einfluß einer Handlungsweise, die man, wie alles, was von den Machthabern ausging, in gewohnter unterthäniger Demuth vor deren Untrüglichkeit und Unverantwortlichkeit rechtfertigen zu müssen glaubte und doch mit gutem Gewissen nicht wohl rechtfertigen konnte ***).

*) So löste der Papst auf August's d. St. Wunsch die Ehe der Gräfin Lubomirska und gestattete beiden Theilen, sich wieder zu vermählen; ebenso die der Gräfin Dönhoff (La Saxe galante, S. 257, 383).

**) Eine Geliebte August's d. St., Fräulein von Osterhausen, lebte eine Zeit lang in einem Kloster zu Prag, von wo aus sie ungenirt die Gesellschaften, Bälle u. s. w. des dortigen Adels besuchte (La Saxe galante. Vehse, „Deutsche Höfe", 32. Bd.). Die Schwester der Kurfürstin Sophie von Hannover, Louise Hollandine, ward katholisch und darauf Aebtissin des Klosters zu Maubuisson, obgleich ihr Lebenswandel so wenig fromm war, daß sie sich selbst trotzig rühmte, vierzehn natürliche Kinder geboren zu haben. (Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 36.)

***) Höchst bezeichnend in diesem Betracht sind die Gutachten, welche bei dem Uebertritt der Prinzessin von Braunschweig, der Enkelin Anton Ulrich's, zur katholischen Kirche über die Rechtmäßigkeit dieses Schrittes von Theologen und Juristen abgegeben wurden. Sie finden sich zusammengestellt in Chr. Thomasius' „Jurist. Händeln", 2. Bd.

Die meisten Fälle von Uebertritten fürstlicher Personen zum Katholicismus kamen an den Höfen der Mittelstaaten vor. Eroberungen in diesen Kreisen waren natürlich der katholischen Propaganda, welche eben damals ihre ganze Thätigkeit aufbot, vorzugsweise werthvoll, und in der That gelangen ihr durch kluge Benutzung der Umstände gerade hier mehrfache Bekehrungen. Mit besonders schlauer Berechnung scheint sie sich an nachgeborene Söhne oder auch an entferntere Stammesvettern größerer fürstlicher Häuser gemacht zu haben, welche eine unmittelbare Aussicht auf die Nachfolge in der Regierung nicht hatten und durch Beförderungen zu hohen geistlichen oder weltlichen Würden, auch wol durch Geld, zu verlocken waren. Es gab eine geraume Zeit lang fast kein fürstliches Haus zweiten Ranges in Deutschland, welches nicht entweder in seinem regierenden Haupte oder doch in einem und dem andern seiner Glieder dem Bekehrungseifer Roms unterlegen hätte. Binnen eines Jahrzehnts gingen dem Protestantismus zwei seiner Hauptvorposten verloren, die Pfalz durch Erbfall an die katholische Linie Neuburg, Sachsen durch den Glaubenswechsel seines Kurfürsten. Die zwei Linien des Hauses Braunschweig sahen beide eine Zeit lang Apostaten an ihrer Spitze. Würtemberg stand weit über ein halbes Jahrhundert unter katholischen Fürsten, und ein Prinz des hessischen Hauses ward nicht blos selbst ein eifriger Katholik, sondern nahm sich auch des Proselytenmachens für seinen neuen Glauben eifrig an.

So traf in den Staaten zweiten Ranges alles zusammen, um dem lockern Treiben, dem ausschweifenden Prunke und der vornehmen Abschließung der Höfe vom Volke Vorschub zu leisten.

Die kleineren weltlichen und die geistlichen Höfe.

Ein glücklicheres Loos hatten in dieser Beziehung im Allgemeinen jene deutschen Länder gezogen, welche nicht groß genug waren, um ihren Beherrschern die Versuchung nahe zu legen, hohe Politik zu treiben und in Folge dessen auch in ihrem Hof- und Privatleben sich über Gebühr aufzublähen, aber doch auch nicht zu klein, um nicht denselben Beschäftigung und Befriedigung in stiller, landesväterlicher Thätigkeit zu gewähren und sie dadurch in engerer Verbindung mit ihren Unterthanen zu erhalten. In einzelnen dieser kleineren Länder — z. B. den sächsischen Herzogthümern, Baden-Baden, Anhalt-Dessau — geht durch eine ganze Reihe von Regenten ein gewisser Zug landesväterlicher Tüchtigkeit, wohlmeinender Sorglichkeit für

das Beste der Unterthanen und einer verhältnißmäßig einfachen, fast bürgerlichen Sitte, der sie und ihre Umgebungen wenigstens vor jenem wüsten Taumel der Liederlichkeit, der die Höfe der Mittelstaaten ergriffen hatte, bewahrt. Wennschon auch diese Höfe der allgemeinen Ansteckung nicht so ganz sich zu erwehren vermochten, daß nicht hier ein steiferes und prunkenderes Ceremoniell — wie in Gotha unter Friedrich II., — dort ein herrischerer Geist des Regierens — wie unter dem wilden Ernst August von Weimar, — bisweilen selbst etwas ausländische Leichtfertigkeit sich bemerkbar machte, so blieb doch im Ganzen immer ein Trieb zum Besseren und Edleren, ein Sinn für das Einfache und Vaterländische vorherrschend, der in spätern Zeiten, unter einer Amalie und einem Carl August von Weimar, einer Louise Dorothea und einem Ernst II. von Gotha, einem Carl Friedrich von Baden und Anderen herrliche Blüthen und Früchte zeitigte.

Was die geistlichen Höfe betrifft, so erhielten auch sie sich keineswegs von der allgemeinen Sittenverderbniß unberührt, und wenn französische Galanterie dort nicht ganz so verbreitet war, wie an den weltlichen, so war sie es doch sicherlich weit mehr, als die Würde und das Ansehen von Vertretern der Kirche und der Religion zu gestatten schien. Im Allgemeinen kann man sagen, daß zu einer Zeit, wo an vielen der größeren weltlichen Höfe Deutschlands das französische Wesen schon in üppigster Blüthe stand, die meisten geistlichen noch den einfacheren, freilich auch roheren Geschmack einer früheren Culturperiode beibehielten, dagegen ein freierer, bisweilen sogar sehr freier Ton hier gerade dann zu herrschen anfing, als jene zum Theil schon wieder davon zurückgekommen waren. Ueber das Mehr oder Weniger, das Früher oder Später des Eindringens französischer Leichtfertigkeit an die geistlichen Höfe entschieden theils geographische Lage und politische Beziehungen, theils die Persönlichkeit des gewählten Oberhauptes und die Traditionen, die dasselbe aus seinem Stammlande mitbrachte. Während am erzbischöflichen Hofe zu Salzburg der steife Pomp spanischen Ceremoniells, wie er zu Wien herrschte, nachgeahmt ward, neigten die geistlichen Kurfürstenthümer an der französischen Grenze sich früher, als andere, den freieren Sitten des Nachbarlandes zu. An den Hof zu Bonn brachten die beiden Wittelsbacher Johann Clemens und Clemens August den Sinn für Glanz und Ausschweifungen und die Hinneigung zu französischem Wesen mit, während später, unter einem österreichischen

Prinzen, der Ton daselbst wieder ein ernsterer ward. Am Hofe zu Trier herrschte bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts ziemliche Einfachheit der Lebensweise und der Etikette; erst der sächsische Prinz, dem später der geistliche Kurhut übertragen wurde, führte steifere Sitten ein, und seine Leidenschaft für die französischen Emigranten, welche sich massenweise unter seinen Schutz begaben, machte noch am Ausgange dieses Zeitraumes den Hof zu Coblenz zu einem Sammelpunkte des alten, legitimen Frankreichs mit seinen galanten und chevaleresken Manieren, aber auch seinen nichts weniger als reinen Sitten. Der Hof des Kurfürsten Erzkanzlers von Mainz war nach dem dreißigjährigen Kriege durch den würdigen Grafen von Schönborn ein Sitz edler Gesittung und ächt fürstlichen Strebens nach Förderung vaterländischer Bildung geworden. Wennschon er auf dieser Höhe sich nicht erhielt, so behielt er doch auch unter den folgenden Regierungen ein gesetzteres Wesen bei und blieb den Leichtfertigkeiten anderer Höfe ziemlich fremd. Allein im letzten Drittheil des 18. Jahrhunderts, unter dem geistreich-frivolen Carl Joseph von Erthal (dem Gegenbild seines ernsten, wahrhaft landesväterlichen Bruders Carl Ludwig, Bischofs von Würzburg und Bamberg), der zwar gern den Gönner der ernsten Wissenschaft, sogar der protestantischen, spielte, aber noch weit lieber mit seiner Freundin, der Baronesse von Coudenhoven, und mit anderen Damen von Welt, nach Anleitung des „Ardinghello", den sein Bibliothekar Heinse diesem Kreise vortrug, in den verführerischen Genüssen einer geistigsinnlichen Lebensanschauung schwelgte, riß auch am Mainzer Hofe ein leichtfertiger und üppiger Ton ein, in welchen die hochwürdigen Herren des Domcapitels mit rückhaltloser Hingebung einstimmten*).

Der Name Schönborn spielt in der Geschichte der geistlichen Fürstenhöfe Deutschlands im vorigen Jahrhundert eine wahrhaft denkwürdige, in hohem Grade ehrenvolle Rolle. Auf vielen und gerade den bedeutendsten Bischofssitzen, in Mainz und Trier, in Speier und Fulda, in Bamberg und Würzburg, finden wir Mitglieder dieser wenig begüterten, aber alten und durch treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneten Grafenfamilie aus dem Westerwalde, und fast

*) „Rhein. Antiquarius", 1. Bd. 1. Abtheilung; Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 2. Abth. S. 190; Scherr, „Geschichte deutscher Cultur", S. 466; Pertz, „Stein's Leben", 1. Bd.; „Sömmering's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen", von R. Wagner, 2. Bd. S. 48.

überall haben dieselben durch ihre edlen und einfachen Sitten, ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr Streben nach Bildung, ihre Fürsorge für das Beste der ihnen anvertrauten Länder, ihre Wohlthätigkeit und ihre Vorliebe für geschmackvolle Verschönerungen, ohne übermäßigen Prunk, ein dankbares und gesegnetes Andenken hinterlassen*).

Der Kaiserhof und der Hof zu Berlin. Die beiden größten deutschen Höfe, der kaiserliche und der brandenburgisch-preußische, wurden durch die politischen Verhältnisse der Staaten, die sie repräsentirten, und durch die Persönlichkeiten der Herrscher, welche während des größten Theils dieses Zeitraumes an ihrer Spitze standen, vor dem Versinken in eine ähnliche sittliche Zerfahrenheit und Frivolität, wie die Höfe zweiten Ranges, bewahrt. Die feindliche Stellung, welche sowol Oesterreich als Brandenburg gegen Frankreich gerade zu der Zeit einnahmen, wo Ludwig's XIV. Einfluß mit so verhängnißvoller Gewalt auf Deutschland drückte, setzte demselben nach diesen beiden Seiten hin Schranken, und wenn er dennoch theilweise eindrang, so vermochte er doch niemals hier ein so großes und so bleibendes Uebergewicht zu gewinnen, wie an den Höfen, welche auch politisch mehr oder weniger von Frankreich abhängig waren oder eine Anlehnung an diesen Staat suchten. Die natürliche Machtstellung und Bedeutung, welche Oesterreich schon lange, Brandenburg wenigstens seit seinem Großen Kurfürsten besaß, verlieh der Politik und dem ganzen Wesen beider Höfe einen gewissen Zug und Schwung wahrer innerer Größe, neben welchem weder die hohle Aufgeblasenheit eines ausschweifenden Flitterprunkes, noch die läppische Zerfahrenheit einer in ewigen Zerstreuungen sich berauschenden Thatenlosigkeit und Genußsucht auf die Länge bestehen konnte, und wenn einmal einzelne Fürsten sich leichtfertigeren oder verschwenderischeren Sitten zuwendeten, so kehrten doch ihre Nachfolger immer bald wieder zu einer ernsteren und gehalteneren Lebensweise zurück.

Der Hof zu Wien hatte seit Carl V. und den Ferdinanden das spanische Ceremoniell mit seiner ganzen steifen Würde und Grandezza angenommen. Joseph I., ein junger Fürst von lebhaftem Geiste, prachtliebend und galant, neigte sich zu der leichteren und heiterern

*) „Rhein. Antiquarius", 3. Bd. 1. Abth. S. 119, 208 u. s. w.; W. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Bd. S. 322; Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd.; Pöllnitz a. a. O., u. A. m.

Weise Frankreichs hin, aber seine Regierung war nur kurz, und sein Nachfolger Carl VI. hielt an den Traditionen der alten Etikette in ihrer ganzen Strenge fest. Nur unter wiederholten Kniebeugungen, in genau vorgeschriebenen Entfernungen, durften dem Kaiser diejenigen nahen, welche einer Audienz gewürdigt wurden, selber die fremden Gesandten nicht ausgenommen. Kniend bedienten ihn bei Tisch die höchsten Würdenträger des Hofs — fast immer Personen des reichsunmittelbaren Adels, Mitglieder reichsfürstlicher oder reichsgräflicher Geschlechter. Niemand außer der kaiserlichen Gemahlin und den kaiserlichen Kindern — bei besonders feierlichen Gelegenheiten auch nicht diese — durfte an einer und derselben Tafel mit dem gesalbten Herrn der Christenheit Platz nehmen. Nicht einmal ein fremder Fürst, und wäre er von königlichem Range, konnte dieser Ehre theilhaftig werden. In solchem Falle wählte man wol den Ausweg, den hohen Gast „auf der Seite der Kaiserin“ einzuladen. Dort war das Ceremoniell nicht so streng; dort konnte der Kaiser, ohne sich etwas zu vergeben, mit andern Personen von erlauchter Geburt zusammen speisen. An der eignen Tafel saß der Kaiser stets bedeckt. Um ihn her standen, ehrfurchtsvoll auf ein Wort aus kaiserlichem Munde harrend, die Gesandten der europäischen Mächte, — gleichfalls bedeckten Hauptes, als Vertreter ihrer Fürsten —, die Minister und die Spitzen des Hofstaates. Nach den ersten Gängen trank der Kaiser auf das Wohl der Kaiserin, wobei er das Haupt entblößte. Seinem Beispiel folgten die fremden Gesandten, die sich auch mit ihm zugleich wieder bedeckten. Dies war der Moment, wonach alle die Personen, welche den Majestäten bei der Tafel ihre Ehrerbietung bezeigt, sich zurückzogen, nachdem noch zuvor die Hofwürdenträger vom Kaiser und der Kaiserin die üblichen Befehle für den Rest des Tags empfangen hatten*).

Es muß zugegeben werden, daß dieses Ceremoniell in der Vergötterung der Person des Souveräns und der ängstlichen Fernhaltung desselben von jeder Berührung mit gemeinen Sterblichen ebenso weit, wenn nicht weiter ging, als das von Ludwig XIV. eingeführte und an den meisten deutschen Höfen nachgeahmte. Aber es muß auch zugegeben

*) Letters of Lady Montague, 1. Bd. S. 38 ff.; Pöllnitz, „Memoiren“, 1. Bd. S. 290 ff.; Meiners, „Geschichte des weiblichen Geschlechts“, 3. Band S. 540.

werden, daß die Anwendung eines solchen Ceremoniells, wenn irgendwo, bei einem Souverän gerechtfertigt war, welchen die einmüthige Ansicht aller Potentaten noch immer als den ersten Monarchen der Welt anerkannte und welchem ein uralter, niemals förmlich aufgehobener Grundsatz des europäischen Staatsrechts die Oberhoheit über alle christlichen Könige und Fürsten zusprach.

Die Tracht des Hofes war für gewöhnlich ziemlich einfach, dagegen um so prächtiger an den Galatagen, deren es sehr viele gab*). Bei großer Gala mußten nicht blos Hof und Adel, sondern auch die ganze Stadt Wien im Festschmuck erscheinen. Die Majestäten waren an solchen Tagen ganz mit Diamanten bedeckt; besonders die Kleidung der Kaiserin strotzte dergestalt von Edelsteinen, daß sie die Last kaum ertragen konnte. In feierlichem Zuge ging es dann in die Kirche des heiligen Stephan, voran zu Pferde die Ritter vom goldenen Vließ und die kaiserlichen Kammerherren: dann, in prachtvollem, schwervergoldetem, von acht Pferden gezogenem Wagen im Fond der Kaiser ganz allein, ihm gegenüber auf dem Rücksitz die Kaiserin; dahinter die Erzherzöge und Erzherzoginnen, die hohen Hofchargen, der päpstliche Nuncius und die Gesandten der weltlichen Fürsten, sämmtlich mit Gefolge, in je drei Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt. Eine Doppelreihe von Garden schloß den kaiserlichen Wagen ein; andere Abtheilungen folgten; den ganzen Zug umgaben Pagen und Kammerdiener zu Fuß mit entblößtem Haupt.

Die kaiserliche Gemahlin war von einem kaum viel weniger strengen Ceremoniell, als der Kaiser selbst, umgeben. Auch bei ihren Audienzen fanden die drei üblichen Kniebeugungen beim Eintritt wie beim Fortgehen statt. Der Besuch des Kaisers bei der Kaiserin ward

*) Recht gute Darstellungen der Trachten des Wiener Hofs aus dem Anfange des 18. Jahrh. enthält das Bilderwerk: „Neueröffnete Weltgallerie", 1703. Leopold I. erscheint daselbst noch in ganz spanischer Tracht, seine Gemahlin in reichgesticktem Unterkleid und halb zurückgeschlagenem Oberkleid, Spitzenärmeln, das Haar sehr einfach, eine Art Puffenscheitel mit einzelnen, lang auf die Schultern herabfallenden Locken und Blumen darin. Joseph I. ist im Brustharnisch, dazu aber in seidnen Strümpfen und Alongenperrücke, seine Gemahlin ähnlich der vorigen, Carl VI. im kleinen französischen dreieckigen Hut über der Alongenperrücke, gestickten Rock mit weiten Aermeln, Manchetten, Escarpins, Degen, Stock. Die beiden Feldherren Ludwig von Baden und Prinz Eugen sind ganz französisch gekleidet. Die Trachten der Damen erscheinen ebenso kleidsam als anständig.

jedesmal durch den Oberhofmeister angekündigt. Die Kaiserin empfing ihren Gemahl mit großer Förmlichkeit, umgeben von ihren Damen, an welche aber der Kaiser — so wollte es die Etikette — kein Wort richtete. Die zwölf Ehrenfräulein der Kaiserin — junge Damen aus den ersten Familien des hohen Adels, welche diese Stellen als Ehrenämter, ohne Gehalt, bekleideten — lebten am Hofe in einer Art von klösterlicher Zucht, nach spanischer Sitte, unter der Aufsicht einer Oberhofmeisterin, gewöhnlich einer verwittweten Dame vom höchsten Stande.

Starb der Kaiser, so durfte seine Wittwe die Trauer um ihn während ihres ganzen übrigen Lebens nicht ablegen. Ihre Zimmer, ihre Carossen, ihre Livréen trugen immerfort die Farbe des Schmerzes. Weder Schauspiel, noch Concert sahen jemals die kaiserliche Wittwe, die auf alle Freuden des Lebens verzichtete und sich gewöhnlich in ein Kloster zurückzog, nur mit Beten und Wohlthun beschäftigt.

Die Lustbarkeiten des Hofs boten wenig Abwechselung. Die gewöhnlichsten Erholungen Kaiser Carl's VI. waren die Jagd und das Scheibenschießen. Die Kaiserin pflegte ihn dabei zu begleiten. Auch die jungen Erzherzoginnen ergötzten sich öfters mit ihren Hofdamen am Schießen nach dem Ziele, wobei die Kaiserin die Preise austheilte und der Kaiser nebst den Herren vom Hofe die Zuschauer abgaben. Carl VI. und seine Gemahlin liebten beide die Musik. Der Kaiser spielte mehrere Instrumente, versuchte sich auch im Componiren. Eine seiner Opern ward vom Hofe aufgeführt: die Musiker wie die Sänger waren Personen von Rang; zwei Erzherzoginnen tanzten darin, und der Kaiser selbst spielte im Orchester mit. Oeffentliche Opern fanden nur wenige das ganze Jahr hindurch statt. Diese, ein Hofball, ein Carneval und eine Maskerade, meist eine Bauernhochzeit oder etwas dergleichen vorstellend, — das waren die seltenen Zerstreuungen, welche das, im Uebrigen streng abgemessene und einförmige Leben des kaiserlichen Hofes unterbrachen.

Die Paläste und Lustschlösser, welche der Hof bewohnte, waren weder prächtig, noch von modernem Styl. Joseph I. hatte den Bau eines Palastes zu Schönbrunn im Geschmacke von Versailles begonnen, allein Carl VI. zog den Aufenthalt in den engen und unwohnlichen Schlössern zu Laxenburg und in der Vorstadt Wieden vor. Die Ausschmückung dieser Schlösser verrieth ebensowenig Luxus. Zwar gab es Vorräthe von reichen Tapeten, kostbaren Meubeln und prächtigen

Bildern, welche viele Säle füllten; aber es schien Herkommen zu sein, sich derselben nicht zu bedienen; man ließ sie in ihrem Versteck und begnügte sich mit den alten und einfachen Einrichtungen*).

Unter Maria Theresia verlor sich zum Theil der allzusteife Ton des spanischen Ceremoniells. Männer von Verdienst durften an der Tafel der Kaiserin speisen**). Ihr Gemahl, Franz von Lothringen, brachte französische Sitte an den Hof mit und verschaffte der französischen Sprache, welche noch Carl VI. nicht geduldet hatte, neben dem herrschenden Italienisch Eingang. Fürst Kaunitz, Maria Theresia's erster Minister, hatte durchaus französische Manieren, auch die Leichtfertigkeiten der Galanterie nicht ausgeschlossen***). Die Kaiserin selbst war und blieb in Sprache und Manieren ihr Lebenlang eine ächte Oesterreicherin und that ihrer Natur nur so weit Zwang an, als ihr Rang und die Verhältnisse es durchaus zu fordern schienen. Das Unglück ihrer ersten Regierungsjahre hatte sie ihren Völkern, deren tapfrer Treue sie ihre Rettung verdankte, enger verbunden, und sie bewahrte das Andenken daran durch die ganze lange Dauer ihrer Regierung. Während viele Fürsten der damaligen Zeit, selbst von den kleinsten, vor jeder Berührung mit ihren Unterthanen wie vor einer Selbsterniedrigung zurückscheuten, betrachtete die mächtige Kaiserin, trotz der noch immer ziemlich strengen Etikette, welche das Herkommen und die Würde ihrer Stellung ihr auferlegten, ihre Völker als eine große Familie und sich als deren Mutter; sie kümmerte sich herzlich um die Angelegenheiten ihrer Umgebungen in den weitesten Kreisen und erwartete dagegen, daß diese ebenso warmen Antheil an den Leiden und Freuden des Kaiserhauses nähmen. Als sie die Nachricht von der Geburt ihres ersten Enkels (des ältesten Sohnes Erzherzogs Leopold) erhielt, eilte sie stehenden Fußes, im Nachtkleide, durch die Corridore des

*) Letters of Lady Montague a. a. O.; Pöllnitz, „Memoiren", a. a. O.; Galletti, „Allgem. Culturgeschichte der drei letzten Jahrhunderte", 1. Bd. S. 382; Förster, „Die Höfe und Cabinette Europas im 18. Jahrhundert", 2. Bd. („Der Kaiserliche Hof") S. 14 ff.

**) Meiners, „Geschichte des weiblichen Geschlechts", 3. Bd. S. 550.

***) Man erzählt: die in diesem Punkte sehr strenge Kaiserin habe ihm einmal darüber Vorstellungen machen wollen; der Fürst aber habe ihr kurz erwidert: „Majestät, ich bin gekommen, um über Ihre Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen, nicht über die meinigen". (Scherr a. a. O. S. 443.)

Schlosses ins Burgtheater und rief, weit über die Brüstung der Loge vorgebeugt, ins Parterre hinab: „Der Poldel hat an Buaba — und grad' zum Bindband auf mein' Hochzeitstag — Der ist galant*)!"

Das Familienleben am Kaiserhofe war zwar durch die steife Etikette einigermaßen der vertraulichen Herzlichkeit entfremdet, dagegen aber auch vor der Verflüchtigung in französische Leichtfertigkeit geschützt. Zwar hatten sowol Joseph I. als Carl VI. galante Verbindungen**); doch ward wenigstens der äußere Anstand beobachtet, und das Verhältniß der kaiserlichen Ehegatten erlitt keine sichtbare Veränderung. Eine eigentliche Mätressenherrschaft, wie am sächsischen, bairischen oder würtembergischen Hofe, hat es am Kaiserhofe nie gegeben. Maria Theresia — darin hocherhaben über manche andere Selbstherrscherin ihrer Zeit — war so weit entfernt, aus ihrem hohen Range ein Privilegium freierer Sitten für sich zu machen, daß sie vielmehr in ehelicher Treue und weiblicher Sittsamkeit ihren Völkern ein Beispiel gab, welches freilich gerade in ihrer nächsten Umgebung, in Wien, wenig Nachahmung fand. Wie sie ihren Gemahl rein aus Liebe gewählt hatte, so blieb sie ihm auch in ungetheilter und ungeschwächter Liebe bis zu seinem Tode treu und strebte, obschon eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, nie, einem andern Manne zu gefallen. Selbst seine kleinen galanten Abenteuer, von denen sie wußte und welche sie tief schmerzten, konnten weder ihre Liebe vermindern, noch sie zu einem Ausbruche gerechten Unwillens gegen einen Gemahl verleiten, der ihr so viel verdankte und so wenig nach Gebühr lohnte. Sie verbarg ihr verletztes Gefühl sowol vor ihrem Gemahl selbst, wie vor der Welt, und ging in ihrer Duldsamkeit so weit, daß sie die eine der kaiserlichen Geliebten an ihren Spieltisch zog, einer andern beim Tode des Kaisers ihr Mitgefühl über den Verlust aussprach, der sie beide betroffen habe***).

Kaiser Joseph II. lebte höchst einfach, fast bürgerlich, ebenso fern

---

*) Scherr a. a. O. S. 445.

**) La Saxe galante, S. 229; Scherr a. a. O. 439. Die Geliebte Joseph's war eine Gräfin Palffi, die Carl's eine Gräfin Althan.

***) „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", von Caroline Pichler (1844), 1. Bd. S. 10 ff., 30 ff. (die Mutter der Verfasserin war Kammerdienerin der Kaiserin); Scherr a. a. O. S. 445. „Meine liebe Fürstin", soll Maria Theresia zur Fürstin Auersperg gesagt haben, „wir haben beide viel verloren!"

von spanischem Prunke wie von französischer Leichtfertigkeit. Er besaß einen zu ernsten Geist und zu viel Pflichtgefühl als Monarch, um an solchen Spielereien und Tändeleien Gefallen zu finden.

In Brandenburg war durch den Großen Kurfürsten dem ganzen Staatsleben eine entschiedene Richtung auf solide Größe und nachhaltiges Wachsthum von innen heraus gegeben worden. Zeuge der furchtbaren Schicksale, welche der dreißigjährige Krieg und die während desselben von seinem Vater verfolgte kurzsichtige und schwächliche Politik über das Land gebracht, war Friedrich Wilhelm in dieser Schule des Unglücks zu einem ernsten, thatkräftigen Charakter herangereift, an welchem die Verführungen, denen sonst so leicht junge Fürstensöhne unterliegen, machtlos abprallten. Dieser Charakter, von dem er schon als halbreifer Jüngling so entscheidende Proben abgelegt*), blieb sich auch in seinem spätern Leben unwandelbar treu. Wir besitzen dafür ein werthvolles Zeugniß in der Schilderung, welche sein Urenkel, Friedrich II., der ruhmreiche Vollender dessen, was jener ruhmreich begonnen, von den Sitten und der Lebensweise seines großen Vorgängers entworfen hat**). Wie er versichert, war Friedrich Wilhelm gegen die gefährlichen Verführungen der Liebe unempfindlich und wußte von keiner andern Leidenschaft, als gegen seine Gemahlin. Er liebte den Wein und die Gesellschaft, überließ sich jedoch auch darin keinen Ausschweifungen. Sein Hof war nicht ohne eine gewisse Pracht, allein nicht aus Eitelkeit oder Hang zur Weichlichkeit, sondern aus der nothwendigen Rücksicht auf das äußere Ansehen, dessen er bei seinem Streben nach Vergrößerung der Machtstellung seines Reichs nicht entbehren zu können glaubte. Verglichen mit dem seines Zeitgenossen und Gegners, Ludwig's XIV., repräsentirte der Hof zu Berlin ebenso die deutsche Mäßigkeit, wie der zu Versailles die französische Eleganz***). Friedrich Wilhelm war viel zu ernstlich mit der Wiederherstellung der zerrütteten Verhältnisse seines Landes, mit der Befestigung der Macht und des Ansehens Brandenburgs und mit der Verbesserung der allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands beschäftigt, als daß er für jene läppischen Zerstreuungen Zeit und Stimmung hätte finden sollen, womit manche seiner deutschen Mitfürsten beinahe ihr ganzes Leben ausfüllten.

*) S. oben S. 56.

**) „Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geschichte“, S. 149.

***) A. a. O. S. 157.

Unter seinem Sohne Friedrich, dem ersten Könige von Preußen, trat eine wesentliche Veränderung ein. Der Grundzug des Charakters dieses Fürsten war eine kleinliche Eitelkeit, welche, wie sich sein Enkel ausdrückt*), mehr nach einem blendenden Glanze, als nach wahrer, solider Größe strebte. Sogar seine Anstrengungen, die königliche Würde zu erhalten, welche man bisweilen als den Ausfluß einer großartigen und voraussehenden Politik hat rühmen wollen, waren, nach dem Urtheil eben jenes königlichen Geschichtschreibers (welcher gerade hierüber wol der competenteste Richter sein dürfte), lediglich die Wirkung der Begierde, seinen Geschmack durch äußerliches Gepränge befriedigen und seine stolze Verschwendung durch einen scheinbaren Vorwand rechtfertigen zu können. Die Pracht, welche Friedrich I. liebte, war nicht das Resultat der weisen Berechnung eines Regenten, welcher durch einen wohlangebrachten Luxus den Gewerbfleiß seiner Unterthanen zu beleben und zu ermuntern sucht, sondern die Verschleuderung eines eitlen und verschwenderischen Fürsten. Sein Hof war einer der prächtigsten in Europa; in seinen Küchen, Kellereien und Ställen bemerkte man mehr einen asiatischen Stolz, als eine europäische Anständigkeit**).

Allerdings that Friedrich manches für die Künste und sogar für die Wissenschaften, allein auch nur, um seine Eitelkeit zu befriedigen, ohne wahre Neigung und noch mehr ohne tieferes Verständniß für die edleren Beschäftigungen des Geistes. Die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin war mehr das Werk der geistvollen Königin, als das seine, denn er selbst ward für die Genehmigung zur Ausführung des von Leibnitz auf den Betrieb seiner königlichen Freundin und Schülerin entworfenen Plans nur dadurch gestimmt, daß man ihm vorstellte, es sei schicklich für einen König von Preußen, ein eben solches Institut zu besitzen, wie Ludwig XIV. Dieser selben Nachahmungssucht verdankte auch die Bildhauer- und Malerakademie zu Berlin ihr Entstehen. Die Prachtliebe und Verschwendungssucht des Königs versammelte in seiner Residenz eine große Masse von Künstlern, unter denen manches nicht unbedeutende Talent sich hervorthat, und einige der großen

*) Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geschichte, S. 208.

**) Das Obige ist wörtlich dem mehrfach angezogenen Werke Friedrich's des Großen entnommen; ich glaubte keinen bessern Gewährsmann anführen zu können.

öffentlichen Bauten Berlins, wie das Schloß und das Zeughaus, so wie einige Denkmäler der Bildhauerei, besonders die Bildsäule des Großen Kurfürsten, entstanden auf seine Veranlassung. Allein so wenig verstand Friedrich I. den wahren Werth der Künste und der Künstler zu schätzen, daß er den bedeutendsten aller damaligen Künstler Deutschlands, den genialen Schlüter, gegen einen andern zurücksetzte, der ihm nichts entgegenzustellen hatte, als seine adlige Geburt.

Natürlich fehlten dem, ganz auf französischen Fuß eingerichteten Hofe des neuen Königs von Preußen weder die Frivolitäten einer ungescheut betriebenen Mätressenwirthschaft, noch die eitle Selbstvergötterung durch feile Hofpoeten, und ebenso wenig entging der beschränkte Geist Friedrich's I. den betrügerischen Vorspiegelungen, mit welchen damals Goldmacher und Schwarzkünstler aller Art verschwenderische und leichtgläubige Fürsten zu bestricken wußten. Einer der verschmitztesten und unverschämtesten unter diesen Betrügern, Namens Caëtano, ein Italiener, trieb sein Spiel jahrelang mit dem schwachen König. Die Geschichte dieses Menschen ist die Geschichte der Thorheit, Unwissenheit und blinden Gier nach Reichthümern, welche einen großen Theil der damaligen Fürsten beherrschten. Caëtano, nachdem er sein Wesen in Spanien getrieben, kam nach Deutschland und versuchte sein Glück zuerst bei dem, immer geldbedürftigen, Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Er wußte diesen durch seine Schwindeleien so zu verblenden, daß derselbe ihn mit Ehrenauszeichnungen und Geschenken überhäufte. Er ward zum Feldmarschall und Commandanten von München ernannt. Als jedoch die Leerheit seiner Versprechungen, Gold zu machen, sich offenbarte, ließ der Kurfürst ihn verhaften und ins Gefängniß werfen. Erst nach sechs Jahren, 1704, wurde er wieder frei, und wandte sich nun unter dem Namen eines Grafen Ruggiero zuerst an den Kaiser Leopold, dann an den Kurfürsten von der Pfalz, erhielt von beiden Vorschüsse, ward jedoch auch wieder entlarvt und gefangengesetzt, entkam abermals und verlegte nun den Schauplatz seiner Betrügereien nach Berlin, wo ihm die Schwachheit, Eitelkeit und Verschwendungssucht Friedrich's einen günstigen Boden für seine Schwindeleien versprach. Der König, obgleich bereits von auswärts vor ihm gewarnt, schenkte dem Betrüger dennoch Glauben. Zwar wollte er ihm anfangs die Summen, welche Caëtano zu seinen Versuchen nöthig zu haben vorgab, nicht bewilligen, weil, wie er meinte, ein Gold-

macher nicht erst von Andern Geld zu erhalten brauchte; als aber Caëtano, anscheinend gekränkt durch dieses Mißtrauen, mit stolzen Mienen ihn verließ, um, wie er vorgab, die Früchte seiner goldenen Kunst anderswohin zu tragen, wo man sie besser zu würdigen wisse, da ward dem schwachen Könige bange, daß der schon im Geiste gesehene Goldregen ihm entgehen und einem Andern zu Theil werden möchte. Mit den größten Versprechungen rief er Caëtano zurück, bewilligte ihm alle seine Forderungen und überhäufte ihn außerdem mit den schmeichelhaftesten Auszeichnungen; er schenkte ihm sein eigenes, mit Brillanten besetztes Bildniß und ernannte ihn zum Generalmajor der Artillerie. Als der freche Schwindler nun aber endlich seine Verheißungen lösen sollte, entfloh er. Man holte ihn ein, er entfloh von neuem. Nochmals zurückgebracht, wußte er wiederum den König durch einige gauklerische Proben seiner vorgeblichen Kunst für sich einzunehmen und sein völliges Zutrauen zu gewinnen. So zog er, unter immer wiederholten Versprechungen und Täuschungen, den König fünf volle Jahre hin. Endlich, mit vieler Mühe, gelang es dem Kronprinzen, seinen Vater zu überzeugen, daß er sich so lange von einem ganz gemeinen Betrüger habe narren lassen. Der König that nun, was kleine Seelen in solchen Lagen zu thun pflegen. Je blinder vorher sein Vertrauen gewesen war, um so größer war nun sein Zorn. Nachdem er durch die Leichtgläubigkeit, womit er jahrelang einem längst entlarvten Betrüger sein Ohr geliehen, sich lächerlich gemacht, entehrte er sich durch die Grausamkeit, womit er seine Schwäche an dem Elenden rächte. Caëtano ward zum Tode verurtheilt und, wie es damals Brauch war, an einem mit Goldpapier ausstaffirten Galgen, angethan mit einer ebenso verzierten römischen Kleidung, gehenkt *).

Auch Böttcher, der Erfinder des Porzellans, begann seine alchymistische Laufbahn am Hofe Friedrich's I. Die ersten Proben, die er anstellte, schienen gelungen; der König wollte ihn festhalten, aber Böttcher entfloh nach Wittenberg. Friedrich verlangte seine Auslieferung, und zwar so dringend und unter Beifügung solcher Drohungen, daß man in Sachsen fürchtete, er werde ihn mit bewaffneter Hand

*) Gallus, „Handbuch der brandenburgischen Geschichte", 4. Bd. S. 489; „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte", S. 274; Kopp, „Geschichte der Chemie", 2. Bd. S. 200 ff.

holen, und deshalb die Garnison von Wittenberg verstärkte. Zur größeren Sicherheit ward Böttcher dann nach Dresden und endlich auf den Königstein gebracht. Dort enttäuschte er zwar die Hoffnungen auf die Gewinnung von Gold, mit denen auch August der Starke sich geschmeichelt hatte, aber er entschädigte diesen dafür durch eine Erfindung, welche in anderer Weise die Prachtliebe des Königs und seine Begierde nach Schätzen befriedigte, für die Industrie aber einen viel größern Werth hatte, als die angebliche Kunst der Goldmacherei *).

Wie schwach und eitel aber auch, wie verschwendungssüchtig und wie sehr ergeben jeder Art von Weichlichkeit und Ausschweifung Friedrich I. war, so hinterließ doch seine Regierung nicht jene tiefen, zerstörenden Spuren in dem Leben des Staates und dem Charakter des Volkes, welche anderwärts bei einer ähnlichen Lebensweise der Fürsten sich bemerkbar machten. Der dem preußischen Staate von dem Großen Kurfürsten gegebene Anstoß zu wirklicher, solider Größe war zu mächtig gewesen, um durch eine, wennauch in ganz anderem Geiste geführte Regierung von nicht zu langer Dauer sogleich wieder zu verschwinden; vielmehr pflanzte er sich trotz dieser Unterbrechung fort und ließ die von Friedrich eingeschlagene Richtung alsbald wieder in die entgegengesetzte umschlagen. Die Eitelkeit des ersten Königs von Preußen selbst mußte dazu dienen, seine Nachfolger auf den rechten Weg zu leiten. Die Krone, die er sich aufgesetzt, war keine ausländische, deren unsicherer Besitz nur zu raschem Genuß vorübergehenden Glanzes hätte locken, oder deren Behauptung ihren Träger von der Sorge für die Interessen des eignen Landes hätte ablenken können. Im Gegentheil gab die Vereinigung der getrennten Besitzungen des Hauses Hohenzollern unter diesem Symbole souverainer Macht und Größe der von dem Großen Kurfürsten eingeschlagenen Richtung auf Consolidirung des preußischen Staates nur neuen Schwung und Nachdruck, und wenn Friedrich I. sich damit begnügt hatte, in dem äußeren Glanze der neuen Krone zu schwelgen, so waren seine Nachfolger um so emsiger bemüht, für den materiellen Rückhalt der erworbenen Machtstellung und für deren würdige Behauptung durch Einfachheit der Sitten und Sparsamkeit im eignen wie im Haushalte des Staates zu sorgen. Die Höhe, auf welche die Beherrscher des brandenburgisch-preußischen Staates durch die Annahme

*) Kopp, a. a. O. S. 207.

des Königstitels sich stellten, entfernte sie nicht von ihrem Volke, verknüpfte sie vielmehr nur um so inniger mit diesem, welches dadurch befähigt und angewiesen ward, mit seinen Fürsten vereint eine große Rolle in der europäischen Politik zu spielen, während der bloße Schein von Macht, womit die sächsischen Auguste durch Annahme der polnischen Krone sich umgaben, weil er nur ihnen persönlich, nicht ihrem Stammlande zu Gute kam, sie diesem immer mehr entfremdete und zwischen Fürst und Volk eine immer weitere Kluft befestigte.

Der Gegensatz des Charakters und der Lebensweise, welcher zwischen Friedrich I. und seinem großen Vorgänger stattgefunden, war kaum so schroff, wie derjenige, welcher sich zwischen ihm und seinem Sohne zeigte, als dieser zur Regierung kam. Wir können die Wirkungen dieses Gegensatzes nicht treffender schildern, als mit den Worten Friedrich's II.: „Unter Friedrich I. war Berlin das nördliche Athen, unter Friedrich Wilhelm I. wurde es Sparta" *).

Wir müssen freilich hinzusetzen, daß die Aehnlichkeit Berlins mit Athen unter Friedrich I. mehr in dem schwelgerisch sinnlichen Lebensgenuß, als in der eigentlichen Verfeinerung der Sitten bestanden hatte, und daß die entgegengesetzte Denkweise, welcher Friedrich Wilhelm I. huldigte, wenigstens nicht die spartanische Verachtung aller friedlichen Beschäftigungen in sich schloß.

Allerdings war eine fast bis zum Aeußersten getriebene rauhe Einfachheit und Derbheit der Sitten der Grundcharakter Friedrich Wilhelm's I., und vergebens hatte seine geistvolle Mutter sich bemüht, ihm sanftere Gewohnheiten beizubringen **). Angewidert von der weichlichen und verschwenderischen Pracht am Hofe seines Vaters, Zeuge der tiefen Wunden, welche ein solches Leben nicht blos den Finanzen des Staats, sondern auch der Sittlichkeit des Volks geschlagen, verfiel er, in dem Eifer, diese Richtung zu vermeiden, beinahe allzu sehr in das entgegengesetzte Extrem. Aus Haß gegen das ausländische Wesen, welchem sein Vater gehuldigt, war er unempfänglich selber gegen die Vortheile, welche eine zweckmäßige Benutzung der Cultur des Auslandes für die Verfeinerung der Sitten und die Bildung des Geistes der preußischen Nation, die in beidem noch keineswegs weit vorangeschritten war, wol

*) „Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geschichte", S. 275.

**) Förster, „Fr. Wilhelm I.," 1. Bd. S. 104 ff.

gewähren konnte *). Die Künste und Wissenschaften, welche sein Vater, wenn auch nur aus Eitelkeit und mit beschränktem Sinne, gefördert hatte, verachtete er vollständig. Friedrich I. hatte zwar mit den Mitteln zur Ausstattung der neugestifteten Akademie gekargt, aber er hatte ihr wenigstens einen weithin strahlenden Glanz verliehen, indem er zu ihrem Präsidenten einen Leibnitz ernannte, der, nach dem Ausspruche Friedrich's des Großen, „für sich allein eine ganze Akademie war". Friedrich Wilhelm I. erklärte den großen Philosophen für „einen Kerl, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachestehen tauge" **); er verhöhnte die Akademie, indem er ihr seinen lustigen Rath Gundling zum Präsidenten gab, und würde sie wahrscheinlich ganz aufgehoben haben, wenn dieselbe sich nicht erboten hätte, durch Anlegung eines anatomischen Theaters ihm tüchtige Feldscherer für seine Armee zu liefern ***). Die Universitäten verspottete er, indem er die Professoren zu Frankfurt a. O. zwang, mit einem andern seiner lustigen Räthe, Morgenstern, öffentlich zu disputiren †), und von der zu Halle, durch deren Stiftung sein Vater, halb unbewußt vielleicht, den Keim zu einem freieren Aufschwunge der Wissenschaft und zu der darauf ruhenden Größe Preußens gelegt hatte, vertrieb Friedrich Wilhelm den bedeutendsten Vertreter dieser freieren Wissenschaft, Christian Wolf, weil man ihm weiß gemacht, die philosophischen Ansichten desselben, ins Leben übertragen, würden seine großen Grenadiere zur Desertion veranlassen ††). In seiner hausväterlichen Strenge

*) Komisch ist, daß dieser gründliche Hasser französischen Wesens sich dennoch der, damals zur Mode gewordenen und auch ihm anerzogenen Vermengung des Deutschen mit französischen Brocken so wenig entschlagen konnte, daß er z. B. bei der Zusammenkunft mit seinem Sohne in Cüstrin (nach dessen Verbannung dorthin) unmittelbar, nachdem er gesagt hatte: „er habe keine französischen Manieren, er sei ein deutscher Fürst und wolle als solcher leben und sterben", sich in dem folgenden Kauderwelsch gegen den Kronprinzen erging: „Wenn ein junger Mensch Sottisen thut im Courtisiren" u. s. w., solches kann man ihm als Jugendfehler pardonniren; aber mit Vorsatz Lacheteten und dergleichen garstige Action zu thun, ist impardonnable. (Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend", S. 133.)

**) Scherr, „Culturgeschichte", S. 446.

***) Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 202; Förster, „Friedrich Wilhelm I.", 2. Bd. S. 351.

†) Förster a. a. O. 1. Bd. S. 296.

††) Ebenda, 2. Bd. S. 352. Erst gegen sein Lebensende, wo er überhaupt weicher und menschlicher ward, ließ er auch von dem früheren Widerwillen gegen alles Ideale etwas nach. „Der König hat von den Wissenschaften als etwas Löb-

ging er nicht selten bis zur Brutalität, und seine Verachtung aller feineren Bildung des Geistes und des Geschmackes, überhaupt alles dessen, was nicht unmittelbar für die militärischen Zwecke, die einzigen, die er anerkannte, nützlich und nothwendig erschien, ließ ihn auch in der Erziehung seiner Kinder ein System befolgen, welches, wenn es ihm gelungen wäre, dasselbe in ganzer Strenge durchzuführen, Preußen für lange Zeit in dem geistigen Aufschwunge gehemmt haben würde, zu dem es bestimmt war.

Welche großen Veränderungen in dem Hofleben Berlins durch einen solchen Regierungswechsel vor sich gehen mußten, läßt sich denken. Der Hofstaat, unter Friedrich I. einer der zahlreichsten und glänzendsten in Europa, ward unter Friedrich Wilhelm I. einer der eingeschränktesten; die großen Besoldungen hörten auf, der schwelgerische Luxus und der laute Lärm höfischer Feste wich dem einförmigen Leben einer großen Wachstube oder Kaserne, wozu der kriegerische König sein Schloß und beinahe die ganze Residenz umwandelte. Das steife französische Ceremoniell verschwand. Der König lebte wie ein einfacher Landedelmann und verlangte von seiner Familie dieselbe Einfachheit. Sogar den Rangstolz, diese allgemeine Untugend der deutschen Fürsten, ließ ihn sein patriarchalischer Sinn beinahe gänzlich aus den Augen setzen. Es war für seine Gemahlin, die darin nicht so dachte wie er, und für seine Töchter oft eine Ursache peinlicher Kränkungen, daß sie fremde fürstliche Personen nur in der Rolle der Frau und der Töchter vom Hause empfangen und ihnen, auch wenn sie geringeren Ranges waren, mit Beiseitesetzung alles herkömmlichen Ceremoniells den Vortritt lassen sollten*). Die Tagesordnung der königlichen Familie war die einfachste und regelmäßigste von der Welt. Täglich um 10 Uhr begaben sich die Prinzessinnen zu der Königin und mit dieser in die neben dem Zimmer des Königs befindlichen Paradezimmer. Hier saßen sie, selbst im Winter gewöhnlich ohne Feuer, und ohne sich die Zeit mit etwas vertreiben zu dürfen, bis zum Mittag; dann gingen sie in des Königs geheimes Kabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß

lichem gesprochen", schreibt der Kronprinz hocherfreut im J. 1738 an einen seiner Vertrauten, und 1739: „Der König liest Wolf's „„Natürliche Theologie"". (Kugler, „Gesch. Friedrich's des Großen", S. 81, 83.)

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth", 1. Bd. S. 39.

sie war, nur zwei Schüsseln standen: ein Gemüse, aus dem Wasser gekocht, auf dem ein bischen geschmolzene Butter und gehackte Kräuter obenauf schwammen, und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; zwei andere Schüsseln folgten mit einem Hecht oder Karpfen, von denen jedes eine Nuß groß bekam; der Braten bestand meist aus einer Gans oder einem alten wälschen Hahn. Sonntags kam noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem Könige gegenüber, und erzählte Zeitungsnachrichten, über die er dann einen langen politischen Unsinn ergoß, der Allen, außer dem Könige selbst, tödtliche Langeweile machte. Nach der Tafel setzte sich der König neben den Kamin in einen Armstuhl und schlief. Die Königin und die Prinzessinnen saßen um ihn her. Das dauerte bis drei Uhr, wo der König spazieren ritt. Wenn der König um sechs Uhr zurückkam, malte er, oder besudelte vielmehr Papier, bis um acht Uhr, wo er in die Tabagie ging. Die Königin spielte indeß mit ein paar Hofdamen Tocadille. Um neun Uhr setzte man sich zur Tafel, die mehrere Stunden dauerte. Dieses Leben war so regelmäßig, wie das Exercitium der Soldaten, und alle Tage sich völlig gleich*). Die Tafel des Königs durfte nicht mehr als sieben Thaler täglich kosten, womit die Speisen für vierundzwanzig Personen, außerdem aber auch für die Hofdamen, Pagen, Lakaien 2c., bestritten werden mußten**). Nicht weniger sparsam und einfach war die ganze häusliche Einrichtung. In den Zimmern des Königs sah man nur hölzerne Schemel und Bänke; auch die Tische und die übrigen Meubels waren von dem einfachsten Stoff. Teppiche, Tapeten, Polstersessel und andern dergleichen Luxus gab es nicht. Um jedoch zu zeigen, daß es ihm nicht an Mitteln zu einer Prachtentfaltung mangle, welche nur die eigne Neigung ihm verbiete, ließ der König einmal sechs Säle mit dem größten Luxus ausschmücken und verwandte darauf, nach dem Zeugniß seiner Tochter, die für seine Sparsamkeit ungeheure Summe von sechs Millionen Thalern***), und bei festlichen Gelegenheiten prangte

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth", 1. Bd. S. 312.

**) Seckendorf's „Journal secret", als Anhang zu den „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth" gedruckt. Etwas weniger kärglich, aber immerhin äußerst frugal erscheint die königliche Tafel in den Beschreibungen Faßmann's bei Förster a. a. O. 1. Bd. S. 196.

***) „Denkwürdigkeiten", 1. Bd. S. 243.

auf der königlichen Tafel ein Service von gediegenem Silber, dessen Werth man auf anderthalb Millionen Thaler schätzte*).

Die Vergnügungen des Königs waren der Einfachheit und Rauhheit seiner Sitten angemessen. Musik hielt er für ein Capitalverbrechen. Die Beschäftigung mit Künsten überhaupt oder mit Wissenschaften war in seinen Augen nicht viel besser als eine der sieben Todsünden. Nach seinem Willen sollte alle Welt nur Eine Sache im Kopfe haben, die Männer das Kriegswesen, die Weiber den Haushalt**). Die einzige Kunstfertigkeit, welche Gnade vor seinen Augen fand, waren die grotesken Luftsprünge der Seiltänzer, mit deren Vorstellungen auf dem Rathhause zu Berlin oder Potsdam er sich bisweilen einige Abendstunden vertrieb***). Seine liebste Zerstreuung war und blieb sein Tabakscollegium, welches er täglich besuchte und worin er gewöhnlich den ganzen Abend verbrachte. Er hatte dazu besondere Tabaksstuben in den königlichen Lustschlössern von Berlin, Potsdam und Wusterhausen einrichten lassen. Bier und Tabak waren die einzigen materiellen Genüsse, welche hier geboten wurden. Die Generäle und Minister des Königs mußten regelmäßig in diesem Collegium erscheinen, und auch die fremden Gesandten fanden sich veranlaßt, womöglich dabei nicht zu fehlen, denn manche Staatsangelegenheit ward hier gesprächsweise abgemacht. Selbst seine fürstlichen Gäste glaubte der König nicht besser zu ehren, als wenn er sie in sein Tabakscollegium einführte. Die Würze desselben waren die Späße Gundling's. Der Ton der ganzen Gesellschaft war mehr als zwanglos. Das Einzige, was von den Gästen gefordert wurde, war, daß jeder aus einer holländischen Pfeife rauchte und auf das allseitige Zutrinken fleißig Bescheid that. Wer nicht brav mittrank, ward als ein „Pinsel" verspottet. Das Collegium endete daher selten ohne einen allgemeinen Rausch, der bisweilen die Gäste und den Wirth selbst unter den Tisch warf†).

Einen grelleren Contrast konnte es nicht geben, als zwischen diesem Hofe Friedrich Wilhelm's I., welcher die ganze Einfachheit, aber auch die

*) Förster a. a. O. 1. Bd. S. 219.

**) „Denkwürdigkeiten", 1. Bd. S. 358.

***) Ebenda, 1. Bd. S. 28.

†) „Denkwürdigkeiten", 1. Bd. S. 340. Eine sehr treue und lebendige Schilderung dieses Tabakscollegiums hat bekanntlich Gutzkow in seinem Lustspiel: „Zopf und Schwert" gegeben.

ganze Rohheit der älteren deutschen Sitte auf das Strengste beibehielt, und dem überfeinerten, in allem Glanze, aber auch allen Lastern ausländischer Mode schwelgenden Hofe seines sächsischen Nachbars. Der preußische Soldatenkönig mag wol eine eigenthümliche Figur gespielt haben, als er im Jahre 1728 mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, einen Besuch in Dresden abstattete. Nach gewohnter Sitte feierte August die Anwesenheit desselben durch eine Reihe üppiger Feste. Bei einem dieser Feste führte er seinen königlichen Gast, nachdem man zuvor weidlich gezecht hatte, auf eine Redoute. Im vertraulichen Gespräche durchschritten die beiden Fürsten ein Zimmer nach dem anderen, gefolgt von den übrigen Gästen, unter denen auch der Kronprinz von Preußen sich befand. Endlich gelangte man in ein großes, prächtig ausgeschmücktes Zimmer, welches von einer Unzahl von Kerzen tageshell erleuchtet war. Während der König von Preußen die Pracht dieser Einrichtung bewunderte, sank plötzlich eine Tapetenwand nieder, und eine Scene bot sich den Blicken der erstaunten Gäste dar, ähnlich jener, welche Goethe in seiner Schweizerreise so verführerisch geschildert hat. Ein Mädchen von tadelloser Schönheit zeigte sich, gänzlich unverhüllt, auf einem Ruhebette nachlässig ausgestreckt. Der König von Polen erwartete gespannt den Eindruck, den dieses Bild auf seinen königlichen Gast machen würde. Dieser aber hatte beim ersten Anblick der Venus sogleich seinen Hut dem Kronprinzen vors Gesicht gehalten, indem er ihm zugleich befahl, sich zu entfernen. Dann wandte er sich zu seinem Wirth und sagte trocken: „Sie ist recht schön“, worauf er fortging. Gegen seine Umgebungen aber erklärte er noch an demselben Abende sehr bestimmt: „er liebe solche Dinge nicht und möge sie nicht wieder sehen“ *).

Die rauhe Sittenstrenge Friedrich Wilhelm's I. war, selbst in ihren Uebertreibungen, ein wohlthätiger Gegensatz zu der asiatischen Verweichlichung so vieler deutscher Höfe dieser Zeit. Sie führte nicht blos seine Umgebungen und die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt, welche unter Friedrich I. bereits angefangen hatte, sich einer gewissen Weichlichkeit und Leichtfertigkeit hinzugeben, zu einfacheren Sitten, den Adel des Landes, der sich eine Zeit lang in Verschwendungen überbot, zu größerer Sparsamkeit zurück, sondern sie wirkte auch wenigstens einigermaßen mäßigend auf das Treiben der übrigen deutschen Höfe

---

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth“, 1. Bd. S. 77.

ein, weckte in manchen Fürsten den Trieb der Nachahmung und ließ die deutsche Nation doch nicht ganz ausschließlich unter dem Eindrucke jener, von nur zu vielen Punkten aus ihr zur Schau gestellten, ausländischen Frivolität. Allein die allzulange Fortdauer einer derartigen Lebens- und Regierungsweise wäre nicht weniger vom Uebel gewesen. Sie hätte das preußische Volk, dessen Sitten ohnehin noch wenig verfeinert waren, in völlige Rohheit und Barbarei zurückgestürzt und Preußen am Ende gänzlich von den Fortschritten der neuen Bildung, welche bereits im übrigen Europa durchzubrechen begann, ausgeschlossen. „Schon hatte", bemerkt Friedrich der Große*), „das preußische Volk aus einer gezwungenen Nachahmung eine saure Miene angenommen. Niemand in den ganzen preußischen Staaten hatte mehr als drei Ellen Tuch zu seinem Kleide, dagegen einen Degen an der Seite, dessen Länge nicht weniger als zwei Ellen betrug. Die Weiber flohen die Gesellschaft der Mannspersonen, und diese ersetzten solchen Verlust durch Wein, Tabak und Narrenspossen. Die Sitten der Preußen waren denen ihrer Nachbarn kaum noch ähnlich: sie waren Urbilder geworden."

Ein wie großes Glück es daher auch für Preußen gewesen war, daß auf die üppige Regierung eines Friedrich I. die nüchterne eines Friedrich Wilhelm I. folgte, so war es doch ein noch viel größeres Glück, daß des Letzteren Nachfolger nicht in allen Stücken ihm glich, zwar die Vorzüge seiner Einfachheit und Sittenstrenge beibehielt, aber damit einen größeren Schwung des Geistes, eine größere Freiheit und Vielseitigkeit der Lebensanschauung, feine Sitten und einen lebhaften Geschmack für geistige Genüsse verband. Derselbe natürliche Rückschlag, welcher Friedrich Wilhelm I., den Sohn eines weichlichen, eitlen, allen ernsteren Geschäften abgeneigten und nur in Vergnügungen lebenden Fürsten, zu einem pedantisch strengen Haushalter und Regenten und zu einem Manne von nicht blos einfachen, sondern fast rohen Sitten gemacht hatte, bewirkte in Friedrich II. eine ähnliche Abweichung von dem durch das Beispiel und den Befehl seines Vaters ihm vorgezeichneten Wege der Bildung. Der tödtliche Haß, den Friedrich Wilhelm I. gegen die schönen Künste, die moderne Literatur und die höhere Wissenschaft, die Philosophie, hegte, konnte nicht verhindern, daß sein Sohn sich gerade allen diesen Studien mit besonderer Vorliebe hingab, seinen

*) „Denkwürdigkeiten zur brandenb. Geschichte", S. 281.

Geist und Geschmack durch Musik, durch das Lesen der neueren französischen Literatur und durch das Studium der Wolf'schen Philosophie bildete und mit den hervorragenden Geistern der Franzosen, insbesondere mit Voltaire, einen lebhaften Verkehr unterhielt. Die Brutalität, womit der König dieses freiere Aufstreben des gewaltigen Geistes seines Sohnes zu unterdrücken suchte, bestärkte den letzteren nur noch mehr in der eingeschlagenen Richtung. Es folgten jene furchtbaren Scenen, welche den Charakter des Königs in seiner ganzen Wildheit zeigten und bei denen wenig fehlte, daß Friedrich Wilhelm seinem Sohne das Schicksal des unglücklichen Alexis von Rußland bereitet hätte, weil derselbe gleich diesem (nur in entgegengesetzter Richtung) die Pläne des Vaters zu durchkreuzen schien. Die Verbannung Friedrich's nach Cüstrin war die mildeste Lösung eines Conflictes, welcher bei längerem Beisammensein zweier so gänzlich ungleichartiger Naturen sich fort und fort erneuern und bis zum Unerträglichen steigern mußte. Dort und in Rheinsberg, wohin sich Friedrich, nach zu Stande gebrachter Aussöhnung mit seinem Vater, in Begleitung der von diesem ihm gegebenen Gemahlin zurückzog, begann der junge Prinz jenes Leben strenggeregelter Abwechselung zwischen pünktlichster Pflichterfüllung und heiterster Erholung in geistigen und geselligen Ergötzungen, zwischen Geschäften des Kriegers oder des Staatsmannes und Studien des Philosophen, des Dichters oder des Künstlers, zwischen Ernst und Laune, Arbeit und Genuß, welches er auch später, nach seiner Thronbesteigung, im Wesentlichen beibehielt. Während er mit peinlichster Genauigkeit die von seinem Vater ihm vorgeschriebene Lebensordnung befolgte, sein Regiment einübte und die Acten studirte, die ihm zur Bearbeitung zugestellt wurden, behielt er Zeit genug, nicht nur, um weit über diesen beschränkten Kreis mechanischer Beschäftigungen hinaus in das wahre Wesen der Kunst des Staatsmanns, des Regenten und des Feldherrn einzudringen und von den Verhältnissen seiner eignen künftigen Staaten, wie von denen des gesammten Europas sich eine ausgebreitete und gründliche Kenntniß zu verschaffen, sondern auch seinen Geist zu der Höhe der anbrechenden Aera der Philosophie hinanzubilden, seinen Geschmack für die schönen Künste zu entwickeln und zu befriedigen und außerdem noch dem jugendlichen Drange fröhlichen Sichauslebens in zwangloser Heiterkeit und übersprudelnder Lust genug zu thun. Hier vertiefte sich der Prinz abwechselnd in das Studium der Wolf'schen

Metaphysik und der kritischen Schriften Bayle's und schöpfte aus beiden hellere Ansichten über die Natur der Dinge und die Bestimmung des Menschen, als welche seine streng orthodoxe Erziehung ihm gewährt hatte. Hier bildete er seine Fertigkeit auf der Flöte aus. Hier übte er sich in ernsten und heitern poetischen Versuchen, bald in der Muttersprache, häufiger noch in der, ihm früh anerzogenen, französischen. Von hier aus unterhielt er bereits einen schriftlichen Verkehr mit Voltaire und andern französischen Gelehrten. Hier verfaßte er jene ersten politischen Schriften — die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Europa“ und den „Antimacchiavell“ — worin er, der kaum vierundzwanzigjährige Prinz, die Fürsten Deutschlands an ihre Pflichten als „Diener ihrer Völker“ erinnerte und wegen ihrer leichtsinnigen und übermüthigen Lebensweise zur Rede stellte*). Hier endlich stiftete er — dem Hange der damaligen Zeit nach Verbindungen und Ceremonien nachgebend — einen „Bayardbund“ mit allerhand geheimnißvollen Formen und Bezeichnungen, ohne einen anderen Zweck, als den des Ergötzens an eben diesen Aeußerlichkeiten und der darin sich ausprägenden unbefangenen und heiter genialen Vertraulichkeit**).

Rheinsberg, der Ort dieser stillen Zurückgezogenheit des Prinzen, liegt, obwol in den wenig romantischen Ebenen Pommerns, doch ziemlich anmuthig an einem See, jenseit dessen sich ein Wald von Eichen und Buchen in Gestalt eines Amphitheaters erhebt***). Friedrich ließ das alte Schloß nach seinen eignen Angaben ausbauen und gab ihm ein anmuthigeres, mit den Umgebungen mehr harmonirendes Aussehen. Die innere Einrichtung zeigte eine bescheidene und geschmackvolle Pracht; die Bekleidung der Zimmer und der Meubles war von sanften

*) Kugler, „Geschichte Friedrich's des Gr.“, S. 78; Preuß, „Friedrich der Große“, 1. Bd. S. 107, 117.

**) Manche haben dem Bayardbunde gewisse geheimnißvolle Zwecke unterlegen wollen. Daß davon nicht die Rede war, bezeugen Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend“, S. 243, Kugler, „Gesch. Friedrich's des Gr.“, S. 72. Die Verpflichtung der Bundesglieder lautete: „zu jeder edlen That“, insbesondre „zur Erlernung der Kriegsgeschichte und Heerführung“. Man legte sich romantische Namen aus dem Mittelalter bei, schrieb sich Briefe im altfranzösischen Ritterstil und „beobachtete auch noch später mit Ernst die Formen des Bundes, wie in der Zeit unbefangener Jugend“.

***) Das Folgende meist nach des Freiherrn v. Bielefeld „Freundschaftl. Briefen“, 1. Bd. S. 70 ff. Vgl. auch die angeführten Werke von Preuß und Kugler.

Farben, violett, himmelblau u. dgl., mit Silber; nur der Saal prangte in reicherem Schmucke und war mit einem schönen Deckengemälde von der Hand des berühmten französischen Malers Pesne verziert. Um das Ganze her zogen sich schöne Gärten. Der kleine Hof, den Friedrich hier um sich versammelte, bestand durchweg aus Personen von einfachen und anständigen Sitten, gefälligem Wesen, lebhaftem Verstand und aufrichtiger Neigung zu den schönen Wissenschaften und Künsten. Zu den Vertrautesten des Prinzen gehörte ein Baron von Knobelsdorff, ein äußerlich schlichter, fast mürrischer Mann, aber talentvoll und kenntnißreich, von gebildetem Geschmack in Malerei und Baukunst. Er war auf des Prinzen Kosten gereist und half diesem nun bei der Einrichtung seines Schlosses und seiner Gärten. Da war ferner ein Herr Jordan, eigentlich ein Theolog, aber ebenfalls den schönen Künsten und Wissenschaften ergeben, durch Reisen gebildet, selbst als Schriftsteller schon aufgetreten, gelehrt und witzig, dabei von sanftem Charakter und edlen Sitten; Herr von Chasot, ein Franzose, ein Mann von gefälligem Wesen und lebhaftem Verstande; sodann ein alter Major von Senning, des Prinzen Lehrer in der Mathematik; endlich der Hofmarschall von Wolden, ein einfacher, verständiger, redlicher Mann. Dazu kamen noch einige Officiere von des Prinzen Regiment, geschickte Militairs und zugleich Freunde der schönen Künste. Diese Künste selbst hatten noch überdies ihre besondern Vertreter in dem kleinen, aber auserlesenen Cirkel: die Malerei an zwei Franzosen, Pesne und Dubuisson, die Musik an dem berühmten Graun und seinem Bruder. In demselben Geiste, wie der Hof des Prinzen, war der seiner Gemahlin zusammengesetzt. Nicht sowol glänzende Vorzüge des Aeußern oder der Geburt, als edle Bildung und ein achtbarer Charakter waren die Eigenschaften, welche hier Zutritt verschafften. Außerdem wurden in diese Kreise von Zeit zu Zeit noch allerlei Damen aus Berlin gezogen, welche durch Geist und anmuthiges Wesen geeignet schienen, die Gesellschaft zu verschönern. Fremde, welche durch Bildung und geistige Vorzüge sich empfahlen, waren jederzeit willkommen, und es fehlte fast niemals an solchen. Ausländer von Ruf, wie Algarotti und Lord Baltimore, kehrten hier ein; andre, wie Voltaire, nahmen wenigstens brieflich an dieser geistig belebten Geselligkeit theil*).

*) Preuß, „Friedrich der Große“, 1. Bd. S. 77.

Alle Bewohner des Schlosses genossen der vollkommensten Freiheit in ihrer täglichen Lebensweise; von einer abgemessenen Etikette oder einem steifen Ceremoniell war nicht die Rede. Den Morgen über trieb jeder, was er wollte, beschäftigte sich auf seinem Zimmer mit Musik, Malerei, Lectüre oder sonst einem nützlichen Zeitvertreib, oder lustwandelte in den Gärten und den Umgebungen des Schlosses. Den Prinzen und die Prinzessin sah man nur bei Tafel, bei den Bällen, Concerten und sonstigen Ergötzlichkeiten, welche die Gesellschaft vereinigten. Zur Tafel fanden sich die Gäste zusammen in sauberer Kleidung, doch ohne Pracht. Nach der Tafel begab man sich in das Zimmer derjenigen Dame, welche die Reihe traf, den Kaffee zu reichen. Selbst die fremden Damen waren von dieser Pflicht nicht ausgenommen. Der ganze Hof versammelte sich hier wieder, mit Ausnahme des Prinzen und der Prinzessin, welche den Kaffee auf ihrem Zimmer nahmen. Da ward geschwatzt, gescherzt, auch wol ein Spiel gemacht. Des Abends fand gewöhnlich eine musikalische Unterhaltung, bisweilen ein Ball statt. Zu den Concerten in des Prinzen Zimmer wurden nur die Auserwähltesten eingeladen. Der Prinz spielte dann gewöhnlich eine Sonate oder ein anderes Musikstück auf der Flöte, meist von seiner eignen Composition. Die Unterhaltung bei Tafel war lebhaft und witzig. Der Prinz erschien auf allen Feldern des Wissens bewandert, und seine Einbildungskraft brachte immer neue Gesichtspunkte herbei, um das Gespräch zu beleben. Er duldete nicht blos einen höflichen Widerspruch gegen seine Ansichten, sondern er suchte auch den Andern Gelegenheit zu geben, ihr geselliges Talent zu entfalten und ihren Witz zu zeigen. Er liebte es, zu scherzen und zu spötteln, doch ohne Bitterkeit, und eine witzige Antwort verletzte ihn nicht. Auch die Prinzessin, obgleich sie wenig sprach, zeigte Geist und Anmuth.

Selbst eine etwas ausgelassenere Art von Lustigkeit wies man nicht gänzlich ab, sondern betrachtete sie als eine angenehme Würze des gewöhnlichen, einfacheren und gehalteneren Lebens. Der Freiherr von Bielefeld, der selbst eine Zeit lang zu dem vertrauteren Cirkel von Rheinsberg gehörte, entwirft von einem solchen kleinen Bacchanal daselbst die folgende Schilderung*): „Wir hatten uns kaum zur Tafel gesetzt, als der Kronprinz den Anfang machte, viele wichtige Gesund-

*) „Freundschaftliche Briefe", 1. Bd. S. 66.

heiten, eine nach der andern, auszubringen, auf welche man nothwendig Bescheid thun mußte. Auf dieses erste Scharmützel erfolgte eine ganze Lage von scherzhaften und sinnreichen Einfällen, sowol von Seiten des Prinzen, als einiger Andern, die zugegen waren; die finstersten Stirnen heiterten sich auf; die Fröhlichkeit ward allgemein, und selbst die Damen nahmen theil daran. Nach Verlauf von zwei Stunden bemerkten wir, daß auch die größten Behältnisse nicht einem Schlunde gleichen, worein man ohne Aufhören flüssige Materien schütten kann, ohne ihnen wieder einen Ausgang zu verschaffen. Die Nothwendigkeit litt kein Gesetz, und die Ehrfurcht selbst, welche man der Gegenwart der Prinzessin schuldig war, konnte mehrere der Gäste nicht zurückhalten, aufzustehen, um im Vorgemach frische Luft zu schöpfen. Ich selbst war von dieser Zahl. Beim Hinausgehen befand ich mich noch ziemlich frisch. Aber, nachdem mich die Luft getroffen, spürte ich beim Hineingehen in den Saal eine kleine Umnebelung, welche mir den Verstand zu verdunkeln anfing. Ich hatte ein großes Glas Wasser vor mir stehen gehabt. Die Prinzessin, der gegenüber zu sitzen ich die Ehre hatte, war durch eine kleine Schalkheit bewogen worden, mir das Wasser ausgießen und das Glas mit Sillerywein, so klar wie Quellwasser, anfüllen zu lassen; überdies hatte man noch den Schaum davon abgeblasen. Auf diese Art, da ich schon das Feine im Geschmack verloren hatte, vermischte ich wider Willen meinen Wein mit anderm Wein, und statt der gehofften Abkühlung trank ich mir ein Räuschchen, das einem Rausche ziemlich nahe kam. Um mir völlig den Rest zu geben, befahl der Prinz, daß ich mich an seine Seite setzen sollte; er schwatzte mir viel von seinen gnädigen Gesinnungen vor; er ließ mich einen Blick in die Zukunft thun, so weit, als damals meine umnebelten Augen sehen konnten, und nöthigte mich dabei, ein gestrichenes Glas nach dem andern von seinem Lünelwein zu trinken. Indessen empfand die übrige Gesellschaft so gut als ich die Wirkung des Nektars, der an diesem Feste wie Wasser floß. Endlich, es sei nun durch Zufall, oder aus Vorsatz, zerbrach die Kronprinzessin ein Glas. Dies war gleichsam die Loosung für unsre ungestüme Freude und schien uns ein großes, der Nachahmung würdiges Beispiel. Im Augenblick flogen die Gläser in alle Winkel des Saals, und alles Krystall, Porcelain, Schaalen, Spiegel, Leuchter, Geschirr und dergleichen wurde in tausend Stücke zerschlagen. Mitten in dieser gänzlichen Verwüstung bezeigte sich der Prinz wie der gesetzte Mann

beim Horaz, der bei dem Umsturz des ganzen Weltgebäudes die Trümmer mit ruhigem und heiterm Auge betrachtet. Allein, da sich die Freude in einen Tumult verwandelte, entzog er sich dem Handgemenge und begab sich mit Hülfe seiner Pagen in sein Zimmer. Die Prinzessin verschwand im nämlichen Augenblicke. Ich für meine Person hatte das Unglück, daß ich auch nicht einen einzigen Bedienten antraf, der so viel Menschlichkeit besessen hätte, sich meiner wankenden Figur anzunehmen. Ich kam also der großen Treppe zu nahe, fiel selbige von oben hinunter und blieb an der letzten Stufe ausgestreckt, ohne Besinnung, liegen. Ich wäre vermuthlich umgekommen, wenn nicht eine alte Magd mein Schutzengel gewesen wäre. Ein ungefährer Zufall hatte sie an diesen Ort gebracht, und, da sie mich im Finstern für den großen Schloßpudel ansah, so belegte sie mich mit einem garstigen Titel und gab mir mit dem Fuße einen Tritt vor den Leib. Da sie aber merkte, daß ich ein Mensch und, was noch mehr, ein junger Hofmann war, so mochte sich ihr ganzes Herz bewegen; sie schrie nach Hülfe; meine Bedienten liefen herbei, man trug mich in mein Bett, holte den Chirurgus und verband meine Wunden. Den Morgen darauf schwatzte man vom Trepaniren; allein ich wurde von dieser Furcht befreit und mußte nur vierzehn Tage lang das Bett hüten, in welcher Zeit der Prinz die Gnade hatte, mich alle Tage zu besuchen und zu meiner Genesung alles Mögliche beizutragen. An eben diesem Morgen nach dem Feste war das ganze Schloß zum Sterben krank; weder der Prinz noch einer von seinen Cavalieren konnte aus dem Bette steigen, und Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin befand sich allein an der Tafel."

Wol mochte Friedrich das Leben, welches er und seine Umgebungen führten, als ein zwischen Ernst und Frohsinn getheiltes und in heitrer, doch würdiger Weise geführtes in den Worten charakterisiren *):

„Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, die nützlichen und die angenehmen, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und die Schmausereien, welche wir geben. Ernsthafte

*) In einem Briefe an Suhm, 1738 (s. Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend", S. 194).

Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wol sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns blos zur Erholung und zur Milderung der Finsterheit und des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesichte bringen können."

Wenn etwas noch einen Schatten auf dieses heitere Bild warf, so war es der trotz der äußerlichen Versöhnung doch nicht völlig ausgeglichene Gegensatz zwischen der Denk- und Lebensweise des Kronprinzen und derjenigen seines Vaters. Aber auch dieser Schatten sollte noch schwinden! Die gleiche innere Tüchtigkeit beider mußte sie trotz aller Verschiedenheit ihres Denkens und Thuns einander allmälig näher und endlich zu gegenseitiger Anerkennung führen. Auf einer Reise durch Litthauen, die er mit seinem Vater machte, ging dem Kronprinzen zuerst der ganze, volle Werth dieser, zwar äußerlich rauhen, aber in ihrer hingebenden Sorge für das Wohl des Landes wahrhaft königlichen Natur auf, und gerührt schrieb er an Voltaire: „Ich habe eine neue Schöpfung des Königs meines Vaters gesehen". Und auch das dem Sohne so lange verschlossene Herz des Königs erweichte sich, als er mehr und mehr einsah, daß dieser, wenn auch auf andern Wegen, doch dem gleichen Ziele, wie er selbst, der Wohlfahrt des Volkes und der Größe des Staates zustrebte, und froh beruhigt rief er in seinen letzten Stunden aus: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe *)!"

Der Geist, der am Hofe des Kronprinzen geherrscht, ging auch auf den Hof des Königs über, nachdem Friedrich II. den Thron seines Vaters bestiegen hatte. Die jugendliche Ausgelassenheit freilich, welche die Kreise zu Rheinsberg belebte, mußte einem strengeren Ernste weichen, wie ihn die schweren Pflichten des Beherrschers eines neuen, aufstrebenden Reiches und die verwickelten Verhältnisse, in welche er sich alsbald verstrickt sah, heischten. „Die Possen haben nun ein Ende!" sagte Friedrich selbst, als er Rheinsberg verließ, um die Regierung anzutreten, und in einer poetischen Ergießung aus eben jenen Tagen legte er das wahrhaft königliche Gelübde ab:

„Von jetzt an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein **)."

*) Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd. S. 124; Kugler a. a. O. S. 83.
**) Preuß a. a. O. 1. Bd. S. 133, 146.

Allein die Grazien der Kunst und heiteren Geselligkeit blieben ihrem königlichen Lieblinge auch ferner treu, und der Geist wissenschaftlicher Forschung, der bis dahin nur zur eignen Ausbildung des jungen Fürsten und zur Befriedigung seines Dranges nach Aufklärung gedient, verbreitete von nun an seine befruchtenden Strahlen über ein ganzes Land, ja weithin über Deutschland und Europa. Von dem Hofe Friedrich Wilhelm's nahm Friedrich die Mäßigkeit, den Haß gegen Weichlichkeit und leichtfertige Verschwendung von Zeit und Geld, nicht aber die zu weit getriebene, an Barbarei grenzende Rauhheit der Sitten, nicht die Verachtung jedes edlern Schmuckes des Lebens und jeder Erheiterung durch geistige Vergnügungen mit hinüber. Sein Hof ward ein Musterbild strenger Ordnung, Sparsamkeit und einer fast bürgerlichen Einfachheit der Sitten und der Genüsse, die sich indeß ebenso fern hielt von der fast gesuchten Aermlichkeit und Rauhheit der Lebensweise seines Vaters, wie von dem üppigen Luxus, dem so viele Höfe damaliger Zeit huldigten *).

Es ist wahr, Friedrich's II. Leben entbehrte, da er niemals eine recht herzliche Zuneigung zu der, durch den eisernen Willen des Vaters ihm aufgedrungenen Gemahlin faßte und in der spätern Zeit sogar äußerlich getrennt von ihr lebte, der wohlthuenden Erscheinung eines glücklichen Familienkreises und der Uebung jener häuslichen Tugenden, durch welche sein Ahn, der Große Kurfürst, seine Unterthanen erfreut hatte, und sein Enkelneffe, der Gemahl der vortrefflichen Louise, die seinen wiederum erfreute; allein wenigstens gab Friedrich nicht das verderbliche Beispiel der Verachtung bürgerlicher Moral in Bezug auf dieses heiligste Lebensverhältniß, und von seinem Hofe war die Leichtfertigkeit der Sitten verbannt, die man anderwärts nicht blos duldete, sondern bewunderte und ermuthigte **). Der abenteuernde Wüstling Casanova, dessen eleganter Lasterhaftigkeit an weltlichen und geistlichen Höfen wetteifernd gehuldigt ward, sah sich zu Sanssouci sehr kalt aufgenommen und kaum der Unterredung, die er mit Eifer suchte, gewürdigt, und der faule und leichtsinnige Pöllnitz war zwar an der Tafel

*) Vgl. den 1. Bd. IV. Abschnitt.

**) Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd. S. 424, 429. Einzelne Ausschweifungen, welche dem Könige nachgesagt werden — ob mit Recht oder Unrecht, ist noch unentschieden — (vgl. Ebenda S. 364), blieben wenigstens der Oeffentlichkeit entzogen und wirkten somit nicht durch ihr Beispiel entsittlichend auf das Volk ein.

des Königs wegen seines unbestreitbaren Talentes der Unterhaltung bisweilen wohlgelitten, im Uebrigen aber mit gebührender Verachtung behandelt *).

Es ist wahr, auch in Friedrich's Cirkeln übertönten die Klänge französischer Conversation die seltenen und schüchternen Laute der Muttersprache, welche etwa einer der alten Generäle oder der geistlichen Gesellschafter des Königs einzumischen wagte **), aber wenigstens waren es immer geistvolle Gespräche, die dort gepflogen wurden, nicht ein schales Geplauder mit eingelernten Redensarten und lächerlichen Complimenten. Es ist wahr, das Ohr Friedrich's, welches mit Entzücken den Versen Voltaire's lauschte, blieb den ernsteren Klängen der deutschen Muse beinahe gänzlich verschlossen, aber immerhin war der lebhafte Geschmack des großen Königs für Dichtkunst und Literatur, wenn auch irregehend in seiner Wahl, unendlich besser, als der gänzliche Mangel an literarischem Interesse, welcher an den meisten deutschen Höfen herrschte, oder die jämmerliche Geschmacklosigkeit, womit man sich an den albernen Schmeicheleien bezahlter Hofpoeten ergötzte. Wenn Friedrich unmittelbar nichts für die deutsche Literatur that, so ward er mittelbar der Schöpfer einer neuen Aera derselben durch die Belebung des allgemeinen Geistes der Nation, durch die Begeisterung, welche seine Thaten weckten, und durch die Zerstörung so vieler Schranken, welche die freie Entwicklung des Denkens und der Forschung bis dahin gehemmt hatten ***). Es ist wahr, selbst der helle Geist eines Friedrich war noch nicht über das Vorurtheil erhaben, welches einem einzelnen Stande ungebührliche Bevorzugungen im öffentlichen wie im geselligen Leben einräumte †). Aber er war doch weit entfernt, den Adel seines Landes in der übermüthigen Verachtung der übrigen Klassen des Volkes,

*) „Gut zur Unterhaltung bei Tisch, hernach einsperren!" — so lautete Friedrich's Meinung von jenem charakterlosen Hofmann (Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend", S. 180).

**) Büsching, „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkw. Personen", 5. Th. S. 22.

***) Wir kommen darauf in der 2. Abtheilung dieses Bandes zurück. Vgl. indessen Goethe „Dichtung und Wahrheit", 6. Buch. (Goethe's „Werke, vollst. Ausg. letzter Hand", von 1828, 25. Bd. S. 103 ff.)

†) Vgl. den 1. Band IV. Abschnitt. Friedrich hielt das Verbot der Heirathen zwischen Adligen und Bürgerlichen, das sein Vater gegeben, aufrecht, suchte den Verkauf adliger Güter an Bürgerliche zu verhindern u. s. w. (Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd. S. 197).

in der Ueberhebung über die bürgerliche Sitte und die Staatsgesetze, in der Scheu vor ernsten Beschäftigungen und der Einbildung, als ob Leichtfertigkeit und Müßiggang ein nothwendiges Zubehör adliger Lebensweise sei, durch sein Beispiel oder die von ihm kundgegebenen Ansichten zu bestärken, wie dies andere deutsche Fürsten nur zu häufig thaten; vielmehr war er ebenso beflissen, bürgerliches Verdienst anzuerkennen, hervorzuziehen und zu benutzen, wie er das Pochen auf adlige Geburt ohne die entsprechenden Vorzüge des Verstandes und des Herzens schonungslos brandmarkte und zurückstieß *). Der Adel des Geistes, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts je mehr und mehr an die Stelle des, in der ersten Hälfte beinahe alleinherrschenden, Adels der Geburt trat, der Ernst wissenschaftlicher Forschung und der Eifer für Zwecke des Gemeinwohls und der Humanität, welcher die schale Geistesleere und den kalten Egoismus des Genießens, die sich dort breit machten, verdrängte, der frische Aufschwung, den das ganze Volksleben nahm und der ebenso in der allgemeinen Gesittung wie in der Wissenschaft und der Kunst sich kundgab — diese ganze mächtige Umgestaltung des öffentlichen und des sittlichen Geistes der Nation hatte ihren Ausgangs- und Stützpunkt zum großen Theil in der Persönlichkeit und der Lebensweise Friedrich's des Großen, dessen Autorität — in jener für Autoritäten so empfänglichen Zeit — erst den Bestrebungen zum Siege verhalf, welche bis dahin noch immer nur schüchtern und schwach gegen das Gewicht der herrschenden Einflüsse angekämpft hatten.

*) Vgl. den 1. Bd. a. a. O.

Fünfter Abschnitt.

Die bürgerlichen Klassen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. Leibnitz.

Allgemeines Bild des geistigen und sittlichen Zustandes der bürgerlichen Klassen beim Beginn und im Verlaufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Mit Befriedigung wenden wir unsern Blick von dem Bilde des höfischen Lebens, wie wir es in dem vorhergehenden Abschnitte geschildert, zu dem Bürgerthum und seinen Bestrebungen einer geistigen und sittlichen Wiedererhebung. Zwar finden wir diese Bestrebungen an der Schwelle des Jahrhunderts noch in ihren ersten Anfängen. Die Erstarrung des wissenschaftlichen Lebens, in welche der dreißigjährige Krieg die Nation zurückgeworfen hatte, beginnt nur eben erst einigermaßen zu weichen; was das Sittliche betrifft, so kämpfen noch vielfach eingeborne Rohheit und vom Auslande erlernte Leichtfertigkeit um den Preis, und nur in einzelnen, zerstreuten Spuren zeigt sich der beginnende Einfluß einer edleren Gesittung.

Bei Alledem ist dennoch der Fortschritt zum Besseren unverkennbar, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zieht derselbe seine Kreise weiter, treibt er seine befruchtenden Keime tiefer in die Geister und die Herzen der Nation.

Wir sehen Deutschland zuerst auf dem Felde der gelehrten Wissenschaften und der Philosophie die Stelle in dem allgemeinen Wettstreite der Nationen, die ihm eine Zeit lang entrissen war, allmälig wieder erobern. Wir sehen daneben eine andere, bescheidenere, aber tiefgreifende

Bewegung auf sittlich-religiösem Gebiete aus dem Schooße des Volkes selbst sich entwickeln. Wir sehen sodann jene selbe Wissenschaft, die anfangs nur auf den höchsten Höhen der Speculation hinzuschreiten und nur an die vornehmen und gelehrten Kreise sich zu wenden schien, je mehr und mehr zu den Fragen des gewöhnlichen Lebens, zu den Bedürfnissen allgemeiner Bildung und zu dem Verständniß der weitesten Kreise des Bürgerthums herabsteigen. Wir sehen den Sinn für philosophische und moralische Betrachtungen mit dem Eifer für die wiedererwachende Literatur und Dichtkunst sich vermählen und aus diesem Bunde allmälig eine allgemeine geistige und sittliche Verjüngung der Nation hervorgehen.

Jede dieser Phasen des wiedererwachenden geistigen Lebens in Deutschland ist durch einen hervorragenden Namen von epochemachendem Rufe bezeichnet. Die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Geistes überhaupt, seine Erhebung zu freieren und universelleren Standpunkten, die Anfeuerung der Nation zum Wettstreit mit andern Nationen auf dem Felde der Gelehrsamkeit und der Erfindungen, endlich die Begründung einer eigenthümlichen deutschen Philosophie theils im Gegensatze zu, theils im Anschlusse an die Systeme des Auslandes — alle diese so mannigfachen und so umfassenden Bestrebungen finden ihren belebenden Mittelpunkt in dem außerordentlichen Genie eines einzigen Mannes, G. W. v. Leibnitz. Gleichzeitig mit ihm, aber nach ganz andrer Richtung und in ganz andern Kreisen, wirkt als Reformator des kirchlichen und sittlichen Lebens der fromme Philipp Jacob Spener. Die Versuche einer Popularisirung und Praktischmachung der neuen philosophischen Ideen knüpfen sich von der einen Seite an den Namen eines Christian Thomasius, von der andern an den eines Christian Wolf; sie werden dann fortgesetzt und dringen in weitere Kreise durch die Moralischen Wochenschriften. Und endlich beginnt auch die Poesie aus der Verderbniß oder Verkünstelung, in welche sie durch die Zweite schlesische Schule und durch die Hofdichter verfallen war, zu größerer Einfachheit und Natürlichkeit sich wieder aufzurichten unter den Händen eines Chr. Günther, der sog. Niedersächsischen Schule und des dieser wahlverwandten A. v. Haller, bis dann Gottsched das kühne, freilich verfrühte Wagniß unternimmt, mit einem Male eine deutsche „Nationalliteratur“, speciell ein deutsches „Nationaldrama“ im großen Stile ins Leben zu rufen.

Rückblick auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands vor dem 30jährigen Kriege.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo Deutschland nicht blos auf dem Gebiete der höchsten Wahrheiten durch die von ihm ausgegangene kirchliche Reformation, sondern auch auf dem Gebiete der gelehrten und der praktischen Wissenschaften an der Spitze des europäischen Culturfortschrittes stand*). Von Deutschland war schon im 15. Jahrhundert durch zwei der wichtigsten Erfindungen aller Zeiten, die Buchdruckerkunst und das Schießpulver, der Anstoß zu einer Umgestaltung des geistigen wie des socialen Lebens aller civilisirten Völker ausgegangen, deren ganze ungeheure Bedeutung wir erst jetzt recht begreifen. Das deutsche Volk bewährte damals neben dem Geiste der Gelehrsamkeit auch noch ein lebhaftes Interesse und einen praktischen Sinn für diejenigen Künste und Wissenschaften, welche den Bedürfnissen des Lebens und der Erkenntniß der Natur unmittelbar nahestehen. In seinen Bergwerken hatten sich die Anfänge einer praktischen Chemie und Maschinenkunde entwickelt. Die Uhren und Wasserkünste Nürnbergs und Augsburgs wurden als Wunderwerke der Mechanik angestaunt. Der große Maler Albrecht Dürer hatte wetteifernd mit seinem italienischen Kunstgenossen Leonardo da Vinci die Kunst des Messens und der Befestigung vervollkommnet, die Regeln der Perspective festgestellt und die Technik des Kupferstechens zu noch nicht gekannter Vollendung ausgebildet. In der Mathematik und Astronomie war der deutsche Name durch Männer wie Purbach und Regiomontanus zu Ehren gebracht worden, während auf dem Gebiete der classischen Wissenschaften ein Reuchlin und ein Melanchthon die meisten ihrer Zeitgenossen an Gelehrsamkeit und feinem Geschmack übertrafen.

Noch am Anfange des 17. Jahrhunderts — obwol damals schon die überhandnehmenden theologischen Zänkereien dem Aufschwunge des

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: Wachler, „Handbuch der Geschichte der Literatur“, 3. und 4. Theil; Guhrauer, „J. Jungius und sein Zeitalter“; Henke, „Calixt und seine Zeit“; Sachs, „Gesch. der Botanik“; Whewell, „Geschichte der inductiven Wissenschaften“, übersetzt von Littrow; Kopp, „Gesch. der Chemie“, endlich ganz besonders ein Aufsatz von Leibnitz: „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie oder Societät in Deutschland zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften“, in den Rößler-Handschriften, welcher sich darüber ausläßt, was die Deutschen sonst in den Künsten und Wissenschaften, namentlich den mechanischen und exacten, geleistet hätten und was sie jetzt leisteten.

freien wissenschaftlichen Geistes Eintrag thaten — behauptete Deutschland in den meisten Fächern des Wissens eine ehrenvolle Stelle. Es besaß in Kepler einen ebenbürtigen Nebenbuhler der Galilei und Copernicus, in Jungius einen Naturforscher, welchem das stolze England Ehren erwies, die es später einem Leibnitz versagte, einen zweiten, auf dem Gebiete der Botanik, in Rivinus, der in gewissem Betreff als ein Vorläufer Linné's gelten kann, in Tassius einen Mathematiker, dessen Autorität in Holland, damals dem Sammelpunkte der bedeutendsten Gelehrten dieses Fachs, geachtet ward. Die Gebrüder Lindenbrog, die Vertrauten und Gastfreunde eines Hugo Grotius, und Lucas Holsten, der Bibliothekar des Vatican zu Rom, waren als vorzügliche Kenner des classischen Alterthums anerkannt. In der Pädagogik verfolgten Ratich und Amos Comenius nicht ohne Glück dieselben Bahnen erfahrungsmäßiger Beobachtung und eingehender Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Lebens, auf welchen kurz vorher in England Baco so große Erfolge errungen hatte. Der allgemeine Drang des Vorwärtsstrebens, der Ernst und die Tiefe gründlicher Bildung auf allen Gebieten der Wissenschaft gab sich kund in dem Entstehen von Gesellschaften, von denen die eine, unter des frommen Val. Andreä Leitung, darauf ausging, „zur Rettung aus der wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Barbarei der Zeit das heilige Feuer des Glaubens, der Liebe und der Erkenntniß anzufachen und zu bewahren", eine andre, von Jungius gestiftet, alle Felder der Forschung — Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften — „nach den Grundsätzen der Vernunft und der Erfahrung anzubauen" unternahm.

Veränderung dieser Zustände durch den 30jährigen Krieg.

Alle diese Bestrebungen wurden unterbrochen durch den dreißigjährigen Krieg, dessen verheerende Wirkungen das deutsche Volk auf der Bahn geistigen Fortschrittes weit zurückwarfen. Schulen und Universitäten lagen verwüstet und verödet*). Gelehrte von Ruf flüchteten sich ins Ausland, und Jünger der Wissenschaft, welche auf den fremden Anstalten die geistige Nahrung und die Muße des Studiums suchten und fanden, welche das vom Kriege verheerte Vaterland ihnen nicht gewährte, blieben oftmals für ihr ganzes Leben dort haften und kehrten der Heimath mit ihren zerstörten Stätten der Gelehrsamkeit und ihren trostlosen Zustän-

*) Vgl. oben S. 34.

den auf immer den Rücken. Schon früher hatte Deutschland an die rasch aufblühenden Niederlande einzelne seiner vorzüglichsten Gelehrten, wie G. J. Voß und van Keulen, verloren; ihnen folgten jetzt ein Gronow, ein Gräfe, ein Sylvius und noch manche andere*). Die, welche zurückblieben, waren nicht selten zu den härtesten Entbehrungen und den ärgsten Drangsalen verurtheilt. Sogar ein Kepler, die Zierde seines Vaterlandes und seiner Zeit, verkümmerte unter dem Drucke von Nahrungssorgen und von Arbeiten, unwürdig seines hohen Geistes, mit denen er seinen Unterhalt suchen mußte, und sein, für die Wissenschaft so kostbares Leben ward verkürzt durch Anstrengungen und Kränkungen aller Art, denen er unterlag**). Die kaum ins Leben getretenen wissenschaftlichen Vereine vermochten den Unbilden der Zeit nicht zu widerstehen und lösten sich nach kurzem Bestehen wieder auf***). Selbst da, wo das Elend des Kriegs weniger unmittelbar empfunden ward, wie in dem neutralen Hamburg, brachten doch die allgemeinen Zeitverhältnisse, die Ablenkung der Thätigkeit aller Klassen des Volks auf die dringenderen Bedürfnisse des täglichen Lebens, die überall einreißende Sittenrohheit und das Ueberhandnehmen theologischen Gezänkes eine Abschwächung und zuletzt eine beinahe gänzliche Ertödtung des höheren wissenschaftlichen Interesses zuwege†).

Was aber vor allem den Aufschwung des geistigen Lebens in Deutschland hemmte, war die allgemeine Erschlaffung des Volksgeistes und die Zerstörung aller Grundlagen des öffentlichen und nationalen Lebens, welche der Krieg herbeigeführt. Die geistige Triebkraft in den Kreisen des Bürgerthums war erstorben; Höfe und Adel, den Einflüssen der eindringenden ausländischen Sitte hingegeben, entwöhnten

*) Wachler, a. a. O. 4. Thl. S. 54, 205, 252 (2. Umarbeitung).

**) Kepler mußte, weil ihm seine Besoldung als kaiserlicher Mathematiker zu Prag nicht mehr ausgezahlt wurde, lange in Dürftigkeit leben, dann als Lehrer der Mathematik an einer Schule in Linz sich plagen; er starb, an Kräften erschöpft, (1639) mitten unter den Bemühungen, beim Regensburger Reichstage eine Anerkennung seines Rechts auf rückständigen Gehalt auszuwirken. (Guhrauer, a. a. O. S. 88.)

***) So ging die von Andreä 1620 gestiftete Gesellschaft um 1630 wieder ein, die von Jungius 1622 in Rostock begründete societas ereunetica oder zetetica schon 1625. (Guhrauer, „Jungius", S. 63, 70.)

†) Jungius beklagt sich darüber in einem Briefe aus Hamburg vom Jahre 1649. (Guhrauer, a. a. O. S. 132.)

sich jeder ernstern Bildung; das Gelehrtenthum aber, nur auf sich selbst angewiesen und ohne den Rückhalt eines kräftigen und empfänglichen Volksinstinctes, verlor vollends den Sinn für die wahren Bedürfnisse des Lebens und zog sich immer mehr auf die nebelhaften Höhen künstlicher Abstractionen, scholastischer Formeln und eines blinden Autoritätsglaubens zurück.

Gleichzeitiger Aufschwung der Wissenschaften in andern Ländern.

Während so das geistige Leben in Deutschland darniederlag, waren andere Nationen ungestört und mit immer beschleunigter Schnelligkeit auf den Bahnen der Wissenschaft vorangeschritten.

Italien, obschon es die glänzendste Epoche seiner wissenschaftlichen Bedeutung — die Zeiten eines Macchiavelli, Giordano Bruno, Vanini, Campanella — bereits hinter sich hatte, war doch noch immer die Lehrerin Deutschlands und eines großen Theils von Europa in den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaft und behauptete darin den alten Ruf seiner Universitäten und Akademien, denen eben damals die gefeierten Namen eines Galilei und Torricelli neuen Glanz verliehen.

Frankreich, welches schon im 16. Jahrhundert durch eine Reihe kühner Denker — Montaigne, Bodin, Hubert Languet, die Vorläufer der Montesquieu, Voltaire und Rousseau — einen lebhaften Antheil an der allgemeinen geistigen Erhebung dieser Zeit genommen, später in Descartes den Begründer einer neuen philosophischen Aera hervorgebracht hatte, ward um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Ausgangspunkt einer doppelten wissenschaftlichen Bewegung. Auf der einen Seite waren es die sogenannten exacten oder positiven Wissenschaften, Mathematik und Naturforschung, welche, begünstigt durch den Einfluß des Hofes, der sich die Förderung der Künste und Wissenschaften, als eines unentbehrlichen Schmuckes der Krone, angelegen sein ließ, und durch das System politischer Centralisation, welches die besten Köpfe aus ganz Frankreich nach Paris zog, einen immer gesteigerten Aufschwung nahmen und ihren Höhepunkt in der, 1666 von Colbert gestifteten, von Ludwig XIV. mit reichen Mitteln und werthvollen Vorrechten ausgestatteten Akademie der Wissenschaften erreichten. Auf der andern Seite gab der Druck der kirchlichen Despotie, die sich mit dem weltlichen Absolutismus in die Herrschaft über Frankreich theilte, den Anstoß zu einer wissenschaftlichen Opposition, die zwar anfangs, unter den Händen der Gelehrten des Portroyal, eines Pascal und eines Arnaud, nur

gegen die Ausartungen des kirchlichen Systems, gegen die Verderbtheit der Jesuiten und andrer geistlicher Orden gerichtet war, bald aber, von feurigern Geistern aufgenommen und weitergeführt, die bisherigen Grundlagen der Kirche und der Religion selbst angriff und erschütterte.

In England hatten die religiösen Kämpfe unter Heinrich VIII. die Geister, trotz der politischen Unterdrückung, wach erhalten. Das lebhafte Interesse für Handel, Industrie und Schifffahrt, welches die kraftvolle Politik der großen Elisabeth in der Nation hervorrief, ermunterte und kräftigte den natürlichen Zug des angelsächsischen Charakters zu praktischer Thätigkeit und empirischer Naturbeobachtung. Lord Francis Baco von Verulam gab dieser Richtung die wissenschaftliche Weihe, indem er sie in ein System brachte und auf eine nach Grundsätzen entwickelte Methode zurückführte. Sein berühmtes Werk Novum organon scientiarum ward das Evangelium einer neuen Schule, die Fahne, unter welcher Erfahrung und Combination ihre glänzenden Siege über die hohlen Formen und die willkürlichen Abstractionen einer unfruchtbaren Scholastik erfochten. Die bürgerlichen Kämpfe, welche England im 17. Jahrhundert erschütterten, lenkten für einige Zeit die Aufmerksamkeit von der Beobachtung der Natur ab, aber nur, um sie desto entschiedner auf die Betrachtung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse hinzuführen. Die Versuche der verschiedenen politischen Parteien, ihre Ansichten und Handlungen wissenschaftlich zu rechtfertigen, die Theorien eines Hobbes und Filmer vom absoluten Königthum, die entgegengesetzten eines Milton und Sidney von der Volkssouverainetät bahnten den Weg zu jenen allgemeineren Untersuchungen über die Gesetze des menschlichen Geistes und die natürlichen Grundlagen des Staats, durch welche später Locke einen so wichtigen Einfluß auf die Entwicklung der philosophischen und politischen Wissenschaften gewann. Als die Sturmflut der ersten Revolution sich verlaufen hatte und die mit der Wiedereinsetzung der Stuarts eintretende Reaction die Betheiligung des Volks an der Politik in den Hintergrund drängte, warf sich der einmal erregte Trieb der Forschung von neuem und mit verdoppeltem Eifer auf die eine Zeit lang vernachlässigten Naturwissenschaften. Alle Welt fing an, zu beobachten, Experimente zu machen, mechanische Erfindungen und Verbesserungen auszusinnen*).

*) S. die treffliche Schilderung dieses Umschwunges bei Macaulay, „Geschichte Englands", 3. Kapitel.

Ihren belebenden Mittelpunkt fanden diese Bestrebungen auch hier in einem großen wissenschaftlichen Vereine, in der, aus der Privatgesellschaft des Gresham-College hervorgegangenen, im J. 1662 unter königliche Autorität gestellten Societät der Wissenschaften und den von ihr herausgegebenen Philosophical Transactions, ihre letzte Vollendung aber erhielten sie durch die großen Entdeckungen Newton's, die eine neue Epoche auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften heraufführten.

Der eigentliche Brennpunkt jedoch der gewaltigen Bewegung der Ideen, welche das 17. Jahrhundert kennzeichnet und welche nach und nach alle civilisirten Nationen in ihre Kreise zog, wurden die Niederlande, dieser jugendliche Freistaat inmitten der alten Monarchien Europas. Zwar hatte noch am Anfange des Jahrhunderts auf diesem, zugleich der weltlichen und der geistlichen Tyrannei abgekämpften Boden engherziger Glaubenseifer seine verderbliche Macht geübt, hatte einen der größten Männer der Republik, Hugo Grotius, in die Verbannung getrieben. Allein dieselben Ursachen, welche in England den Geist der Beobachtung und des selbstthätigen Denkens entfesselten — regsamer Gewerbfleiß und großartiger Weltverkehr —, übten ihre befreiende Wirkung auch hier, und hier in verstärktem Maße unter der Herrschaft der republikanischen Ideen, deren natürliche Folge die Freiheit des Denkens auch auf andern Gebieten war, und unter dem Einflusse des rivalisirenden Wetteifers großer und blühender Handelsstädte, von denen jede die andren, wie an materiellem Wohlstande, so an geistiger Regsamkeit und an Glanz des wissenschaftlichen Lebens überflügeln wollte. Dazu kam die politische Stellung der Republik als Vorkämpferin der Principien der Freiheit und des europäischen Gleichgewichts gegen den verbündeten Despotismus Ludwig's XIV. und seiner Vasallen, der Stuarts, eine Stellung, welche dieselbe zur natürlichen Beschützerin aller freisinnigen Ideen und ihrer Träger, ihr Gebiet zu einem immer offenen und sichern Asyl für jeden machte, den geistlicher oder weltlicher Druck aus der Heimath vertrieb. Und so sehen wir denn in der That die kühnsten und strebsamsten Geister aller Länder in diesem kleinen nordwestlichen Winkel des Festlandes sich begegnen, mit einander verkehren und von dort aus die Hebel ihrer reformatorischen Gedanken gegen das bestehende System des kirchlichen und des politischen Autoritätsglaubens in Bewegung setzen. Dort war es, wo Descartes die meisten seiner

philosophischen Schriften ausarbeitete, wo Bayle seinen berühmten Dictionnaire historique et critique erscheinen ließ, der die Fackel schonungsloser Kritik in alle Räume des Staats und der Kirche trug, wo er und sein Landsmann Leclerc in periodischen Schriften — einer in diesem Kampfe bisher noch nicht gebrauchten Waffe — alle Funken des neuen Lichtes sammelten und mit immer stärkeren Schlägen die Feinde der Aufklärung trafen. Dort vollendete Locke seinen denkwürdigen Aufsatz über Toleranz und arbeitete an seinem größern Werke über den menschlichen Verstand. Dort schrieb Toland sein „Christenthum ohne Wunder“ (Christianity not mysterious), das erste Glied in jener langen Reihe freidenkerischer Schriften, in welchen seitdem von England aus das bestehende theologische System angegriffen ward. Dort entwickelte sich, theils im vertrauten Gedankenaustausch mit seinen gelehrten deutschen Freunden L. Meyer und Oldenburg, theils in stiller Zurückgezogenheit, Spinoza's kühner Genius und schuf den Tractatus theologico-politicus und die Ethik.

Anfänge eines neuen wissenschaftlichen Lebens in Deutschland nach dem 30jährigen Kriege.

Inmitten dieser wetteifernden Bewegung rings an seinen Grenzen sah Deutschland, als es, herausgetreten aus dreißigjähriger Kriegsnoth und Verwirrung, wieder für friedliche Beschäftigungen Raum gewann und Kräfte sammelte, sich von allen Seiten überflügelt. Zwar regte sich auch hier bald nach wiederhergestelltem Frieden, ja zum Theil schon bei den ersten Anzeichen eines solchen, von neuem der Geist wissenschaftlicher Forschung und praktischer Verbesserungen. Gesellschaften entstanden zur Förderung der classischen Studien, der Naturwissenschaften, der Philosophie, der Geschichte*). Pläne zu wissenschaftlichen und gemein-

*) In Leipzig entstand im Jahre 1641 das Collegium Gellianum, dessen Mitglieder die bedeutendsten Professoren der Universität waren und in welchem man sich mit Erklärung der Classiker, Sammlung gelehrter Notizen u. dgl. beschäftigte. Seit 1664 schloß sich ihm ein Collegium Conferentium an, dessen Mitglied u. A. Leibnitz war. Aus der Vereinigung dieser beiden Gesellschaften gingen später die Acta Eruditorum hervor. Auch ein Collegium anthologicum gab es daselbst seit 1661. In Jena fand Leibnitz eine societas quaerentium, aus Professoren und Studenten bestehend. Die zu Schweinfurt 1651 gebildete societas scrutatorum naturae (Naturforschergesellschaft) ward 1672 nach Wien verlegt und vom Kaiser Leopold unter dem Titel einer Academia Caesareo-Leopoldina bestätigt. Endlich gehört hierher auch das, ein paar Jahrzehnte später von Paullini u. A. projectirte Collegium historicum imperiale, welches den Zweck haben sollte, die Quellen der

nützigen Unternehmungen tauchten von allen Seiten auf*). Bibliotheken wurden errichtet**). An die Philosophical transactions der Engländer und die Veröffentlichungen der Pariser Akademie schlossen sich seit 1682 die Acta Eruditorum zu Leipzig an, in welchen die ersten Gelehrten Deutschlands die Resultate ihrer Forschungen niederlegten. Mehrere wichtige Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete schienen anzuzeigen, daß der praktische Erfindungsgeist, der die deutsche Nation vormals ausgezeichnet, noch nicht gänzlich von ihr gewichen sei. Guerike erfand die Luftpumpe und erfreute den 1651 zu Regensburg versammelten Reichstag durch seine gelungenen Versuche mit dieser, für die Naturbeobachtung so wichtigen Maschine. Brand und Kunkel zeigten die Bereitung des Phosphors und erregten dadurch die staunende Aufmerksamkeit der Gelehrten des Auslandes. Glauber ward der Entdecker jenes

---

deutschen Geschichtschreibung zu sammeln und „in lateinischer Sprache" (!) herauszugeben, aber nie recht eigentlich zu Stande kam. (Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 33; Glafey, „Kern d. sächs. Gesch.", S. 803; Sicul, „Jahrbücher der deutschen Geschichte", „Das jetzt lebende Leipzig", 1. Bd. S. 189; Kopp, „Geschichte der Chemie", 1. Bd.; „Der Chronist Lucä", S. 284, 331 u. f. w.)

*) Leibnitz in einem Aufsatze — wahrscheinlich aus den 80 Jahren — (R.-Hds.) schreibt: „Es sind jetzo viel wackere Leute, so zu Societäten und Verständigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wissenschaften und höhern Künste Vorschläge thun. Herr N. N. hat mir einen Entwurf zugeschickt, vermöge dessen die Gedanken gerichtet werden sollen auf allerhand Wissenschaften, dadurch Land und Leuten bei Kriegs- und Friedenszeiten gedient werden könnte. Ein andrer vornehmer Mann hat eine „deutsch-gesinnte Gesellschaft" vorgeschlagen, dadurch insonderheit die Wohlfahrt Deutschlands befördert würde. Herr Geh. Rath N. dringt sonderlich auf ein collegium historicum, dadurch eine rechtschaffene historie der deutschen Lande abgefaßt und allerhand dienliche monumenta zu dem Ende zusammengetragen würden. Ein Anderer treibt vornehmlich das Aufnehmen der deutschen Sprache, damit Alles, was dienlich zu wissen, darin beschrieben und wir nicht weniger, als andere Völker, des Kerns der Wissenschaften genießen können, ohne daß nöthig, uns an der Schale des Lateins stumpf zu arbeiten. Herr von N. schreibt mir: er möchte ein forum sapientiae wünschen, da recht gelehrte Leute nicht weniger zusammen kämen, als die Kaufleute wegen ihrer vergänglichen Dinge auf der Leipziger Messe. Herr Pater N. wundert sich zum höchsten, daß noch kein Potentat auf eine Fundation zu Beförderung der Arzneikunst gedacht, daran doch, nächst der Gottesfurcht, dem Menschen am allermeisten gelegen. Und was dergleichen gute Gedanken mehr, deren nicht wenig beigebracht werden könnten".

**) Leibnitz, „Einige curieuse Anmerkungen auf einer Reise durch Hessen, Baiern u. s. w." (muthmaßlich zwischen 1680 und 1690). (R.-Hds.)

Heilmittels, welches noch heute seinen Namen trägt; er bewies die Möglichkeit der Herstellung künstlicher Salze, die man bis dahin noch nicht gekannt *). Becher legte den Grund zu einer neuen Theorie in der Chemie, welche weithin auch noch im 18. Jahrhundert die herrschende blieb**); er zuerst zog die scharfe Grenze zwischen der auf bloßen Phantastereien oder Hypothesen beruhenden Alchymie und der auf exacte Thatsachen sich stützenden Chemie. Der Arzt Stahl, ein Schüler Becher's, setzte an die Stelle der damals noch immer in Geltung stehenden vier aristotelischen Elemente ein einziges, das Phlogiston, durch dessen Verlust die Metalle, wie er annahm, oxydirten — eine Ansicht, die sich zwar bei näherem Eindringen in diese Materie als verfehlt erwies, aber lange Zeit hindurch in großem Ansehen, und nicht blos in Deutschland stand***). Auf den Spuren Becher's und Stahl's gingen dann deren Schüler: Pott, Marggraf, Stabel, Junker weiter. Ein anderer bedeutender deutscher Arzt jener Zeit, Hoffmann, unternahm bereits eine Analyse der Mineralwässer. Der Graf von Tschirnhausen, zugleich Philosoph, Mathematiker und Naturforscher, bereicherte die Wissenschaft mit werthvollen Instrumenten der Beobachtung, und die Akademie zu Paris, welcher er dieselben darbrachte, ehrte ihn durch die Ernennung zu ihrem Mitgliede. Conring, in allen Facultäten bewandert, bereicherte die verschiedensten Wissenszweige mit seiner unendlich vielseitigen Gelehrsamkeit. Leibnitz endlich machte in einem der wichtigsten Zweige der höheren Mathematik, der Differentialrechnung, sogar einem Newton den Ruhm der ersten Erfindung streitig †).

Der Instinct des Praktischen und der Trieb nach Realität schien sich aus den scholastischen Spitzfindigkeiten, die ihn so lange mißleitet, und aus der allgemeinen Erschlaffung, die ihn unterdrückt hatte, wieder hervorzuarbeiten. Alle Welt wetteiferte, halb aus wirklichem inneren Drange, halb aus Nachahmung des Auslandes, in naturwissenschaftlichen Beobachtungen und technischen Erfindungen. Einfache Bürger

*) Dumas, „Leçons sur la philosophie chymique" (1878), S. 214.

**) Ebend., S. 82. Wachler, a. a. O. S. 228; Kopp, a. a. O. S. 327; Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 196 ff.

***) Dumas (a. a. O. S. 93) erklärt ihn für einen Vorläufer Lavoisier's, insofern als Stahl bereits ein „einfaches und unzersetzbares Element" gesucht habe.

†) Eine Darstellung dieses berühmten Streites zwischen L. und N. findet sich bei Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 127, 168.

benutzten ihre Mußestunden zu physikalischen Experimenten. Gelehrte erholten sich von den Anstrengungen ihres abstracten Denkens vor der chemischen Retorte oder in der mechanischen Werkstatt, und Leute von Stand hielten es für anständig, ihren Namen an irgend eine gemeinnützige Erfindung zu knüpfen und Versuche in der Entdeckung noch unerforschter Naturgeheimnisse entweder selbst anzustellen oder unter ihren Augen und auf ihre Kosten anstellen zu lassen. Leibnitz beschäftigte sich mit der Verbesserung der Taschenuhren und der Erfindung eines neuen Mechanismus an den Wagen; er trug sich sogar mit kühnen Plänen von Schiffen, die unter dem Wasser fahren, und anderen, die gegen den Wind segeln sollten*). Ihm dünkte eine Erfindung, durch welche die Herrschaft des Menschen über die Natur vermehrt werde, so wichtig, wie die kunstreichste Speculation, die blos Ideen zu Tage fördere. Sein Nachfolger in dem Berufe eines philosophischen Lehrers Deutschlands, Chr. Wolf, hielt es nicht unter seiner Würde, seine Aufmerksamkeit einer Verbesserung der Lampen zuzuwenden**). Prinz Ruprecht von der Pfalz ließ sein erfinderisches Genie und seine vielseitige Kenntniß der Naturkräfte ebensowol seiner deutschen Heimath, als seinem englischen Adoptivvaterlande zugutekommen***). Eben diese Liebhaberei der Großen, in mechanischen Verbesserungen sich zu versuchen, scheint selbst noch ein Stück ins 18. Jahrhundert hinein sich fortgepflanzt zu haben, denn im Jahre 1730 finden wir den Marschall von Sachsen, August's des Starken natürlichen Sohn, damit beschäftigt, vor einer zahlreichen Zuschauerschaft ein Schiff von seiner Construction auf der Elbe fahren zu lassen, durch Räder getrieben, die ein im Schiffsraume umlaufendes Pferd in Bewegung setzte, „zu völligem Contentement aller Anwesenden und voller Approbation der hohen Commissarien", wie es in der Chronik heißt †).

---

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 116 ff., 201.

**) Danzel, „Gottsched und seine Zeit", S. 13.

***) Becher, „Närrische Weisheit und weise Narrheit" (1682), S. 33, 83. — (Von Ruprecht's naturwissenschaftlichen Entdeckungen in England spricht Macaulay im 3. Kapitel.) Ebendort finden sich verschiedene Erfindungen von Laien aus dem Bürgerstande angeführt.

†) „Dresdner Merkwürdigkeiten", von Winter, in der Sächs. Constitutionellen Z. 1855, Nr. 153. Daselbst ist auch die Rede von einer Maschine eines Baron v. Kröcher, vermittelst deren dieser ebenso gut zu Wasser als zu Lande sich fort-

Von den Fürsten selbst widmeten einige aus wahrer Liebe zur Wissenschaft und aus Fürsorge für das Gemeinwohl, andre in eigensüchtiger und abergläubischer Absicht den staunenerregenden Entdeckungen der Naturforschung eine lebhafte Theilnahme. Herzog Johann Friedrich von Hannover unterstützte mit anerkennenswerther Liberalität die Versuche zur Herstellung des Phosphors*), und der alchymistischen Gier des Königs August von Polen nach einer künstlichen Goldtinctur hatte man die Erfindung des Porzellans zu verdanken. Die Wiederaufnahme verfallener Bergwerksunternehmungen gab zu der praktischen Anwendung und Ausbildung der neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Scheidelehre, die Betreibung von Plänen zur Verbesserung der Schifffahrt und zur Verbindung der deutschen Ströme durch Kanäle zu Vervollkommnungen der Mechanik einen fruchtbaren Anstoß **).

Wieder andere Fürsten waren bemüht, die Ergebnisse der freieren Forschungen des Auslandes auf den Gebieten der Staats- und Gesellschaftswissenschaften für Deutschland fruchtbar zu machen. Carl Ludwig von der Pfalz berief, wiewol vergeblich, an seine Hochschule zu Heidelberg den Philosophen Spinoza und errichtete für seinen Lehrer S. Pufendorf einen Lehrstuhl des Naturrechts, um die Deutschen mit den Theorien eines Hugo Grotius und eines Hobbes bekannt zu machen ***).

Vergleichung der wissenschaftlichen Zustände Deutschlands zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit denen andrer Länder: Mangel an Originalität und Selbständigkeit bei den deutschen Forschern.

So fehlte es nicht an rührigem Wetteifer mit den Fortschritten andrer Länder. Inzwischen würde es eine falsche Nationaleitelkeit verrathen, wollten wir leugnen, daß unser Vaterland am Anfange des 18. Jahrhunderts, was Originalität der Entdeckung und Selbständigkeit der Forschung betraf, hinter den meisten seiner Nachbarn zurückstand und einiger Zeit bedurfte, bevor es wieder vollkommen ebenbürtig in die Reihe derselben eintrat. Es mußte in

---

bewegen wollte, ferner von der Erfindung eines Bürgers, Wagen durch Segel zu treiben, u. s. f.

*) Guhrauer, a. a. O. S. 197.

**) Leibnitz in den oben erwähnten „Curieusen Anmerkungen" führt mehrere solche Unternehmungen an.

***) S. oben S. 56 und das dort citirte Werk von Häusser. Allein für seine Bibliothek verwendete dieser Fürst jährlich 2000 Thaler, ungerechnet die Kosten seines Laboratoriums. (Spittler, „Sämmtliche Werke", 7. Bd. S. 231.)

den classischen Studien den Holländern, in den Naturwissenschaften und der höhern Mathematik nicht blos diesen, sondern auch den Franzosen, den Engländern, den Italienern den Vortritt lassen. Es hatte den epochemachenden Entdeckungen eines Huygens, Harvey, Mariotte, Torricelli u. A. kaum etwas von gleichem Werthe, was es ganz sein eigen nennen konnte, entgegenzusetzen. Denn auch die wenigen hervorragenden Forscher, die es auf diesen Gebieten besaß, verdankten einen großen, wenn nicht den größern Theil ihrer wissenschaftlichen Resultate den befruchtenden Einflüssen des einen oder andern der weiter vorgeschrittenen Nachbarländer. Guerike hatte seine naturwissenschaftlichen Studien zu Leyden gemacht. Der Graf von Tschirnhausen gehörte, seiner ganzen Bildung und Lebensweise nach, weit mehr Holland oder Frankreich, als Deutschland an. Die physiologischen Entdeckungen Harvey's waren es, welche der berühmte Polyhistor Conring seinen medicinischen Vorlesungen zu Helmstedt zu Grunde legte*). Selbst das Genie eines Leibnitz bekannte sich für die wichtigsten Anregungen seiner philosophischen Speculation einem Baco, Descartes, Campanella — sämmtlich Nichtdeutschen —, für die höheren Weihen der Mathematik sowie für mannigfache neue Einblicke in die Tiefen der Physik und Chemie den Pariser und Londoner Gelehrten verpflichtet**). Die Acta Eruditorum, die erste gelehrte Zeitschrift Deutschlands, stellten sich ausdrücklich als eine Nachahmung des Journal des Savans, der Philosophical Transactions und des Giornale dei Letterati dar***), und, wie schon die Gesellschaft der Naturforscher, welche 1651 in Schweinfurt zusammentrat, sehr wahrscheinlich dem, sechs Jahre früher in England begründeten, Gresham-College nachgebildet war, so dienten die Pariser Akademie und die Londoner Societät der Wissenschaften der Errichtung ähnlicher Anstalten in Deutschland zur Aufmunterung und zum Muster†). Und endlich überflügelten die zu Paris und zu Greenwich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichteten Sternwarten bei weitem die älteren zu Kassel und Uranienburg und

*) Jöcher, „Gelehrtenlexikon"; Göbel, „Leben Conring's" (in der Ausgabe von dessen Werken).

**) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 29, 113, 125.

***) In der Vorrede zu dem ersten Jahrgange, 1682.

†) Leibnitz läßt dies unverholen durchblicken in seinen mehrfachen Entwürfen zur Errichtung gelehrter Gesellschaften (in den N.-Hds.).

blieben durch das ganze 18. Jahrhundert die Mittelpunkte aller astronomischen Beobachtungen *).

Nicht anders verhielt es sich auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaften. Die Ideen eines Hugo Grotius und eines Hobbes waren es, aus denen die Begründer des Naturrechts in Deutschland, Pufendorf, Chr. Thomasius und andere, ihre Systeme, wenn auch mit manchen Abweichungen und Verbesserungen in der Durchführung, auferbauten **). Die staatswirthschaftlichen Theorien, welche Pufendorf und Leibnitz als etwas anscheinend Neues ihren Landsleuten empfahlen, vor allem der Grundsatz, daß ein Volk die Rohstoffe, die es erzeuge, nicht aus dem Lande lassen, vielmehr selbst verarbeiten müsse ***), waren in England längst in die Praxis übergegangen und hatten dem Handel der deutschen Hansa dorthin den letzten Stoß gegeben. Und wenn Conring den ersten Grund zu einer Staatenkunde oder Statistik in Deutschland legte, wenn Leibnitz die Förderung dieser Wissenschaft unter die Aufgaben der von ihm gestifteten Berliner Akademie aufnahm †), so traten beide auch darin nur in die Fußstapfen der Franzosen, die schon seit Richelieu umfängliche und schätzbare Arbeiten in diesem Fache besaßen, und der Engländer, die bereits erfolgreiche Versuche zur Entwerfung von Sterblichkeitstafeln und zur Errichtung einer besondern Anstalt für statistische Ermittlungen gemacht hatten ††).

*) Whewell a. a. O.

**) Pufendorf selbst gesteht dies ein in der Vorr. zu seiner Schrift: De jure naturae et gentium.

***) Pufendorf de officio hominis et civis, 2. Buch 11. Kapitel; Leibnitz, R.-Hds., an verschiedenen Stellen.

†) Wachler, a. a. O. 4. Thl. S. 145; Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 200.

††) Leibnitz, in einem Aufsatze über Errichtung von Akademien (R.-Hds.), empfiehlt ausdrücklich, mit der Akademie ein house of intelligence und die Abfassung von bills of mortality zu verbinden, und beruft sich auf das Beispiel Frankreichs, wo man solche „Staatstafeln" (wie er es nennt) für den König ausgearbeitet habe. Es ist mir nicht unbekannt, daß damals schon einzelne statistische Ermittlungen in Preußen auf Veranstaltung des Großen Kurfürsten und sogar sehr umfängliche und wohlangelegte unter Ernst des Frommen persönlicher Anleitung in Thüringen stattgefunden hatten (vergl. Brückner, „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Frankens und Thüringens", 2. Heft); allein selber der Umstand, daß diese einheimischen praktischen Versuche einem auf alles Neue so aufmerksamen Geiste, wie Leibnitz, entgingen und er nur das ins Auge faßte, was im Auslande geschah, beweist die große Abhängigkeit, worin sich damals die deutsche Wissenschaft von der fremden befand.

Zwei Umstände waren es hauptsächlich, welche für lange Zeit die Fortschritte deutscher Wissenschaft und deutschen Erfindungsgeistes gegen die anderer Länder in den Schatten stellten: der Mangel an öffentlicher Aufmunterung der Gelehrten und der Urheber wichtiger Erfindungen und ein gewisses praktisches Ungeschick dieser letztern, ihre theoretisch richtigen und fruchtbaren Ideen nun auch ins Leben einzuführen und zur Geltung zu bringen. Beides war eine traurige Nachwirkung des dreißigjährigen Krieges, welcher den Gemeinsinn geschwächt und seine Hauptstätten, die freien Städte, zum großen Theil ihrer Macht und ihres Einflusses entkleidet, zugleich aber den praktischen Sinn und den Instinct des unmittelbaren, selbstsichern Zugreifens und Handelns in der Nation abgeschwächt und beinahe ertödtet hatte. Leibnitz klagt, „daß von allen Ländern nur Deutschland so thöricht sei, seine eignen großen Männer nicht anzuerkennen und zu unterstützen, und daß es erst dann auf sie achte, wenn es durch die Stimme des Auslandes auf ihren Werth aufmerksam gemacht werde“*). Er klagt, daß, aus Mangel solcher Unterstützung und Ermunterung, „die besten ingenia in Deutschland entweder ruinirt würden, oder sich zu andern Potentaten wendeten, welche wohl wüßten, was an diesem Gewinn gelegen, und aus allen Orten die besten Subjecte an sich zögen“. Er klagt, daß, wenn etwas in Deutschland erfunden werde, „die andern Nationen es alsbald zu appliciren, zu extendiren, zu perfectioniren wüßten und es dann den Deutschen also aufgeputzt, daß diese selbst es nicht mehr für das Ihrige zu erkennen vermöchten, zurückschickten“ **). Und er hatte guten Grund zu solchen Klagen. War er doch genöthigt, um Kunkel's wichtige Entdeckung zur verdienten Anerkennung und Geltung zu bringen, dieselbe in den Memoiren der französischen Akademie zu veröffentlichen ***)! Mußte er doch für seine eigne Person die Erfahrung machen, daß seine eifrigsten Bemühungen für Errichtung von Akademien, als Organen zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes und zur Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen, in Dresden an der Frivolität eines Hofes,

*) „Sola omnium regionum Germania in praeclaris suorum agrorum germinibus agnoscendis et ad immortalitatem propagandis stupida, obliviscitur sui ac suorum, nisi ab exteris de propriis opibus admoneatur.“ Leibnitii Opp. omn., vol. V p. 349.

**) Leibnitz in den „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie“ (K.-Hds.).

***) Guhrauer, „Leibnitz“, 1. Bd. S. 198.

der zwar Hunderttausende für ein einziges Fest, aber nicht Hunderte für die Wissenschaft und ihre Vertreter bereit hatte, in Wien an dem Einflusse der Jesuiten scheiterten und selber in Berlin nur langsame und spärliche Früchte trugen*)! Die meisten deutschen Höfe hatten mit ganz andern Dingen zu thun, als mit der Förderung der Wissenschaften oder der Unterstützung mechanischer Talente**), und von dem Adel und den andern reichen Leuten in Deutschland klagt derselbe große Gelehrte, „daß sie nicht so wißbegierig, als bei den Engländern, noch solche Liebhaber des Verstandes und erbaulicher Gespräche, als bei den Wälschen, sondern zu viel dem Trunk und Spiel ergeben wären***)."

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn noch fort und fort die hellsten Köpfe Deutschlands, da sie daheim fast immer die nöthige Unterstützung und Ermuthigung zur Ausführung ihrer Ideen vermißten, ihre Erfindungen dem Auslande zuwandten, welches diese und sie selbst besser zu ehren und zu verwerthen wußte, oder um die Früchte ihrer Forschungen gebracht wurden durch ausländische Mitbewerber, denen eine größere praktische Gewandtheit und die lebhaftere Aufmunterung, die sie bei ihren Umgebungen fanden, dazu verhalf, den Ruhm und die reellen Vortheile einer solchen Erfindung zum Schaden des deutschen Erfinders an sich zu reißen. Die Schriften der Akademien von Paris, London und selber von Petersburg bereicherten sich mit den wissenschaftlichen Arbeiten deutscher Gelehrten, eines Tschirnhausen, eines Leibnitz, der Bernoullis, Euler's u. A., weil es zu deren wirk-

*) Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 197, 203, 290. In Bezug auf die Akademie zu Dresden enthalten die R.-Hds. die in aller Form ausgefertigte Bestätigungsurkunde derselben nebst dem, darin vollständig wiedergegebenen, jedenfalls von Leibnitz selbst ausgearbeiteten Plane des Unternehmens, welcher im Wesentlichen dem der Berliner Societät gleicht. Auch die nöthigen Fonds für die Anstalt sind darin bereits angewiesen. Das wirkliche Inslebentreten der Akademie ward (nach Guhrauer a. a. O. 2. Bd. S. 203) durch den polnischen Krieg verhindert. Daß man in Dresden kein tiefes und nachhaltiges Interesse für die Sache hatte, dürfte daraus hervorgehen, daß der Plan auch später, wo die äußern Verhältnisse günstiger waren und man in den läppischsten Verschwendungen Millionen vergeudete, nicht darauf zurückkam trotz der nochmaligen persönlichen Anwesenheit Leibnitzens in Dresden im J. 1712, der es gewiß an neuen Anregungen nicht würde haben fehlen lassen, wenn er irgend einen Erfolg davon vorausgesehen hätte.

**) S. oben S. 113 ff.

***) R.-Hds., in einem Aufsatz „über Errichtung einer deutschliebenden Genossenschaft". (Vgl. oben S. 13.)

samer Verbreitung in Deutschland, auch nach Errichtung der Societät zu Berlin, an ausreichender Gelegenheit fehlte, indem dieser letztern die Mittel für derartige Zwecke unter dem ersten Könige von Preußen viel zu knapp zugemessen waren*). Auch für ihre Personen wendeten jene und andere hervorragende Gelehrte Deutschlands — den einzigen Leibnitz ausgenommen — ihre Thätigkeit und den Glanz ihrer berühmten Namen für längere oder kürzere Zeit dem Auslande zu: Joh. Bernoulli lehrte zu Gröningen, seine drei Söhne zu Petersburg, sein Neffe zu Padua; Euler verbrachte den größten Theil seines Lebens in der russischen Hauptstadt; Fahrenheit und Albinus trugen ihre reichen Naturkenntnisse nach Holland, Hamberger die seinigen nach Frankreich, und der Entdecker des Phosphor, Kunkel, starb als Leibarzt des Königs von Schweden zu Stockholm. Auch Pufendorf folgte dem Rufe eben dieses Monarchen, unbefriedigt, wie es scheint, durch die Verhältnisse seiner deutschen Heimath.

Die glänzendste deutsche Erfindung aus dem 17. Jahrhundert, Guerike's Luftpumpe, ward, ebenso wie dessen wichtige Entdeckungen über das Wesen der Elektricität, von dem Engländer Boyle weiter ausgebildet, aber zugleich für sich und seine Nation in Anspruch genommen, und diese Ausbeutung ursprünglich deutscher Erfindungen durch Ausländer, sammt der Bestreitung des Ruhms der ersten Urheberschaft, war nur das erste einer ganzen langen Reihe von Beispielen, welche nahezu bis auf unsere Tage herabreicht. In ähnlicher Weise mußten die stillen Verdienste deutscher Botaniker des 17. Jahrhunderts, Jungius, Rivinus u. a., den Ruhm Linné's mehren helfen; in ähnlicher Weise wurde, was um die Mitte des 18. Jahrhunderts Wenzel und Richter für die Lehre der chemischen Grundelemente, Aepinus für die Theorie der Elektricität that, erst dann beachtet, als es durch Dalton und Berzelius, durch Franklin und Volta aufgenommen und weitergebildet worden war.

Uebrigens zeigte sich bei jener Gelegenheit, wie nicht minder bei dem Streite Leibnitzens mit Newton über die Priorität der Entdeckung des Differentialcalcüls, der große Mangel an Gemeingeist auf Seiten der Deutschen, selber in der Wissenschaft. Während die Engländer für ihre Landsleute mit einem Patriotismus einstanden, der bis zur Ver-

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 266.

leugnung der unparteiischen Gerechtigkeit ging, sahen sich die deutschen Gelehrten von den ihrigen nicht nur im Stiche gelassen, sondern bisweilen sogar preisgegeben. Und auch diese Erscheinung hat sich zum Theil bis auf die neueste Zeit wiederholt*).

Specifischer Antheil der Deutschen an dem allgemeinen Fortschritte der exacten Wissenschaften in dieser Periode.

Die sogenannten exacten Wissenschaften — Mathematik und Naturforschung — waren gerade gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts an einem wichtigen Wendepunkte angelangt**). Sie hatten eine geraume Zeit lang ziemlich planlos zwischen den Hypothesen und Unbestimmtheiten einer scholastischen Philosophie, die sich größtentheils noch auf aristotelische, überdies oft mißverstandene, Ideen stützte, und einer principlosen, höchstens von einem gewissen unklaren Instincte geleiteten Beobachtung einzelner Thatsachen und Erscheinungen hin- und hergeschwankt. Seit Kurzem aber war man dahin gekommen, mit bewußter Absicht, nach einer im Voraus festgestellten Methode und mit Zugrundelegung klar erkannter Grundsätze, naturwissenschaftliche Untersuchungen und Experimente zu unternehmen, die dabei gewonnenen Resultate, auf bestimmte wissenschaftliche und mathematische Formeln gebracht, wiederum zur Berichtigung oder Bekräftigung der angenommenen allgemeinen Principien anzuwenden, und so gleichsam Schritt vor Schritt, von dem engsten Kreise aus nach allen Seiten hin sich ausbreitend, ein immer größeres Gebiet der Naturerkenntniß zu sicherm und dauerndem Besitz zu erobern. Vor allem war es die Mechanik, die Wissenschaft von den Kräften und Gesetzen der allgemeinen Körperbewegung, welche auf diese Weise angebaut ward. Auf diesem Gebiete lagen die großen Entdeckungen Newton's, welche den ganzen Weltbau umspannten und

*) Guhrauer in der Vorr. zu seiner Biographie Leibnitzens (S. XIV) erzählt: „Als ich in Paris war, fragte ich Herrn Libry, den Verfasser der Geschichte der Mathematik in Italien, um seine Ansicht über L.'s Verdienste um diese Wissenschaft. Da erzählte er u. A.: ein Gelehrter aus Göttingen, der ihn besucht, habe mit Verachtung von L. gesprochen, ihn namentlich als Mathematiker tief herabgesetzt. Auf die Frage des Herrn Libry: wer ihm das gesagt hätte? nannte er einen der größten jetzt lebenden deutschen Mathematiker. J'étais surpris, sagte Herr Libry, de voir venir les détracteurs de Leibnitz de l'Allemagne elle-même!"

**) Für das Folgende wurden hauptsächlich benutzt: Biot, „Experimentalphysik", (bearbeitet von Fechner), 5 Bde.; Kopp, „Geschichte der Chemie", 4 Thle.; Muncke, „Handbuch der Naturlehre", 2 Thle.; das schon citirte Werk von Whewell, 3 Bde.; Wachler, „Handbuch der Literaturgeschichte", 3. u. 4. Theil.

ein einziges, gleichartiges Gesetz in der unendlichen Reihe der Erscheinungen, von dem fallenden Apfel bis zu den scheinbar unberechenbaren Bewegungen der fernsten Himmelskörper, aufzeigten. Dieses Gebiet grenzte am nächsten an das der reinen Mathematik und war darum auch von den neuen philosophischen Bearbeitern der Naturlehre, wie Descartes, zuerst in Angriff genommen worden.

Das systematische Vorwärtsschreiten auf diesem und andern Gebieten der Naturwissenschaft, welches an die Stelle des früheren zufälligen und sprungweisen getreten war, machte ein bewußtes und planmäßiges Zusammenwirken der verschiedenen Bearbeiter eines und desselben Faches nicht blos möglich, sondern nothwendig. Und in der That sehen wir von dieser Zeit an je mehr und mehr die Naturwissenschaften einen internationalen Charakter annehmen. Die Forscher aller Länder reichen sich die Hand zu dem gemeinsamen Werke allseitigen, methodischen Eindringens in die Geheimnisse der Natur. Die großen gelehrten Gesellschaften halfen diesen wechselseitigen Verkehr vermitteln, welcher außerdem theils im Wege persönlichen Gedankenaustausches, theils im Wege der Correspondenz und der Literatur sich immer mehr ausbildete und verzweigte.

Deutschland übernahm von dieser gemeinsamen Arbeit der civilisirten Völker vorzugsweise denjenigen Theil, welcher sich am besten für den, mehr reflectirenden, als praktischen Geist, den die Deutschen seit dem dreißigjährigen Kriege angenommen hatten, eignete und welcher, bei seinen nahen Beziehungen zu der herrschenden Wissenschaft der damaligen Zeit, der Mechanik, ein wichtiges Verdienst, wenn nicht der Erfindung neuer, so doch der Feststellung und Entwicklung der von andern gewonnenen Resultate in Aussicht stellte, nämlich: die Vervollkommnung des mathematischen Calcüls in seiner Anwendung auf Probleme der Naturforschung und die Zurückführung dieser letztern auf allgemeine Formeln vermittelst der höhern Analysis. Auf diesem Felde sehen wir deutsche Gelehrte seit dem Ende des 17. Jahrhunderts einen ehrenvollen und selber vom Auslande meist bereitwillig anerkannten Ruf behaupten und der Erweiterung und Befestigung des neuen Fortschritts der Naturwissenschaften wesentliche Dienste leisten. Die große und folgenreiche Entdeckung Leibnitzens, die Differentialrechnung — deren Werth dadurch nicht geschmälert wird, daß er ihren Ruhm mit Newton theilen muß, der zu dem gleichen Resultate auf anderm Wege

gelangte *), — die vielseitigen Untersuchungen der Bernoullis über die Bewegungen der flüssigen Körper, die Schwingungen der Saiten, das mechanische Princip der Erhaltung der lebendigen Kräfte u. a., Euler's gelehrte Arbeiten, die ebenso sehr durch ihre Gründlichkeit und praktische Brauchbarkeit, wie durch ihren ungeheuern Umfang das Staunen aller Männer von Fach erregten **), seine Berechnungen des Mond- und Planetenlaufes und des dadurch bedingten Fortrückens der Tag- und Nachtgleichen, seine Theorie von der Bewegung fester Körper und von dem Gleichgewicht der flüssigen, seine Forschungen über das Wesen und die Gesetze des Wechsels von Ebbe und Flut, sowie über den Schall und über das Licht, endlich die, in bescheidneren Grenzen nicht minder verdienstlichen Bestrebungen der Nachfolger jener Mathematiker erster Größe, Tob. Mayer's, Segner's, Hindenburg's, Kästner's u. a., gehören der angedeuteten Richtung an.

Die allgemeine Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert und ihr Charakter.

Die Fortschritte in den Naturwissenschaften, welche das 17. Jahrhundert vollbrachte, waren nur ein Theil, wenn auch einer der wichtigsten, des allgemeinen geistigen Umschwunges, der in eben jener Zeit stattfand. Der gemeinsame Zug dieser gewaltigen Bewegung ging auf die Befreiung des menschlichen Geistes von jeder fremden Autorität, auf die Erschließung aller

*) Diese Entscheidung der, lange und leidenschaftlich verhandelten Streitfrage: wem von beiden der Ruhm der Entdeckung gebühre, — nämlich die Gleichberechtigung beider, als gleich selbständiger und von einander unabhängiger Urheber derselben Idee, darf man wol, namentlich nach den unparteiischen Erörterungen Biot's (in seiner Biographie universelle, unter den Namen Leibnitz und Newton, und in einem besondern Aufsatz im Journal des Savans, 1832, S. 263 ff.), als feststehend und allgemein angenommen betrachten. (Vgl. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 170 ff.)

**) Nur allein die von Euler für die Petersburger Akademie gelieferten Beiträge füllten die Jahresberichte derselben von 1728—1783 zum größern Theile aus, und die von ihm zu gleichem Behufe hinterlassenen gaben anderweiten Stoff noch bis zum Jahre 1818. Außerdem arbeitete Euler für die Berliner Akademie, deren Mitglied und Präsident er 1741 ward, für die Pariser, von der er mehrere Preise erhielt, u. s. w. Den Werth seiner Arbeiten hat in neuerer Zeit wieder auf sehr ehrenvolle Weise Lagrange bestätigt, indem er sagte: „jeder wahre Liebhaber der Mathematik werde dieselben nachlesen müssen, denn es sei darin Alles klar, wohl ausgedrückt, wohl berechnet, auch seien sie reich an schönen Beispielen". (Whewell-Littrow, 2 Thl. S. 99, 247.) Auf diese Arbeiten Euler's wird im 2. Thl. dieses Bandes nochmals zurückzukommen sein.

Räume des Reiches der Erfahrung, endlich auf eine innigere Annäherung der Wissenschaft an das Leben. Das planmäßige Vorwärtsschreiten der Beobachtung und des ihr eng zur Seite gehenden mathematischen Calcüls auf allen Gebieten der Naturerkenntniß stellte einen immer festeren und immer ausgebreiteteren Zusammenhang aller Erscheinungen her und verdrängte mehr und mehr die Annahme verborgener und unberechenbarer Kräfte, sowie die Anwendung unverstandner Begriffe, womit die frühere, scholastische Lehrweise die Lücken ihres Wissens auszufüllen gesucht hatte. Die Träume der Alchymisten von einer mystischen Verwandlung aller Dinge in Gold oder von einer Verlängerung des menschlichen Lebens ins Ungemessene durch magische Mittel lösten sich in nichts auf vor den wachsenden Fortschritten der wissenschaftlichen Chemie, welche überall bestimmte Elemente und streng geregelte Processe chemischer Veränderungen und Verwandtschaften nachwies, und wenn dieselben immer noch eine geraume Zeit lang an der Rohheit und Unwissenheit der Massen, sowie an der Genußsucht und Leichtfertigkeit der vornehmen Klassen beredte Fürsprecher fanden, so stießen sie doch schon nicht blos unter den Gelehrten, sondern selbst in weitern Kreisen der Gebildeten immer häufiger auf solche, die sie still belächelten oder laut verspotteten.

Die Untersuchungen von Harvey über den Umlauf des Blutes, von Willis über die Beschaffenheit und die Verrichtungen des Gehirns, von Ruysch über das Gefäßsystem und den Ernährungsproceß, sammt den vergleichenden Beobachtungen Swammerdam's u. a. über die gleichartigen Vorgänge im menschlichen und im thierischen Organismus, führten Schritt vor Schritt zu einer Betrachtung des Seelenlebens in seinem Wechselverhältniß mit dem Körper, gegen welche die abergläubischen Vorstellungen von magischen Einwirkungen dämonischer Kräfte auf die Natur und den Menschen auf die Länge nicht Stich halten konnten, welche aber freilich in ihren weitern Consequenzen auch die herrschenden theologischen und philosophischen Ansichten von der absoluten Wesensverschiedenheit eines geistigen und eines leiblichen Elements im Menschen erschüttern mußte.

Der gewaltigste Umschwung der Ideen ging jedoch von eben jenem Gebiete aus, auf welches damals die größten Forscher aller Nationen die ganze Kraft ihres Scharfsinns und ihres ausdauernden Fleißes concentrirt hatten, von der Mechanik oder der allgemeinen Körper-

lehre. Copernicus, Kepler, Galilei hatten, einer nach dem andern, die bisherigen Ansichten von den Verhältnissen der Himmelskörper zu einander erschüttert. Newton vollendete diese wissenschaftliche Revolution, indem er genau die Gesetze aufzeigte, nach welchen alle Bewegungen, wie auf der Erde, so in den unendlichen Räumen des Himmelsgewölbes, mit der gleichen Regelmäßigkeit vor sich gehen. Der Gedanke einer mechanischen Nothwendigkeit, die Möglichkeit, alle Naturerscheinungen nach strengmathematischen Gesetzen zu berechnen, die Ausschließung jedes einer solchen Berechnung sich entziehenden Eingreifens unbekannter Mächte in den festgeregelten Gang der Natur schien damit im weitesten Umfange ausgesprochen und anerkannt.

Wichtige Verbesserungen der Werkzeuge der Beobachtung trugen dazu bei, den Sieg des Menschengeistes über die Natur zu vervollständigen und ihn in dem Bewußtsein von der Unbegrenztheit seiner Forschungskraft zu bestärken. Das 17. Jahrhundert war reich an solchen Erfindungen. Galilei vervollkommnete das Fernrohr und zog dadurch zahllose Himmelskörper, deren Dasein vorher kaum geahnt und deren Bewegungen gänzlich unbekannt gewesen waren, in den Bereich menschlicher Forschung herein. Torricelli und Guerike lehrten mittelst des Barometers und der Luftpumpe die körperlichen Eigenschaften der Luft wägen und messen. Das Mikroskop, womit ein holländischer Naturforscher die Wissenschaft bereicherte und welches ein Deutscher, Lieberkühn, verbesserte, öffnete dem menschlichen Auge den Blick in eine ganz neue Welt von Erscheinungen und dem menschlichen Geiste die nichtgeahnte Aussicht auf eine jeder Grenze spottende Erweiterung seines Beobachtungsfeldes.

Die Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse kam der Entwicklung der Erfahrungswissenschaften erfolgreich zu Hülfe. Der Wettstreit des Handels und des Gewerbfleißes, welcher mehr denn je seit der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien zwischen den Staaten des westlichen Europas, besonders den seefahrenden, entbrannt war, schärfte nicht blos im allgemeinen den Sinn der Bevölkerungen und weckte ihren Unternehmungsgeist, sondern spornte dieselben auch insbesondre zur Durchforschung und Bewältigung der Natur nach allen Seiten hin an. Die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Entdeckungen, zu denen die Befahrung der großen Weltmeere und die Aufsuchung ferner Erdtheile mannigfache Gelegenheiten

det, zogen die Kreise des Wissens und der Beobachtung immer weiter und weiter, und das Gefühl der Uebermacht, welches man über ein so gewaltiges und unbotmäßiges Element, wie der Ocean, errungen hatte, beflügelte den Muth des Wagens und den Trieb des Entdeckens auch auf andern Gebieten und ließ schon fast nichts mehr dem menschlichen Geiste zu schwer oder unmöglich erscheinen. Nicht zufrieden, an die Erfindung von Schiffen zu denken, welche jeder Gewalt der Stürme und der Wogen trotzen sollten, erhob man sich durch eine leicht erklärbare Ideenverbindung zu dem stolzeren Wunsche, ebenso die Luft wie das Wasser zu durchschneiden, und Träume von Flügeln zur Fortbewegung über der Erde wurden die Vorläufer jener spätern, besser begründeten und erfolgreicheren Versuche der Luftschifffahrt, mit denen das vorige Jahrhundert sich so angelegentlich beschäftigte.

So weit dieser Drang des Vorwärtsstrebens und der Durchbrechung aller Schranken der Erkenntniß sich lediglich innerhalb des Gebiets der Naturforschung und des mathematischen Calcüls bewegte, ließ er sich an den einzelnen Erfolgen genügen, die er hier errang, unbekümmert, wie es schien, um die Aufsuchung der höheren und allgemeineren Principien, nach denen er nur gleichsam instinctartig verfuhr, sowie um die Abwägung der weiteren Consequenzen, zu denen ein solches Verfahren hinführte. War doch selber der Begründer der Mechanik des Himmels, Newton, unbefangen genug, das Hereingreifen einer höheren Gewalt in diese Weltordnung im Wege eines wunderthätigen Actes, gleichsam die Wiederausbesserung der nach einer gewissen Zeit aus dem Gange gekommenen und unbrauchbar gewordenen Weltenuhr, nicht allein nicht als unverträglich mit den von ihm gefundenen Gesetzen einer strengmechanischen Selbstbewegung des Weltensystems abzuweisen, sondern sogar als nothwendig vorauszusetzen!*).

Aber schon hatten kühnere und logischere Geister auch jene obersten Gesetze alles Forschens und Denkens einer grundsätzlichen und rücksichtslosen Prüfung unterzogen. Baco hatte die Induction (d. h. das Folgern allgemeiner Wahrheiten aus einzelnen sinnlichen Beobachtungen mittelst einer Combination des Verstandes) für die allein sichre Quelle menschlicher Erkenntniß erklärt und damit der ganzen bisherigen Philosophie, der Scholastik, mit ihren von vornherein für gewiß und allgemeingültig

*) Hettner, „Geschichte der englischen Literatur", S. 25.

angenommenen Begriffen ein- für allemal abgesagt*). Descartes, obschon er in gewisser Hinsicht zu jenen Allgemeinbegriffen zurückkehrte und eine Erkenntniß der Wahrheit durch bloße logische Gedankenverbindung, ohne den Hinzutritt sinnlicher Wahrnehmungen, nicht nur für möglich, sondern sogar für die allein richtige und zweifellose erklärte, hatte doch dadurch, daß er mittelst seines Cogito, ergo sum den menschlichen Geist rein auf sich selbst und sein eignes Denken verwies, ihn von jeder fremden Autorität emancipirte, die Abhängigkeit zerstört, in welcher bisher die Philosophie der Theologie gegenüber gehalten worden war oder sich selbst gehalten hatte; er hatte ferner durch die Forderung, daß alle unsre Gedanken so klar sein sollten wie die Sätze der Mathematik, der mechanischen Weltansicht ein Zugeständniß von unberechenbarer Tragweite gemacht, hatte endlich in dem physikalischen Theile seines Systems eben dieses Princip eines strengmechanischen Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen mit rücksichtsloser Consequenz durchgeführt.

Auf diesen Bahnen weiterschreitend, stellte Spinoza (auch äußerlich in der strengen Form geometrischer Beweisführung) ein System der Weltanschauung auf, in welchem weder die menschliche, noch selbst die göttliche Freiheit einen Platz zu finden schien, vielmehr über allem das starre Gesetz der Nothwendigkeit gleich einem unerbittlichen Fatum waltete; erklärte Bayle die absolute Unvereinbarkeit des Glaubens und der Vernunft, mit andern Worten, der Mystik des Uebersinnlichen, Wunderbaren, und der nüchternen Kritik desselben nach den Gesetzen menschlichen Denkens; gelangte Locke mittelst einer scharfen Zergliederung des gesammten menschlichen Erkenntnißvermögens zu dem berühmten Satze: „Es giebt nichts im menschlichen Denken, was ihm nicht erst durch die Sinne zugeführt wäre“; verwarf Toland, in consequenter Weiterverfolgung des Baconischen Grundsatzes von der Unhaltbarkeit jedes die Grenzen des menschlichen Erkennens überschreitenden Wissens, alles dasjenige von der bestehenden Kirchenlehre, was sich nicht schlechterdings begreifen und als übereinstimmend mit den Gesetzen der Vernunft aufzeigen lasse, indem er zugleich ausführte, daß nur in dem Allgemeinverständlichen und für alle Menschen Ueberzeugenden das wahre Wesen und der eigentliche Werth einer jeden Religion bestehe, während die

*) „Franz Baco von Verulam. Die Realphilosophie und ihr Zeitalter“, von Kuno Fischer.

mystische Zuthat von Wundern und Ceremonien, womit dogmatische Beschränktheit, kirchliche Herrschsucht oder priesterlicher Eigennutz das Christenthum umgeben hätten, lediglich dazu diene, Verwirrung in den Gemüthern zu erzeugen und die Ruhe der Einzelnen wie den Frieden der Staaten zu stören — ein Satz, den in ähnlicher Weise schon Herbert von Cherbury aufgestellt, Hobbes bekräftigt und Spinoza in seinem **Tractatus theologico-politicus** mit der ganzen Schärfe seiner gewaltigen Dialektik vertheidigt hatte*).

Aber nicht blos auf dem Gebiete der Natur machten sich die neuen Ansichten geltend: auch die Verhältnisse des Staats und der Gesellschaft wurden einer rückhaltlosen Kritik unterzogen. Man hatte bis dahin das Recht fast immer als den unmittelbaren Ausfluß eines höheren, göttlichen Willens verehrt: Hugo Grotius entwickelte zuerst die Idee eines Naturrechts, d. h. eines Rechts, welches, auch abgesehen von seiner Bekräftigung durch das göttliche Gebot, schon an sich, durch die Aussprüche der menschlichen Vernunft und die natürlichen Bedingungen jeder menschlichen Gesellschaft, volle Kraft und Allgemeingültigkeit habe. Hobbes, der Vertheidiger des fürstlichen Absolutismus, war doch weit entfernt, bei dieser Vertheidigung sich auf die Lehre von der Göttlichkeit der fürstlichen Gewalt, d. h. auf ihren Ursprung aus einer unmittelbaren göttlichen Einsetzung, zu berufen; vielmehr leitete er diese Gewalt ganz einfach aus einem ursprünglichen Vertrage oder einem freien Willensacte der sämmtlichen Gesellschaftsglieder ab, unterschied sich also von den Vertretern der entgegengesetzten politischen Theorie, von Milton, Sidney und Locke, nicht sowol im Grundsatze, als nur in der Anwendung des Grundsatzes, indem Hobbes annahm, durch jenen einmaligen freien Willensact hätten sich die Völker für alle Zeiten einer oberherrlichen Gewalt unterworfen, und die Natur des Staats, die Sicherheit der Gesellschaft verlange von allen Einzelnen unweigerlichen und unverbrüchlichen Gehorsam gegen die einmal bestehende Regierung, während seine Gegner behaupteten, die Menschen hätten nicht für immer zu Gunsten eines Einzigen auf ihre ursprüngliche Freiheit verzichtet, sondern es sei ein unveräußerliches Recht der Völker, die Regierung in dem Gebrauche ihrer Macht zu überwachen und zu be-

*) Hettner a. a. O.; Lechler, „Geschichte des engl. Deismus"; Noack, „Die Freidenker in der Religion", unter den betreffenden Namen.

schränken, ja sogar, im Fall eines groben Mißbrauchs derselben, ihr den Gehorsam zu verweigern*). Genug, wie man in der Naturwissenschaft keine Berufung auf „verborgene Kräfte“ oder „wunderbare Einwirkungen“ mehr gelten lassen wollte, so in der Gesellschaftswissenschaft keine Berufung auf „göttliche Einsetzung“ oder auf ein schlechthin durch sein Bestehen und das Herkommen geheiligtes Recht. Wie dort jede Wirkung auf eine erkennbare und nachweisbare Ursache, so sollte hier jedes geschichtliche Recht auf einen von der Vernunft einzusehenden Grund, jeder äußere Zwang auf eine in der Natur der Verhältnisse begründete innere Nothwendigkeit zurückgeführt werden.

Wenn so diese beiden Arten philosophischer Untersuchungen — die über religiöse und die über politische Fragen — auf ein und dasselbe Ziel hinausliefen, nämlich die Entfesselung der freien Selbstthätigkeit und des Vernunftgebrauchs des Menschen, so ging auch der Anstoß zu beiden von einem und demselben Punkte aus. Es war nicht ein leerer Kitzel der Speculation, was jene kühnen Denker antrieb, an den so lange für unantastbar gehaltenen Schranken des freien Vernunftgebrauchs zu rütteln, sondern es war ein sehr reelles praktisches Bedürfniß, und sie sprachen nur grundsätzlich, in der Form allgemeingültiger Regeln, aus, was instinctartig eine große Masse ihrer Zeitgenossen und Landsleute dachte oder doch fühlte. Der politische Despotismus hatte sich, selber in dem Lande uralter Volksfreiheit, England, eine geraume Zeit lang mit Hülfe einer religiösen Theorie des unbedingtesten Gehorsams im Weltlichen wie im Geistlichen behauptet und seinerseits wieder das ihm geistesverwandte System kirchlicher Allmacht und Unfehlbarkeit gestützt. In Frankreich sah man fortwährend diese beiden Mächte im verderblichen Bunde. Hugo Grotius war selbst beinahe das Opfer jenes unversöhnlichen, halb politischen, halb kirchlichen Parteigeistes geworden, dessen Herrschaft er durch die Grundsätze eines natürlichen Rechts, die er entwickelte, und durch die Lehren religiöser Duldung, die er empfahl, so siegreich bekämpfte. Bayle, indem er den Glauben für eine Angelegenheit der innersten Gefühle jedes Einzelnen erklärte, welche durch dogmatische Systeme und theologische Beweise um nichts gefördert

*) Hinrichs, „Geschichte des Natur- und Völkerrechts“, 1. Bd. S. 124, 219. Raumer, „Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik“, S. 35, 60.

werde, dachte unstreitig an die blutigen Verfolgungen, denen er und andre Anhänger der calvinistischen Lehre um ihrer Ueberzeugungen willen in Frankreich ausgesetzt gewesen waren, und Spinoza, wenn er seine Stimme für allgemeine Gewissensfreiheit erhob, vertrat ebenso sehr die Sache seiner Stammesverwandten, der Juden, gegen die Zurücksetzungen und Bedrückungen, welche sie von den Christen zu erfahren hatten, als seine eigne gegenüber der jüdischen Orthodoxie, welche ihn um seiner freieren Ansichten halber von der Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen ausschloß. Sogar der unbefangene, jeder metaphysischen Speculation und vollends jeder politischen Wirksamkeit entsagende Trieb gelehrten Forschens auf dem Gebiete der Mechanik oder der Mathematik war nicht verschont geblieben von jener wilden Verketzerungssucht, welche, die unausbleiblichen Consequenzen der Fortschritte der Naturwissenschaften für das gesammte geistige Leben der Menschheit mit sichrem Instincte herausfühlend, einen Galilei dem Kerker, einen Vanini dem Scheiterhaufen und einen Descartes der Verbannung überantwortet hatte. Also auch die Naturwissenschaften bedurften, wenn sie sich ungestört entwickeln sollten, jener Anerkennung des freien Vernunftgebrauchs, welche zu erkämpfen die Speculation sich zum Ziele gesetzt hatte, und nicht minder bedurften derselben die praktischen Interessen des politischen und volkswirthschaftlichen Lebens, welches sich eben jetzt in allen den Ländern, von wo diese speculative Bewegung ausging, täglich kräftiger entwickelte. So war der geistige Kampf, der sich dort entspann, in seinen Beweggründen, seinen Zielen und seinen mitwirkenden Kräften ein durchaus klarer, einfacher und scharfbegrenzter. Die Speculation diente einem zweifellosen und sich deutlich ankündigenden praktischen Bedürfniß, nämlich der Sicherung der politischen Freiheit gegen weltlichen, der Freiheit der Gewissen gegen geistlichen Despotismus, endlich der freien Entwicklung aller Kräfte auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der damit engverbundenen materiellen Interessen gegen die Beschränkungen eines einseitigen Autoritätsglaubens und eines falschen Spiritualismus, und hatte zugleich an allen diesen Interessen, die sie vertrat, ebenso viele Verbündete gegen den gemeinsamen Feind, den sie bekämpfte. Der Philosoph in England oder den Niederlanden sah jeden Fußbreit Boden, den er in der Theorie für die Freiheit des Denkens und die naturgemäße Methode der Beobachtung eroberte, sogleich benutzt und angebaut von politischen Parteien und

religiösen Secten, welche auf seine idealen Schlußfolgerungen sehr praktische Rechtsansprüche gründeten, von Forschern, welche die von ihm aufgestellten allgemeinen Grundsätze bei ihren Untersuchungen anwendeten, endlich von Geschäftsmännern, welche wiederum die Resultate dieser Untersuchungen im Leben, im Verkehr, in den Künsten und Gewerben verwertheten.

So klar und einfach waren die Verhältnisse, unter denen Deutschland in die allgemeine geistige Bewegung eintrat, keineswegs. Weder im Politischen, noch im Religiösen gab es hier so scharfausgeprägte, zu principieller Entscheidung hindrängende Gegensätze. Hier bestand keine alleinherrschende Kirche, von der oder in deren Namen die Andersgläubigen hätten verfolgt werden können, und ebensowenig fand man hier jene religiösen Secten, die sich anderwärts mit geistigen und weltlichen Waffen gegen eine solche Verfolgung wehrten. Die Reformatoren hatten die Vertheidigung des neuen Glaubens nicht den einzelnen Anhängern desselben, sondern den zu ihnen übergetretenen Fürsten und Ständen anvertraut, sie hatten keine Secte, sondern eine zweite Kirche neben der alten gestiftet, und diese neue Kirche war, zuerst durch den Religionsfrieden von 1555, dann wieder durch den westphälischen Frieden, in ihrer Berechtigung und Ebenbürtigkeit mit der römisch-katholischen anerkannt worden. Das Verhältniß zwischen den beiden großen Glaubensparteien in Deutschland war daher mehr ein politisches, als ein religiöses; es eignete sich mehr zu staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, als zu philosophischen Erörterungen, mehr zu einer Feststellung von positiven Rechten, als zu einer Aufsuchung allgemeiner Principien. Der einzelne Protestant oder Katholik fand sich niemals in derselben Weise persönlich vereinzelt einer herrschenden Gewalt, als der Verfolgerin seines Glaubens, gegenüber, wie etwa der Hugenotte in Frankreich, der Presbyterianer oder Dissenter in England, denn zwischen ihm und jener Gewalt standen als vermittelnde Mächte die Stände seiner Kirche; er fühlte sich daher auch viel weniger durch den Drang eigner Noth zu einer grundsätzlichen Opposition in Glaubenssachen oder zu allgemeineren Untersuchungen über die Principien der Gewissensfreiheit und der Toleranz hingedrängt. Was das Verhältniß des Einzelnen zu seiner eignen Kirche und deren Satzungen anbetraf, so wurde auch dieses durch das Nebeneinanderbestehen verschiedner Kirchen eigenthümlich modificirt. Der Kampf der Confessionen unter einander lähmte

den Kampf innerhalb jeder einzelnen derselben oder hielt ihn wenigstens länger als anderwärts in Schranken. Die besten Köpfe fanden Beschäftigung und Befriedigung für ihren Trieb der Kritik und Polemik in der Bekämpfung des gegnerischen Religionstheils. Man scheute sich, im Schooße der eignen Glaubenspartei Uneinigkeit zu zeigen, um nicht der Gegenpartei einen Triumph zu bereiten, und andrerseits fehlte es nicht an Bemühungen, den Streit unter den verschiedenen Kirchen beizulegen, um der gemeinsamen Gefahr freidenkerischer Angriffe auf die Grundlagen des kirchlichen Lebens überhaupt keinen Vorschub zu leisten*). So ward der Kampf religiöser Meinungen durch äußere Rücksichten und eigenthümliche Verhältnisse vielfach gebrochen oder von seinen letzten Zielen abgeleitet.

Nicht anders war es im Politischen. Die Streitigkeiten der Fürsten und Stände unter sich und mit dem Reiche stumpften alle andern Gegensätze ab und ließen es zu principiellen Erörterungen politischer Fragen nicht leicht kommen. Während in England und anderwärts der philosophische Forschergeist sich alsbald auf die letzten Grundlagen alles Staatslebens, auf die großen, einfachen Gegensätze von Volk und Regierung, Freiheit und Despotismus hingelenkt sah, verzettelte und erschöpfte er sich hier in der Behandlung der künstlichen und verwickelten Verhältnisse der Stände und des Reichs und drang bis zu dem tieferen Kern der Frage, der Untersuchung der Rechte und der Interessen der Völker, selten vor.

Auch war dem deutschen Volke und seinen Denkern seit dem dreißigjährigen Kriege jener kühne Muth politischer Reformen völlig abhanden gekommen, der ein Jahrhundert früher die weitausgreifendsten Umgestaltungen im Staats- und Gesellschaftsleben nicht blos in der Theorie ausgedacht, sondern in der Wirklichkeit versucht hatte. Wenn auch jetzt noch einzelne Gelehrte, wie Pufendorf und Thomasius, die Ableitung aller bürgerlichen Gesellschaften aus einem Vertrage und das Recht des Einzelnen zum Widerstande gegen offenbares und schweres Unrecht des Herrschers lehrten oder den göttlichen Ursprung der Fürstengewalt leugneten und mit beifälligem Eifer die in den Niederlanden erschienenen Schriften gegen den Despotismus Jacob's II. verbreiten halfen**),

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 67.

**) Pufendorf, De jure gent. et nat., lib. VII, Cap. 3, § 1, Cap. 8, § 5.

so hatten solche Lehren — wie unerhört auch die Kühnheit schien, sie zu verkündigen*), — doch durchaus keinen unmittelbaren praktischen Erfolg, wurden nicht, wie die eines Hobbes oder Locke, zum Losungsworte politischer Parteien und zum Ausgangspunkte realer Bestrebungen auf dem Boden des äußern Staatslebens, sondern blieben innerhalb der stillen Räume der Doctrin und in den engen Kreisen der Gelehrten beschlossen, legten höchstens den Keim zu einer künftigen Entwicklung politischer Ideen, die aber noch ganzer Menschenalter bedurfte, ehe sie in nur einigermaßen sichtbaren Spuren hervortrat.

Leibnitz als Vertreter dieser Epoche geistigen Lebens in Deutschland.

Die ganze Eigenthümlichkeit dieser Zustände spiegelt sich ab in der Persönlichkeit und dem Wirken des größten deutschen Geistes der damaligen Zeit, G. W. von Leibnitz.

Leibnitz ist einer jener merkwürdigen Genien, wie sie nur Deutschland hervorgebracht hat und nur Deutschland hervorbringen konnte, jener Genien, in denen die ganze ursprüngliche Kraft, Tiefe und Wahrheit unsrer Nation, aber auch alle die krankhaften Verbildungen und Hemmungen ihrer naturgemäßen Entwicklung, die Folgen der unseligen Wendung der äußern Geschicke Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert, zur vollen Erscheinung kommen, eine jener Naturen, wie sie da hervortreten, wo die Triebkraft des nationalen Geistes zwar mächtig genug ist, um in dem Einzelnen einen tiefen und nachhaltigen Drang nach gemeinnütziger und auf das Höchste gerichteter Wirksamkeit zu erzeugen, wo aber die äußeren Bedingungen zur Entfaltung einer solchen Wirksamkeit so ungünstige und verschobene sind, daß dieser Drang entweder unbefriedigt in peinlicher Ohnmacht sich verzehren, oder in zahllosen mißlungenen Anläufen und immer wiederholten Versuchen sich zersplittern, oder endlich, allen Erfolgen im praktischen Leben entsagend, sich in die sublimen Regionen philosophischer oder poetischer Beschaulichkeit zurückziehen und dort ein ideales Selbstgenügen suchen muß.

Grundzug der Geistesrichtung und Wirksamkeit Leibnitzens.

Dem Geiste eines Leibnitz lag dieser letzte Ausweg am fernsten. Wie sehr auch durch den dreißigjährigen Krieg der Thatentrieb der Nation geschwächt und ihr Vertrauen zu sich selbst erschüttert, wie niederbeugend und entmuthigend

Chr. Thomasius, „Vernünftige Gedanken von neuen Büchern", 2. Bd. S. 559. Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 2. Bd. S. 91.

*) Die Juristen und Theologen der alten Schule nannten die Lehre vom natürlichen Rechte eine „heillose" Lehre. (Luden, „Leben des Chr. Thomasius", S. 291.)

auch die Zerrüttung und Verwirrung aller äußern Verhältnisse sein mochte, so war doch weder der realistische Zug, der einst, nach Leibnitzens eignem Zeugniß, gerade in dem deutschen Volke so lebendig gewesen, noch die Erinnerung an jene glänzende Zeit deutscher Kraft und deutschen Gemeinsinns so gänzlich erloschen, daß nicht ein Genie wie Leibnitz den kühnen Gedanken hätte fassen sollen, die letzten, verglimmenden Funken dieses Geistes noch einmal zur hellen Flamme anzublasen, den zerstückelten Gliedern des hinsterbenden Reichs noch einmal frischen Lebensodem einzuhauchen, die, halb in spießbürgerlicher Beschränktheit, halb in gelehrter Einseitigkeit verkommende Nation noch einmal zum Wettlauf mit den andern, in verjüngter Kraft ihr vorausgeeilten Völkern des civilisirten Europas aufzustacheln und so seinen Namen und seinen Ruhm an die Heraufführung einer neuen Epoche der Größe, der Macht, der Bildung und des Glanzes seines Vaterlandes zu knüpfen.

Abriß seiner Entwicklungsgeschichte. Erste Anregungen und früheste Richtung seiner geistigen Thätigkeit.

Schon als Jüngling, fast noch ein Knabe, fühlte Leibnitz jenen quälenden Drang nach dem Höchsten und jenes Unbefriedigtsein durch einzelne Erfolge des Lernens oder des Schaffens, welche die sichersten Anzeichen einer zu Großem berufenen Thatkraft sind. Weder die Schönheiten der Dichter und Geschichtschreiber des classischen Alterthums — obschon sie seine Phantasie lebhaft beschäftigten und ihn sogar zu eignen dichterischen Productionen reizten —, noch die Spitzfindigkeiten der Scholastik, deren Ergründung und Aufdeckung seinem Scharfsinn schmeichelte, vermochten einen Geist wie den seinigen zu fesseln, der überhaupt nicht durch irgend eine einzelne Art der Thätigkeit oder des Genusses, sondern nur durch das schrankenloseste Streben nach allen Seiten hin auszufüllen und zu befriedigen war*).

Eines jedoch stand diesem hochfliegenden Geiste als Richtschnur seines unersättlichen Thatendurstes frühzeitig fest: „daß dasjenige erst einem Privatmanne das Beste scheinen müsse, was für das Allgemeine das Fruchtbarste wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte, an dessen Verwirklichung nicht weniger dem Einzelnen, als dem menschlichen Ge-

*) „Ignorabant illi, non posse animum meum uno rerum genere expleri." (Vita Leibnitii, a se ipso breviter delineata, abgedruckt in Guhrauer's „Leibnitz", 2. Bd. Anhang, S. 52 ff. und in „L.'s Ges. Werken" von Pertz, 4. Bd. S. 168.)

schlechte gelegen wäre, daß aber unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menschen keines vorzüglicher sei, als der Mensch, wie unter den Menschen ein König, der Statthalter Gottes, ebenso an Macht als an Weisheit, wenn einmal die seltene Glückseligkeit der Zeiten einen solchen hervorgebracht hätte"*).

So tritt bei Leibnitz von früh an in den Vordergrund seines Strebens ein realistisches Element, zwar verklärt durch die ideale Beziehung auf die höchsten Zwecke der Religion, die Liebe zu Gott und die Verherrlichung seines Wesens als des Urbildes aller Harmonie in der Welt**), aber doch in seinen nächsten Zielen wie in seinen Mitteln gänzlich dem äußeren Leben, den praktischen, socialen Interessen zugewendet.

Die strenggezogenen Kreise fachgelehrten Wissens, wie es damals fast überall auf den deutschen Universitäten herrschte, konnten einen solchen, überall nach dem Höchsten strebenden und in allem, was er anfaßte, sogleich auf Neuerungen und Verbesserungen sinnenden Geist***) nicht lange festhalten, und wahrscheinlich würde Leibnitz früher oder später aus eignem Antriebe sich denselben entrungen haben, auch wenn er nicht von Leipzig durch den Pedantismus oder den Brodneid der dortigen Juristenfacultät vertrieben, von Altdorf durch ein günstiges Geschick in der Person des Freiherrn von Boineburg entführt und auf ein weiteres, seinen Neigungen und seinen Talenten mehr entsprechendes Feld der Thätigkeit versetzt worden wäre †). Denn schon

*) Ebenfalls die eignen Worte L.'s aus einer andern Selbstschilderung desselben; s. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 30.

**) So erläutert L. ausführlicher, was er in jener Selbstschilderung nur kurz andeutet, in einer spätern (in den R.-Hds. enthaltenen) Denkschrift: „Grundriß eines Bedenkens wegen Aufrichtung einer Societät zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften" (von Rößler in das J. 1688 gesetzt), indem er an letzterm Ort sagt: die Erkenntniß Gottes und die Liebe zu ihm erheische die Erfassung der Universalharmonie in der Welt, die praktische Verwirklichung dieser Erkenntniß aber bestehe in der Erforschung der Natur, der Leitung der Menschen zum Rechten und Guten und der Verbesserung des Gemeinwesens.

***) L. sagt von sich selbst, „daß er in jeder Wissenschaft, kaum daß er an sie herangetreten, da er oft das Gewöhnliche nicht einmal hinlänglich verstand, Neues suchte". (Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 20.)

†) Man bot ihm (in seinem 21. Lebensjahre) eine Professur in Altdorf an; „allein", setzt er hinzu, „mein Geist bewegte sich in einer ganz andern Richtung". (Ebend. S. 44.) — In einem Aufsatze (in den R.-Hds.) „über die Ursachen, warum

war ihm durch die Schriften der hervorragendsten Vertreter der neuern Zeitströmung, welche ein glücklicher Zufall in seine Hände gegeben, durch die Rathschläge Baco's über die Bereicherung der Wissenschaften, durch die anregenden Gedanken des Cardanus und des Campanella, durch Proben einer bessern Philosophie von Kepler, Galilei und Descartes die Ahnung jener gewaltigen Bewegung aufgegangen, welche seit fast einem halben Jahrhundert rings umher die Geister erfaßt und von welcher nur Deutschland seit der furchtbaren Katastrophe des dreißigjährigen Krieges sich ausgeschlossen gesehen hatte *).

Diese Bekanntschaft mit den größten Männern seines Jahrhunderts erweckte in Leibnitz den Ehrgeiz, gleich ihnen ebenfalls in seinen Kreisen ein Reformator zu werden, und bestärkte ihn in dem Vorsatze, „bei dem Begonnenen, der Verbesserung der Dinge, zu beharren" **), trotz aller entmuthigenden Erfahrungen von der Unempfänglichkeit seiner Umgebungen für seine Ideen, die er machen mußte, selbst seine Alters- und Studiengenossen nicht ausgenommen, denen er, mit seinem nie befriedigten Drange des Weiterforschens, Neuerns und Verbesserns, wie ein Wesen aus einer fremden Welt erschien ***). Vergebens hatte er eine Stillung seines Wissensdurstes und eine Anleitung zur klareren Erkenntniß des ihm nur erst dunkel vorschwebenden Zieles in dem Umgange mit Gleichstrebenden zu finden gehofft; vergebens war er in die Gesellschaft der „Berathenden" in Leipzig, wie in die der „Suchenden" in Jena eingetreten, hatte sogar durch eine kleine unschuldige List sich in Nürnberg in einen Geheimbund von Adepten mit rosenkreuzerischen Mysterien eingeschlichen. Die Gewißheit, daß unter der Maske angeb-

Cannstadt zur Hauptstadt von Würtemberg zu machen" — angeblich aus dem Jahre 1669 — spricht L. von der bisherigen Universitätsgelehrsamkeit als einer „mönchischen", in „leeren Gedanken und Grillen" befangenen, und schlägt zur Abstellung dieses Uebelstandes eine Verlegung der Universitäten in die Residenzen vor, damit die Studirenden sich mehr „in der Conversation, unter Leuten und in der Welt" bewegen möchten. In ähnlichem Sinne schrieb er 1679 von Hannover aus an Conring: „Wie auf deutschen Universitäten die Wissenschaften behandelt werden, lassen sie solchen Geistern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen sind, das Meiste zu thun übrig".

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 29.

**) Ebenda.

***) „Pro monstro eram", sagt L. in seiner Selbstschilderung. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 28.

lichen Geheimnisses sich nur Aberglaube, Unwissenheit oder Betrug verstecke, war alles, was er daraus mit hinwegnahm*).

Uebergang Leibnitzens aus den gelehrten Kreisen in die große Welt.

Besser glückte es ihm mit der großen Welt, in welche jetzt sein neuer Gönner, der Freiherr von Boineburg, ihn einführte.

Einen Augenblick zwar fühlte sich Leibnitz mächtig angezogen von der bürgerlichen Atmosphäre jenes altreichsstädtischen Wesens, von welchem noch immer, trotz des Verfalles ihrer einstigen Größe, Städte wie Nürnberg und Augsburg ehrwürdige Denkmale waren. Nicht blos in seinen Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit, sondern auch noch in viel späteren Mittheilungen verweilt er mit unverkennbarer Vorliebe bei der Schilderung dieser Städte, als der Sitze nützlicher Künste und Wissenschaften, blühenden Handels, einfacher Sitten und tüchtiger Bürgertugenden**). Gleichwol scheint ihm der Gedanke, von dort aus die Hebel seiner reformatorischen Ideen an die Zustände des deutschen Gemeinwesens anzusetzen, niemals ernstlich nahegetreten zu sein. Wie wäre dies auch möglich gewesen? Nürnberg war nicht Amsterdam, und das Nürnberg von damals war nicht mehr das Nürnberg der Pirckheimer, Dürer und Hans Sachs. In Deutschland — das hatte schon der jugendliche Leibnitz mit richtigem Instincte erkannt***) — konnte, wenn überhaupt, nur noch monarchisch, von oben her, gewirkt werden, sei es durch den Kaiser, sei es durch die Fürsten.

Leibnitz am Hofe zu Mainz. Mannigfaltige Wirksamkeit. Hinlenkung auf politisch-vaterländische Ziele. Anknüpfung mit Ludwig XIV.

Und in dieser Beziehung war ihm das Loos so günstig wie nur möglich gefallen. Der Kurfürst von Mainz, an dessen Hof und in dessen Dienste ihn die Bekanntschaft mit Boineburg führte, war nicht nur einer der angesehensten Stände des Reichs, nicht nur einer der einsichtigsten und wohlmeinendsten Regenten jener Zeit, sondern auch, theils in seiner Eigenschaft als Erzkanzler Deutschlands, theils nach persönlicher Gesinnung, einer der wenigen deutschen Fürsten, welche die schon fast erstorbenen Traditionen von dem Deutschen Reiche, seiner Macht und Würde wenigstens noch einigermaßen werthhielten und zu bewahren trachteten†).

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 33, 46.

**) Ebenda S. 45. „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie" (1698 oder 1699) in den R.-Hds.

***) S. oben S. 2, 3.

†) „Diesen Fürsten kenne ich unter wenigen fast allein als die Stütze (Atlan-

An seinem Hofe fand sich Leibnitz mitten in die Kreise nicht blos der deutschen, sondern der europäischen Politik versetzt*). Alsbald nahm sein Talent einen höheren und freieren Schwung. Schon auf der Reise nach Mainz („in den Gasthöfen", wie er selbst berichtet) hatte er eine Schrift entworfen, durch die er sich dem Kurfürsten empfehlen wollte, zwar nur eine Reihe kühn hingeworfener Gedanken, die aber doch nichts Geringeres enthielten, als den Plan einer Reform der ganzen Rechtsgesetzgebung und des ganzen Rechtsstudiums**).

Wirklich ward er vom Kurfürsten zur Ausführung eines von diesem entworfenen Planes der Verbesserung des römischen Gesetzbuchs für die Bedürfnisse des Reichs verwendet. Er warf sich auf diese Arbeit mit all dem Eifer, den er sein ganzes Leben hindurch zu jeder Sache, wo es etwas zu reformiren gab, mitbrachte, mußte aber schon hier, am Beginn seiner öffentlichen Laufbahn, die schmerzliche Erfahrung machen, daß seine besten Bemühungen ihres Erfolges ermangelten und weder ihm noch dem Allgemeinen die gehoffte Frucht trugen.

Eine Zeit lang sehen wir ihn nun, zum Theil in Folge äußerer Anregungen, zum Theil aus innerem Triebe, in mannigfaltigen, scheinbar weit von einander abliegenden Bahnen sich bewegen, abwechselnd mit publicistischen Pamphleten, religiösen Streitschriften und der Lösung naturwissenschaftlicher Probleme beschäftigt. Wir sehen ihn die Sache des Pfalzgrafen von Neuenburg gegen dessen mächtigere Mitbewerber bei der polnischen Königswahl mit mehr Scharfsinn, als Glück verfechten und damals schon, wie er auch später bei ähnlichen Arbeiten pflegte, mit dem nächsten, beschränkten Zwecke seiner Betrachtungen allgemeinere Gesichtspunkte von der größten Tragweite verbinden***). Zur

tem) unsers Deutschlands", schrieb Forstner an Boineburg 1662. (Guhrauer's hist.-krit. Einl. zu L.'s „Deutschen Schriften", S. 19.)

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 49 ff.

**) Der Titel dieses Schriftchens ist: Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae. (1667.)

***) Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo, auctore Georgio Ulicovio Lithuano (1669). Bemerkenswerth ist darin besonders folgende, gegen den russischen Mitbewerber gerichtete, prophetische Stelle (Leibn. Opp. Omn., ed. Dutens, Tom. IV p. 615): „Wagt nur dann, gegen den Tyrannen Euch zu regen; es wird Euch dann gehen, wie den Fröschen in der Fabel, die den Storch zum König nahmen, wie den Schafen, wenn der Wolf mitten im Schafstall ist; Ihr werdet erfahren, wie schwer es ist, denjenigen zum Gehorsam gegen die

gleichen Zeit sehen wir ihn gegen die „Naturalisten und Atheisten" das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, gegen die Socinianer das Dogma von der Dreieinigkeit vertheidigen und sogar den schwierigen Versuch machen, das Mysterium der realen Gegenwart Christi im Abendmahle aus philosophisch-physikalischen Gesetzen zu erklären*). Und wieder sehen wir ihn nach ganz anderer Seite hin bemüht, eine neue Theorie der bewegenden Kräfte in der Natur aufzustellen und zugleich, durch Einsendung dieser Arbeiten an die gelehrten Gesellschaften von Paris und London, sich den Eintritt in jene weiteren Kreise der gelehrten Welt zu verschaffen, denen anzugehören längst das Ziel seines Ehrgeizes war**).

Gesetze zu zwingen, der so viel Tausende Bewaffneter in der Nähe und zur Verfügung hat, der Euch schon gewachsen ist, auch wenn Ihr einig seid, vollends aber die unter sich Uneinigen und Gespaltenen im Angesichte des mitleidsvoll zuschauenden Europas zerreißen würde. Aber die Nachbarn werden auch nicht ruhig geschehen lassen, daß eine zweite Türkei entstehe, daß die Vormauer der Christenheit von Barbaren eingenommen werde, daß hier eine Macht sich bilde, stark genug, um dem ganzen Europa zu trotzen. Von hier aus wäre den Scythen (Russen) der Weg nach Deutschland geöffnet. Hüten wir uns, daß nicht Europa unser und sein Verderben zu beweinen habe!"

*) Confessio naturae contra Atheistas (1668). Defensio trinitatis per nova reperta logica contra epistolam Ariani, oder: Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi (1669). Remarques sur la perception réelle et substantielle du corps et du sang de notre Seigneur (1670). Demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae (1671). Briefwechsel mit Arnauld (1671). Vgl. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 78 und Anhang S. 15.

**) Theoria motus abstracti und Th. m. concreti. (Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 73.) — In eben diese Zeit (1669) würde endlich noch, nach Rößler's Ermittlungen, ein Aufsatz von L. fallen, eine Art Gutachten, angeblich auf Ansuchen eines gewissen Hubber erstattet, „über die Ursachen, warum Cannstadt zur Hauptstadt von Würtemberg zu machen sei". Darin begegnen wir zuerst allgemeinen Betrachtungen über die Verschiedenheit der Stände und Berufszweige und über die Vortheile einer örtlichen Vereinigung der vier Hauptstände an Einem Punkte — der Staatsbehörden, des Militärs, des Großhandels und der Universität. Es wird sodann der Vorzug einer großen Stadt vor vielen kleinen dargelegt und der Mangel einer einzigen Hauptstadt in Deutschland, „neben dem anderer allgemeiner Vereinigungsmittel", beklagt. Es wird ferner nachzuweisen versucht, wie sowol der Handel als das Gelehrtenwesen gewinnen würden, wenn sie in nähere Verbindung unter einander und mit dem Sitze der Regierung, welcher zugleich Hauptfestung und Waffenplatz des Landes sein müßte, gebracht würden, und es wird endlich, auf Grund aller dieser Beweisführungen, die Behauptung aufgestellt, daß es gut sein möchte, Cannstadt,

Die Kriegsgefahr, von welcher Deutschland, nachdem es in zweiundzwanzigjährigem Frieden nur erst spärlich von den Zerstörungen des dreißigjährigen Kriegs sich erholt hatte, durch die Eroberungsgelüste des jungen Beherrschers von Frankreich aufs neue bedroht war, rief Leibnitz mit einem male in den eigentlichen Mittelpunkt seiner Bestrebungen, zu einer praktisch politischen Thätigkeit im großen, nationalen Maßstabe zurück. Im Auftrage des Kurfürsten, unter Boineburg's Beirath, entwarf er den Plan einer „deutschgesinnten" Allianz der Reichsstände, an welcher auch der Kaiser — „nicht als solcher, sondern lieber nur durch seine Erblande" — theilnehmen, deren nächster, jedoch sorgfältig geheimzuhaltender Zweck der Schutz Deutschlands gegen Frankreich, deren höhere Aufgabe aber eine Wiedergeburt des Reiches unter föderativer Form, die Herstellung gemeinnütziger Einrichtungen und Verbesserungen auf den Gebieten der Justiz, der Polizei, des Handels- und Verkehrswesens sein sollte*).

Das patriotische Gefühl Leibnitzens zeigt sich bei diesem Anlaß in seiner vollen Stärke. Die Formen freilich, in die dasselbe zu kleiden er nöthig fand, — die gänzliche Nichtbeachtung der bestehenden Reichsverfassung, als wäre sie gar nicht vorhanden, die ängstliche Schlauheit, womit er den Plan einer deutschen Allianz vor dem französischen Machthaber nicht blos sorgfältig geheimgehalten, sondern sogar diesem als ein ihm günstiges, gegen Oesterreich gerichtetes Bündniß dargestellt wissen will**) —, eröffnen uns einen tiefen Blick in die traurige Verworrenheit der damaligen Verhältnisse Deutschlands und lassen uns die Fruchtlosigkeit dieser, wie aller künftigen ähnlichen Anstrengungen des Philoso-

---

welches bereits viel Handel habe, zum Sitz der Regierung und der Universität sowie zur Landesfestung zu erheben. Der Aufsatz ist darum merkwürdig, weil L. schon hier jene praktisch-realistische Tendenz verräth, die in seinen spätern Schriften, besonders den Denkschriften über die Errichtung gelehrter Gesellschaften, weiter ausgebildet erscheint, daneben aber auch jene einheitlich nationale Anschauungsweise, welche später zeitweilig einer mehr particularistischen wich, aber doch auch von Zeit zu Zeit wieder emportauchte.

*) Es ist dies die berühmte Schrift: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen", 1. Thl. vom August, 2. Thl. vom Novbr. 1670. (Leibnitzens „Deutsche Schriften", herausgeg. von Guhrauer, 1. Bd. S. 151 ff. Vgl. Guhrauer: „Leibnitz", 1. Bd. S. 83.)

**) S. die §§ 65 und 66 der obigen Denkschrift.

phen, die deutschen Zustände wieder „auf festen Fuß zu stellen", im voraus ahnen.

Leibnitz selbst mag eine solche Ahnung davon, daß es unmöglich sei, auf diesem nächsten und natürlichsten Wege, durch Entwicklung und Einigung der innern Kräfte der Nation, Deutschland vor der drohenden Uebermacht Frankreichs sicherzustellen, wol gehabt haben. Nur so erklärt es sich, wie dieser helle Kopf, in beharrlicher Verfolgung seines Zwecks, noch zu einem andern Mittel greifen konnte, welches, bei aller Genialität des Gedankens an sich, doch das Chimärische der Hoffnungen, welche Leibnitz für seine patriotischen Wünsche daran knüpfte, so offen an der Stirn trägt, daß ihm der Vorwurf unpraktischen und phantastischen Handelns bei dieser Gelegenheit kaum erspart werden kann. Dieses Mittel bestand in einem Plane zur Eroberung Aegyptens, den Leibnitz ausarbeitete und dem Könige von Frankreich vorzulegen beschloß, um diesen dadurch von seinen Absichten auf Deutschland und andere Nachbarländer abzuziehen. Die Idee eines allgemeinen Kreuzzugs der Christenheit gegen die Ungläubigen — eine Idee, die schon in dem Entwurfe einer deutschgesinnten Allianz zu Tage trat*), spielt in diesem Plane eine Hauptrolle**).

Hielt Leibnitz wirklich eine Eroberung Aegyptens für ein so leichtes, sicheres und gewinnreiches Unternehmen, daß er in aufrichtiger Absicht solche dem französischen Machthaber als vollgültiges Aequivalent für das Aufgeben seiner Eroberungspläne in der Nähe anrathen zu dürfen glaubte? Oder wähnte er, so verschlagene Diplomaten, wie Ludwig und seine Minister, mit täuschenden Vorspiegelungen irreführen zu können? Oder endlich, war doch vielleicht ein Motiv persönlichen Ehrgeizes neben dem allgemeinen vaterländischen mit im Spiele — der Wunsch, in directe Beziehungen zu dem neuen Beherrscher Frankreichs zu treten, dessen Glanz die Fürsten, dessen Freigebigkeit die Gelehrten von ganz Europa zu schmeichlerischer Bewunderung hinriß?

Die bis jetzt eröffneten Quellen zur Geschichte des großen Mannes geben uns auf diese Fragen keine sichere Antwort. Daß er sich selbst über die praktischen Erfolge seines Beginnens Illusionen machte,

*) § 88 ff. der obigen Denkschrift.

**) Ueber dieses sog. Consilium Aegyptiacum L.'s und die damit bei Ludwig XIV. wiederholt gemachten Versuche berichtet ausführlich Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 93—112, 132—136.

darf uns nicht Wunder nehmen. Es war nicht das einzige mal in seinem Leben, daß dieser philosophische und mathematische Kopf Selbsttäuschungen seiner Phantasie erlag, zumal wo es sich um Unternehmungen handelte, von welchen er sich ebensowol für das Allgemeine, wie für seinen eigenen Ruhm und Einfluß Großes versprach. Zu seiner Rechtfertigung gereicht es einigermaßen, daß Staatsmänner, wie der Freiherr von Boineburg und der Kurfürst von Mainz, sein Beginnen billigten und ihn zu dessen Ausführung ermunterten.

Sein Aufenthalt in Paris und London: mathematische, mechanische u. a. Studien.

Eine wichtige Frucht trug dem jungen Gelehrten dennoch sein kühner ägyptischer Plan ein: er verhalf ihm zur Befriedigung eines längst gehegten glühenden Wunsches und erschloß seinem in die Weite strebenden Geiste neue Quellen des Wissens und neue Gesichtskreise der Lebensanschauung. Durch Boineburg's Vermittlung nach Paris gesandt, um persönlich seinen Plan dem französischen Könige zu entwickeln und zu empfehlen, dann, als dies mißglückt war, durch Privatgeschäfte seines Gönners sowie durch Aufträge des Kurfürsten und anderer vornehmer Personen in Deutschland, endlich durch eigne Neigung mehrere Jahre lang dort festgehalten, bildete er sich in der glänzenden Hauptstadt Frankreichs, einem der Brennpunkte der allgemeinen geistigen Bewegung der damaligen Zeit, zu jener Universalität des Wissens und jener Gewandtheit des Geistes aus, welche er in Deutschland niemals würde erlangt haben und welche ihn für immer vor einem Rückfall in die Beschränktheit des bloßen Fachgelehrtenthums schützte. Zugleich lernte er sowol dort, als in London, wohin er sich ebenfalls auf einige Zeit begab, alle die wichtigen Fortschritte des Auslandes in den Wissenschaften und Künsten kennen, welche in seinem Vaterlande nachzuahmen und heimisch zu machen er sich später so angelegen sein ließ. Dort wachte mit erneuter Stärke der Sinn für Geschichte wieder in ihm auf, den er in früher Jugend an der Lectüre der alten Historiker genährt hatte, und aus dem Staube der Bibliotheken, in die er sich vergrub, trug er eine vielseitige Kenntniß der Geschichtsquellen und eine klare Vorstellung von der Aufgabe der Geschichtschreibung mit hinweg. Dort regte Pascal's vielbewunderte Erfindung einer Rechenmaschine ihn zu einem Versuche ähnlicher Art an, dessen Erfolg sein Vorbild übertraf und nicht blos den Beifall der Gelehrten von Fach, sondern auch die Aufmerksamkeit des Ministers Colbert gewann. Dort suchte er im Verkehr mit

Handwerkern und Arbeitern aller Art diesen die Geheimnisse ihres Gewerbes abzulauschen, um davon bei seiner Rückkehr ins Vaterland Gebrauch zu machen und Nutzen zu ziehen; es erregte ihm aber keine patriotischen Gewissensscrupel, daß er, um für einen Ruf, den er ablehnte, sich dankbar zu zeigen, zur Mittheilung der gemachten Wahrnehmungen an den dänischen Minister sich erbot. Dort genoß er den Unterricht des großen Mathematikers Huygens und den Umgang der ersten Gelehrten aller Fächer, während er gleichzeitig Zutritt zu den bedeutendsten Staatsmännern und den vornehmsten Personen des Hofes erlangte, durch welche er in die Verhältnisse der europäischen Politik und die Feinheiten des diplomatischen Geschäftsverkehrs eingeweiht ward. Dort trug er zusammen, was er, „nach den Grenzen seiner Börse", von Schriften, „in denen Erfindungen, Versuche und Demonstrationen aus den Naturwissenschaften, der Technik und der Mathematik abgehandelt waren", oder von Quellen der Geschichte und der Staatskunst auftreiben konnte, und „brachte für vierzig Thaler die Blüthe der Bücher Englands zurück". Dort entstand bei ihm ohne Zweifel der erste Gedanke zur Aufrichtung gelehrter Gesellschaften in Deutschland nach dem Muster der Akademien von Paris und London, von denen beiden ihm damals die längst ersehnte Ehre ihrer Mitgliedschaft zu Theil ward*).

Wenig fehlte, so hätte Leibnitz, gleich manchem andern deutschen Gelehrten, seinen Aufenthalt ganz in Paris genommen und wäre so wahrscheinlich für immer seinem Vaterlande verloren gegangen. Seine Verbindungen mit Mainz waren durch den fast gleichzeitig erfolgten Tod seiner beiden Gönner, des Kurfürsten Johann Philipp und des Freiherrn von Boineburg, gelöst. Ein Plan zur Ansiedlung in Paris durch Kauf einer einträglichen Stelle, welchen Leibnitz eine Zeit lang im Auge hatte, mißglückte zwar, weil seine Familie ihm die dazu nöthigen Mittel nicht sandte, aber bald darauf ward, wie es scheint, die Aufmerksamkeit einflußreicher Personen auf ihn gelenkt und ihm eine ansehnliche Pension angeboten, um ihn in Frankreich festzuhalten**).

---

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 112—188.

**) Guhrauer in seinem Leben L.'s weiß zwar davon nichts, wir finden jedoch diesen Umstand ausdrücklich angegeben in einem Schreiben, welches L. im Januar 1713 an den Kaiser Karl VI. richtete und worin er, seiner Gewohnheit nach, durch einen kurzen Abriß seines bisherigen Lebens und Wirkens sich bei seinem neuen Gönner einführte. Rößler hat dasselbe aus den mehrerwähnten neu aufgefundenen

Zur glücklichen Zeit traf von dem Herzoge Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, dem Leibnitz früher einmal seine Dienste angeboten hatte, eine Berufung nach Hannover ein, welcher Leibnitz Folge leistete, Paris mit seinen ihm so werthvollen Verbindungen und den dort begonnenen größeren wissenschaftlichen Arbeiten (worunter auch die wichtige Erfindung der Differentialrechnung war) nicht ohne Schmerz im Stiche lassend*).

Leibnitz in Hannover. Praktische Geschäftsthätigkeit. Wirken im Dienste particularistisch-dynastischer Interessen. Nochmalige Annäherung an Ludwig XIV.

So fand sich Leibnitz mit einem male in eine ganz andere Sphäre des Lebens und Wirkens versetzt. Statt der Ungebundenheit, womit er in Paris seinen wissenschaftlichen Studien nachgehangen hatte, die beengenden Rücksichten des Dienstes um die Person und in den Geschäften eines Fürsten, dessen Liberalität und Achtung vor dem Genie des nun schon berühmten Gelehrten zwar diesem so viel als möglich wissenschaftliche Muße und Losgebundenheit von den drückenden Lasten mechanischer Geschäftsarbeiten zu verschaffen suchte, aber doch nicht verhindern konnte, daß der beste Theil seiner Zeit und seiner Kraft in solchen Arbeiten zersplittert ward und „höchstens in Nebenstunden ihm vergönnt war, ältere Erfindungen weiter zu verfolgen". Statt der großartigen Verhältnisse, in denen Leibnitz dort gelebt hatte, fortwährend zu neuen Forschungen angeregt und der ehrendsten Anerkennung jeder gelungenen versichert, die ihm jetzt wieder hier entgegentretende Beschränktheit deutschen Gelehrtenwesens mit der ganzen pedantischen Steifheit seines einseitigen Fachwissens und der selbstgefälligen Anmaßlichkeit seiner vollkommenen Unkenntniß der ungeheuren Fortschritte des Auslandes, die so weit ging, daß einer der bedeutendsten deutschen Gelehrten jener Zeit, der berühmte Polyhistor Conring, ihn, welcher eben erst die Freundschaft der größten Geister Frankreichs und Englands und die Aus-

Handschriften veröffentlicht im Aprilhefte des Jahrgangs 1856 der Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Möglich wäre es übrigens, daß Leibnitz mit den Worten „ansehnliche Pension" der Kürze halber eben jenes Amt bezeichnet hätte, welches ihm durch Vermittlung „einiger vornehmer Personen, die ihn sonderlich begünstigt", zum Kauf angeboten und, durch Zuthun derselben einflußreichen Personen, eine Zeit lang offengehalten ward, „daß nicht Andere sich dahinter machten, die auch ein Mehreres nicht ansehen würden". Wäre dies so, so würde die gedachte Angabe L.'s mit dem übereinstimmen, was Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 161 ff. berichtet.

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 168 ff.

zeichnungen der Akademien von London und Paris genossen, mit seinen neuen Methoden in der Analysis, Demonstration und Erfindung wie einen „philosophischen Schwärmer" behandelte. Statt der Gewandtheit der Franzosen und Engländer in der Ausführung und Verbesserung von Erfindungen, an deren Beobachtung er sich erfreut und deren Nützlichkeit er durch eignen Gebrauch schätzen gelernt hatte, die Ungeschicktheit, Schwerfälligkeit und Unzugänglichkeit für bessere Belehrung, welche er bei den deutschen Handwerkern und selber den Beamten überall antraf und welche ihm jede Wirksamkeit auf diesem Felde, so oft er sich an eine solche wagte, verleidete und erschwerte.

Das Schlimmste aber von allem war, daß Leibnitz durch sein Verhältniß zu Johann Friedrich sich zur Vertretung einer particularistischen und mit dem Auslande buhlenden Fürstenpolitik verurtheilt sah, er, der noch vor wenigen Jahren an dem Hofe eines Johann Philipp von Mainz der Dolmetscher nationaler und patriotischer Gedanken gewesen war*).

Leider hat es das Ansehen, als habe Leibnitz sich in diese letztere Rolle beinahe leichter gefunden, als in die Verzichtleistung auf eine großartige und ausgebreitete wissenschaftliche Thätigkeit. Mit einer Elasticität des Geistes, die wir bewundern müßten, wenn sie nicht auf Kosten der Festigkeit des Charakters sich äußerte, wußte er dieselbe Wärme der Hingebung und dieselbe Kraft der Ueberredung, die er einst für allgemeine nationale Zwecke aufgewendet hatte, jetzt in die Vertheidigung kleinlicher Sonderrechte der Landesherren zu legen**), und wichtiger, als securitas publica und status praesens imperii, schien ihm die Frage zu sein, ob auf dem Friedenstage von Nymwegen die fürstlichen Gesandten den kurfürstlichen gleichgestellt und mit dem Titel: Excellenz bekleidet sein sollten oder nicht.

Wir können es ihm nicht verdenken, wenn er aus der Beschränktheit seiner neuen Berufsthätigkeit sich bald wieder heraus nach einem weiteren, seiner großen Talente würdigern Wirkungskreise sehnte, denn, mit wie löblichem Eifer er auch des Herzogs gelehrte Liebhabereien benutzte, um physikalische Experimente zu unterstützen und Bücher-

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 191 ff.

**) In der Schrift: Caesarini Furstenerii tractatus de jure suprematus ac legationum principum Germaniae (1677).

schätze zum allgemeinen Besten zu sammeln, wie vertieft er auch schien in bergmännische Unternehmungen und geologische Untersuchungen, in Pläne für Verbesserung des Münzwesens und andere gemeinnützige Einrichtungen des inneren Staatslebens, so läßt sich doch denken, daß ein Mann wie Leibnitz in einer Stellung, welche eine freie und erfolgreiche Entfaltung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nicht gestattete, im Politischen aber ihm sogar eine völlige Verzichtleistung auf jedes Wirken im großen nationalen Maßstabe auferlegte, sich auf die Dauer nicht wohl fühlen konnte. Das Mittel freilich, das er anwandte, um in anderes Fahrwasser zu gelangen, war abermals ein etwas sonderbares. Wir sehen ihn nämlich den früher gemachten Versuch wiederholen, die Augen des „großen Königs" auf sich zu ziehen, und, wie es scheint, sich mit der Hoffnung schmeicheln, dasjenige aus der Ferne zu erlangen, was früher in persönlicher Bemühung ihm mißglückt war. Leibnitz beschäftigte sich damals sehr eifrig mit der Idee einer sogenannten „allgemeinen Charakteristik" oder „Pasigraphie" — einer Art von Zeichensprache oder Algebra für die menschlichen Gedanken, nach seiner Meinung eines vortrefflichen Organs zur Verständigung aller Nationen unter einander ohne die mühsame gegenseitige Erlernung ihrer Sprachen, zugleich aber auch eines mächtigen Hebels für die Vervollkommnung der Wissenschaften und die Erleichterung nützlicher Erfindungen. Leibnitz selbst ist, trotz des Eifers, womit er diese Idee erfaßte, und der überschwenglichen Hoffnungen, welche er an ihre Verwirklichung knüpfte, niemals über bloße Andeutungen davon hinaus und bis zur wirklichen Ausführung seines Planes der Aufstellung einer solchen allgemeinen Charakteristik gekommen, und es ist daher schwer, sich ein deutliches Bild von dem zu machen, was der große Philosoph eigentlich unter dieser „neuen Kunst" verstanden oder damit zu erreichen gehofft haben mag. Wahrscheinlich schwebte ihm dabei Baco's „Kunst der Erfindung" vor, welche in der gelehrten Welt so großes Aufsehen gemacht und eine völlige Revolution im Reiche der Wissenschaften erzeugt hatte. Allein, während diese Baconische Kunst der Erfindung in nichts bestand, als in der Anleitung des Menschen zur richtigen Erkenntniß und zur wirksamen Beherrschung der Natur durch Beobachtungen und Versuche, glaubte Leibnitz, wie es scheint, durch eine blos logische Verknüpfung allgemeiner Vorstellungen (ähnlich, wie es die Algebra mit den Zahlenzeichen oder Buchstaben thut) neue Wahrheiten entdecken und so die

Herrschaft des menschlichen Geistes über die Natur erweitern zu können*).

Diese, ihm selbst noch als bloße Idee vorschwebende, weder in ihren praktischen Erfolgen bewährte, noch auch nur wissenschaftlich festgestellte neue und räthselhafte Kunst war es, durch welche Leibnitz sich einem so nüchternen und so positiven Kopfe wie Ludwig XIV. zu empfehlen hoffte. Natürlich mußte auch dieser zweite Versuch, ebenso wie jener frühere mit dem ägyptischen Plane, fehlschlagen — trotz der schmeichlerischen Huldigungen, welche Leibnitz dem französischen Machthaber, als dem „Einzigen" und „Unsterblichen", „dem großen Fürsten, auf welchen unsere Zeit stolz ist und welchen die nachfolgenden Zeiten vergebens wünschen werden", mit vollen Händen in der Denkschrift spendete, worin er demselben seine Idee vorlegte**).

Seitdem hat Leibnitz (eine einzige schüchterne Anknüpfung bei Gelegenheit des Briefwechsels mit Bossuet über den Plan einer Vereinigung der Katholiken und Protestanten abgerechnet, die aber ebenfalls ohne Folgen blieb***)), keinen weiteren Versuch einer Annäherung an Ludwig XIV. gemacht. Wohl aber sehen wir ihn von dieser Zeit

*) Die erste Entstehung seiner Idee einer Algebra der menschlichen Gedanken beschreibt Leibnitz in der mehrerwähnten Selbstschilderung (s. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 22) folgendermaßen: „Als ich diesem Studium (der Aristotelischen Prädicamente) mit größerm Nachdruck oblag, verfiel ich auf jene bewundernswürdige Betrachtung, daß ein gewisses Alphabet der menschlichen Gedanken erfunden werden könnte und daß aus der Combination der Buchstaben dieses Alphabets und der Analysis der aus ihnen gebildeten Wörter Alles sowol erfunden als beurtheilt werden könnte. Sobald dieses von meinem Geiste erfaßt worden war, jauchzte ich auf, freilich mit einer knabenhaften Freude, denn damals faßte ich die Größe des Gegenstandes nicht genug. Späterhin aber, je größre Fortschritte ich in der Erkenntniß der Dinge machte, desto mehr wurde ich in dem Entschluß befestigt, einen so großen Gegenstand zu verfolgen". Vgl. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 320 ff.

**) Ebenda S. 336. Die Denkschrift führte den Titel: „Préceptes pour avancer les sciences". Eine zweite Schrift ähnlichen Inhalts: „Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer, pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès", wird von Guhrauer (ebenda u. Anhang zum 1. Bde. S. 44) — gegen Erdmann, welcher dieselbe an den König von Preußen gerichtet glaubt und deshalb ins Jahr 1701 setzt, gleichfalls als eine Denkschrift an Ludwig XIV. bezeichnet.

***) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 50. „Die Werke von Leibnitz, herausgegeben von Onno Klopp", 7. Bd. Einleitung S. XLIII und S. 107 f.

an bis in sein höchstes Alter gegen den französischen König, als gegen den gefährlichsten Feind der Sicherheit Deutschlands und der Ruhe Europas, in Pamphleten, Denkschriften, Manifesten, kurz auf jede Weise mit einer Heftigkeit agitiren*), von der es nur leider zweifelhaft bleibt, ob sie ein reiner Erguß seiner patriotischen Empfindungen, oder die Nachwirkung einer in der Seele des Philosophen zurückgebliebenen Empfindlichkeit über die ihm zweimal von Seiten des „großen Königs" widerfahrene Zurückweisung gewesen sei.

Rückkehr Leibnitzens zu seinen großen nationalen, wissenschaftlichen und weltbürgerlichen Plänen.

Diese Umkehr des Philosophen von den Anwandlungen eines allen Rücksichten des Patriotismus absagenden gelehrten Weltbürgerthums zu einer wieder mehr den vaterländischen Interessen und den großen nationalen Gesichtspunkten zugewendeten Thätigkeit ward wesentlich unterstützt durch einen günstigen Wechsel in seinen äußern Verhältnissen. Der französisch gesinnte Herzog Johann Friedrich starb (1679), und an seine Stelle trat Ernst August, ein ebenso aufgeklärter und hochgebildeter, wie aufrichtig patriotischer Fürst.

Unterstützung dieser Richtung Leibnitzens durch seine Beziehungen zu Ernst August von Hannover.

Von da an beginnt für Leibnitz die glänzendste und fruchtbarste Periode seines Wirkens**). Die mannhafte deutsche Politik seines neuen Gebieters rief auch in ihm den Geist vaterländischen Stolzes wieder wach, welcher einst seine ersten Schritte auf dem Gebiete der Politik geleitet hatte. Die nächste Frucht dieser neuen Stimmung war jene Satire auf Ludwig XIV.***), durch welche er, den allerchristlichsten König wegen seines Bündnisses mit den Ungläubigen verspottend, Deutschland für die Verletzungen und Verwüstungen, die es von Ludwig und seinen türkischen Verbündeten zu erdulden hatte, sich selbst aber noch nachträglich für die Verwerfung seines ägyptischen Planes rächte. Der hochstrebende Ehr-

*) So in dem Mars Christianissimus auctore Germano Gallo-Graeco, ou Apologie des Armes du Roi Très-Chrétien contre les Chrétiens — einer in der Form der Satire verfaßten, ohne den Namen des Vfs. im Jahr 1684 (also wenige Jahre nach jenen schmeichlerischen Denkschriften an Ludwig XIV.) erschienenen Schrift — so in den verschiedenen Denkschriften, Manifesten u. s. w., die er theils an, theils für den kaiserlichen Hof in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ausarbeitete und wovon sich mehrere bisher noch unbekannte in den H.-Hds. finden.

**) Vgl. darüber Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 1 ff.

***) Der schon erwähnte Mars Christianissimus.

geiz Ernst August's, welcher die alte Macht und Größe des welfischen Hauses, so weit es die Umstände gestatteten, zu erneuern suchte, bot der publicistischen Thätigkeit Leibnitzens, wenn auch wieder auf dem Felde particularistischer Interessen, doch viel weitere und großartigere Zielpunkte dar, als die auf kleinliche Etikettefragen sich beschränkende Eitelkeit seines Vorgängers. Die bedeutenden Verbindungen, welche der neue Herzog mit den Höfen von Wien und Berlin unterhielt — damals den einzigen in Deutschland, wo noch eine selbständigere und, wenigstens im Verhältniß zu andern, mehr nationale Politik gepflegt ward, —, lenkten den Blick des Philosophen auf die großen Anliegen Deutschlands zurück und eröffneten seinem Drange wissenschaftlichen und gemeinnützigen Wirkens neue, an lockenden Aussichten reiche Bahnen. Der aufgeklärte Sinn und der freie Blick des Herzogs im Religiösen, verbunden mit gewissen äußeren Rücksichten seiner Politik, machten den Hof zu Hannover eine Zeit lang zum Mittelpunkte jener Unionsbestrebungen zwischen den streitenden Kirchen, welchen Leibnitz schon zu Mainz nahegetreten war und welche jetzt, wo sie größtentheils in seiner Hand sich concentrirten*), ihm ein weites und fruchtbares Feld zur Bethätigung seines Scharfsinns und seines Vermittlungstalentes, sowie zur Anknüpfung neuer, wichtiger Beziehungen nach den verschiedensten Seiten hin boten. Der lebhafte Ideenaustausch über die höchsten Fragen des Menschengeistes, zu welchem der Umgang mit den geistvollen Fürstinnen Sophie und Sophie Charlotte, der Gemahlin und der Tochter Ernst August's, ihm Veranlassung gab, regte ihn zur Wiederaufnahme und Weiterausbildung von Speculationen an, denen er, ohne sie jemals ganz aus den Augen zu verlieren, doch, unter der Last so vieler zerstreuender Geschäfte andrer Art, längere Zeit hindurch keine anhaltendere Aufmerksamkeit hatte widmen können, und die Berührungen mit Denkern, die der Verkehr in diesen, für alle geistigen Strömungen der Zeit geöffneten Kreisen ihm nahelegte, brachten jene Speculationen vollends zur Reife und zum Abschluß. Die Anwesenheit des berüchtigten Freidenkers Toland, der mit einer englischen Gesandtschaft am Hofe zu Hannover erschien, wurde für Leibnitz der Anstoß zu einer erneuten

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 20, 165, 231. Wir kommen auf diese Unionsbestrebungen nach ihren Beziehungen zu den allgemeinen religiösen Verhältnissen der damaligen Zeit im folgenden Abschnitt zurück.

Darlegung seiner Ansichten und Beweisführungen im Interesse der hergebrachten kirchlichen Satzungen, welche Toland anfocht, und die Gespräche, die er zu Berlin mit seiner Schülerin in der Philosophie, der nunmehrigen Königin von Preußen, über Bayle's Zweifelsgründe wegen der Unvereinbarkeit der göttlichen Allwissenheit mit dem freien Willen des Menschen, der göttlichen Weisheit und Güte mit dem zahlreichen Uebel in der Welt führte, bildeten die Grundlage jenes berühmtesten aller Werke des Philosophen, seiner Theodicee *).

Hauptzüge der universellen Geistesthätigkeit Leibnitzens.

Neben diesem Ausbau seines philosophischen Systems **) sehen wir die Thätigkeit Leibnitzens von jetzt an bis an das Ende seines Lebens überwiegend der Ausbildung und Verwirklichung jener großen Ziele gemeinnütziger, patriotischer und humanitärer Wirksamkeit zugewendet, in deren Verfolgung er schon als Jüngling die höchste Aufgabe eines strebenden Geistes, den sichersten Weg zur Förderung der allgemeinen Bestimmung des Menschengeschlechts und die würdigste Art der Verherrlichung Gottes auf Erden erkannt hatte. Die Wiedererneuerung des alten Ruhms der Deutschen, „welche einst in Erfindung mechanischer, natürlicher und andrer Künste und Wissenschaften die ersten gewesen, nun aber in deren Vermehrung und Besserung die letzten geworden ***)", die „Aufmunterung der ingenia" †), damit Deutschland nicht ferner mehr in Handel und Wandel ein Raub der Fremden, in der Wissenschaft ein bloßer Nachzügler derselben sei, die Erprobung und Ausführung nützlicher Gedanken, „die

---

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 224, 248.

**) Die größeren philosophischen Arbeiten Leibnitzens erschienen sämmtlich nach 1690, so die Principia philosophiae in gratiam Principis Eugenii, die Principes de la Nature et de la Grâce, fondés en raison, die Considérations sur les principes de vie et les natures plastiques, das Système nouveau de la nature et de la communication des substances, aussi bien que de l'union qu'il y a entre l'âme et le corps, nebst den Eclaircissements du nouveau systême, der Aufsatz De ipsa natura, endlich die Tentamina theodiceae sammt ihren vielen Ergänzungen und weitern Ausführungen.

***) Worte L.'s in dem „Bedenken von Aufrichtung einer Societät" u. s. w., in den K.-Hds.

†) Das Folgende theils nach dem „Grundriß eines Bedenkens wegen Aufrichtung einer Societät" (1688), theils nach einem Schreiben L.'s an den König von Preußen (1703), theils nach verschiedenen Denkschriften desselben an den Kaiser (1713) — sämmtlich in den K.-Hds.

mancher sonst mit sich sterben läßt", die Verbindung von Theorie und Erfahrung durch Experimente und Modelle im großen, die Verbesserung der Künste und Handwerke durch Einführung fremder oder Ausbildung und Vervollkommnung eigner Erfindungen, die Besserstellung der niedern oder arbeitenden Klassen durch Fürsorge des Staats für Arbeitsgelegenheit und Arbeitsverdienst*), die Hebung aller Wissenschaften, ganz besonders aber der für den praktischen Nutzen und die Wohlfahrt der Menschen arbeitenden, wie Medicin, Chemie, Mechanik, Oekonomie**), eine zweckmäßigere Erziehung der Jugend „nicht sowol zur

*) Vorschläge dieser Art, zum Theil vollkommen im Geiste dessen, was man heutzutage „socialistisch" im guten Sinne zu nennen pflegt, kommen in den K.-Hds. mehrere vor. So wird in einer der Wiener Denkschriften (überschrieben: „System der Staatswissenschaften") die Bildung einer besondern Generaldeputation „zur Aufhülfe der Nahrung" und „zur Stellung der Armen in Arbeit" (!) empfohlen. Auch in einer zweiten Denkschrift aus demselben Jahre (1713) findet sich der gleiche Gedanke der Errichtung einer Commission „zur Verminderung des Elends und Beschaffung von Nahrung für die Armen". Wieder in einer andern Abhandlung, betitelt: „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll" (Jahr unbestimmt) wird der Obrigkeit zur Pflicht gemacht, für lohnende Arbeit zu sorgen und deshalb das Arbeitsmaterial (Wolle u. s. w.) nicht roh aus dem Lande geben, vielmehr im Lande selbst verarbeiten zu lassen. Ferner soll sie Vorschüsse an Aermere geben u. s. w. Auch der Aufsatz „wegen Anlegung von Assecuranzanstalten" (Jahr unbestimmt) schlägt insofern hier ein, als die darin empfohlene Errichtung von Versicherungsgesellschaften „entweder gegen alle Zufälle, oder wenigstens gegen Wasser- und Feuerschaden" ausdrücklich in Verbindung gebracht ist mit der herrschenden Noth und der Entvölkerung Deutschlands in Folge des dreißigjährigen Krieges. Ja in einem der Entwürfe zur Errichtung von Societäten (dem „Grundriß") kommt sogar die Forderung vor: die Societät müsse die Errichtung von „Werkhäusern" betreiben, „worin jeder Arme, Tagelöhner, Handwerkergesell u. s. w., so lange er will, arbeiten kann und dafür seine Kost und etwas Zehrung zum Weitergehen erhält". Auf einem besondern Blatte, welches zu diesem „Grundriß" zu gehören scheint, wird diese Idee noch weiter ausgeführt. Die Gesellschaft, heißt es daselbst, könne die Handwerker auf ihre Kosten „in großen Stuben" arbeiten lassen „bei Gesprächen und Lustigkeit". Die Leute würden dadurch nicht faul werden, vielmehr besser arbeiten, als jetzt, weil 1) ohne Nahrungssorgen, 2) gleichmäßiger, da sie nicht das eine mal zu viel, das andre mal zu wenig Arbeit hätten; auch würde dadurch verhindert werden, daß die reichen Kaufleute die Armen mißbrauchten.

**) Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Stelle des erwähnten Schreibens an den König von Preußen, worin es wörtlich heißt: — „damit man nicht in der bloßen Speculation verbleiben möchte, so habe vorgeschlagen, daß das

Poesie, Logik und Scholastik, als vielmehr zu den Realien, Geschichte, Mathematik, Geographie, Physik, zu den moralischen und politischen Wissenschaften" *), und eine Verbesserung der öffentlichen Schulen, „damit nicht ferner das fürs Leben Nützliche versäumt und eine zu lange Zeit mit bloßem Lateinreden und ähnlichen Dingen zugebracht werde" **), die Wiedereinsetzung der so lange vernachlässigten und verunehrten deutschen Muttersprache in ihre alten Rechte, ihre Reinigung von unnöthiger Beimischung fremder Bestandtheile und ihre Ausbildung zu einem Werkzeug feinerer poetischer und wissenschaftlicher Gedankendarstellung***), worin sie hinter anderen Sprachen zurückgeblieben — endlich, indem der Philosoph sich weit über den blos nationalen Gesichtskreis hinaus zu einem der höchsten weltbürgerlichen und religiösen Standpunkte emporschwingt, die Vereinigung aller Völker durch die Bande der Civilisation, die Anknüpfung internationaler Verbindungen zur gemeinsamen Förderung der großen Culturzwecke der Menschheit, zur Anstellung vergleichender Beobachtungen im Interesse der Naturwissenschaft, zur Verbreitung des Christenthums in die Länder, welche demselben noch verschlossen sind — das waren nur die hauptsächlichsten der Strebeziele, zwischen denen der alles umfassende Geist Leibnitzens in dieser Zeit hin- und hereilte, für welche er bald abwechselnd, bald gleichzeitig, bald an einem, bald an vielen Orten zugleich die ganze Fülle seiner rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit aufbot. Nichts, was in den Bereich dieser großen civilisatorischen Aufgaben fiel, entging seiner Aufmerksamkeit oder blieb von seinem Eifer des Schaffens und des Reformirens unberührt. Das Kleinste erschien ihm nicht zu unbedeutend, und das Größte nicht zu schwer, wenn es in

Objectum der Societät, neben den astronomischen, historischen, philologischen u. a. Curiositäten, auch auf solche Realien gehen möchte, dadurch die rechtschaffenen Studien, u. a. die Arznei, Chemie, Oekonomie und Mechanik, vor allem aber die Erziehung der Jugend zur wahren Tugend und guten Künsten, ferner der Feldbau, die Künste und Manufacturen verbessert, was Gutes in dergl. erfunden, bei uns eingeführt, auch selbst allerhand Nützliches ausgedacht und prakticirt würde". Vgl. Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 192.

*) „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät." K.-Hds.

**) „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll." K.-Hds.

***) „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" (1691); s. L.'s „Deutsche Schriften", herausgeg. von Guhrauer, 1. Bd. S. 440 ff., Opp. omn., ed. Dutens, tom. VI p. 6 ff.

Beziehung dazu stand. Das Fernste wie das Nächste erfaßte er mit der gleichen Lebhaftigkeit. Während er sich mit Ideen von der ungeheuersten Tragweite rücksichtlich der Aufschließung Chinas durch die Vermittlung des Czar Peter und der Errichtung eines „Commerciums, nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und Weisheit, mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Anti-Europa" *) trug, schien es ihm nicht zu gering, die kleinsten Detailfragen in Bezug auf die Verbesserung der Gewerbe in Deutschland zu studiren und Berechnungen anzustellen über den verhältnißmäßigen Kostenpreis des ausländischen und des einheimischen Fabrikats in Wolle oder Seide **), oder über die Vortheile einer Vertauschung der theuern fremden Färbestoffe mit wohlfeilern einheimischen. Wenn ihn der Gedanke der Schaffung eines großen wissenschaftlichen Bundes aller Völker zur Durchforschung und Dienstbarmachung der Natur mit vereinten Kräften und im neidlosen Zusammenwirken lebhaft beschäftigte und er bereits von diesem hohen Standpunkte aus Vorschläge machte zu Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel, zu denen die russische Herrschaft über die Nordpolländer der deutschen Gelehrsamkeit die Hand bieten sollte, ferner zu vergleichenden Sprachforschungen, wobei er ebenfalls hauptsächlich Rußlands vielartige Bevölkerung im Auge

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 196.

**) In den K.-Hds. finden sich mehrere Aufsätze von L.'s Hand, z. B. über Accise, über die Wollenindustrie u. s. w., von denen zwar kaum zweifelhaft ist, daß sie nicht von L. selbst herrühren, sondern fremde Arbeiten sind, die er nur entweder begutachtete oder als Grundlagen eigner Vorschläge benutzte, welche aber auch unter dieser Voraussetzung bezeugen, wie genau L. in alle diese volkswirthschaftlichen Fragen einging und wie er dieselben immer in engster Beziehung zum praktischen Leben und zu den gegebenen Verhältnissen der deutschen Nationalindustrie behandelte; ferner andere, bei denen es zweifellos ist, daß sie von L. selbst stammen, so ein merkwürdiges Schreiben an den Kurfürsten von Brandenburg zur Empfehlung eines gewissen K. (Kraft?), worin der directe Bezug von Seide und Zucker aus den Erzeugungsländern (statt über England und Holland), die Anlegung von Zuckerraffinerien und Tabaksspinnereien, ferner die Errichtung von Handelscompagnien nach Art der ostindischen vorgeschlagen wird. Der oben erwähnte Aufsatz über die Accise ist höchst wahrscheinlich ein Auszug aus der Schrift „Entdeckte Goldgrube der Accise", welche 1685 erschien und gegen welche sich dann die „Geprüfte Goldgrube der Accise" (1687) richtete. Vgl. Chr. Thomasius, „Monatsgespräche" (1688), 1. Bd. S. 188. Leibnitz selbst scheint sich im Ganzen mit dem Verfasser des Aufsatzes für das Princip der indirecten Steuern zu erklären.

hatte, — Vorschläge, die eine spätere Zeit aufgenommen und in ihrer ganzen hohen Bedeutung für den Culturfortschritt gewürdigt hat*), so war er nicht weniger eifrig bemüht, für die Vermehrung der Vertheidigungskräfte Deutschlands die reichen Mittel seines erfinderischen Geistes in Bewegung zu setzen, in Manifesten und Pamphleten die öffentliche Meinung über die von auswärts drohenden Gefahren aufzuklären und die Nation zum engen Zusammenhalten zu ermuntern, in Denkschriften an die Höfe, besonders den kaiserlichen, Pläne aller Art zu entwickeln bald in Betreff der Steigerung und Benutzung der innern Kräfte und der Finanzmittel des Reichs, bald in Betreff der zu schließenden oder zu erhaltenden äußern Allianzen**). Selbst die Arbeiten, die

*) Beide Vorschläge finden sich in der Denkschrift wegen Errichtung einer Societät zu Dresden (in den K.-Hds.) niedergelegt.

**) Außer den von Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 79, 280, 293 angeführten Denkschriften und Manifesten finden sich deren mehrere auch in den K.-Hds., so z. B. ein Schreiben an den Kaiser (angeblich schon aus den Jahren 1688 oder 1689), worin sich L. rühmt, „das rechte arcanum" gefunden zu haben, „dadurch Deutschland nicht allein in integrum zu restituiren, sondern auch glücklich, Kaiserl. Majestät aber formidabel zu machen, auch deren Autorität cum bono publico gleichsam indissolubiliter zu verknüpfen, das Haus Oesterreich wieder emporzubringen und Frankreich in Schranken zu halten". Unter den zu diesem Behufe von L. empfohlenen Mitteln sind folgende besonders bemerkenswerth: 1) eine „Realunion zwischen dem Kaiser, Spanien und den deutschen Fürsten" durch Anknüpfung von Handelsverbindungen mit Spanien, damit dieses seinen Bedarf an Manufacturen nicht aus Frankreich, sondern aus Deutschland beziehe. L. deutet dabei speciell auf Schlesiens Leinenhandel hin, für welchen Spanien eine wichtige Absatzquelle werden könne. 2) Eine „Deutsche Compagnie", deren Haupt der Kaiser sein sollte. Die bedeutendsten Fürsten müßten sich dabei interessiren, wohlhabende Leute ihre Capitalien darin anlegen (viele Leute wüßten nicht, wohin mit ihrem Gelde); eine solche Compagnie wäre das wahre aerarium perpetuum imperii (die stehende Schatzkammer des Reichs); sie könnte Vorschüsse leisten, wie in England die ostindische Compagnie; es wäre das auch ein Mittel, die Fürsten fester an Kaiser und Reich zu knüpfen, die Reichsschlüsse besser zu exequiren, prompte Justiz herzustellen. 3) Stetige Reichstage (das waren sie eigentlich seit 1665) „oder doch ein ansehnliches Reichshandelscollegium", welches zugleich die „Generalcorrespondenz" (die Verhandlungen im Reichsmünzwesen) übernehmen könnte. „Die größten Fürsten", setzt er hinzu, „müßten darin, wie billig, Meister sein." Aus mehr specifisch österreichischem Standpunkte sind abgefaßt: ein Brief an den Kaiser von 1713 wegen Beschaffung der Geldmittel zu Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, eine Denkschrift (aus dems. Jahre) in der gleichen Sache und eine „über die politische Weltlage" nach dem Rücktritte Englands von der Allianz. Vgl. Rößler, „Beiträge zur Staatsgeschichte Oesterreichs aus

er im speciellen Interesse des Herzogs und seines Hauses auf sich nahm, mußten ihm als Anknüpfungspunkte für die Entwicklung allgemeiner Ideen oder als Hilfsmittel zur Verfolgung seiner weitaussehenden Pläne dienen. Die Erörterung von Fragen des particularen Territorialrechts, wobei es eigentlich nur auf die Vertheidigung gewisser Ansprüche der neugeschaffenen Kur Hannover abgesehen war, regte ihn zu tiefergehenden Untersuchungen über Natur und Wesen des Reichsverbandes, ja über die Grundlagen aller politischen Gesellschaften überhaupt an*), und die Nachforschungen über Ursprung und Fortgang des welfischen Hauses, die er auf den Wunsch des Herzogs anstellte, erweiterten sich unter seiner Hand zu Vorarbeiten der belangreichsten Art für die allgemeine und die deutschvaterländische Geschichtschreibung**). Die Reisen, die er zu dem gleichen Zwecke unternahm, verschafften ihm die Anschauung der Zustände eines ziemlichen Theils von Deutschland***), die längstersehnte Bekanntschaft mit den gelehrten Kreisen Italiens und

dem L.'schen Nachlasse in Hannover" (Aprilheft des Jahrg. 1856 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, S. 17 ff.). Auch ein paar Aufsätze L.'s über Verbesserung des deutschen Kriegswesens und speciell der Artillerie enthalten die N.-Hds.

*) Mehr noch, als in den bekannten Streitschriften, welche L. in dieser Zeit wegen des von dem Hause Hannover in Anspruch genommenen, von Würtemberg ihm streitig gemachten Reichsbanneramtes verfaßte (vgl. Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 192), finden sich solche Anknüpfungen allgemein-nationaler oder naturrechtlicher Gesichtspunkte an particulardynastische oder territoriale Fragen in mehreren der in den N.-Hds. enthaltenen publicistischen Arbeiten L.'s, z. B. in der Denkschrift über das Postregal der Kurfürsten, welcher eine lange geschichtliche Einleitung über die Entstehung der deutschen Landesherrlichkeiten vorausgeht (nach Rößler aus dem Jahre 1695 oder 1696), ferner in einer andern über das deutsche Münzwesen (Jahr unbestimmt).

**) Ich denke hierbei namentlich an seinen Codex juris gentium diplomaticus mit der berühmten Vorrede de actorum publicorum usu und de principiis juris naturae et gentium, nebst dem Nachtrage dazu, der Mantissa etc., an die Diss. de origine Germanorum u. a. m. Vgl. Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 119 ff.

***) Ein Bruchstück des Tagebuchs dieser Reise, Schilderungen aus Hessen und Baiern enthaltend, befindet sich unter den N.-Hds. Man ersieht daraus, wie eifrig L. sich um alles kümmerte, was nur irgend eine Beziehung zu seinen reformatorischen Plänen hatte. Da ist von der Stiftung von Bibliotheken, von Plänen zu Canalanlagen und Bergwerksunternehmungen, von neuen chemischen Methoden des Scheidens der Mineralien u. dgl. m. die Rede. Vielleicht finden sich mit der Zeit noch andre Bruchstücke dieses interessanten Tagebuchs in dem Hannoverischen Archiv.

werthvolle persönliche Beziehungen zum Kaiserhofe in Wien, welche weiter zu verfolgen und für seine großen Pläne wissenschaftlicher, politischer und socialer Verbesserungen nutzbar zu machen, er nicht säumig war.

Auf einem doppelten Wege suchte Leibnitz der praktischen Verwirklichung seiner großen nationalen und kosmopolitischen Ideen nahe zu rücken: durch Gewinnung einer einflußreichen Stellung im öffentlichen Leben für sich selbst und durch Stiftung gelehrter Gesellschaften, welche, so hoffte er, wenn nicht alle, doch den größeren Theil der Zwecke, mit denen sein strebender Geist sich trug, ausführen sollten. Um jenes erstere bemühte er sich namentlich am Kaiserhofe mit rastloser, aber dennoch vergeblicher Thätigkeit*). Etwas besser gelang ihm die Verwirklichung seines anderen Planes. Zwar scheiterte er damit, trotz seiner beharrlichsten Anstrengungen, in Dresden und in Wien, aber in Berlin und Petersburg setzte er ihn glücklich durch, und, obschon die Berliner Akademie lange beinahe an allem Mangel litt, dessen sie zur Entfaltung einer gedeihlichen Wirksamkeit bedurft hätte, obschon mehrere Jahre hindurch Leibnitz fast allein dieselbe repräsentiren mußte, und nach seinem Tode sogar die Fortdauer seiner jungen Schöpfung stark in Frage stand, so ging doch endlich, unter der Regierung des den Wissenschaften befreundeten und von hoher Bewunderung für den Geist des Stifters der Societät erfüllten Königs Friedrich II., wenigstens ein, wenn auch noch immer verhältnißmäßig nur kleiner Theil der großen Hoffnungen in Erfüllung, welche der Philosoph an die Gründung dieser Anstalt geknüpft hatte**).

---

*) Auch hierüber enthalten die R.-Hds. viele neue und schätzbare Belege. Vgl. Rößler, „Beiträge" u. s. w. Vorrede. Ob Leibnitz während seines Aufenthaltes am Kaiserhofe (1712) auch zum Mitgliede des Reichshofrathes „auf der Gelehrtenbank" mit Gehalt ernannt worden ist, wie ein 1858 erschienenes Schriftchen: „Leibnitz als Reichshofrath" von Jos. Bergmann, behauptet, erscheint mir hierbei von nur nebensächlicher Wichtigkeit.

**) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 181 ff. Nächst dem, was hier und in den „Deutschen Schriften L.'s, herausg. von Guhrauer", 2. Bd. S. 267 ff. zur Kenntniß dessen, was L. für die Bildung von Akademien und ihre Benutzung zu Zwecken der Wissenschaft, der Wohlfahrtspflege, der Humanität und der allgemeinen Culturausbreitung that und versuchte, sich angeführt findet, ist ganz besonders auf die zahlreichen und umfänglichen Entwürfe zu solchen Gesellschaften in den R.-Hds.

Rückblick auf das Leben und die Wirksamkeit Leibnitzens.

Das war der Verlauf des Lebens und Wirkens eines Mannes, welcher die Kraft und den Beruf in sich fühlte, ein Reformator seines Volkes und seiner Zeit zu werden, aber, bei allem Eifer und aller Befähigung zu großartigster Thätigkeit, es doch nur zu dem, immerhin ehrenvollen und seltenen Ruhme eines der

---

zu verweisen. Hier können wir den Gedanken L.'s beinahe von Stufe zu Stufe in seiner allmäligen Fortbildung, Befestigung und zugleich immer schärferen Begrenzung verfolgen. In einem, jedenfalls aus einer früheren Periode des Vfs. stammenden Aufsatze: „Societas philadelphica“ überschrieben, tritt dieser Gedanke noch in etwas überschwänglicher, fast jugendlich-phantastischer Gestalt auf. Der Orden der Jesuiten mit seinem kunstvoll gefügten Organismus und seinen ungeheuren praktischen Erfolgen hat ihm hier offenbar, wie auch ganz bestimmte Andeutungen bezeugen, als Muster vorgeschwebt. Unter ähnlichen Formen möchte er, natürlich in anderm Geiste, eine Gesellschaft errichtet sehen, welche alle Angelegenheiten des Staats, der Wissenschaft, ja der ganzen Menschheit an sich zöge, alle Aemter mit ihren Mitgliedern besetzte, Handel und Gewerbe in ihre Hand nähme, die Jugenderziehung leitete, Colonien zu gründen und Besitzungen in andern Welttheilen zu erwerben suchte. Er denkt sich diese Gesellschaft allmächtig, hauptsächlich durch die unentgeltliche Verwaltung einflußreicher Staatsämter, wofür die Regierungen ihr Privilegien auf Erfindungen und neue Gewerbszweige, sowie Befreiung von Handelsabgaben und Zöllen ertheilen würden. Ein zweiter Aufsatz, welcher so anfängt: „Ich habe einen närrischen Einfall gehabt“, enthält bereits das bekannte, später wirklich zur Ausführung gekommene, wenn auch nicht eben erfolgreiche Finanzproject L.'s wegen Anpflanzung von Maulbeerbäumen und Betreibung der Seidenwürmerzucht, als eines Mittels, um die nöthigen Fonds zur Begründung einer Akademie, ohne Kosten für den Staat, zu beschaffen. Wieder ein andrer: „Ueber die Gründung einer deutschliebenden Genossenschaft“, stimmt nach Titel und Inhalt ziemlich nahe mit der (auch erst neuerdings aufgefundenen und von Grotefend herausgegebenen) Denkschrift L.'s wegen Stiftung einer „deutschgesinnten Gesellschaft“ zusammen und mag daher gleich dieser ungefähr ins Jahr 1679 fallen. Neben der Verbesserung der Sprache wird in diesem Aufsatz die Aufnahme der „thätigen (praktischen) Künste“ und der Naturforschung, worin die Deutschen sonst alle andern Nationen übertroffen hätten, als Zweck einer „deutschliebenden“ Gesellschaft hingestellt. Deutlicher und schärfer tritt der Gedanke L.'s in zwei weiteren Abhandlungen hervor, dem „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät zu Aufnahme der Künste und Wissenschaften in Deutschland“, von Rößler in das Jahr 1688 gesetzt — damals versuchte bekanntlich L. zuerst Anknüpfungen mit dem Berliner Hofe, wobei er schon von einer ihm zu übertragenden „Aufsicht über die Wissenschaften und Künste“ spricht, „welche man in Berlin auf eine so rühmliche Weise zur Blüthe bringen will“ (s. Guhrauer, 2. Bd. S. 163) — und dem „Bedenken“ selbst, nach Rößler's Annahme aus dem Jahre 1698 oder 1699. In diesen beiden Abhandlungen, insbesondre der letztern, ist der Plan der „Societät“ sehr ausführlich entwickelt. In seinen Haupt-

ersten Gelehrten seines und vielleicht aller Jahrhunderte brachte. Bewundernd verfolgen wir das rastlose, unermüdliche Streben dieses feurigen Geistes, aber mit Bedauern sehen wir dasselbe an Hemmungen aller Art scheitern und in immer erneuten, aber immer fruchtlosen Anläufen sich abarbeiten und erschöpfen. Wir staunen seine ungeheure Vielseitigkeit an, aber wir beklagen, daß es ihm nicht vergönnt oder nicht gegeben war, seine Kraft in Einem Punkte zu concentriren, daß er vielmehr, diese nach allen Seiten hin zersplitternd, seine eigne Wirksamkeit schwächte und sich selbst um seine besten Erfolge betrog. Wir sind überrascht durch einen Eifer ohne Beispiel des Anregens, Vorbereitens, Unternehmens und Handanlegens, aber wir bemerken bald, daß dieser Eifer außer Verhältniß steht zu der Beharrlichkeit des Durchführens und Vollendens. Wir ziehen die Summe dieses so vielgeschäftigen, von der Natur mit so reichen Mitteln ausgestatteten und scheinbar unter so günstigen äußeren Verhältnissen verlaufenden Lebens, und wir finden das Facit den erregten Erwartungen wenig entsprechend. Wir sehen Leibnitz, unbefriedigt durch die glänzendsten Triumphe in der begrenzten Sphäre fachgelehrten Wissens, unbefriedigt durch die erhabenen Fernsichten philosophischen Denkens, dem realistischen Zuge, welcher die allgemeine Signatur jener Zeit war, mit der vollen Sehnsucht und Ungeduld seines lebhaften Geistes sich hingeben und alle seine Kraft an große, gemeinnützige Unternehmungen auf praktischem, politischem und socialem Gebiete setzen — und wir sehen gerade auf diesen Gebieten seine beharrlichsten Anstrengungen von den geringsten und zweifelhaftesten Erfolgen gelohnt, ihn selbst aber von dort, wie von einem verschlossenen und unnahbaren Gestade, immer wieder zurückgeworfen

zügen ist dieser Entwurf in die Stiftungsurkunde der Berliner Societät übergegangen (s. Guhrauer, 2. Bd. S. 191 ff.); daneben enthält er jedoch noch eine Menge Vorschläge, welche aus dem förmlich redigirten Plane weggeblieben sind. Man ersieht aus diesen, welche ungeheure Ausdehnung und Bedeutung L. eigentlich gern den von ihm beabsichtigten Gesellschaften gegeben hätte. Es ist dies eines der interessantesten Actenstücke der Rößler-Sammlung. Das „Bedenken" ist leider unvollständig; wahrscheinlich ist ein Theil der Handschrift verloren gegangen. — In einem kürzern Bruchstück kommt L. nochmals auf denselben Plan zurück, dem er einige weitere Zusätze beifügt. Endlich liegen auch noch über die Errichtung einer Akademie zu Dresden sehr umfängliche Schriftstücke in den R.-Hbs. vor, nämlich, außer mehrern Briefen L.'s, die vollständige Stiftungsurkunde nebst einem weitern Decret wegen Dotirung der Akademie.

auf jenes einsame Eiland theoretischer Gelehrsamkeit und idealistischer Speculation, welchem er so gern entflohen wäre. Wir sehen ihn mit seinen großartigsten Plänen fürs Leben scheitern bald an der Ueberschwänglichkeit und Unklarheit seines eignen Wollens, bald an der Stumpfheit seiner Umgebungen und der allgemeinen Unempfänglichkeit für neue und große Ideen, in dem einen wie in dem andern Falle seinen Tribut dem traurigen Verfalle des deutschen Nationalgeistes zahlend, dessen Schwächen er zu heilen sich vermaß, während er selbst an ihnen zu Grunde ging. Wir sehen den großen Mann, seinem innersten Gefühle nach aufrichtig patriotisch und für die Einheit und Größe seines deutschen Vaterlandes begeistert, seine besten Kräfte nach dieser Seite hin ohnmächtig verzehren, dagegen erfolgreich nur da wirken, wo er sich genöthigt sieht, im Interesse des Particularismus und der Fürstenpolitik thätig zu sein. Wir sehen ihn sich an die Großen drängen, um sich ihrer Unterstützung und ihres Einflusses für seine gemeinnützigen Ideen zu versichern, und in diesem Bestreben seine Unabhängigkeit, ja bisweilen fast seine Ehre oder doch die Würde des Philosophen aufs Spiel setzen — und wir müssen in seiner Seele beklagen, daß auf diesem Wege ihm zwar einiges gelingt, was seinem Ehrgeize oder seinem Verlangen nach äußerm Lebensbehagen Genüge thun mochte, aber wenig oder nichts für die eigentlichen, höheren Zwecke seines Strebens. Immerfort von der täuschenden Hoffnung getrieben, unmittelbar für die nächste Gegenwart, als Diplomat, als Staatsmann, als Nationalökonom, zu wirken, versäumt er allzusehr jene stille, nachhaltige Thätigkeit des Reformirens, die in dem Ausstreuen einer, zwar langsam, aber sicher reifenden Saat großer, einfacher Ideen besteht, jene Thätigkeit, mittelst welcher ein Hugo Grotius, ein Locke, ja selbst ein Spinoza, trotz ihrer durch mißliche Verhältnisse verkümmerten oder freiwillig von vornherein aufgegebenen öffentlichen Wirksamkeit, dennoch die Schöpfer neuer und großer Zukunftsgestaltungen für ganze Völker und ganze Zeitalter wurden. Immer ängstlich bemüht, den augenblicklichen Verhältnissen sich anzupassen, um diesen die Verwirklichung seiner wohlgemeinten Ideen abzuringen, ist er nur zu oft genöthigt, diese Ideen selbst ihrer Hoheit, Allgemeingültigkeit und jener die Gemüther zwingenden Macht zu entkleiden, durch welche allein in der Geschichte wahrhaft Großes und Dauerndes geschaffen wird.

Während ein Grotius und ein Locke, mitten hineingestellt in den

gewaltigen Kampf großer politischer Principien, sicheren und geraden Schrittes auf die philosophische Erörterung dieser Principien selbst losgehen und so an dem Aufbau einer Wissenschaft des Staats und der Gesellschaft arbeiten, welche noch heute, trotz aller Wandlungen, die sie seitdem erfahren, jene Männer mit Auszeichnung unter ihren Begründern nennt, müht sich Leibnitz in dem fruchtlosen und undankbaren Bestreben ab, das Unvereinbare zu vereinigen, die Macht und Hoheit des Reichs neu zu gründen und doch die Souveränetät der einzelnen Fürsten nicht blos zu wahren, sondern wo möglich noch zu erhöhen, und gipfelt so mit Hülfe unklarer katholisch-theokratischer Ideen und eines handgreiflichen geschichtlichen Anachronismus ein künstliches System geistlich-weltlichen, christlich-germanischen Staatswesens empor*), von welchem schon die damalige Zeit keine Notiz nahm und welches aus der Geschichte der staatsrechtlichen Theorien längst bis auf die letzte Spur verschwunden sein würde, hätte nicht die Achtung vor dem berühmten Namen seines Urhebers dasselbe einigermaßen vor dem Vergessenwerden geschützt**). Während Locke, Spinoza, Bayle den

*) Den Kern dieser staatsrechtlichen Theorie L.'s haben wir oben S. 38 (in der Note**) zu S. 37) angegeben. Guhrauer, welcher darin (ebenso, wie Fischer) einen Ausfluß und Beweis der „harmonischen" Denkweise L.'s erblickt, aber doch selbst zugesteht, daß „die Idee der mittelalterlichen Hierarchie, als Idee einer wahren, christlichen Gesellschaft", welche L. seinem Zeitalter vorhielt, in den Augen des „nüchternen Publikums" etwas „Schwärmerisches" hatte und haben mußte, giebt die Quintessenz der Ansichten des Philosophen in folgenden Sätzen wieder (1. Bd. S. 235): „Die ganze Christenheit bildet für L. eine Republik, in welcher alles auf das Heil der Seelen und das allgemeine Wohl gerichtet werden müsse, und in welcher der Kaiser, als Advokat, oder vielmehr als Haupt, oder, will man lieber, als Arm der allgemeinen Kirche auf ein gewisses Ansehen Anspruch habe". (S. 235): „Das Verhältniß der allgemeinen Kirche zu den gekrönten christlichen Häuptern müsse dem des Deutschen Reichs zu seinen Ständen ähnlich sein, und, wenn es ein immerwährendes Concilium gäbe (entsprechend dem allgemeinen Reichstag), oder einen von dem Concile errichteten allgemeinen Senat der Christenheit, so würde das, was heut durch Bündnisse, Mediationen und Garantieen geschieht, durch das Einlegen der öffentlichen Autorität, die von den Häuptern der Christenheit, dem Papste und dem Kaiser, ausginge, durch eine freundschaftliche aber wirksame Austragung verhandelt werden".

**) Auch die sonstigen naturrechtlichen Arbeiten L.'s (insgesammt mehr beiläufige Andeutungen, als planmäßige Ausführungen) haben in der Geschichte der Wissenschaft keine hervorragende Stellung, ja in vielen Darstellungen derselben (z. B. von

Gegensatz zwischen den kirchlichen Satzungen und der Freiheit der Gewissen durch eine einfache, praktische Lösung im Geiste der Duldung, im Interesse des öffentlichen Friedens und nach den klaren Forderungen der Vernunft zum Austrag brachten, verschwendete Leibnitz eine Fülle von Scharfsinn an das unlösbare Problem einer Wiedervereinigung der Katholiken und der Protestanten ohne Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit dieser oder der Autorität der wesentlichen kirchlichen Satzungen jener, und erregte durch die Beharrlichkeit, womit er sich darauf steifte, das Unmögliche möglich zu machen, das mitleidige Lächeln der Gegner und die mißtrauischen Besorgnisse der eignen Glaubensgenossen *).

Die wahre culturgeschichtliche Bedeutung der praktischen Thätigkeit Leibnitzens.

Trotz aller dieser Mängel und trotz seiner geringen äußern Erfolge hat dennoch das Wirken Leibnitzens eine nicht zu unterschätzende culturgeschichtliche Bedeutung. Leibnitz ist auf lange Zeit hin der letzte deutsche Gelehrte, der eine unmittelbare Einwirkung auf das praktische Leben, auf die politischen und socialen Verhältnisse seiner Zeit, und zwar im großen nationalen Maßstabe; wenigstens versucht. Das Scheitern dieses Versuchs war freilich gleichsam schon im voraus bedingt durch die Art und Weise, wie Leibnitz ihn unternahm und nach den gegebenen Verhältnissen wahrscheinlich unternehmen zu müssen glaubte. Eine Nation, die nicht anders reformirt werden kann, als durch das allgegenwärtige und allseitige

---

Stahl, Raumer u. a.) kaum eine Erwähnung gefunden. Neuerdings ist zwar von Guhrauer („Leibnitz", 1. Bd. S. 226) und nach seinem Vorgange von Hinrichs in seiner „Gesch. des Natur- und Völkerrechts" (3. Bd. S. 1 ff.), so wie von Zimmermann in einer besondern Schrift: „Das Rechtsprincip bei L.", der Versuch gemacht worden, den Rechtsansichten L.'s eine größere Beachtung zuzuwenden, allein, wie mir scheint, ohne ausreichenden Grund und darum wahrscheinlich auch ohne nachhaltigen Erfolg. Denn jene Ansichten sind wirklich weder originell, noch bedeutend genug, um in der Geschichte des Naturrechts eine besondere Stelle ansprechen zu können. Selbst der kühne Ausspruch, daß das Naturrecht in sich so gewiß sei wie die Mathematik, und einer besonderen Bekräftigung durch das Zurückgehen auf religiöse Dogmen nicht bedürfe, war schon weit kühner von Hugo Grotius gethan worden.

*) Vgl. (außer der schon früher angeführten Darstellung Guhrauer's) L.'s Briefwechsel mit Pelisson, herausgegeben unter dem, eigentlich nur in seinem zweiten Theile ganz berechtigten Titel: De la tolérance et des différens de la religion (Opp. Omn., ed. Dutens, tom. I p. 678 ff.).

Eingreifen eines einzigen souveränen Geistes, oder eines Vereins solcher, oder durch Maßregeln und Anordnungen von oben herab, ist überhaupt einer Reform im großen Style, wenigstens für den Augenblick, nicht fähig. Die reformatorischen Geister nach Leibnitz schienen davon ein instinctives Bewußtsein zu haben und wagten deshalb nicht einmal mehr den Versuch eines solchen Unternehmens. Sie gaben die Nation auf und wendeten sich nur noch an die Individuen. Sie suchten im einzelnen Uebelstände abzustellen und Verbesserungen anzubahnen, aber sie erhoben sich nicht mehr zu dem kühnen Gedanken einer Wiedergeburt Deutschlands und des deutschen Volks im Ganzen und Großen. Die Fortschritte, die sie erstrebten, waren sittliche oder ästhetische, mit einem Worte innerliche und ideale, nicht praktische und sociale, individuelle, nicht allgemeine. Auf diesem Wege des Zurückfliehens von dem äußern Leben in die innere Gemüths- und Ideenwelt der Einzelnen sehen wir die geistige Bewegung Deutschlands kaum zwei Menschenalter nach Leibnitz auf jenen erhabenen, aber weit abgelegenen Höhen des Kosmopolitismus und Idealismus angelangt, wo das Leben mit seinen nächsten, politischen, nationalen, materiellen und socialen, Interessen und Bedürfnissen gänzlich zurücktritt und wie ein Wesenloses dem Auge in eine nebelhafte Ferne entschwindet, wo die Flucht vor der körperhaften Wirklichkeit sich bald in die Form des philosophischen Schwelgens in einer abstracten Ideenwelt, bald in die des poetischen Behagens oder der elegischen Sehnsucht kleidet. Dieser sentimentale und abstracte Zug war dem Geiste eines Leibnitz noch fremd*); in ihm war noch etwas von jener Zuversicht und jener Unmittelbarkeit des Handelns fürs Leben und mitten im Leben, welche die großen Reformatoren des 16. Jahrhunderts ausgezeichnet hatte, freilich bei ihm im Kampfe mit Verhältnissen, durch welche dieser Thatendrang theils gehemmt ward, theils in sich selbst verkümmerte.

*) Guhrauer (a. a. O. 2. Bd. S. 363) bezieht diesen Mangel an Sentimentalität in Leibnitz lediglich auf dessen Unempfänglichkeit für die sanfteren Gefühle, und allerdings war L., der Fama nach, auch in der Liebe, so weit ihm dazu Zeit blieb, sehr realistisch. Richtiger scheint uns Fischer (in seiner Einl. zur Darstellung des Systems L.'s, im 2. Bd. seiner „Gesch. der neuen Phil.") das Wesen L.'s aufzufassen, wenn er sagt: L.'s fortwährende Thätigkeit habe überhaupt eine sentimentale Richtung oder Stimmung in ihm nicht aufkommen lassen.

Leibnitz als Philosoph.

So sehen wir uns denn, soweit von wirklichen, nachhaltigen und weitreichenden culturgeschichtlichen Erfolgen des großen Mannes die Rede sein soll, immer wieder von Leibnitz dem Staatsmann und Diplomaten zurückgewiesen auf Leibnitz den Gelehrten und Philosophen. Aber selbst auf dieses eigenste und höchste Gebiet seiner Wirksamkeit verfolgt ihn jene Eigenthümlichkeit oder, sprechen wir es offen aus, jene Schwäche seines Charakters, an welcher wir auch seine praktische Thätigkeit kranken sahen: die Selbsttäuschung, als handle er nur nach innern Antrieben, während er oft sehr äußerlichen Anstößen, um nicht zu sagen Einflüssen, folgt, das Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Richtungen, das Streben, Unvereinbares zu vereinigen und an Unlösbarem seinen Scharfsinn zu erproben. Leibnitz schrieb sein „Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten" zwar, wie er versichert, aus innerstem Bedürfniß, „weil er es nicht ertragen konnte, des größten Gutes seines Lebens, der Gewißheit von der Unsterblichkeit seiner Seele und der Hoffnung auf die göttliche Gnade, beraubt zu werden"*), aber er hielt es doch für eine gute Empfehlung beim Herzog von Hannover, sich, neben seinen Fähigkeiten und Kenntnissen in der Jurisprudenz, Mathematik und Mechanik, auch seiner Streitfertigkeit im Kampfe für die orthodoxe Ansicht zu rühmen und, wie zu einem Geschäfte, sich zu erbieten: „er übernehme es, die Möglichkeit der Glaubensgeheimnisse gegen die Spöttereien der Atheisten zu demonstriren, wodurch solche von allen Widersprüchen gerettet würden, nämlich die Möglichkeit der Dreieinigkeit, der Fleischwerdung und der unmittelbaren Gegenwart Christi im Abendmahle", — „an welchen Dingen", wie er hinzusetzt, „sonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten obliegt, höchlich gelegen sein muß"**). Und wirklich hatte er damals schon auf den Wunsch Boineburg's das Geheimniß der Dreieinigkeit und der Fleischwerdung Christi „durch neue logische Entdeckungen" gegen die Einwürfe der Arianer und Socinianer vertheidigt, und der Versuch einer natürlichen Erklärung der mystischen Gegenwart Christi im Abendmahle, den er ebenfalls seinem Gönner zu Liebe unternommen, hatte ihm den ersten Anstoß zur Entwicklung seiner

Allgemeine Charakteristik seiner Philosophie. Einwirkung äußerer Einflüsse auf dieselbe.

*) Confessio naturae contra Atheistas, Opp. Omn., tom. I pag. 5.

**) Pertz, „Leibnitz-Album" (1846), S. 14.

Theorie von den Monaden gegeben, einer Lehre, welche später der Mittelpunkt seines ganzen philosophischen Systems ward*). Für den Gebrauch des berühmten Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen arbeitete er eine Darstellung dieser Monadenlehre aus**), und das Verlangen der geistvollen Königin von Preußen, welche sich durch die Angriffe Toland's und Bayle's auf die Grundwahrheiten der christlichen Religion beunruhigt fühlte, gab ihm die erste Idee zu seinem bedeutendsten Werke, der Theodicee.

Es würde voreilig und ungerecht sein, aus dem Umstande, daß Leibnitz die meisten und wichtigsten seiner philosophischen Schriften in Folge äußerer Anregungen und in Uebereinstimmung mit den Wünschen und Ansichten hochstehender Personen abfaßte, den Schluß zu ziehen, er habe darin nicht seine wahre, innere Meinung niedergelegt, und es sei mehr der Hofmann, als der Philosoph, welcher aus diesen Schriften spreche — obschon es an Beschuldigungen solcher Art schon bei Lebzeiten und bald nach dem Tode des großen Mannes nicht gefehlt hat***).

---

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 69, 76, 242.

**) Principia philos. seu theses in gratiam Principis Eugenii.

***) Ein Tübinger Theolog, Pfaff, sprach in seinen Dissertt. Antibaylianis (1720) und in einem Aufsatze in den Actis Erudit. v. 1728 geradezu die Vermuthung aus: es sei L. mit manchen Behauptungen in der Theodicee nicht rechter Ernst gewesen, und berief sich deshalb auf eine Aeußerung L.'s selbst in einem Briefe an ihn (1716), worin derselbe geäußert: „es sei nicht Sache des Philosophen, die Dinge immer ernsthaft zu behandeln". Pfaff setzt weiter hinzu: L. habe Religionssätze vertheidigt, über die er sonst gewiß die Nase gerümpft, z. B. das Dogma von der persönlichen Gegenwart Christi im Abendmahle; wer L. nahegestanden, habe „dieses Hofmanns und Philosophen" Ansichten von der Religion gekannt u. s. w. Bekannt ist, daß strenggläubige Geistliche zu Hannover ihn, weil er die Kirche nicht besuchte, als Atheisten verketzerten, daß das gemeine Volk seinen Namen in: „Lövenix (Glaubenichts)" verwandelte, weshalb auch, als er starb, niemand ihn zu Grabe begleitete, als sein getreuer Secretär Eckhart. (Guhrauer, 2. Bd. S. 332.) Schon Lessing hat die Vertheidigung L.'s gegen den Vorwurf der Inconsequenz oder Unaufrichtigkeit in Glaubenssachen übernommen (s. dessen „Sämmtl. Schriften", herausgeg. von Lachmann, 9. Bd. S. 146 ff., 283 ff.). Er behauptet: L. habe nur die logische Stichhaltigkeit der Einwürfe gegen gewisse Sätze der positiven Religion untersucht, das eigentliche Fürwahrhalten der letztern aus dem Gebiete des Denkens in das des Glaubens verweisend, oder er habe auch wol (wie bei der Lehre von den ewigen Höllenstrafen) der Kirchenlehre stillschweigend eine andere, philosophische Deutung untergelegt. In ähnlichem Sinne sprach sich neuerlich Böckh

Aber ebensowenig wird geleugnet werden können, daß die Umgebungen, in denen sich Leibnitz von früh an bewegte, einen, vielleicht ihm selbst unbewußten, geheimen, aber mächtigen Einfluß auf die Ausbildung seiner philosophischen und theologischen Ansichten geübt haben. Als Jüngling schon war er in ein näheres Verhältniß zu einem Manne getreten, der, in der Politik sein Gönner und Führer, in Sachen der Religion gern zu seinem Scharfsinn die Zuflucht nahm, weniger, um sich zu belehren, als, um die Ansichten, zu denen er sich bekannte, öffentlich und mit Gründen vertreten zu sehen. Boineburg war Apostat und als solcher bemüht, den neugewonnenen Glauben so viel als möglich im Lichte einer wohlbegründeten und annehmbaren Lehre erscheinen zu lassen. Zugleich gehörte er zu den Politikern (deren es damals viele gab), welche die Furcht vor dem aus England und den Niederlanden über Deutschland hereinbrechenden Unglauben entweder wirklich theilten oder zu theilen vorgaben, um als Schutz dagegen eine Wiederannäherung des gläubigen Theils der Protestanten an die katholische Kirche zu empfehlen. Pläne dieser Art waren am Hofe von Mainz gerade zu der Zeit, als Leibnitz dahin kam, im Gange*).

In Paris verkehrte dieser sodann mit den Theologen des Portroyal, welche, je mehr sie die Mißbräuche der katholischen Hierarchie bekämpften, desto strenger an den Grundlehren der Kirche selbst festhielten. Zwei spätere fürstliche Gönner Leibnitzens, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und Herzog Johann Friedrich von Hannover, waren gleichfalls Apostaten. Theils unter ihrem Einflusse, theils nach dem Drange

aus in seiner Abhandlung: „L. in s. Verh. zur posit. Theol." (in „Raumer's histor. Taschenbuch", Jahrg. 1844). Offen gesagt, will mir weder die eine noch die andere der Lessing'schen Annahmen — wenigstens in Betreff mancher der von L. speculativ vertheidigten Dogmen, z. B. der Ewigkeit der Höllenstrafen — nach Wortlaut und Zusammenhang der einschlagenden L.'schen Sätze ganz gerechtfertigt erscheinen. — Chr. Thomasius, der Sohn jenes Jac. Thomasius, der L.'s erster Lehrer in der Philosophie gewesen war, hatte keine besondere Meinung von dessen Selbständigkeit und Ueberzeugungstreue in Glaubenssachen, wie folgende Stelle aus seinen „Jurist. Händeln" (4. Bd. S. 95) bezeugt: „Man hat gesagt, L. werde den Bodin (einen französischen Schriftsteller von ziemlich skeptischer Richtung) herausgeben. Nachdem mir aber sein Genie etwas umständlich bekannt gewesen, habe ich widersprochen und zu wetten mich erboten, auch niemand gefunden, der wetten wollte. Hätte er es gethan, so wären noch wenigere seiner Leiche gefolgt".

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 67.

seiner eigenen, immer Großes und Ungewöhnliches anstrebenden Natur betrachtete Leibnitz eine Wiedervereinigung der beiden Religionstheile, in welche Deutschland gespalten war, zugleich als ein patriotisches Werk von der höchsten Bedeutung und als den Anfang einer Verwirklichung seiner hochfliegenden Träume von einem christlich-germanischen Weltreiche. Wir erfahren aus seinen Briefen, daß er in jener Zeit das lebhafte Bedürfniß fühlte, selbst „in der Einheit der allgemeinen (katholischen) Kirche zu sein“, und nur durch Bedenken, welche sein philosophisches Gewissen — mehr gegen die Auslegung der Lehren der katholischen Kirche seitens einzelner ihrer Theologen, als gegen diese Lehren selbst empfand, von dem wirklichen Uebertritt abgehalten wurde.

Später, als diese Pläne aufgegeben waren, trat ihm wieder von andrer Seite her, durch die Beziehungen des Hauses Hannover zu England, der strenge Glaube der dortigen Hochkirche näher und übte auf ihn, namentlich von der politischen Seite, durch die mit seinen eignen theokratischen Ideen ganz übereinstimmende Wirksamkeit der Staatskirche für die Kräftigung der monarchischen Gewalt (ein Verhältniß, welches kurz zuvor in England selbst durch Hobbes eine Art speculativer Weihe erhalten hatte), einen unverkennbaren Einfluß aus.

Im allgemeinen war die Stellung der vornehmen Kreise, in denen Leibnitz sich fast ausschließlich bewegte, zu den Fragen der Religion in der damaligen Zeit meist von der Art, daß die Rücksicht auf sie, ohne seiner Freiheit des Philosophirens allzu enge Schranken zu setzen, ihn doch von weitergehenden und consequenteren Forschungen leicht zurückhalten, wenigstens auf keinen Fall darin bestärken mochte. Man gefiel sich von dieser Seite darin, die Wahrheiten der Religion nicht in der starren und oft plumpen Form, worin sie von buchstabengläubigen Theologen hingestellt wurden, sondern in einer gewissen geistreichen Verfeinerung aufzufassen, welche dem Scharfsinn und der Phantasie einen weiten Spielraum zu gewähren und doch dem Unglauben keine Handhabe darzubieten schien. Man liebte es, über Geheimnisse des Glaubens zu philosophiren, wenn man nur gewiß sein konnte, durch die Schlußfolgerungen des Philosophen nicht in dem, was man als unantastbar betrachtete, wankend gemacht, vielmehr, wenn auch auf einem Umwege, doch um so sichrer dahin zurückgeführt zu werden. Man genoß gern diese Freiheit der Speculation als ein Vorrecht der höhern Stände, während man die niedern unter dem Zwange eines strengen Buchstaben-

glaubens schmachten sah, und wußte es Jedem Dank, der diesem Luxus des Geistes Befriedigung verschaffte, zumal wenn er gleichzeitig die Besorgniß beschwichtigte, welche die freigeisterischen Lehren des Auslandes und ihre gefürchteten Einflüsse auf Deutschland in diesen Regionen — mehr noch vielleicht aus politischen, als aus eigentlich religiösen Beweggründen — hervorriefen. Es ging damals durch viele Kreise Deutschlands die dunkle Furcht vor einer hereinbrechenden Barbarei des Unglaubens, der Zügellosigkeit und einer allgemeinen Erschütterung aller gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse, und Leibnitz selbst scheint von dieser Furcht nicht ganz frei gewesen zu sein*).

Wie nahe lag es unter solchen Umständen, daß die Gedanken des Philosophen die Färbung seiner Umgebungen und der in diesen sich abspiegelnden allgemeinen Zeitstimmung annahmen! Welche Versuchung mußte es für einen Geist von der Beweglichkeit, Gewandtheit und lebhaften Einbildungskraft eines Leibnitz sein, von seinem Scharfsinne einen Gebrauch zu machen, welcher ihm so viel Ehre bei denen, auf deren Anerkennung er ein vorzügliches Gewicht legte, einzutragen versprach! Wie verführerisch war der Beifall, der aus diesen Kreisen jeder Lösung anscheinend unlösbarer Probleme gezollt ward, mochte sie auch mehr geistreich als gründlich, mehr beschwichtigend als wirklich beruhigend sein, und wie leicht konnte es geschehen, daß der Philosoph darüber die Einwürfe vergaß oder unterschätzte, welche eine minder nachsichtige und nicht, wie die seiner Gönner, im Voraus befangene Kritik gegen viele seiner Beweisführungen und Erklärungen erhob, bis diese Einwürfe so laut und so gewichtig wurden, daß er nun wieder nach dieser Seite hin Zugeständnisse zu machen sich gedrungen fühlte.

Fürwahr, es bedarf noch lange nicht der Voraussetzung einer absichtsvollen Rücksichtnahme Leibnitzens auf die Meinungen, das Lob und die Zustimmung seiner vornehmen Umgebungen, um zu begreifen, wie seine ganze speculative Behandlung der höchsten Fragen des Menschen-

*) K. Fischer („Gesch. der neuern Phil.", 2. Bd. S. 9) citirt eine Aeußerung L.'s von einer bevorstehenden „großen Revolution", als unausbleiblicher Folge der immer mehr einreißenden „Zügellosigkeit der Meinungen". Aehnliche düstre Ahnungen finden sich in einem Briefe Boineburg's an Joh. Linker v. 1666 (Guhrauer, „L.'s Deutsche Schriften", 1. Bd. S. 33 Note), wo es u. a. heißt: Tempora qualia impendeant, conjectatio est satis liquida. Cum horrore expendo praesentem rei Christianae statum etc.

geistes unwillkürlich unter dem Einflusse des geheimen Wunsches sich entwickeln mochte, das zu erklären, was man in diesen Kreisen erklärt, das zu vertheidigen, was man vertheidigt, das zu widerlegen, was man widerlegt zu sehen wünschte.

Verschiedenartige speculative Einwirkungen auf Leibnitz und Verhalten desselben zu denselben.

Eine Selbsttäuschung in diesem Punkte war um so leichter, als auch die wirklich speculativen Einwirkungen, denen der Geist Leibnitzens frühzeitig schon sich öffnete, theilweise ganz entgegengesetzter Art waren und ihn fast mit Nothwendigkeit zu einer gewissen Mittelstellung zwischen den streitenden Richtungen hindrängten, in welche damals die philosophische Welt sich spaltete *).

Leibnitz begann die Entwickelung seiner speculativen Ideen unter dem Einflusse des Aristoteles und der Scholastiker, deren Lehren damals, wenigstens auf den lutherischen Universitäten Deutschlands, die alleinherrschenden waren — dank dem Eifer der Orthodoxie, welche sogar die freiere Auslegung derselben durch Pierre Ramée, wie sie zu Ende des 16. Jahrhunderts in Aufnahme und auch nach Deutschland herübergekommen war, glücklich wieder beseitigt hatte **). Aber bald fielen dem jungen Philosophen die Schriften des Descartes, Baco's, Kepler's, Galilei's und andrer Vertreter der neueren Richtung in die Hände und lehrten ihn den Vorzug der empirischen Methode vor dem bloßen Combiniren abgezogener, unwirklicher Denkformen kennen und schätzen ***).

*) Das Folgende nach Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 15, 25 u. s. w., 2. Bd. S. 55 und nach den daselbst angeführten Selbstbekenntnissen L.'s.

**) Tholuck, „Vorgesch. des Rationalismus“, 2. Bd. S. 4.

***) Eine Anerkennung dieses Vorzugs spricht Leibnitz u. a. aus in der Stelle seiner Diss. de stylo philos. Mar. Nizolii, § XII (Opp. Omn., ed. Dutens, tom. IV p. 47), worin er den Nutzen einer Behandlung philos. Gegenstände in der Muttersprache und die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache rühmt, welche in den Realien, also in dem Wiedergeben der Wirklichkeit, die vollkommenste und reichhaltigste sei, während die romanischen Sprachen sich mehr zur Darstellung künstlicher Begriffe eigneten. Dreißig Jahre später (1697), in den „Unvorgreifl. Gedanken betr. die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ („Deutsche Schriften“, herausg. von G., 1. Bd. S. 441 ff.) erkennt er zwar noch immer diesen Vorzug der deutschen Sprache an, indem er, ohne Zweifel mit Bezug auf jenen früheren Ausspruch, sagt: „Ich habe es zu Zeiten unserer ansehnlichen Hauptsprache zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne“, allein er fügt doch hinzu: „Es ist gleichwol andem, daß in der Denkkunst und in der Wesenlehre auch nicht wenig Gutes ent-

Noch im hohen Alter pflegte Leibnitz gern zu erzählen, „wie er, in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, im Alter von fünfzehn Jahren einsam lustwandelnd, mit sich zu Rathe gegangen sei, ob er die substantiellen Formen der Scholastiker beibehalten oder sich der empirischen Methode der Neueren zuwenden solle".

Er entschied sich für das letztere, und so finden wir ihn zu der Zeit, wo er selbständig zu philosophiren anfängt, ziemlich materialistisch oder, wie man es damals nannte, naturalistisch gesinnt. Als die einzigen Eigenschaften der Körper betrachtet er Ausdehnung, Figur und Bewegung, als das einzige in der Natur geltende Gesetz den mechanischen Zusammenhang von Ursache und Wirkung und das Hervorgehen aller natürlichen Vorkommnisse aus bewußtlosen Kräften — Anziehung, Stoß, Wirbelbewegung u. a.*).

Zwar bekämpfte er schon damals die weitergehenden Folgerungen gewisser Naturalisten und suchte das Dasein Gottes, als des ersten Bewegers der, kein selbstbewegendes Princip in sich bergenden Körperwelt, so wie die Einfachheit und Unzerstörbarkeit der Seele, als eines dem Körper völlig ungleichartigen Wesens, zu beweisen**). Allein dies unterschied ihn noch weder von Descartes, welcher denselben Beweis unternommen, noch von Baco, welcher erklärt hatte: nur oberflächliches Speculiren führe von Gott ab, tiefer eindringendes führe zu ihm zurück.

Die Monadenlehre Leibnitzens.

Nicht lange jedoch, so erschien ihm der Grundgedanke selbst des Materialismus unhaltbar, der Gedanke nämlich, daß alles in der Natur lediglich aus mechanischen Bewegungen und Zusammensetzungen körperlicher Bestandtheile sich erklären lasse.

Die erste Veranlassung zu dieser Sinnesänderung des Philosophen war allerdings eine dem eigentlichen Gegenstande seiner Speculation

---

halten, als: wenn man daselbst handelt von Begrenzung, Eintheilung, von der Dinge Gleichheit und Unterschied, u. s. w., sonderlich von der großen Musterrolle aller Dinge unter gewissen Hauptstücken, so man Prädicamente nennt. Unter welchem allen viel Gutes ist, damit die deutsche Sprache allmälig anzureichern". (Dies ist seitdem zum Theil mehr als genug geschehen.)

*) Confessio naturae contra Atheistas, p. 5. Theoria motus concreti et abstracti. (Opp. Omn., t. II pars 2 pag. 3.) — Auch Chr. Wolf, in seiner Vorr. zu L.'s Methodus etc. (Opp. Omn., t. IV p. 160) sagt: L. habe in früherer Zeit als die Grundbestandtheile der Dinge materielle Atome angenommen, erst später lebendige Kräfte (die Monaden).

**) Conf. naturae etc.

anscheinend etwas fernliegende. Der Versuch, den er auf den Wunsch seines Gönners Boineburg unternahm, die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle nach Grundsätzen der Naturwissenschaft zu erklären, führte ihn, wegen der anscheinenden Undenkbarkeit einer Wirkung rein körperlicher Substanzen in die Ferne, auf die Verwerfung der Atomenlehre und die Annahme eines unkörperlichen Princips in allen Dingen als der eigentlichen Substanz oder Wirkenskraft derselben *).

Indessen erfordert die Gerechtigkeit, zu sagen, daß, auch abgesehen von diesem bestimmten Zwecke, allgemeine Gründe von wirklich wissenschaftlichem Gewicht vorhanden waren, welche dem Philosophen wol den Anstoß zu einer tiefern Erfassung der Natur geben konnten, als die war, mit welcher sich bis dahin die materialistische Schule begnügt hatte. Die Ansichten dieser letztern schienen vorzugsweise jener Seite der Naturerkenntniß zu entsprechen, deren Höhepunkt auf so glänzende Weise durch die Entdeckungen eines Kepler, Galilei, später eines Newton bezeichnet ward, der Mechanik oder allgemeinen Körperlehre. Aber schon hatte die Naturforschung in einem neuen Anlauf die Grenzen dieser Betrachtungsweise nach allen Seiten hin überschritten und auch die höheren, dem Geistigen näherstehenden Ordnungen der Naturwesen in den Bereich ihrer Beobachtungen gezogen. Die Aufschlüsse, welche Anatomie und Physiologie über die Processe des organischen Lebens gaben, hatten zu deutlicheren Vorstellungen von dem Wesen des Lebendigen überhaupt in seinem specifischen Unterschiede von der blos mechanischen Körperwelt geführt. Durch die mikroskopischen Untersuchungen Leuwenhoek's u. a. über den Samen der Pflanzen und der Thiere war man zu der Erkenntniß gelangt, daß jene wie diese weder aus dem Nichts noch aus der bloßen Zusammenfügung rein mechanischer Elemente (der sogenannten generatio aequivoca), vielmehr aus Keimen hervorgehen, in denen ihre Eigenthümlichkeiten gleichsam vorgebildet verborgen liegen und aus denen sie nicht eigentlich entstehen, sondern nur sich entwickeln. Man hatte gelernt, die Natur als eine Stufenreihe von Wesen aufzufassen und ebenso die Verschiedenheiten dieser einzelnen Stufen unter einander, als die Uebergänge der einen in die andere zu beobachten. Swammerdam hatte nachgewiesen, daß einzelne Pflanzenarten in Bezug auf ihre Athmungswerkzeuge den Thieren nahe stehen.

*) Remarques etc. (Opp. Omn., t. I p. 30).

Die Thiere ihrerseits, welche noch Descartes als bloße Maschinen oder Automaten anzusehen geneigt war, erschienen von dem neuesten Standpunkte der Naturwissenschaft aus rücksichtlich ihres Seelenlebens als dem Menschen nicht unähnlich, ja beinahe verwandt.

Leibnitz glaubte diesen Fortschritten der empirischen Forschung gerecht zu werden durch Aufstellung eines neuen speculativen Princips, welches ebenso dem gegenwärtigen Standpunkte derselben entspräche, wie das der Cartesianischen Schule dem früheren hatte entsprechen wollen. Wie die Cartesianer von der Betrachtung der allgemeinsten Eigenschaften der Körper, der mechanischen Bewegung und der Ausdehnung, darauf gekommen waren, als die alleinigen Bestandtheile aller Dinge materielle Atome und als das allen Naturbildungen zu Grunde liegende Gesetz das Gesetz der mechanischen Bewegung anzusehen, so wurde Leibnitz durch die neueren Entdeckungen über das organische Leben in der Natur dahin geführt, als das Wesen der Dinge ein Lebendiges und als die alles bildende Kraft eine von innen heraus selbstthätig wirkende, der menschlichen Seele ähnliche, zu betrachten. So kam er auf sein System der Monaden — lebendiger Kräfte, welche, nach seiner Ansicht, überall in der Natur, im Größten wie im Kleinsten, in den niedersten wie in den höchsten Bildungen, im Stein und in der Pflanze so gut als im Thiere und im Menschen, vorhanden und wirksam sind. Als einfache Wesen können diese Monaden weder durch mechanische Zusammensetzungen noch durch chemische Verbindungen materieller Bestandtheile entstehen (wie man früher annahm, daß aus verwesenden Stoffen Pflanzen und Thiere entständen), sondern sie müssen gleich im Anfange der Schöpfung durch einen einzigen schöpferischen Act des göttlichen Willens hervorgebracht sein, und, was wir „Entstehen" nennen, ist nur Entwicklung schon vorhandener, vielleicht unsichtbarer Keime zu sichtbaren, vollständigen Bildungen. So entfaltet sich die Pflanze aus dem Keim, so entstehen Thiere und Menschen aus dem Samen oder den sogenannten Samenthierchen, so bildet sich der Körper durch Gruppirung einer Anzahl niedrer Monaden um eine höhere Monade als die Centralmonade oder Seele dieses Körpers, und so wechselt die Seele ihren Körper — nicht auf einmal, sondern allmälig, indem (wie z. B. im Ernährungsprocesse der Thiere und Pflanzen) einzelne jener niedern Monaden sich davon ablösen, neue dafür hinzutreten. Ebenso giebt es in der Natur kein eigentliches „Vergehen"; nicht blos die menschliche

Seele, sondern jede einfache Substanz, auch die Thierseele, auch der Pflanzenkeim, geht nicht verloren, wennschon die Bildung, zu der sie sich entwickelt hatte, wieder zerfällt; sie dauert fort, — mag sein unter Formen, die dem gewöhnlichen Auge unsichtbar sind —, um vielleicht zu andrer Zeit einer neuen Bildung als Lebensprincip zu dienen. So ist die ganze Natur unsterblich, und, was wir Tod, Vernichtung nennen, ist ebensogut nur ein Stoff- oder Formwechsel, wie das, was wir als Entstehen aus dem Nichts betrachten. Eine besondere Art von Unsterblichkeit hat indeß die menschliche Seele, denn sie gehört, vermöge ihrer Vernunft, zugleich einer höhern, moralischen Ordnung der Dinge an.

Von diesem Vorzug der menschlichen Seele abgesehen, unterscheiden sich die einzelnen Monaden von einander nur durch den Grad ihrer Thätigkeit. Gänzlich ohne innere Thätigkeit und folglich ohne Leben ist nichts in der Natur, auch das scheinbar Leblose nicht. Alles bewegt, gestaltet, entwickelt sich nach inneren Gesetzen, nicht nach bloßen äußeren Anstößen. Der Bildungstrieb der Pflanze und der Instinct des Thieres erzeugt ebensogut in denselben ein stetiges Streben nach Veränderung und weist diesem Streben zugleich seine feste Regel und sein Ziel an, wie im Menschen der Trieb des Handelns und die Vorstellung bestimmter Zwecke. Wie der innere Zustand unsrer Seele sich durch die Aufeinanderfolge von Vorstellungen fortwährend verändert, so gehen ähnliche Veränderungen auch in allen andern Wesen vor, nur ohne die Empfindung oder das Bewußtsein, welche bei uns diesen Wechsel zu begleiten pflegen. Genug, es giebt in der ganzen Natur keinen Punkt, wo nicht Leben, Trieb nach Thätigkeit und Entwicklung oder wenigstens der Ansatz und Keim zu beidem vorhanden wäre. „Die Natur ist voll von Leben", die Natur ist ein großer Organismus, von dem auch der kleinste Theil wieder ein selbständiges Leben hat und jeder Theil das Ganze in sich, wie in einem Mikrokosmos, abbildet, eine ununterbrochene Stufenreihe von Bildungen, in der es keine Lücke oder leere Stelle giebt. Ueberall, wohin wir sehen, ist Fortschritt, Entwicklung, Streben; jeder Zustand geht über in einen andern; „jede Gegenwart trägt in ihrem Schooße eine Zukunft"*).

---

*) Leibnitz hat diese Ansichten hauptsächlich in folgenden Schriften niedergelegt: **Principia philosophiae s. theses in gratiam Princ. Eugenii etc. (Opp. Omn.,**

Unstreitig enthält dieses System, als Naturanschauung im Allgemeinen betrachtet, einen bedeutenden Fortschritt über die Atomistik der Cartesianischen Schule hinaus. Die letztere, indem sie ein Resultat empirischer Forschung (nämlich, daß für unsre Wahrnehmung alle Dinge aus körperlichen Theilen bestehen und sich nach mechanischen Gesetzen bewegen) mit der Allgemeingültigkeit eines philosophischen Satzes bekleidete, hatte die ganze Natur, bis herauf an die Schwelle menschlichen Lebens, gleichsam entgeistigt und zur bloßen Maschine gemacht — Leibnitz dagegen versuchte, selber das Niedrigste zu vergeistigen und selber das Starrste zu beleben. Nach jener Anschauungsweise stand dem menschlichen Geiste die Körperwelt, den eigenen Körper des Menschen nicht ausgenommen, als ein seinem Wesen völlig Ungleichartiges, als ein Todtes, kalt und fremd gegenüber — nach dieser findet der Mensch überall in der Natur, im Wassertropfen und im Steine, wie in der Pflanze und im Thiere, Bezüge innerer Verwandtschaft wieder, und, wenn er auch vermöge des Vorzugs, den seine Vernunft ihm giebt, seine Gedanken aufwärts richtet zu Gott und zu jener Welt der Geister, deren Bürger er ist, so wird er doch nicht weniger sich mit allen seinen Vorstellungen und Empfindungen an diese gegenwärtige Welt, an das pulsirende Leben der Natur heften, aus welchem tausendfältige Kräfte und Triebe, ähnlich seinen eignen, ihm entgegenschwellen. Die trübe Ansicht, welche gewisse theologische Systeme nur zu lange festgehalten hatten und welchen die rein mechanische Auffassung der Natur von einer andern Seite her Nahrung zu geben schien, als ob die ganze Körperwelt nur ein geist- und lebloser Schemen sei, von welchem der Mensch entweder weit hinwegfliehen, oder dem er sich gefangen geben müsse, um in seiner Berührung selbst mit zu erstarren, diese trostlose Ansicht mußte schwinden vor den Einflüssen einer Betrachtungsweise, welche einer lebensvolleren Naturanschauung den Stempel philosophischer Weihe aufdrückte. Der sinnige Naturgenuß, die fromme, aber heitre Naturandacht und die dich-

---

t. II p. 20), Principes de la nature et de la grâce, fondés en raison (ib. p. 32), Considérations sur les principes de la vie et sur les natures plastiques (ib. p. 34), Lettre de Mr. L. à M. Arnaud, où il lui expose ses sentiments particuliers sur la Métaphysique et la Physique (ib. p. 45), Système nouveau de la nature et de la communication des Substances etc. (ib. p. 49). Besonders in dieser letzten Abhandlung (p. 50) erläutert L., wie er zu seinem System der Monaden gekommen sei und was er darunter verstehe.

terische Verherrlichung der Schöpfung in ihren geringsten wie in ihren erhabensten Erscheinungen fühlten sich dadurch gleichsam aufs neue berechtigt und wie von einem schweren Banne erlöst.

Weniger zweifellos war der Werth des Leibnitzischen Systems für die eigentliche Wissenschaft der Natur. Allerdings hat auch diese fast zu allen Zeiten, sobald ein gewisser Kreis empirischer Forschungen durchlaufen und ein Reichthum einzelner Beobachtungen eingesammelt war, das Bedürfniß empfunden, das zerstreute Material unter einheitliche Gesichtspunkte zusammenzufassen und ein Gesammtbild der Natur als eines Ganzen zu entwerfen. Hatte doch selbst der Vater der empirischen Methode, Baco, dieser unerbittliche Feind jeder überschweifenden und zwecklosen Speculation, sich mit der Aufsuchung von Analogien oder Verwandtschaften der Dinge und einer darauf gebauten einheitlichen Naturanschauung beschäftigt und dadurch möglicherweise dem deutschen Philosophen die erste Anregung zu seiner Monadenlehre gegeben *). Aber zu allen Zeiten haben auch die Urheber solcher Darstellungen der Welt als eines Ganzen, soweit sie der empirischen Methode huldigten, — bis herab zu dem neuesten und größten derselben, dem berühmten Verfasser des „Kosmos“ — im Namen der Naturwissenschaft gegen die Mißdeutung protestirt, als könne eine solche Verallgemeinerung des Besondern auf die Geltung eines abgeschlossenen Systems oder gar einer Quelle selbständiger Erkenntniß außerhalb und jenseit der empirischen Erforschung des Einzelnen Anspruch machen **). Auch Baco hatte bei seinem Versuche der Analogien sich ausdrücklich gegen eine solche Mißdeutung verwahrt und für die eigentliche Erkenntniß der Natur immerfort das Gesetz der Induction, d. h. der Beobachtung des Einzelnen, Sinnlichen, Wahrnehmbaren, als das allein gültige festgehalten.

Leibnitz ahmte diese Mäßigung insofern nach, als er für seine Person die Anwendung seiner speculativen Principien bei Betrachtung der einzelnen Vorgänge in der Natur auf das allerbescheidenste Maß beschränkte. Er begnügte sich damit, das allgemeine Gesetz der Stufen-

*) Sogar der Ausdruck perceptio zur Bezeichnung der inneren Veränderungen der Dinge, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit den menschlichen Vorstellungen haben, kommt schon bei Baco fast ganz auf dieselbe Weise, wie bei Leibnitz, vor. Vgl. K. Fischer, „Baco von Verulam“, S. 116 ff., 252.

**) Al. v. Humboldt, „Kosmos“, 1. Theil, „Einleitende Betrachtungen“, besonders S. 68.

folge in der Natur aufzustellen, aber er hütete sich wohl, die einzelnen Stufen kraft einer der Erfahrung vorauseilenden speculativen Anschauung bestimmen zu wollen. Er ahnte mit dem Blicke des Genies noch unbekannte Uebergänge und Zwischenstufen innerhalb der bekannten Arten der Dinge (und spätere Entdeckungen — z. B. die der Polypen — haben diese seine Ahnung glänzend bestätigt); aber wohlbedächtig hielt er sich von der Anmaßung fern, diesen Voraussagungen den Stempel apodiktischer Gewißheit aufzudrücken und sich so der Gefahr des Lächerlichen im Falle ihres Mißglückens auszusetzen. Er ließ, wie Baco, im Bereiche der eigentlichen Naturerkenntniß nur das Gesetz mechanischer Ursachen gelten*), wennschon er der Meinung war, daß gewisse Erscheinungen in der Natur sich dieser Erkenntniß entzögen und nur unter der Annahme weiser Vorausbestimmung durch einen höhern Verstand erklärt werden könnten**).

Allein er hatte doch im Grundsatze mit der empirischen Methode

---

*) Nicht blos in der Conf. nat. (Opp. Omn., t. I p. 6) erklärt L. sehr bestimmt: in reddendis corporalium phaenomenorum rationibus neque ad Deum neque aliam quamcunque rem, formam aut qualitatem incorporalem sine necessitate confugiendum esse, sondern auch in den viel späteren Schriften über seine Monadologie hält er diese Ansicht im wesentlichen unverändert fest. So heißt es in der Abhandlung de notione substantiae (Opp. Omn., t. II p. 20): Etsi enim gravitas et vis elastica mechanice explicari possint debeantque ex aetheris motu, ultima tamen ratio motus in materia est vis etc. — so in den Princ. phil. § 84 (ibid. p. 30): In hoc systemate corpora agunt, ac si (per impossibile) nullae darentur animae etc., — so in den Cons. sur les princ. de la vie (ibid. p. 41): Ce sont comme deux règnes, l'un des causes efficientes, l'autre des finales, dont chacun suffit à part dans le détail pour rendre raison de tout, comme si l'autre n'existait point. Die allerschlagendste Stelle findet sich aber in dem Système nouveau etc. (Opp. Omn., t. II p. 50): Comme l'âme ne doit pas être employée pour rendre raison du détail de l'économie du corps de l'animal, je jugeai de même qu'il ne fallait pas employer les formes substantielles (les monades) pour expliquer les problèmes particuliers de la nature, quoiqu'elles soient nécessaires pour établir de vrais principes généraux.

**) Princ. de la nature et de la grâce (Opp. Omn., t. II p. 36): Il est surprenant, que par la seule considération des causes efficientes ou de la matière on ne saurait rendre raison de ces lois du mouvement découvertes de notre temps et dont une partie a été découverte par moi-même. Car j'ai trouvé qu'il y faut recourir aux causes finales, et que ces causes ne dépendent point du principe de la nécessité, mais du principe de la convenance, c. à d. du choix de la sagesse.

gebrochen, indem er es nicht nur für möglich, sondern für nothwendig erklärte, das Innerste der Dinge mit einem einzigen Acte des Denkens zu erfassen, während die empirische Forschung sich bescheidet, langsam von außen nach innen vordringend und den Faden sinnlicher Wahrnehmungen immer festhaltend, blos die Aeußerungen der, unstreitig in den Dingen wirksamen Kräfte zu beobachten und zu berechnen, das Wesen dieser Kräfte selbst aber zwar zu ahnen, jedoch niemals vollständig zu erkennen. Er hatte den mühsamen, aber allein sichren Weg der Induction verlassen und einen scheinbar kürzeren und kühneren, aber trügerischen eingeschlagen — jenen Weg, welchen auf immer der menschlichen Vernunft zu verleiden, Baco die ganze Kraft seiner überzeugenden Beweise aufgeboten hatte. Er glaubte, indem er „zu den Alten", d. h. zu Aristoteles, zurückkehrte, zugleich „zu der Wahrheit zurückgekehrt zu sein"*), — und allerdings hatte er sich damit von der neueren Schule und ihrem Principe der Alleingültigkeit der Erfahrung wieder losgesagt, aber nur, um den deutschen Geist abermals zwischen die Speculation in bloßen Ideen und das Erkennen im Wege sinnlicher Wahrnehmung in eine bedenkliche Mitte hineinzustellen. Er ward, indem er die Lehren des Aristoteles und der Scholastiker mit denen der italienischen Schule, eines Giordano Bruno u. a., verschmolz und den schon fast überwundenen Dogmatismus in der Philosophie durch sein Ansehen und seinen Scharfsinn wieder zur Geltung brachte, der Vater der deutschen Naturphilosophie, jener ebenso glänzenden als bedenklichen Verirrung des deutschen Geistes zu Ende des vorigen Jahrhunderts, welche in dem Netze einiger allgemeinen Anschauungen den ganzen unendlichen Reichthum empirischer Naturbeobachtungen einzufangen und in der Form apodiktischer Orakelsprüche Ordnung und Zusammenhang aller Dinge, der schon entdeckten und der künftig noch zu entdeckenden, ein für alle male festzusetzen sich vermaß.

Leibnitz selbst büßte den Abfall von dem allgemeinen Fortschritte seiner Zeit und die versuchte Rückkehr auf einen Standpunkt, den die übereinstimmenden Forschungen der bedeutendsten Geister als unhaltbar erwiesen hatten, durch die wahrhaft danaidenartigen Anstrengungen, in denen er sich erschöpfte, um sein System der Monaden mit den feststehenden und auch von ihm nicht geleugneten Ansichten von der mate-

*) Opp. Omn., t. I p. 31, t. II p. 50.

rialistischen Natur der Körperwelt in Einklang zu bringen, und wol mögen wir seiner ebenso wissensdurstigen als scharfsinnigen Schülerin, der Königin Sophie Charlotte von Preußen, beipflichten, wenn sie klagt: „daß Leibnitz die Urgründe der Dinge ihr niemals recht habe erklären können"*). Vergebens suchen wir in den zahlreichen Darstellungen dieses Systems bei Leibnitz nach einer einzigen befriedigenden Erklärung darüber, wie schlechthin einfache, ausdehnungslose Substanzen oder Kräfte durch ihre Zusammensetzung ein Ausgedehntes, einen Körper bilden, ja durch welches Band sie überhaupt mit einander verknüpft werden können; vergebens streben wir, uns deutlich zu machen, wie der Philosoph sich das Verhältniß zwischen den verschiedenen Arten dieser Substanzen gedacht habe, da er das eine mal alle Monaden für lebendige Kräfte, also für das Gegentheil des Materiellen erklärt, ein andres mal von materiellen Seelen im Gegensatze zu der eigentlichen Seele, als dem belebenden Principe inmitten jener, wieder ein andres mal endlich von solchen spricht, die „in die Materie versenkt" seien, das eine mal die Vorstellungen des Menschen als blos innerliche Bewegungen der Seele — gleichsam eine Art von „geregelten Träumen" —, ein andres mal als ein Resultat der Wechselwirkung der Seele mit der Außenwelt darstellt**).

Leibnitz über das Verhältniß der Seele zum Körper, die menschliche Freiheit und die göttliche Vorsehung. Sein System der prästabilirten Harmonie u. seine Theodicee.

Diese letzte Frage — das Verhältniß der menschlichen Seele zu ihrem Körper und zur Außenwelt im allgemeinen — ward für Leibnitz der Gegenstand besonderer, tiefsinniger Forschungen. Aber gerade bei diesen Forschungen sah er seine so mühsam ausgesponnene Theorie der Monaden zum großen Theil gleichsam unter seinen eigenen Händen wieder zerrinnen; gerade im Verlaufe dieser Forschungen kehrte

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 258.

**) Princ. philos. § 65, 69, 70, 71. Princ. de la nature § 1, 4. Cons. sur les princ. de la vie (Opp. Omn., t. II p. 39). Syst. nouveau (ebenda, t. II p. 51, 54). Die Erklärer Leibnitzens haben zur Beseitigung dieser u. a. Widersprüche allerhand Auswege versucht. So z. B. nimmt Fischer an, L. habe sich in der Beibehaltung des Gegensatzes von Körper und Seele der gewöhnlichen Vorstellungsweise anbequemt, um sein System den Laien begreiflicher zu machen. Diese Annahme würde etwas Ueberzeugendes haben, wenn nur nicht L. in allen seinen monadologischen Schriften, auch den ausdrücklich für Gelehrte bestimmten (z. B. dem Briefe an Arnaud), dieselben Widersprüche sich zu Schulden kommen ließe.

er fast rückhaltlos zu dem alten Gegensatze zwischen der Seele als einem rein geistigen, und dem Körper als einem materiellen, den Gesetzen des Mechanismus gehorchenden Wesen zurück.

Sogar die geistvollste seiner Entdeckungen, durch welche er den Dualismus von Geist und Natur versöhnt und den sichern Uebergang aus dem einen dieser Gebiete in das andere gefunden zu haben glaubte — seine Theorie von den „dunkeln“ oder „kleinsten“ Vorstellungen — verwandelte sich ihm unter den Händen in eine Waffe gegen sein eignes System. Denn, wenn er das Seelenleben des Menschen, und insbesondre seine Willensthätigkeit, aus angeborenen Anlagen und Neigungen, unbewußten Eindrücken und instinctiven Empfindungen, aus den bedingenden Einflüssen äußerer Verhältnisse und den unausbleiblichen natürlichen Folgen früherer Handlungen des Individuums abzuleiten versucht*), so leistet er damit dem Naturalismus, den er bekämpfen wollte, mehr Vorschub, als er selbst wol ahnte, und seine „Neuen Versuche über das menschliche Erkenntnißvermögen“, welche er Locke's materialistischen Ansichten von dem Ursprunge der menschlichen Gedanken und Willensacte entgegensetzte, sind zwar eine reiche Fundgrube schätzbarer Beobachtungen aus dem Bereiche des erfahrungsmäßigen Seelenlebens, aber nur eine sehr zweideutige Waffe zur Vertheidigung des an die Spitze derselben gestellten Dogmas der Unabhängigkeit des geistigen Wesens im Menschen von seiner leiblichen und natürlichen Existenz.

Der Gegensatz von Seele und Körper war eben damals Gegenstand eines lebhaften Streites unter den Philosophen geworden. Es war derselbe Streit, den wir in unsren Tagen unter dem Feldgeschrei: Kraft oder Stoff, Geist oder Materie sich haben erneuern sehen, darüber nämlich, wie Geistiges aus Körperlichem oder Körperliches aus Geistigem sich erklären lasse, wie die Seele auf den Körper und der Körper auf die Seele wirke.

Lange Zeit hatte man — mit einer Unbefangenheit, welcher nur die allgemeine Unwissenheit über die eigentliche Natur des Geistigen und des Körperlichen gleichkam — eine unmittelbare, so zu sagen physische Einwirkung (influxus physicus) der Seele auf den Körper, und

*) Nouveaux Essais sur l'Entendement humain, bes. S. 197 und 225, vgl. Tentamina Theodiceae, § 50, 65, 403 (Opp. Omn. t. I).

umgekehrt, angenommen. Es schien ganz einfach, daß, wenn der Mensch etwas will, z. B. sich fortbewegen, er kraft dieses seines Willens den Fuß hebe und vorwärtssetze, und ebenso einfach schien es, daß das gesprochene Wort, welches an das Ohr schlägt, von diesem an die Seele weitergegeben werde und hier eine Vorstellung des Gesprochenen erzeuge.

Eine genauere Untersuchung des eigentlichen Wesens sowol der Seele als des Körpers, insbesondere die erfahrungsmäßige Erkenntniß, daß Körperliches nur durch Körperliches bewegt und verändert werde, hatte diese Unbefangenheit zerstört und die hergebrachte Lehre von dem influxus physicus erschüttert. Wollte man nicht überhaupt den Glauben an die selbständige Existenz und Wirksamkeit einer geistigen Kraft im Menschen aufgeben und den Menschen für eine bloße Maschine erklären (eine Ansicht, von welcher damals selber die am weitesten vorgeschrittene Erfahrungsphilosophie, z. B. eines Baco, weit entfernt war), so mußte man auf einen andern Ausweg denken, um das Wechselverhältniß zwischen der geistigen Kraft im Menschen und seinem materiellen Theile, dem Körper, zu erklären.

Die Cartesianische Schule hatte sich diese Erklärung ziemlich leicht gemacht. Sie nahm an, daß in jedem Falle, wo der Geist auf den Körper oder der Körper auf den Geist zu wirken scheine, durch einen besondern Act göttlicher Dazwischenkunft diejenige Veränderung, welche in dem einen der beiden Factoren (nach den Gesetzen seiner Natur) vor sich gehe, gleichzeitig in dem andern (nach den Gesetzen der seinigen) eintrete, daß also z. B. in demselben Momente, wo der Wille des Menschen sich auf die Fortbewegung richte, auch der Fuß sich hebe, oder daß in demselben Momente, wo in dem Auge durch den einfallenden Lichtstrahl eine Veränderung vorgehe, auch im Geiste die Vorstellung des Leuchtenden hervortrete, ohne daß gleichwol zwischen dem Willen und dem Fuße, oder zwischen dem Auge und der Seele eine directe Verbindung und Wechselwirkung stattfinde.

Aber das hieß in jedem Augenblicke ein Wunder annehmen und die Berufung auf ein übernatürliches Eingreifen in den Gang der Natur — eine Berufung, die Leibnitz schon als ganz junger Philosoph nur in den äußersten und seltensten Fällen für statthaft erklärt hatte*)

*) Opp. Omn., t. I p. 6. Vgl. t. II p. 54.

— offenbar, zum Schaden der Vernunft wie des Glaubens, mißbrauchen. Leibnitz dachte daher auf ein anderes Auskunftsmittel, und er glaubte dieses in der folgenden Anschauungsweise zu finden. Gott, sagte er, hat sogleich bei der Schöpfung aller Wesen einestheils die Geister, anderntheils die Körper der Menschen sammt der ganzen Körperwelt so eingerichtet, daß, während jedes von beiden, der Geist wie der Körper, lediglich nach den inneren Gesetzen seiner Natur, selbständig, sich bewegt und verändert, gleichwol diese beiderseitigen Bewegungen und Veränderungen so genau zusammenstimmen, als ob die einen die Folge der anderen wären. Zur Verdeutlichung dieses eigenthümlichen Verhältnisses bediente sich Leibnitz gern des Bildes zweier Uhren, welche ein Künstler so genau geregelt habe, daß sie fortwährend ganz pünktlich, auf die Secunde, dieselbe Zeit anzeigten, ohne doch irgend in einer Verbindung mit einander zu stehen.

Dies ist die berühmte Lehre von der vorausbestimmten Harmonie (**harmonia praestabilita**)*) — neben der Monadenlehre das zweite große Grundprincip der Leibnitz'schen Philosophie, aber freilich, wie schon erwähnt, in gewisser Hinsicht das Gegentheil und die Wiederaufhebung jener ersteren. Denn, wenn die Monadenlehre den Gegensatz von Geistigem und Materiellem aufhob oder wenigstens aufheben wollte, so hatte die Lehre von der vorausbestimmten Harmonie nur unter Voraussetzung eines solchen Gegensatzes ihre rechte Bedeutung. Zwar wendete Leibnitz dasselbe Gesetz auch auf das Verhältniß der verschiedenen geistigen Kräfte oder Substanzen unter einander an, allein sein Hauptzweck bei dessen Aufstellung war doch kein anderer als der, die Möglichkeit einer Uebereinstimmung der mechanischen Naturordnung mit der Freiheit des menschlichen Geistes und dem Walten eines höheren, nach weisen Absichten handelnden Verstandes zu erklären.

Dieses Problem war in der That dasjenige, in welchem sich der ganze damalige Streit der materialistischen Philosophie mit der idealistischen und mit den Lehren der Kirche concentrirte. Jene erstere wollte überall nur dasselbe Gesetz mechanischer Bewegung und sinnlich wahrnehmbaren Zusammenhanges von Ursache und Wirkung gelten lassen, welches die Naturwissenschaft in ihrem Bereiche mit so glücklichem Erfolge gebraucht und in so unbeschränkter Ausdehnung zur Herrschaft

*) Princ. phil. § 81. Syst. nouv. (Opp. Omn., t. II p. 54) etc.

gebracht hatte, während doch nicht nur die Mysterien des Glaubens, sondern auch die Anforderungen der Moral an die Freiheit des Menschen sich der Anwendung eines solchen Gesetzes schlechterdings zu widersetzen schienen. Zwar gingen die bedeutendsten Materialisten jener Zeit keineswegs so weit, das selbständige Dasein eines Geistigen im Menschen, also die moralische Freiheit und die Unsterblichkeit der Seele, oder das Walten eines höchsten, allmächtigen Geistes über der Welt schlechthin zu leugnen — zu dieser Anmaßung ließ sich erst ein späterer Materialismus fortreißen —, wohl aber leugneten sie, daß über solche und ähnliche Gegenstände irgend etwas im Wege des Erkennens allgemeingültig festgestellt werden könne, und wollten daher — mit einer Mäßigung und Zurückhaltung, von welcher die Materialisten unsrer Tage lernen könnten — alles dieses lediglich dem Glauben jedes Einzelnen überlassen wissen.

Am schärfsten hatte Bayle in seinem berühmten Dictionnaire critique et historique, einem der gelesensten Bücher der damaligen Zeit, diese Fragen erörtert, und war dabei überall zu dem eben bezeichneten Resultate gelangt. Er hatte nachzuweisen versucht, daß weder die menschliche Freiheit, noch die Regierung der Welt nach Zwecken einer höheren Weisheit und das davon unzertrennliche Eingreifen Gottes in den Gang der Natur vor den nothwendigen Consequenzen der Erfahrungswissenschaft und des logischen Denkens Stich halte, und hatte daraus gefolgert, daß man nur die Wahl habe, in diesen Dingen entweder dem freien Gebrauche der Vernunft oder dem Glauben an die überlieferten Wahrheiten der Religion zu entsagen, entweder blindgläubig oder ungläubig zu sein.

Diese Ansichten Bayle's waren es, gegen welche Leibnitz alle Waffen seines Scharfsinns und alle Kraft seiner Beredsamkeit aufbot. Es schien ihm ebenso unerträglich und entwürdigend für die menschliche Vernunft, allem Forschen in Glaubenssachen zu entsagen und sich selbst gleichsam mit gebundenen Händen einer fremden Autorität auszuliefern, wie gefährlich für das bestehende Glaubenssystem, wenn dessen Bestand auf nichts anderem, als jener freiwilligen Entsagung der Vernunft, also auf einem blinden und unverstandenen Fürwahrannehmen der geoffenbarten Lehren beruhen sollte. Er glaubte vorauszusehen, daß eine solche Selbstverleugnung, wie sie Bayle verlangte, viel seltner sein werde, als das Gegentheil, die Auflehnung der Vernunft gegen

einen ihr blos von außen aufgedrungenen Glauben, und daß daher der, scheinbar so uneigennützige und billige Compromiß, den Bayle zwischen dem Glauben und der Vernunft stiften zu wollen vorgab, nur zum Nachtheil des Glaubens ausschlagen und früher oder später einem neuen, erbitterteren Kampfe der Vernunft gegen ihn Platz machen werde.

Leibnitz unternahm es daher, die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft zu beweisen*). Er gab zu, daß manche der geoffenbarten Wahrheiten über die Vernunft gingen, nicht aber, daß sie gegen die Vernunft verstießen**). Er gab zu, daß gewisse Geheimnisse der Religion, wie die Dreieinigkeit, die unmittelbare Gegenwart Christi im Abendmahle, selbst die Schöpfung und die Gnadenwahl, nicht vollständig begriffen werden könnten, d. h. so, wie wir natürliche Erscheinungen, die wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, begreifen; aber er behauptete, daß immerhin eine Erklärung dieser Mysterien insoweit stattfinden könne, als nöthig sei, um dieselben mit voller Ueberzeugung zu glauben***). Er räumte ein, daß es Gesetze des Denkens gebe, deren innere Nothwendigkeit so groß sei, daß nichts, was ihnen widerspreche, wahr sein könne (die Gesetze der Logik oder der Mathematik), aber er leugnete, daß dieselbe Unabänderlichkeit den Gesetzen der Natur, welche unsere Erfahrung uns kennen lehrt, zukomme, da diese Gesetze, wie sie von Gott gemacht seien, auch von ihm — aus höheren Gründen seiner Weisheit — aufgehoben oder abgeändert werden könnten†). Er ging sodann daran, die praktische Probe dieser allgemeinen Behauptungen zu machen und die wichtigsten Wahrheiten der Religion im Lichte der Vernunft oder der sog. natürlichen Theologie darzustellen. Er übernahm es, die Kluft zu überbrücken, welche eine tiefereindringende Kritik zwischen dem geistigen und dem leiblichen Theil des Menschen aufgerissen hatte, und die menschliche Freiheit gegen die Angriffe der Naturalisten zu retten, ohne den Fortschritten der Wissenschaft in Bezug auf die Erkenntniß der Gesetze der Körperwelt etwas zu vergeben. Er übernahm es, die theologischen Lehren von der Vorausbestimmung Gottes, von der Weltregierung und selbst von den Wundern mit jenen

*) De conformitate fidei cum ratione (als Einleitung zur Theodicee), Opp. Omn., t. I p. 60.

**) De conf. etc. § 23.

***) De conf. etc. § 5.

†) De conf. etc. § 2, 3. Remarques sur la perception réelle etc. § 17.

Ansichten von einer die ganze Natur beherrschenden mechanischen Nothwendigkeit in Einklang zu setzen, deren Berechtigung zu leugnen schon kaum mehr möglich schien. Er übernahm es endlich, die göttliche Weisheit und Güte gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, welche eine skeptische Philosophie aus dem Vorhandensein des physischen und moralischen Uebels in der Welt wider sie hergeleitet hatte. Dieses dreifache Problem ist es, welches Leibnitz in seiner Theodicee*), dem größten und berühmtesten seiner Werke, zu lösen versucht, und er bediente sich dazu jenes selben Princips der vorausbestimmten oder prästabilirten Harmonie, indem er dasselbe nur, entsprechend der erweiterten Aufgabe, auf welche es angewendet werden sollte, ausdehnte und verallgemeinerte. Nicht blos das Wechselverhältniß zwischen der menschlichen Seele und ihrem Körper, sondern alles, was im Reiche der Natur wie im Reiche des geistigen Lebens und der moralischen Freiheit vor sich geht, wird hier aus dem Gesetze der Harmonie abgeleitet. Die ganze Welt erscheint als ein großes Kunstwerk, als vom Schöpfer so weise eingerichtet, daß sie ohne dessen weiteres Zuthun, lediglich nach den sogleich bei der Schöpfung ihr eingepflanzten Gesetzen, in alle Ewigkeit fort sich bewegt und entwickelt, in jedem Augenblicke diejenige Ordnung darstellend, welche die göttliche Weisheit vom Anbeginn an vorausgesehen und gewollt hat**). Obschon daher alles nach natürlichen Gesetzen geschieht, so entspricht doch auch wieder alles den Absichten göttlicher Weisheit, weil diese Weisheit es ist, welche die natürlichen Gesetze festgestellt und die Auf-

*) Dieser Ausdruck, dem Griechischen entlehnt, bedeutet wörtlich: „Rechtfertigung Gottes". Der vollständige Titel lautet: Tentamina Theodiceae, de bonitate Dei, libertate hominis et origine mali. Das Werk zerfällt in drei Theile. Es war ursprünglich französisch geschrieben, wurde dann ins Lateinische übersetzt und so in die Opp. Omn. (herausgeg. von Dutens) aufgenommen, wo es tom. I p. 117—414 sich findet, später auch deutsch herausgegeben.

**) Bekanntlich hat Schiller diesen Gedanken in jenen oft citirten schönen Versen (im „Carlos", 3. Act, 10. Auftritt) ausgedrückt:

— Ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr; bescheiden
Verhüllt Er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht Ihn. „Wozu
Ein Gott?" sagt er; „die Welt ist sich genug!"
Und keines Christen Andacht hat Ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.

einanderfolge der Ereignisse von Ewigkeit her geordnet hat. Von einem wunderthätigen Eingreifen Gottes in den Gang der Natur — wie es selbst Newton für nothwendig gehalten hatte, um die abgelaufene Weltenuhr wieder in Gang zu bringen — wollte Leibnitz so wenig wissen, daß er es vielmehr für der Weisheit und Allmacht Gottes viel würdiger erklärte, anzunehmen, Gott habe gleich ursprünglich die Maschinerie der Welt so vollkommen eingerichtet, daß sie keiner Nachhülfe oder Ausbesserung bedürfe. Wenn aber doch einzelne Wunder im Laufe der Weltgeschichte nothwendig wurden (wie z. B. die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum), so waren auch diese im Plane Gottes vorausgesehen, gehörten also in die vom Anfang an festgesetzte Ordnung der Begebenheiten und sind somit als Wunder (d. h. als außerhalb der Naturordnung geschehene Begebenheiten) kaum anzusehen. Die Freiheit des Menschen findet in dieser Weltanschauung ihre sichre Stelle, wo sie weder mit dem Mechanismus des natürlichen Geschehens, noch mit der Vorausbestimmung und Allwissenheit Gottes im Widerspruche steht. Denn sie ist ja nicht ein grund- und zweckloses Belieben, sondern die Abwägung verschiedener Bestimmungsgründe und das Ausschlaggeben für den stärksten darunter. Dieser Freiheit thut es keinen Abbruch, wenn auch nachgewiesen werden kann, daß jede Entschließung des Menschen durch eine Menge vorausgegangener Ereignisse (Erziehung, Lebensschicksale, Gewöhnung u. s. w.) bedingt und daher von Gott, welcher die ganze Reihe jener Ereignisse gerade so geordnet hatte, wie sie wirklich eingetreten ist, von Ewigkeit her voraus gekannt war. Denn immerhin war doch der bedingende Einfluß dieser vorausgegangenen Begebenheiten und ihrer in der Seele zurückgebliebenen Eindrücke (der instinctiven oder „dunkeln“ Vorstellungen, wie es Leibnitz ausdrückt) kein absolut zwingender, sondern nur ein bestimmender, ein solcher, dem sich der Mensch, wenn er nur recht gewollt, auch ganz wohl hätte entziehen können*). Sogar das Böse, dessen Vorhandensein in der Welt Manche als unverträglich mit der göttlichen Weisheit und Güte betrachten, soll in diesem Systeme allharmonischer Weltordnung seine Erklärung und Rechtfertigung finden. Abgesehen davon, daß Manches

*) Les petites perceptions (so nennt L. auch zuweilen jene dunklen Vorstellungen) font pencher la volonté, sans la nécessiter. (Nouveaux Essais sur l'Entendement humain, Opp. philos., ed. Erdmann, t. I p. 225.)

uns ein Uebel scheint, was es in Wahrheit nicht ist, daß oft ein Leid uns vor größerem Leid bewahrt oder unsre Empfänglichkeit für künftige Freuden erhöht, daß des Guten jedenfalls mehr im Leben ist, als des Schlimmen, wenngleich wir auf dieses mehr achten, als auf jenes, endlich daß, was für den Einzelnen ein Uebel sein mag, für das große Ganze nothwendig und heilsam ist, — abgesehen von allen diesen Gründen, konnte auch ein gewisses Maß von Unvollkommenheit, physischer und moralischer, in der Welt gar nicht fehlen. Denn vollkommen ist nur Einer, Gott: was außer Gott existirt, kann nur mehr oder minder unvollkommen sein. Gott entschloß sich, eine Welt zu schaffen, nicht so sehr zu seiner eignen Verherrlichung, als aus Liebe zu den Geschöpfen, besonders den vernunftbegabten, die er ins Leben rufen und, so weit nur möglich, glücklich machen wollte. Er schuf die gegenwärtige Welt, indem er aus einer unendlichen Zahl möglicher Welten die verhältnißmäßig vollkommenste auserwählte. Mehr zu thun, vermochte selbst die vollkommenste Weisheit, Güte und Allmacht nicht. Die Unvollkommenheit der Welt anklagen, heißt wünschen, daß es gar keine Welt gebe, denn eine vollkommnere, als die von Gott auserwählte, ist nicht denkbar; der göttlichen Weisheit einen Vorwurf daraus machen, daß sie die Versündigungen der Menschen und die daraus für sie fließenden Leiden zulasse, heißt das Unmögliche fordern, denn endliche Vernunftwesen sind nothwendig dem Fehlen ausgesetzt.

So glaubte Leibnitz alle Schwierigkeiten geebnet, alle Einwürfe entkräftet, alle Zweifel beschwichtigt, den Widerstreit zwischen Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie geschlichtet, den Anforderungen der vorgeschrittenen Wissenschaft Genüge gethan und doch den Bestand des Glaubens, selbst des strengen Kirchenglaubens, für alle Zeit gerettet und befestigt zu haben.

Unter seinen Zeitgenossen waren die Ansichten darüber, inwiefern ihm dies wirklich gelungen sei, sehr getheilt. Die einfacheren Geister, wie z. B. Bayle, konnten sich mit den überfein ausgesponnenen Beweisführungen und Erklärungen Leibnitzens nicht befreunden und waren geneigt, darin mehr das Resultat einer Verlegenheit des Philosophen, der um jeden Preis dem bestehenden kirchlichen Systeme habe gerecht werden wollen, als einer wirklichen inneren Ueberzeugung zu erblicken. Sie wollten nicht zugeben, daß Mysterien wie die biblischen Wunder blos über die Vernunft gingen, sondern blieben dabei, daß dieselben auch

gegen die Vernunft, d. h. gegen die von der Vernunft entdeckten und anerkannten Gesetze der Natur verstießen und daß sie daher zwar wol geglaubt, d. h. aus äußern, historischen Gründen, mit ausdrücklicher Verzichtleistung auf jedes speculative Grübeln darüber, für wahr gehalten und hingenommen, nimmermehr aber der speculirenden Vernunft selbst annehmbar gemacht werden könnten. Sie belächelten den von Leibnitz gemachten Unterschied zwischen einem wirklichen Begreifen der Mysterien und einem Erklären derselben zum Behufe ihres Fürwahrhaltens, als einen Nothbehelf, zu welchem den Philosophen sein Eifer des Vermittelns verführt habe, welcher aber keinen Unbefangenen befriedigen oder überzeugen könne, und fanden die Stiftung eines erkünstelten und im Grunde doch nicht ganz aufrichtigen Bündnisses zwischen dem Glauben und der Vernunft dem Interesse und der Würde beider viel weniger angemessen, als eine ehrliche Trennung, bei welcher jeder Theil seine Rechte wahre und die des andern respectire. Sie leugneten, daß die sog. prästabilirte Harmonie mehr sei, als die Erklärung eines Räthsels durch ein anderes, kaum weniger unerklärliches, und wollten nicht begreifen, wie von einer Freiheit des Menschen da die Rede sein könne, wo alle Voraussetzungen seiner sittlichen Entschließungen so genau geregelt wären, wie sie es sein müßten, wenn sie eine Stelle in der festen und unverrückbaren Ordnung göttlicher Vorausbestimmung einnehmen sollten, oder wie es sich mit dem hergebrachten Begriffe einer allgegenwärtigen göttlichen Weltregierung vertrage, wenn Gott bei der Schöpfung sich selbst an unabänderliche Gesetze gebunden und dadurch auf jedes Eingreifen in den Gang der Weltgeschicke für alle Zeit im Voraus verzichtet habe*).

Während Leibnitz so von den Vertretern der Vernunftlehre sich angefeindet sah, fand er ebensowenig für sein Vermittlungswerk bei der anderen Seite Dank oder Zustimmung. Die buchstabengläubigen Theologen bezeigten sich nichts weniger als zufrieden mit dem von Leibnitz unternommenen Experimente einer „natürlichen Theologie", d. h. einer Beglaubigung der geoffenbarten Wahrheiten durch die Hülfsmittel philosophischer Speculation. Sie erkannten mit richtigem Instincte, daß der Schutz, welchen die Philosophie der Theologie leiste, früher oder

*) Diese und ähnliche Einwürfe der Gegner L.'s, vor allen Bayle's, finden sich größtentheils in den eignen Schriften L.'s verzeichnet.

später in eine Herrschaft des Beschützers über seinen Schützling ausarten werde. Sie lasen aus allen, auch den künstlichsten Vermittlungen und Deutungen des Philosophen immer nur das Eine heraus, die Verneinung des unbedingten Glaubens, jenes Glaubens, der die Vernunft gefangen nimmt und das Unbegreifliche für wahr hält, eben weil es unbegreiflich ist, und sie waren sich der Folgen dieser Verneinung zu wohl bewußt, um nicht, ähnlich wie die Jesuiten von ihrem Orden, so von ihrem Kirchenglauben zu sagen: er müsse bleiben, wie er sei, oder aufhören, zu sein. Der Tübinger Prälat Pfaff erklärte: „Leibnitz habe, nur in feineren Wendungen, eigentlich doch genau dasselbe gesagt, was Bayle in derberen Ausdrücken" *). Auf den lutherischen Universitäten lehrte man die jungen Theologen das Leibnitzische System als ein den kirchlichen Lehren widersprechendes, ketzerisches verabscheuen **), und einer der getreuesten Anhänger Leibnitzens, Kortholt, fand sich zu einer förmlichen Rechtfertigung seines Lehrers gegen den Vorwurf veranlaßt, als ob derselbe durch seine Philosophie das Christenthum gefährdet habe ***). Erst eine neuere Rechtgläubigkeit hat Leibnitz würdig befunden, unter die Zahl der Apologeten oder Vertheidiger der Kirche aufgenommen zu werden †), ein Ruhm, den eine noch neuere ihm leicht abermals streitig machen dürfte.

Günstiger war die Aufnahme, welche die Ansichten Leibnitzens in den weiteren Kreisen der Gebildeten fanden. Neben mehrern französischen und zwei lateinischen Ausgaben der Theodicee erschienen von 1720 bis 1744 vier Auflagen einer deutschen Uebersetzung derselben, und eine fünfte ward von Gottsched 1763 veranstaltet. Die Ideen und Bilder der Theodicee — nach dem Ausspruche von Denkern ohnehin mehr poetisch als philosophisch ††) — boten den Dichtern einen reichen und willkommenen Stoff zu schwungvollen Schilderungen von der Schönheit und Ordnung der Schöpfung, der Macht und Weisheit Gottes, dem Entstehen des Bösen in der Welt und seinem Kampfe mit dem Guten.

*) Dissertatt. antibaylianae, bei Boeckh a. a. O.

**) Gottsched in seiner deutschen Ausgabe der L.'schen Theodicee (1763), S. 867.

***) Disputatio de philosophia Leibnitii, Christianae religioni haud perniciosa, in den Opp. Omn., t. I p. CCIX.

†) Tholuck, „Verm. Schriften", 1. Bd. S. 312.

††) „In der Metaphysik war L. Dichter", sagt Herder, s. „Adrastea", 3. Bd. S. 139.

A. von Haller, zugleich Naturforscher und Dichter, verfaßte ein Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels"*), Uz dichtete eine „Theodicee"**), Gottsched eine „Hamartigeneia" oder „Vom Ursprunge der Sünden", und außerdem noch eine „Vertheidigung der besten Welt"***).

Der Grundgedanke der Theodicee traf ein tiefempfundenes Bedürfniß der damaligen Zeit. Lange genug hatte die finstere Strenge theologischer Asceten sich darin gefallen, die Erde als ein Jammerthal und das Unglück, die Gebrechlichkeit und die Leiden der Menschen nur als die gerechte Strafe ihrer eignen Verschuldungen oder als die unvermeidliche Folge des von ihren Voreltern begangenen ersten Sündenfalles darzustellen. Religiöse Schwärmer hatten die Vorstellung von der Verdammniß alles Irdischen und dem nahen Hereinbrechen eines

*) 1734. Darin kommen die oft citirten Verse vor, welche den Leibnitzischen Gedanken von der besten Welt poetisch ausdrücken (2. Buch, V. 5—8):

„Verschiedner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet,
Allein die Weisheit ging auf die Vollkommenheit,
Der Welten trefflichste erhielt die Wirklichkeit."

**) Die Ansichten L.'s vom moralischen Uebel drückt Uz so aus (Strophe 4):

„Soll Welten alles Böse fehlen,
So müßte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust.
So muß der Mensch nicht sein. Welch größerer Verlust!" u. s. w.

***) In dem letztgenannten Gedicht wird der Moment geschildert, wo Gott den Entschluß zur Schöpfung faßt:

„Gott war, eh' Etwas war, vollkommen, groß, beglückt,
Allmächtig, weis' und gut, nur von sich selbst erblickt.
Zu eigner Seligkeit bedurft' er keiner Wesen;
Sein Trieb zum Wohlthun blos hat eine Welt erlesen.
Sein ewiger Verstand stellt' ihm dies alles dar,
Was in der Dinge Reih' nur irgend möglich war;

Es schien ihm jede Welt begierig zuzurufen:
„Erschaffe mich, o Herr! Erschaffe mich allein!"
„„Was ich erwählen soll, das muß das Schönste sein!""
War hier des Höchsten Wort. Das allerbeste Wesen,
An Größe, Trefflichkeit und Ordnung auserlesen,
An Dauer unumschränkt, an Schönheit ohne Zahl,
Dies sucht' und fand sein Blick.

furchtbaren Weltgerichts, womit der strafende Zorn Gottes die in Sünden untergegangene Welt heimsuchen werde, mit schauerlicher Lust ausgemalt, und äußere Ereignisse, wie die blutigen Greuel der Bürgerkriege, welche nacheinander die Niederlande, Frankreich, England, Deutschland verwüsteten, sammt den in ihrem Gefolge erschienenen gräßlichen Plagen, gaben in den Augen Vieler diesen düsteren Prophezeihungen Recht.

Allein der wiedererwachende frischere Lebens- und Thatentrieb der Völker konnte den Druck einer so entmuthigenden Vorstellungsweise nicht lange ertragen. Eine mehr heitere Auffassung des Lebens schlug in den Gemüthern der Menschen wieder Wurzeln, und die Philosophie säumte nicht, sich zur Dolmetscherin derselben zu machen. Descartes erklärte: die natürliche Beobachtung lehre uns, daß es auch in diesem Leben mehr des Guten, als des Bösen, gebe *). Shaftesbury entwarf ein System der Lebensphilosophie, welches die Erforschung und Bewunderung der Schönheit und Harmonie in allen Theilen der göttlichen Schöpfung, in der Natur wie im Menschenleben, zu einem Gebote ebensowol der Vernunft als des sittlich-religiösen Gefühles erhob **). Sogar einer der höchsten Würdenträger der englischen Hochkirche, der Erzbischof King, füllte einen ziemlichen Theil seiner Schrift „Vom Ursprunge des Bösen" mit Beispielen an, durch welche er zu beweisen suchte, daß schon auf der Erde das Gute vor dem Bösen, die Freude vor dem Schmerz das Uebergewicht habe ***).

Leibnitz folgte den Spuren dieser Vorgänger, freilich auch hier wieder nur mit halber Entschlossenheit. Seine Betrachtungen über das Vorherrschen des Guten vor dem Uebel verweilen nur flüchtig und fast zaghaft bei den Erscheinungen des gegenwärtigen Lebens und erheben sich immer so rasch als möglich über dasselbe hinaus in das Gebiet des Jenseits †). Seine Beweisführungen für „die beste Welt" sind weit mehr metaphysische und theologische, als aus der Beobachtung der Wirklichkeit geschöpfte. Sein Optimismus ist weit weniger, als der des englischen Philosophen, das Resultat einer Lebensansicht, welche

*) S. bei Leibnitz: Tent. Theod., § 451.

**) Hettner, „Geschichte der englischen Literatur", S. 188.

***) S. L.'s Bemerkungen über diese Schrift: Opp. Omn., tom. I p. 430.

†) Unter den 417 §§ der Theodicee handeln nur 18, nämlich 13—15, 244—46 und 250—61, von dem Verhältniß des Guten zum Bösen innerhalb des irdischen Lebens.

sich in der bewundernden Anschauung, dem feinsinnigen Genusse ode der thatkräftigen Gestaltung der Erscheinungen dieses irdischen Daseins befriedigt fühlt, vielmehr eine Art von Resignation, welche den Gang der weltlichen Dinge weder als zufriedenstellend in der Gegenwart, noch als Besserung verheißend in der Zukunft betrachtet, und nur darin Beruhigung findet, „daß im großen Ganzen doch Alles sich zum Besten kehren müsse"*).

Wenn man es nach dem damaligen Stande der öffentlichen wie der geistigen Zustände Deutschlands**) begreiflich finden kann, daß die Weltanschauung der Deutschen mehr einen elegisch resignirten, als einen zuversichtlich frohen und thatenlustigen Charakter annahm und sich lieber mit den Hoffnungen eines jenseitigen Lebens oder den Freuden einer idealen Gefühlserhebung, als mit den Zuständen der Gegenwart beschäftigte***), so muß doch gerade bei Leibnitz eine solche Resignation auffallen, die mit seinem unermüdlichen und oft ungeduldigen Drange des Reformirens im Leben und fürs Leben so sonderbar contrastirt. Aber sei es nun, daß die eigenthümliche Doppelnatur dieses merkwürdigen Geistes, die zwischen Idealismus und Realismus immerfort hin und her schwankte, sein Wesen hier gleichsam in zwei völlig entgegengesetzte Seiten auseinanderriß und der ganz aufs Realistische gerichteten Thätigkeit des Staats- und Geschäftsmannes die sich ganz idealistisch abschließende Weltanschauung des Philosophen gegenüberstellte, sei es, daß das Mißlingen eben jener realistischen Anläufe in der Praxis ihn am Ende seines Lebens dieser idealistischen und resignirenden Anschauungsweise in die Arme trieb, gewiß ist so viel, daß zwischen dem Denken und dem Thun Leibnitzens in diesem Punkte ein

*) Fischer a. a. O. S. 9.

**) S. oben die Schilderung des 30jährigen Kriegs und seiner Folgen.

***) Fischer (a. a. O. S. 465 ff.) findet den Grund des Leibnitzischen Optimismus und des Anklanges, den derselbe bei seinen Zeitgenossen gefunden, darin, daß jene Zeit eine „hoffnungsreiche, fruchtbare" gewesen sei. Dies gilt nur gerade von Deutschland am wenigsten. Auch deutet, wie oben angegeben, nichts in der Theodicee L.'s darauf hin, daß die Befriedigung mit den ihn umgebenden Zuständen oder die Hoffnung auf eine große und glückliche Zukunft seiner Nation und der Menschheit im allgemeinen die Stimmung gewesen sei, aus der seine Th. erwuchs — weit eher das Gegentheil. (Vgl. meine Abhandlung „Ein Beitrag zur culturgeschichtl. Betrachtung der Leibnitzischen Philosophie" in der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", 1856 Aprilheft.)

schroffer und schwerlich jemals ganz auszugleichender Widerspruch hervortritt. Leibnitz legt in seiner Theodicee der Welt — und zwar nicht erst einer künftigen Gestaltung derselben, sondern der Welt, wie sie ist, wie sie vom Anbeginn an aus Gottes weisem Rathschlusse hervorging — Vollkommenheit bei, zwar keine absolute, aber doch die verhältnißmäßig größte, von keiner andern zu übertreffende und im Ganzen sich stets gleichbleibende *). Und doch mußte, so sollte man meinen, sein reformatorisches Genie, das allerwärts auf Verbesserungen drang, ihn weit eher zu der Theorie einer steten Vervollkommnung der irdischen Dinge und insbesondere der Menschheit, also zu jener Ansicht führen, welche in einer etwas späteren Zeit das Losungswort der deutschen Philosophie wurde. Er predigt als Philosoph unbedingte „Zufriedenheit“, nicht blos mit den allgemeinen Anordnungen der göttlichen Vorsehung, sondern auch mit den besondern politischen und socialen Zuständen, in denen ein jeder sich auf Erden befindet **). Und doch war er selbst im Leben — zwar nichts weniger als was man einen „Unzufriedenen“ oder einen „unruhigen Kopf“ nennt, — aber ein eifriger und entschlossener Freund politischer und socialer Reformen, zum Theil der tiefgreifendsten Art. Er spricht von den bestehenden Ungleichheiten in der menschlichen Gesellschaft, den Gegensätzen von Arm und Reich, von Herr und Knecht (Leibeigner), wie von Zuständen, die ebenso wohl-

*) Lessing in s. Abh. „Leibnitz von den ewigen Strafen“ (Lessing's Werke, herausgeg. von Lachmann, 9. Bd. S. 146 ff.) sagt: Leibnitz habe geschwankt, ob er die Vollkommenheit der Welt als eine immer gleichbleibende, oder als eine wachsende betrachten solle. Die Stelle, worauf er sich bezieht, findet sich in einem Briefe L.'s an Bourguet (Opp. Omn., t. II p. 332). L. spricht dort zunächst nur von der Natur und, wie es scheint, im rein physikalischen Sinne. Man könne, sagt er, sich die Natur entweder als im Ganzen immer gleich vollkommen und nur im Einzelnen wechselnd denken, oder aber als fortwährend an Vollkommenheit wachsend. Im erstern Falle sei es wahrscheinlicher, daß sie keinen Anfang gehabt habe; im andern („wenn man nämlich voraussetze, daß es nicht möglich sei, derselben alle Vollkommenheit auf einmal zu geben“) sei sowol eine Vervollkommnung der Welt von Ewigkeit her, von Stufe zu Stufe, denkbar, als auch von einem bestimmten Anfangspunkte aus. Die Stelle ist dunkel wegen der eigenthümlichen Anwendung, welche L. dabei von geometrischen Formen auf metaphysische Begriffe macht. Uebrigens bekennt er schließlich ganz offen: „er wisse bis jetzt noch kein Mittel, um zu beweisen, welches von beiden nach den Gesetzen der reinen Vernunft das Richtigere sei“.

**) Tent. Theod., pars I § 15.

geordnet und unabänderlich seien, wie die verschiedene Länge der Pfeifen in einer Orgel, der Unterschied eines Pfaues von einer Ameise oder das Naturgesetz, wonach der Fels nicht gleich dem Baume Blätter und Blüthen aus sich erzeuge*). Und doch machte er Vorschläge über Vorschläge zur Verbesserung des Looses der Armen, suchte also jenen Unterschied, den er seiner Theorie nach wie eine unabänderliche Naturnothwendigkeit betrachten mußte, wenn nicht gänzlich aufzuheben, doch zu verringern und zu mildern, also (um zu seinem Gleichniß zurückzukehren) zwar nicht die Ameise zum Pfau, aber doch zu etwas andrem zu machen, als was sie von Natur ist.

Irren wir nicht, so begegnete dem Philosophen mit seiner Theodicee ganz etwas Aehnliches, wie früher mit seiner Monadologie. Hier wie dort war sein Grundgedanke ein richtiger und fruchtbarer, aber er gab ihm eine falsche Anwendung und verkehrte ihn dadurch in sein Gegentheil. Es war ein großer und folgereicher Fortschritt auf der Bahn zur Begründung richtigerer und naturgemäßerer Ansichten von dem Menschen im Einzelnen und von der Menschheit im Ganzen, daß Leibnitz die sittliche Erziehung des Menschen von einer Reihe bedingender Voraussetzungen (angeborner oder angewöhnter Neigungen, frühester Eindrücke, Umgebungen u. s. w.) abhängig erklärte, in deren strengnothwendiger Verknüpfung nach seiner Meinung mehr göttliche Weisheit und Güte sich offenbart, als in dem mysteriösen Acte einer durch nichts vermittelten Gnadenwahl, die — so wollte es die bestehende Orthodoxie — den Menschen ohne sein und andrer Zuthun heiligen oder verdammen sollte, daß er ferner den gleichen Gedanken einer nach weise geordneten Naturgesetzen vor sich gehenden Entwicklung auch auf die Menschheit im Großen und auf das ganze All der Dinge übertrug. Die befruchtenden Keime dieser Ideen lassen sich in den anthropologischen und moralischen wie in den geschichtsphilosophischen Ansichten dieser und der nächsten Zeit unschwer wiedererkennen**).

Allein Leibnitz glaubte noch einen Schritt weiter gehen zu müssen. Indem er sich gleichsam zum Mitwisser und Dolmetscher des göttlichen Weltplanes erklärte, sprach er über diesen mit einer Unbedingtheit, welche

*) Tent. Theod., pars III § 246.

**) Ohne der späteren Darstellung vorzugreifen, sei hier nur im Voraus an Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts", Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und ähnliches erinnert.

verführerisch für seine Nachfolger auf dem gleichen Wege, gefährlich für die Unbefangenheit der Geschichtswissenschaft ward. Wie durch seine Monadologie der Vorläufer der Naturphilosophie, so ward er durch seine Theodicee in gewissem Sinne der Vorläufer der sog. Philosophie der Geschichte. Wenn Leibnitz selbst sich noch damit begnügte, nur ganz im Allgemeinen die Vollkommenheit der Welt aus der Idee der göttlichen Weisheit abzuleiten, ohne sich zu vermessen, den Gang der Weltregierung und ihre Absichten im Einzelnen zu kennen und erklären zu wollen, so sehen wir Spätere, bei weniger Bescheidenheit und einem größeren Reichthum bereitliegenden geschichtlichen Materials, der Versuchung unterliegen, die Nothwendigkeit eines ganz bestimmten Verlaufs der Weltgeschichte, und zwar nicht blos der schon vergangenen, sondern auch der erst zukünftigen, mit derselben Unbedingtheit, wie Leibnitz seinen Satz von der besten Welt, zu demonstriren und zu construiren. Und wenn Leibnitz sich ausdrücklich dagegen verwahrte, daß man nicht etwa aus seiner Behauptung, daß alles in der Welt nach einer vorausbestimmten Ordnung erfolge, den Schluß ziehen möge: es sei gleichgültig, wie der Einzelne handle, und das Beste sei, willen- und thatlos der über allem waltenden Vorsehung sein und des Ganzen Schicksal anheimzugeben, so sehen wir den Leibnitzischen Satz: daß alles, was geschehe, aufs Beste geschehe, von einem andern Systeme der Geschichtsphilosophie zum Losungsworte einer bedenklichen Theorie der Stabilität und des Indifferentismus, namentlich im Politischen, gemißbraucht.

Man kann sich schwer des Gedankens entschlagen, daß schon Leibnitz, vielleicht unbewußt, unter den Einflüssen einer ähnlichen politischen Ansicht seine Theodicee geschrieben habe, wenngleich in ihr selbst davon, wie überhaupt von der Berührung bestimmter politischer oder socialer Zustände, kaum einzelne schwache Spuren vorkommen. Die Idee, daß alles Bestehende so vollkommen als nur möglich, also einer Aenderung weder fähig noch bedürftig sei, lag einem Zeitalter nahe, wo die höhern Stände bei der Fortdauer der gegebenen Verhältnisse wesentlich interessirt, die untern viel zu sehr an Unterwürfigkeit gewöhnt und größtentheils zu ungebildet waren, um an eine solche Aenderung auch nur zu denken, die Einzigen aber, welche daran hätten denken können, die Gelehrten, sich beinahe gänzlich von dem praktischen Leben abgewendet und in die erhabenen Regionen beschaulichen Wissens zurückgezogen hatten.

Auch Leibnitz verfiel in seiner Theodicee diesem letztern Schicksal. Während er sonst immer seinen Blick nacheiferungsvoll auf jene Nationen gerichtet hält, welche, von Reform zu Reform, von Entdeckung zu Entdeckung fortschreitend, die Natur sich dienstbar zu machen und ihre öffentlichen Zustände zu verbessern unermüdlich beflissen waren, erscheint er hier ganz als der beschauliche deutsche Gelehrte, der alles Bestehende vortrefflich findet und sein höchstes Ziel wie seinen größten Stolz nur darein setzt, alles zu wissen und die Gedanken des Schöpfers selbst von Ewigkeit her auf das Vollständigste zu kennen.

Sechster Abschnitt.

Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus.

Während Leibnitz Reformen der umfassendsten Art vom nationalen sowol als vom kosmopolitischen Standpunkte, wenn nicht durchführte, doch anstrebte, während er alles aufbot, um Deutschland auf die Bahn des Wettlaufs mit den ihm vorausgeeilten Nachbarländern hinzudrängen und die von letzteren ausgegangenen neuen Ideen dem deutschen Genius einzuimpfen und anzupassen, entwickelte sich auf einem einzelnen Gebiete des geistigen Lebens der Deutschen, dem kirchlichen, eine Bewegung, zwar bescheidener in ihrem Umfange und beschränkter in ihrem Ziele, allein für die Bildung und Gesittung des Volkes, namentlich der Mittelklassen, von größerer unmittelbarer Wirksamkeit, als alle die vielseitigen und weitausgreifenden, nur leider selten erfolgreichen Bestrebungen des berühmten Philosophen. Wir meinen den Kampf des Pietismus gegen die Orthodoxie.

Rückblick auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens überhaupt im 17. Jahrhundert. Die katholische Kirche und ihr Verhältniß zu der protestantischen.

Es geschieht nicht aus parteiischer Einseitigkeit oder Voreingenommenheit, wenn wir in den nachfolgenden Schilderungen des kirchlichen Lebens jener Zeit uns vorzugsweise und fast ausschließlich mit der Entwicklung des Protestantismus beschäftigen. Der Katholicismus im Allgemeinen steht einer solchen Entwicklung ferner, denn sein Wesen und

seine Macht beruht nicht in der Fortbildung, sondern in der Unwandelbarkeit, nicht in der Mannigfaltigkeit eines vielgestaltigen und bewegten religiösen Lebens, sondern in der Einheit feststehender, gleichförmiger kirchlicher Satzungen, Einrichtungen und Formen.

Der Katholicismus in Deutschland, verglichen mit dem französischen.

Die katholische Kirche Deutschlands im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts hielt an dieser Unwandelbarkeit und Gleichförmigkeit besonders streng fest und bildete darin einen auffallenden Gegensatz zu der katholischen Kirche Frankreichs, welche gerade in derselben Zeit von mancherlei Kämpfen bewegt und nach mehr als einer Seite hin in die allgemeine Strömung des Culturfortschrittes hineingezogen ward. Die katholische Kirche Deutschlands durfte nicht daran denken, gleich der französischen sich in Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhle über das Maß ihrer nationalen Selbständigkeit einzulassen, denn sie bedurfte der ganzen Unterstützung Roms und seines Einflusses bei ihren Kämpfen mit dem mächtigen protestantischen Gegner im eignen Lande. Die gleiche Rücksicht der Selbsterhaltung hielt jede Parteispaltung in ihrem Innern nieder, und so kam es, daß weder die Neuerungen der Jansenisten, noch die der Molinisten, welche beide in der französischen Kirche so große Aufregung veranlaßten, in Deutschland einen Boden fanden. Ebensowenig aber besaß der strenggläubige Katholicismus in Deutschland Vorfechter, die sich an Scharfsinn und Beredsamkeit mit denen des französischen hätten messen können. Gegen die geistvolle Polemik eines Bossuet stachen die plumpen Streitschriften sonderbar ab, mit denen katholische Gelehrte in Deutschland ihre protestantischen Gegner, wie diese sie, bekämpften*), und selbst die wenigen, die einen etwas höheren Ton anschlugen, verriethen doch kaum eine Spur von der Feinheit dialektischer Ausführungen, wodurch der

*) Ton und Geist dieser Streitschriften lassen sich schon aus ihren Titeln abnehmen, von denen wir hier nur einige anführen wollen. 1628 und 1629 erschienen folgende Streitschriften: von Seiten der Protestanten: „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels der evangel. Kurfürsten und Stände, nämlich der reinen Augsburgischen Confession", von Seiten der Katholiken: „Brille auf den Augapfel"; — Pr.: „Evang. Brillenputzer"; Kath.: „Ausputzer des evang. Br."; wiederum Kath.: „Wer hat das Kalb ins Auge geschlagen?"; Pr.: „Der Dillinger Kälberarzt" u. s. w. — Aus dem Anfange des 18. Jahrh. wird eine katholische Streitschrift angeführt unter dem Titel: „Friß, Vogel, oder stirb!" (Planck, „Geschichte der protestant. Theol.", S. 346.)

berühmte französische Gelehrte glänzte. Die derbe und volksthümliche Kanzelberedsamkeit eines Abraham a Sancta Clara, wie sehr sie auch in ihrer Weise wirksam und am Platze sein mochte, um die Sittenverderbniß und die Thorheiten der großen katholischen Hauptstadt Deutschlands zu züchtigen, hatte doch nichts von dem erhabenen Schwunge religiöser Begeisterung, womit ein Fénélon seine Zuhörer für die Wahrheiten des Katholicismus zu erwärmen verstand. Ein Mann wie Spee, welcher sich ebenso durch milde und freie Auffassung der Lehren seiner Kirche wie durch edlen geistlichen Muth in der Bekämpfung einer grausamen und unwissenden Strafrechtspflege auszeichnete*), stand als vereinzelte Ausnahme unter seinen Glaubensgenossen da, und wenn die katholischen Lehranstalten Deutschlands rücksichtlich der Methode des Unterrichts und der Aufsicht auf die Sitten ihrer Zöglinge den protestantischen nicht nachstanden, eher überlegen waren**), so theilten sie doch mit ihnen die traurigen Wirkungen der allgemeinen Rohheit und Verwilderung, welche der lange Kriegszustand über Deutschland gebracht hatte.

Günstige Stellung der katholischen Kirche in Deutschland gegenüber der protestantischen.

Nichtsdestoweniger hatte die katholische Kirche in Deutschland mancherlei Vortheile vor der protestantischen voraus. Während die letztere mit den protestantischen Kirchen außerhalb Deutschlands wenig oder keinen Verkehr unterhielt und sogar innerhalb ihrer selbst immer mehr in einzelne, von einander abgesonderte Landeskirchen zerfiel, deren Gemeinsamkeit nur dürftig in rechtlicher Beziehung durch das Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage, in kirchlicher und wissenschaftlicher durch die Gleichheit der Symbole und durch das geistige Band der theologischen Facultäten vermittelt ward, stand der Katholicismus nicht blos in Deutschland als eine festverbundene Einheit da, sondern fand auch — vermöge des großartigen Organismus der römischen Kirche, der vor Kurzem ein neues, wichtiges Organ in dem rasch aufgeblühten Jesuitenorden gewonnen hatte — in allen dem päpstlichen Stuhle untergebenen Ländern einen immer bereiten Schutz und Rückhalt. Spanische, italienische,

*) Leibnitz hat diesem Manne ein verdientes Denkmal gesetzt in seiner Theodicee, 1. Th. § 96 und 97, wo er sowol dessen Buch: De virtutibus Christianis, als seine Schrift gegen die Hexenprocesse rühmend erwähnt. Vgl. auch Henke, „Calixt", 2. Bd. S. 14.

**) Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 15.

französische Jesuiten und andere Ordensbrüder kamen nach Deutschland und drängten sich hier an die Höfe, in die Kreise der vornehmen Gesellschaft, an Gelehrte und Staatsmänner, um Proselyten zu machen, und, was ihnen nicht gelang, das vollendeten ihre Collegen in Paris, Rom oder Venedig, indem sie deutsche Reisende von Rang und Namen in den Bereich ihres Einflusses zogen und ihre Bekehrungskünste an ihnen erprobten. Wissenschaftliche Streitigkeiten oder diplomatische Unterhandlungen, bei denen die Vertreter des Katholicismus in Deutschland sich ihren protestantischen Gegnern nicht gewachsen fühlten, wurden von ihren gelehrteren oder gewandteren Glaubensgenossen im Auslande aufgenommen und zu Ende geführt. In den Unionsverhandlungen, die damals zwischen den Katholiken und Protestanten gepflogen wurden, glänzten auf katholischer Seite vorzugsweise ausländische Namen, die Namen eines Spinola, Bossuet, Huet, Pelisson.

Die allgemeinen Zustände Deutschlands in dieser Zeit und die Stimmungen, welche sie erzeugten, waren dem Katholicismus überwiegend günstig. Der protestantische Religionstheil war gespalten in Lutheraner und Reformirte, und diese beiden Confessionen zeigten sich durch die gemeinsam bestandene Noth und Gefahr so wenig von ihrer alten Feindschaft geheilt oder einer Versöhnung geneigter gemacht, daß sie am Ende des dreißigjährigen Krieges einander beinahe schroffer gegenüberstanden, als vorher*). Im Schooße der lutherischen Kirche selbst walteten Zwistigkeiten, gegenseitige Anfeindungen, Verkleinerungen und Verfolgungen aller Art. Die Wortführer des Katholicismus hatten daher gute Gelegenheit, dieser Zerrissenheit des Protestantismus die

*) Wir kommen auf diesen Zwiespalt der Lutheraner und der Reformirten weiter unten zurück, glauben aber schon hier wenigstens ein Beispiel des fanatischen Glaubenshasses und der Unduldsamkeit beider gegen einander (und vorzugsweise der Lutheraner gegen die Reformirten) anführen zu müssen, weil dasselbe gerade auch ihr beiderseitiges Verhältniß zu den Katholiken mit betrifft. Als sich katholische, lutherische und reformirte Theologen zu dem Religionsgespräch zu Thorn zusammengefunden (1645), durch welches eine Aussöhnung aller drei Confessionen versucht werden sollte, bestürmten die lutherischen Theologen (Calov und Betsach aus Danzig, Hülsemann aus Wittenberg) den Magistrat von Thorn wegen Aufhebung des daselbst erlassenen Verbots des Elenchus nominalis, d. i. des namentlichen Scheltens auf der Kanzel gegen die Reformirten, so lange, bis ihnen dieser christliche Wunsch erfüllt ward. Und das war noch während des 30jährigen Krieges! (K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 224; Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 1 flg.)

Einigkeit ihrer Kirche, dieser Anarchie abweichender Glaubensmeinungen (die, wie sie behaupteten, zuletzt nothwendig dahin führen müsse, „daß es so vielerlei Religionen, als Pfarrkirchen, gebe" *)), die unverrückbare Sicherheit ihres, von einer einzigen obersten Autorität getragenen und festgehaltenen Lehrsystems anpreisend gegenüberzustellen, und sie fanden nicht wenige unter den Protestanten, sogar Gelehrte und Theologen, welche durch solche Gründe entweder wirklich bewogen wurden, ihren Glauben aufzugeben, oder doch darin einen erwünschten Vorwand zur Beschönigung dieses Glaubenswechsels erblickten. Einen andern Vorwand bot die auf den meisten Universitäten Deutschlands und unter einem großen Theile der protestantischen Theologen herrschende Geistesbeschränktheit und Sittenrohheit, gegen welche die vielseitigere Bildung und die feinere Lebensart der Gelehrten Frankreichs und Italiens vortheilhaft abstach. Und endlich war die Erstarrung des Protestantismus selbst in äußeren Formen und gedankenloser Buchstabengläubigkeit ganz dazu angethan, lebhaftere Gemüther dem Katholicismus in die Arme zu treiben, dessen reiches Ceremoniell und großartiger kirchlicher Organismus wenigstens der Phantasie mannigfaltigere Nahrung bot **).

Proselytenmacherei der katholischen Kirche und deren Erfolge.

Durch den Einfluß solcher und ähnlicher Beweggründe (abgesehen von der nicht minder verführerischen Macht äußerer Vortheile) füllten sich die Listen der römischen Propaganda in dieser Zeit mit zahlreichen Namen deutscher Protestanten, unter denen nicht wenige durch Rang, öffentliche Stellung oder Ruf der Gelehrsamkeit ausgezeichnete sich befanden. Neben einer langen und glänzenden Reihe fürstlicher Apostaten, zu welcher vom dreißigjährigen Kriege an bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts fast sämmtliche Regentenhäuser der deutschen Mittelstaaten und manche der kleineren ihr Contingent stellten ***), feierte die katholische Kirche auch den, beinahe noch

*) So äußerte sich Spinola gegen die Berliner Theologen, s. K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 270.

**) Vgl. K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 286, Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 15.

***) Vgl. weiter oben. — Schon während des dreißigjährigen Kriegs traten über: ein Landgraf Fr. von Hessen, zwei Grafen von Nassau und ein Herzog von Mecklenburg; ihnen folgten: Joh. Fr. von Braunschweig-Lüneburg (1651), Land-

größeren Triumph, eine nicht geringe Anzahl deutscher Gelehrten, Staatsmänner, ja selbst Theologen ihrem angestammten Glauben abwendig und zu Anhängern, zum Theil sogar zu eifrigen Wortführern und Verbreitern der römischen Lehre gemacht zu haben*).

---

graf Ernst von Hessen-Rheinfels (1652), Pfalzgraf Christian August (1665), (die Neuenburger Linie war schon 1618 katholisch geworden), die beiden Auguste von Sachsen, das seitdem katholisch blieb, G. A. von Baden-Durlach, Herz. Max Wilh. von Braunschweig-Lüneburg (Georg's I. Bruder), Anton Ulrich von Br.-Wolfenbüttel (1710) nebst seiner Enkeltochter Elis. Christine, Herzog Chr. Ad. von Sachsen-Zeitz (1689) und durch diesen wieder zwei andere Herzöge desselben Hauses, Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz (1715) und Moritz Adolph von Sachsen-Weißenfels (1716), von denen jedoch der erstere zum Protestantismus zurücktrat (angeblich, weil man ihn über die wahren Lehren der römischen Kirche getäuscht hatte). Chr. U. von Würtemberg-Oels und Carl Alexander von der Hauptlinie Würtemberg (1713) mit drei Söhnen, Pfalzgraf Fr. von Zweibrücken (1746), Landgraf Fr. von Hessen-Kassel (1749). (Schröckh: „Kirchengeschichte", 7. Bd. S. 65 ff.; K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 286 ff.; Soldan: „Der Proselytismus in Braunschweig und Sachsen"; Hoßbach: „Spener und seine Zeit", S. 54 ff.; Rommel: „Leibnitz und Landgraf Ernst", 1. Bd. S. 33 u. a.) Der letztgenannte Schriftsteller bestätigt namentlich die, schon oben von mir ausgesprochene Vermuthung, daß die römische Propaganda es besonders auf die jüngeren Söhne und die Nebenlinien protestantischer Fürstenhäuser abgesehen gehabt habe. Diesen wurden wohldotirte Stellen, sei es am Kaiserhofe, sei es in der höheren geistlichen Hierarchie, in Aussicht gestellt, auch wol baare Geldanerbietungen (zur Bezahlung ihrer Schulden u. dgl.) gemacht. Ferner wurde darauf gesehen, daß diese Prinzen, wenn sie katholisch geworden, sich ja vermählten und katholische Linien begründeten, und zu diesem Zwecke ertheilte man sogar denen, welche geistliche Weihen empfangen hatten, wie z. B. dem Landgrafen von Rheinfels (s. Soldan S. 114) Dispensation zum Heirathen. Ueber die Proselytenmacherei speciell zu Wien spricht J. J. Moser in seiner Lebensgeschichte, 1. Bd. S. 22.

*) Dahin gehören: der Helmstedter Theolog Nihus (1622), Hunnius, Vicekanzler der Univ. Marburg, die Philologen Lucas Holsten und sein Neffe P. Lambeck von Hamburg (1627 und 1662), M. D. D. Nossel von Bremen (1667), der Tübinger Rechtsgelehrte Chr. Besold, Pfeiffer, Hofprediger und Prof. zu Königsberg (1694), Fromm, Probst zu Berlin (1667), Prätorius, Pfarrer zu Nubudzin (1685), der schles. Liederdichter Scheffler, bekannt unter dem Namen Angelus Silesius (1652), der holsteinische Edelmann Chr. von Ranzow (1650), der Freiherr von Boineburg (1656), endlich noch im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts G. Spangenberg, ältester Bruder des berühmten Bischofs der evang. Brüdergemeinde. Dann hören die Bekehrungen prot. Gelehrten und Theologen zur kathol. Kirche eine Zeit lang auf, bis sie gegen das Ende desselben wieder häufiger werden. (Vgl. die in der vorigen Note angeführten Schriften.)

Bestrebungen zur Zurückführung der Protestanten in Masse unter die Herrschaft Roms: Pläne einer Union zwischen beiden Religionstheilen.

Nicht zufrieden mit diesen Eroberungen im Einzelnen, betrat die römische Kirche noch einen andern Weg, um die von ihr Abgefallenen zu sich zurückzuführen. Zur Wiedervereinigung der Protestanten in Masse mit den Katholiken wurden Pläne entworfen und Unterhandlungen angeknüpft. Auch dabei kamen, wie die allgemeine Zeitströmung, so die besondern Verhältnisse Deutschlands den Bestrebungen Roms zu Hülfe. Die lebhafte Beschäftigung mit den Ideen älterer und neuerer Philosophen hatte viele und theilweise gerade die größten und edelsten Geister Deutschlands gleichgültiger gegen die Unterschiede der positiven Glaubenssysteme gemacht, von denen keines ihren speculativen Forschertrieb und ihren Drang nach Veredlung der Menschheit völlig befriedigte. Warmfühlende Patrioten, welche die religiöse Spaltung Deutschlands als einen Hauptgrund der politischen Schwächung des einst so mächtigen Reichs und seiner demüthigenden Abhängigkeit vom Auslande beklagten, mochten gern dem Gedanken nachhängen, ob nicht eine Aussöhnung der getrennten Religionsparteien und dadurch eine Wiedererhebung und Kräftigung Deutschlands möglich sei. In diesem Sinne suchte der größte protestantische Theolog des 17. Jahrhunderts, Georg Calixt, bei dem von dem Könige von Polen 1645 zu Thorn veranstalteten Religionsgespräche für eine Einigung aller drei Confessionen, der katholischen und der beiden protestantischen, zu wirken. Er hegte die Ueberzeugung, daß, wenn nur Katholiken und Protestanten auf die gemeinsame geschichtliche Grundlage ihres beiderseitigen Glaubens, auf das Bekenntniß der ältesten christlichen Kirche, zurückgehen und wenn sie überhaupt sich der „überflüssigen Speculationen“ über das Dogma etwas mehr enthalten, dagegen größeres Gewicht auf das praktische Moment des Christenthums, auf das, was zur sittlichen Besserung und Heiligung des Menschen nöthig sei, legen wollten, sie sich wol einigen und die Schranken, durch welche sie zu lange schon zum Nachtheil des wahren Christenthums wie des Vaterlandes getrennt seien, beseitigen könnten. In eben diesem Sinne stiftete Carl Ludwig von der Pfalz, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, welchem der kirchliche Zwiespalt sein Land gekostet hatte, 1677 in Mannheim eine „Eintrachtskirche“, in welcher alle drei Religionsgenossenschaften abwechselnd, jede in ihrer Weise, Gott verehren sollten, und ließ dieselbe durch einen lutherischen, einen reformirten und einen katholischen Geistlichen, die unmittelbar nach einander

darin predigen mußten, einweihen. In diesem Sinne bot Leibnitz seine Hand zu jenen lange fortgesetzten, aber erfolglosen Unionsverhandlungen, welche die Reihe dieser Annäherungsversuche zwischen Katholiken und Protestanten im 17. Jahrhundert abschließen*).

Jeder derartige Versuch mußte, wenn er gelang, zu Gunsten der katholischen Kirche ausschlagen. Ihr fester und doch elastischer Organismus sicherte ihr ein zweifelloses Uebergewicht über die protestantische Kirche, sobald diese sich auf Pläne der Vereinigung einließ. Die geschichtliche Tradition und das Ansehen des höheren Alters war für sie. Und endlich wurden ihre Ansprüche auf Bevorrechtung nicht wenig unterstützt durch die gegenseitige Eifersucht der beiden andern Glaubensparteien, deren jede sich eher der gemeinsamen Gegnerin, als der verhaßten Halbschwester untergeordnet haben würde. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Eifersucht sich am stärksten auf lutherischer Seite kundgab und daß ebendeshalb die Bemühungen der Katholiken für eine kirchliche Union sich vorzugsweise dorthin wendeten**).

Die katholische Kirche war sich dieser Vortheile ihrer Stellung sehr wohl bewußt und suchte dieselben nach Möglichkeit auszubeuten. Wenn sie scheinbar den Protestanten entgegenkam, ja sogar sich herbeiließ, mit ihnen zu unterhandeln, so konnte es sich dabei doch, ihrer Absicht nach, niemals um einen Vertrag wie unter Gleichberechtigten, sondern nur um die härteren oder milderen Bedingungen der Unterwerfung handeln, welche die in ihren Schooß Zurückkehrenden einzugehen hätten. Diesen Geist athmen alle die zahlreichen Schriften, welche im Laufe des 17. Jahrhunderts von Katholiken ausgingen und welche die verlockenden Losungsworte: Eintracht, Friede, Einigung unter den Religionsparteien an der Stirn tragen***).

---

*) K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Band. Ueber die angeblichen, aber erdichteten oder wenigstens entstellten Verhandlungen des Kurfürsten von Mainz mit der päpstlichen Curie in der gleichen Sache (1660) vgl. ebenda, S. 329, Guhrauer, Einleitung zu Leibnitzens „Deutschen Schriften", S. 3.

**) So ward 1644 von Rom aus ein Versuch gemacht, diejenigen lutherischen deutschen Fürsten, welche man für die erbittertsten Gegner des Calvinismus hielt, zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu bewegen (K. Fr. von Moser's „Patriot. Archiv", 6. Bd. S. 367, Schröckh, „Kirchengeschichte", 7. Bd. S. 94).

***) Dahin gehören z. B. Meditata Concordia cum Protestantibus, von dem Jesuiten Masenius (1664), Aurora pacis religionum, divinae veritatis amica,

Die bei weitem bedeutendste von allen diesen Schriften war die des gelehrten französischen Bischofs Bossuet*), welcher mit eben so viel Feinheit und Beredsamkeit, als anscheinender Freisinnigkeit und Mäßigung die Anstöße zu beseitigen suchte, welche man protestantischerseits an den Lehren der römischen Kirche nahm. Aufgegeben ward dabei von allen diesen Lehren nicht eine — weder die Verehrung der Heiligen, noch die genugthuenden Werke, noch das Meßopfer, noch irgend ein anderer Cardinalpunkt des Katholicismus; wohl aber versuchte Bossuet, durch eine freiere Deutung diese und andere katholische Dogmen dem Verstande und dem religiös-sittlichen Gefühle der Gegner annehmbarer zu machen und die Schroffheit zu mildern, welche ihnen das Tridentiner Concil durch eine allzustrenge und beschränkende Fassung gegeben zu haben schien. So weit ging Bossuet in der Anbequemung an die Denkweise der Gegner und der Berücksichtigung ihrer Bedenken, daß selbst von seinen Glaubensgenossen manche, wie der gelehrte Jesuit Maimbourg, die von ihm den Lehren der Kirche gegebene Auslegung als eine willkürliche und unberechtigte verwarfen, während dagegen andere, und unter ihnen das Oberhaupt der Kirche selbst, Innocenz VI., seinen Bestrebungen, die Protestanten zu gewinnen, Beifall schenkten.

Nicht lange darauf ging man katholischerseits noch einen Schritt weiter**). Im Auftrage des Kaisers Leopold bereiste seit 1675 ein

---

von dem Mainzer Weihbischof Volusius (1665), Tuba pacis, von dem katholisch gewordenen ehem. protest. Prediger Prätorius (1685), Lutherus et Calvinus schismatici quidem, sed reconciliabiles, von dem Engländer Gibbon de Burgo (in Deutschland besonders vom Kurfürsten von Mainz beifällig aufgenommen), Sapientia pacifica, vom Jesuiten Marcellus, Via pacis, von Denis, das Irenicon des Jesuiten Ebermann (1645), die vielen Schriften des Jesuiten Detz, des Convertiten Nihus, der Gebrüder Walenburg u. a. m. (Vgl. Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie", S. 583, Planck, a. a. O. S. 314, K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 389, Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 360, Henke, „Calixt", 2. Bd. S. 214 fl.)

*) Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières controverses, 1671. (Vgl. Hagenbach, a. a. O. 2. Thl. S. 348; Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte", S. 333; Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 359; K. A. Menzel, a. a. O. 9. Bd. S. 263.)

**) Das Folgende nach: K. A. Menzel, a. a. O. 9. Bd. S. 10 fl., 268 fl., Hering „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd., Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 209, Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 66 fl., 2. Bd. S. 20 fl. Leibnitii Opp. Omn., ed. Dutens, tom. I p. 507; „Die Werke von Leibnitz gemäß seinem

spanischer Franziskaner, Roxas von Spinola, Beichtvater der Kaiserin, einen großen Theil von Deutschland, um die protestantischen Fürsten und Geistlichen einer Wiederannäherung an Rom geneigt zu machen. Im Ganzen war er damit nicht sehr glücklich. Weder die strenglutherische Geistlichkeit Kursachsens, noch die reformirte Kurbrandenburgs oder der große Kurfürst selbst erwiesen sich den Absichten des kaiserlichen Unterhändlers günstig, und ebensowenig gelang es ihm, das Haupt der pietistischen Partei, Spener, den er in Frankfurt aufsuchte, für seine Zwecke zu gewinnen. Mit klarem Blicke erkannte Spener, daß man damit umgehe, durch scheinbare Nachgiebigkeit in einzelnen Punkten die Protestanten unter die Herrschaft Roms zurückzuführen, den einmal unterworfenen aber zu gelegener Zeit die zuvor gemachten Zugeständnisse wieder zu entziehen, und er blieb daher nicht allein selbst gegen alle Ueberredungskünste Spinola's taub, sondern warnte auch den Kurfürsten von Sachsen, dessen Vertrauen er besaß, sich in Unterhandlungen mit demselben einzulassen. Nur in Hannover fand Spinola eine günstigere Aufnahme. Zwar mußte er das erste Mal (1679) auch von dort unverrichteter Sache wieder abreisen, denn Herzog Johann Friedrich, als Apostat, wagte nicht, den Argwohn seiner protestantischen Unterthanen durch Begünstigung katholischer Unionspläne zu reizen. Um so bereitwilliger kam Johann Friedrich's Nachfolger, Ernst August, durch kein solches Bedenken gebunden, den Wünschen des Kaisers entgegen, dessen Gunst ihm bei seinen Bemühungen um die Kurwürde besonders wichtig war. Auch die geistvolle Gemahlin des neuen Herzogs, Sophie, die Freundin Leibnitzens, welche mit diesem den Hang zu großen, weitaussehenden Unternehmungen theilte und außerdem unter dem Einfluß ihrer katholisch gewordenen Schwester Louise Hollandine, Aebtissin von Maubuisson, stand, begünstigte die Pläne Spinola's und vermittelte zu deren Unterstützung directe Anknüpfungen Leibnitzens mit den französischen Theologen, mit Pelisson, Huet und zuletzt mit Bossuet selbst. Auf der Universität Helmstedt und in der von dieser gebildeten Geistlichkeit des Landes lebten die milderen, einer Aussöhnung der Confessionen zugeneigten Religionsansichten des edlen Calixt noch fort, und sowol dessen Sohn, Ulrich Calixt, der seines Vaters Lehrstuhl einnahm, als der erste

handschriftlichen Nachlaß in der königlichen Bibliothek zu Hannover", herausgeg. von Onno Klopp (1873), 7. Bd.

Geistliche des Landes, Molanus, Abt von Lokkum, der vom Herzoge nebst Leibnitz speciell mit der Führung der Unterhandlungen auf protestantischer Seite betraut ward, kamen den Vorschlägen Spinola's so weit (ja fast weiter) entgegen, als nur immer ohne gänzliches Aufgeben der Grundsätze der Reformation geschehen konnte.

Von der andern Seite waren die Anerbietungen, welche der katholische Unterhändler im Namen seiner Kirche machte, in der That überraschend. Die Protestanten sollten weder von den Grundlagen ihres Glaubens, ihrer Gebräuche oder ihrer Verfassung, noch in Bezug auf das Recht ihrer Fürsten in Kirchensachen oder die persönliche Stellung ihrer Geistlichen etwas Wesentliches aufgeben. Der Gebrauch des Kelches sollte den Laien, das Eingehen von Ehebündnissen den Pfarrern vorbehalten bleiben. Das Anathema oder Verdammungsurtheil, welches das Tridentinische Concil über alle Nichtkatholische ausgesprochen, sollte aufgehoben sein, und ein neues allgemeines Concil, an welchem auch die Protestanten — nicht als Angeklagte, sondern als gleichberechtigt Mitstimmende — theilnehmen würden, sollte die künftige Lehre und Verfassung der wiedervereinigten Kirche feststellen. Die Oberherrlichkeit des Papstes könnten die Protestanten wol anerkennen, wenn nicht als höchste entscheidende Autorität, so doch im Interesse kirchlicher Ordnung, nach menschlicher, nicht nach göttlicher Einsetzung.

Protestantischerseits zeigte man sich bereit, diesen letzten Punkt — offenbar den wichtigsten für beide Theile — zuzugestehen, sogar dem Papste eine gewisse Gerichtsbarkeit einzuräumen.

Auf Grund solcher gegenseitiger Zugeständnisse kam denn 1683 ein förmlicher Unionsentwurf zu Stande. Die Aufnahme der Protestanten in die Gemeinschaft und den Organismus der katholischen Kirche sei vor allem zu bewirken, hieß es darin; die Vereinigung über die Unterschiede der Lehre könne späterer Verständigung vorbehalten bleiben. Bis dahin solle jeder von beiden Theilen das Dogma des andern dulden. Ein „Widerruf" solle von keiner Seite verlangt, doch sollten „Erklärungen" — in Betreff der Auffassung streitiger Punkte — gegeben werden. Ueber einen der wichtigsten von diesen, die Lehre der Transsubstantiation, oder das Meßopfer, hatte man sich nicht zu einigen vermocht; doch sollte auch dies der kirchlichen Gemeinschaft nicht hinderlich sein *).

*) Nähere Andeutungen über diese Verhandlungen — sowol über das, was man katholischerseits forderte und zugestand, als über das, was die protestantischen

Mit diesem Unionsentwurfe, welchem der Kaiser seine volle Genehmigung verlieh, begab sich Spinola nach Rom, um auch von der höchsten Autorität der katholischen Kirche die Vollmacht zur Vollendung des begonnenen Werkes auf solcher Grundlage zu erlangen. Auch dort ward das Geschehene mit Befriedigung aufgenommen. Der Papst, mehrere Cardinäle, der Jesuitengeneral erklärten sich damit einverstanden *). Bestimmte Zusicherungen in Bezug auf die von Spinola Namens der römischen Kirche den Protestanten in Aussicht gestellten Zugeständnisse gab man zwar nicht — angeblich, weil der Papst, eben damals im Streit mit der gallikanischen Kirche, nichts thun dürfe, was ihn im Lichte zu großer Nachgiebigkeit gegen die Protestanten erscheinen lassen könnte —; „indessen" — ward dem kaiserlichen Unterhändler eröffnet — „könne man den Protestanten wol Hoffnung auf Erlangung solcher Zugeständnisse machen". Außerdem soll derselbe geheime Instructionen erhalten haben, welche ihm gestatteten, den Gegnern zuzugestehen, daß ein Irrthum in Glaubenssachen noch nicht unbedingte Ketzerei sei, „so lange man in einer unüberwindlichen Unkunde darüber lebe, daß die Kirche das Gegentheil festgesetzt habe, und sobald man nur anerkenne, daß ein allgemeines Concil, als Organ der ganzen Kirche, nicht irren könne".

In Deutschland erregte das zu Hannover begonnene Unionswerk unter den Protestanten, besonders den protestantischen Fürsten, mancherlei Bedenken. Zumal in Berlin war man sehr zurückhaltend. Sogar der, selbst erst katholisch gewordene, Landgraf Friedrich von Hessen äußerte die Besorgniß: ob nicht die allzugroße Nachgiebigkeit des spanischen Wortführers der katholischen Kirche eine den Protestanten gestellte Falle sein möchte. Auch Leibnitz ward betroffen über den

---

Theologen Hannovers nachzugeben bereit waren — finden sich in einem Aufsatz von Leibnitz: „Des Méthodes de rénnion" („Werke", herausgeg. von O. Klopp, 7. Bd. S. 19—36). Auch daraus ersieht man, wie es den Katholiken vor allem darauf ankam, die Protestanten zur bedingungslosen Anerkennung der Autorität, sei es des Papstes oder eines ordentlich berufenen Concils, zu bewegen, und wie die hannoverischen Theologen auch dem nicht abgeneigt waren.

*) Dies berichtet Leibnitz auf Grund eigner Einsichtnahme in das betreffende zustimmende Schreiben des Jesuitengenerals, welches ihm Spinola vorgelegt (und welches hier mitgetheilt wird), in einem Briefe an die Herzogin Sophie vom 7. Juni 1688 („Werke", 7. Bd. S. 37).

schier allzu rasch zustandegekommenen Vergleich. Er hielt ein gründlicheres Verfahren der Ausgleichung für nothwendig und glaubte den Weg dazu in einer Auseinandersetzung der streitigen Punkte und einer solchen Erklärung derselben zu finden, welche beiden Theilen genugthäte. In dieser Absicht verfaßte er von seinem Standpunkte aus, jedoch (um nicht von vornherein auf Vorurtheile bei den Katholiken zu stoßen) unter der Maske eines katholischen Theologen, den Entwurf eines kirchlichen Lehrsystems, wie es, nach seiner Meinung, von den unbefangenern Anhängern der römischen wie der protestantischen Kirche wol angenommen werden könnte *).

Die Unterhandlungen selbst, längere Zeit hindurch unterbrochen durch den französisch-deutschen Krieg, der die Aufmerksamkeit des Kaisers und des Herzogs von Hannover davon ablenkte, wurden zwar 1688 von Spinola privatim gegen Leibnitz wieder angeregt, dann, auf des Kaisers besondern Betrieb, 1691 und später wieder 1698 nochmals aufgenommen, blieben aber schließlich doch resultatlos. Bossuet, mit welchem Leibnitz auf Wunsch der Herzogin Sophie deshalb ebenfalls anknüpfte, verhielt sich dazu eher ablehnend, als zustimmend, während die französischen Gesandten in Rom wie in Berlin direct gegen eine Vereinigung der deutschen Protestanten mit den Katholiken wirkten, — natürlich, weil eine solche die Spaltung des Reichs aufgehoben und die Macht des Kaisers gestärkt, somit die Pläne Ludwig's XIV. auf eine immer größere Schwächung Deutschlands gekreuzt haben würde **).

---

*) Dieser Entwurf (der damals nicht zur Oeffentlichkeit gelangte) wurde später unter L.'s hinterlassenen Papieren gefunden und unter dem Titel: Systema theologicum Leibnitii zuerst 1819 herausgegeben. Daß der darauf begründete Vorwurf: Leibnitz sei katholisch geworden, unbegründet gewesen, hat Guhrauer (a. a. O. 2. Bd. S. 28) nachgewiesen unter Bezugnahme auf eine von Cousin im Journal des Savans von 1844 (S. 604) veröffentlichte Correspondenz L.'s mit Malebranche. Man kann ebendaselb[illegible]ie „Remarques de L. sur les réflexions de Pélisson (aus dem Jahre 16[illegible]n („Werke", 7. Bd. S. 87 ff.), worin L. die Fundamentallehre des K[illegible], die von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche, bestreitet.

**) Ueber de[illegible]wischen Leibnitz und Bossuet siehe des Erstern Opp. [illegible]n Briefwechsel, den Leibnitz in dieser Sache geführt, [illegible]n 7. Bd. der [illegible]", sowie die dazu gehörigen [illegible]

Scheitern der Unionsversuche.

Auch von andern Seiten geriethen die Unionsbestrebungen allmälig ins Stocken. Politische Beweggründe hatten dieselben hervorgerufen; politische Beweggründe setzten ihnen ein Ziel. Der Wunsch, ganz Deutschland unter Einem Glauben wieder zu vereinigen und dadurch die kaiserliche Macht fester zu gründen, hatte den Kaiser zum Gönner der Union gemacht; der Wunsch, die spanische Krone seinem Hause zuzuwenden, mußte ihm jetzt rathen, davon abzustehen. Die deutschen Protestanten hatte er durch Nachgiebigkeit für die Einigung zu gewinnen gehofft und darum so bedeutende Zugeständnisse im Namen der katholischen Kirche gemacht; den strengkatholischen Spaniern gegenüber durfte er nicht wagen, den Verdacht zu großer Nachgiebigkeit nach dieser Seite hin auf sich zu laden, wenn er nicht deren Herzen von sich abwenden wollte.

Auf ganz ähnliche Weise aber ward auch der hannöversche Hof durch entgegengesetzte politische Pläne hin- und hergezogen. Das Streben nach der Kurwürde hatte Ernst August veranlaßt, sich dem Kaiser zu nähern und dessen Lieblingsplan zu unterstützen; die Aussicht auf den englischen Thron bewog seinen Nachfolger, Georg Ludwig, sich auf den strengprotestantischen Standpunkt zurückzuziehen, um nicht eine so glänzende Hoffnung zu verscherzen. Denn die englische Krone konnte nur einem Fürsten von makellosem protestantischen Bekenntniß zu Theil werden*).

So zerfiel das Unionswerk in Nichts, da die Machthaber sich davon

*) Leibnitz, der, so lange das Interesse seines herzoglichen Herrn ein Entgegenkommen gegen die Wünsche des Kaisers zu gebieten schien, so eifrig für eine Annäherung an die Katholiken gewesen war, schrieb nach der eröffneten Aussicht auf die englische Krone: „Unser ganzes Recht auf England ist in der Ausschließung der röm.-katholischen Religion begründet, daher müssen wir alles vermeiden, wodurch wir lau gegen die Römisch-Katholischen erscheinen würden". Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 238. Die Herzogin Sophie selbst, die noch in einem Briefe vom 27. Juni 1689 an Leibnitz den schwärmerischen Wunsch aussprach: „wie das Christenthum durch ein Weib in die Welt gekommen, so möchte sie wünschen, daß die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken durch sie zu Stande käme", bietet gleich darauf, da die englische Thronfolge in Aussicht steht, alles auf, um den König Wilhelm III. und seine Rathgeber davon zu überzeugen, wie sehr sie und ihre Söhne dem streng protestantischen Glauben ergeben, wie fern sie von jeder Annäherung an die katholische Kirche seien. (S. „Die Werke von Leibnitz", von O. Klopp, 7. Bd. S. 68, vergl. mit S. 74 ff.)

abwendeten. Die große Mehrzahl der protestantischen Theologen war von vornherein dagegen gewesen; in den weiteren Kreisen des Volks hatte man wol kaum viel davon erfahren, denn die eigentlichen Verhandlungen wurden geheim gehalten, weil man, und wol mit Recht, Mißdeutungen und Beargwöhnungen derselben fürchtete.

Auch die römische Kurie fühlte wenig Neigung, auf die Unionspläne zurückzukommen. Hatte sie vorher die Macht des deutschen Kaisers stärken wollen, um an ihm eine Stütze gegen Ludwig XIV. zu haben, so begann sie jetzt eben diese Macht mit Mißtrauen zu betrachten, da die Eröffnung der spanischen Erbfolge eine Vereinigung der spanischen und italienischen Besitzthümer des Hauses Habsburg mit den deutschen in Aussicht stellte. Auch eröffneten sich ihr neuerdings andre, bequemere Wege zur Ausbreitung ihrer Herrschaft in Deutschland. Die beiden ersten protestantischen Fürstenhäuser Deutschlands, Kursachsen, das Haupt der Lutheraner, Kurpfalz, das Haupt der Reformirten, waren zu ihr abgefallen, und wenn in Sachsen die Festigkeit der Stände, welche auf gewissenhafte Befolgung der von August dem Starken ihnen in Betreff der Landesreligion gegebenen Reversalien hielten, der Eifer der Theologen und der natürliche Argwohn einer strengprotestantischen Bevölkerung gegen den katholisch gewordenen Hof der römischen Propaganda einigermaßen Schranken setzten, so waren dagegen ihre Erfolge in der Pfalz um so größer, wo man sich nicht scheute, die von Ludwig XIV. während der Besetzung des Landes vollzogene Katholisirung eines großen Theils desselben und den von diesem Monarchen im Ryswicker Frieden ausbedungenen Fortbestand der Eroberungen seiner Kirche bestens zu acceptiren und zu einer immer weiter fortschreitenden Ausbreitung des Katholicismus zu benutzen*).

Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten durch die Katholiken.

Von dieser Zeit an tritt an die Stelle der vorübergehenden scheinbaren Versöhnlichkeit und Annäherung beider Religionstheile in Deutschland wiederum der ganze starre Fanatismus gegenseitiger Verfolgung

*) Man beschuldigte die katholischen Stände Deutschlands, insbesondere Oesterreich und den Kurfürsten von der Pfalz selbst, die betreffende Klausel des Friedens mit Ludwig XIV. abgeredet zu haben. (Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 805.) Nicht weniger als 1922 Ortschaften wurden als solche bezeichnet, in denen die katholische Religion, als vor dem Frieden daselbst eingeführt, im Besitz erhalten werden müsse. (Ebenda.)

und Bedrückung, vorzugsweise stark auf katholischer Seite, schon um deswillen, weil die Fälle, wo vereinzelte protestantische Bevölkerungen auf dem Gebiete katholischer Landesherren sich befanden, häufiger waren, als die entgegengesetzten. In der Pfalz, wo man seit dem Ryswicker Frieden planmäßig die protestantische Religion auszutilgen suchte, zwang man die Protestanten, die katholischen Feiertage mitzubegehen, vollzog an unmündigen Waisen und an Kindern aus gemischten Ehen gegen den Willen ihrer Angehörigen die Aufnahme in die katholische Kirche, ja scheute selbst vor gewaltsamen Bekehrungen Erwachsener — wahren Dragonaden nach dem Muster Ludwig's XIV. — nicht zurück. Vom Papste angestachelt, trotzte der Kurfürst allen Vorstellungen des Corpus Evangelicorum und der auswärtigen protestantischen Mächte, und erst die Repressalien, welche Brandenburg an den dortigen Katholiken nahm, bewogen ihn zu der Verkündigung einer „Religionsdeclaration", die aber immer von neuem gebrochen wurde *).

Aehnliche Bedrückungen und gewaltsame Bekehrungen wurden über die Protestanten im Erzstifte Salzburg verhängt, und diese mußten es noch als eine Wohlthat betrachten, daß ihnen — in Folge von Vorstellungen und Drohungen protestantischer Fürsten — endlich (1731) wenigstens die, vorher streng verbotene, Auswanderung aus dem Lande gestattet ward. Wol 32,000 zogen hinweg und fanden, nachdem sie noch auf dem Wege den Fanatismus katholischer Bevölkerungen und Obrigkeiten hatten erfahren müssen, ihrer Mehrzahl nach in Brandenburg eine neue Heimath.

In Würtemberg ging der Apostat Carl Alexander ernstlich damit um, seine Unterthanen mit Hülfe bischöflich-würzburgischer Truppen gewaltsam katholisch zu machen, und nur sein plötzlicher Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes; im Hohenlohischen fanden gleichfalls Bedrückungen der protestantischen Kirche durch die katholisch gewordene fürstliche Linie statt.

Von einer Annäherung der beiden großen Glaubensparteien an einander war auf langehin keine Rede mehr **).

Wir wenden uns zu der Betrachtung des Protestantismus und seiner inneren Entwicklung.

---

*) Häusser, a. a. O. 2. Bd. S. 825, 864 fl.

**) Planck, a. a. O. S. 340.

Die protestant. Kirche. Versuch einer abschließenden Feststellung derselben durch die Concordienformel. Zweck und Tendenz dieser Bekenntnißschrift.

Kaum fünf Jahre waren vergangen seit dem Schlusse des berühmten Conciliums von Trient, mittelst dessen die katholische Kirche sich von neuem constituirt und durch den Ausschluß aller widerspenstigen Elemente in ihrem Innern gleichsam gereinigt hatte, als auch in der protestantischen Kirche, die erst unlängst zum selbständigen Dasein und zur rechtlichen Anerkennung gelangt war, sich ein gleiches Streben der Abschließung in sich, der Feststellung ihres kirchlichen Lehrbegriffs für alle Zeiten, der Ausscheidung oder Unterdrückung abweichender Meinungen in ihrem Schooße kundthat. Das Concordienwerk, dessen erste Vorbereitungen in das Jahr 1569 fallen, das aber erst nach zehnjährigen, mehrmals unterbrochenen und immer wieder aufgenommenen Verhandlungen 1579 zu Stande kam*), sollte für die protestantische Kirche dasselbe werden, was für die katholische die Beschlüsse des Tridentinums geworden waren**).

Auch hier war es die strengere Ansicht, welche den Sieg über die mildere davontrug. Die letztere ward durch die Anhänger Melanchthon's vertreten; die erstere berief sich auf die Aussprüche und das Ansehen des Hauptes der deutschen Reformation, Luther. Der Gegensatz des deutschen Protestantismus zu dem schweizerischen, der Lehren Luther's zu den Lehren Zwingli's und Calvin's, kam dabei ebenfalls zur Sprache, denn es war keine der geringsten Ketzereien, die man den Melanchthonianern vorwarf, in wichtigen Stücken sich den Ansichten der Schweizer angenähert zu haben.

Den Mittelpunkt des Glaubenssystems, welches zum alleinherrschenden im ganzen protestantischen Deutschland zu erheben Zweck der Concordienformel war, bildete die Lehre von der Gewalt der Kirche als der alleinigen Mittlerin zwischen Gott und dem Menschen. Auf diesen Punkt hin zielen, direct oder indirect, fast alle Aussprüche der Concordienformel, sowol die, welche das orthodoxe Bekenntniß, als die, welche die Verurtheilung und Verdammung der abweichenden Meinungen enthalten.

Der Abendmahlsstreit — der hauptsächlichste Differenzpunkt

*) Historische Einleitung zur Concordienformel von J. G. Walch in dessen „Christlichem Concordienbuch“.

**) Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte“, S. 412.

zwischen den strengen Lutheranern und den Reformirten, welchen letzteren sich hierin auch die Melanchthonianer in der Hauptsache anschlossen — würde niemals mit der ungemessenen Heftigkeit geführt worden sein, die namentlich von lutherischer Seite dabei zu Tage trat, wenn er nicht in den Augen dieser Partei durch das Interesse an der Steigerung der Kirchengewalt eine so große Wichtigkeit erhalten hätte. Nach der Lehre der Concordienformel *), „daß im Abendmahle der wahrhaftige Leib und Blut Christi mit Brod und Wein ausgetheilt und mit dem Munde empfangen werde", fiel das ganze Gewicht der heiligen Handlung in die Person des Geistlichen, als Vollziehers des Actes der Austheilung, und der Antheil des Laien, der das Abendmahl empfing, beschränkte sich lediglich auf den Glauben an das Mysterium jener unmittelbaren Mittheilung des wahrhaftigen Leibes und Blutes Christi im Genusse des Brodes und Weines **). Der lutherische Geistliche, im Vollgefühle der Macht, welche ihm dadurch beigelegt ward, mochte wol, wenn auch nicht ganz dasselbe empfinden, was der katholische Priester, der sich rühmte, durch sein Wort in der Consecration die Hostie in den Leib Christi zu verwandeln ***), so doch etwas dem Aehnliches, wenn er daran dachte, daß seine Hand ganz allein es sei, welche durch die Darreichung von Brod und Wein dem Laien zur Vereinigung mit Christo und dadurch zur Seligkeit verhelfe. Der reformirte Geistliche nahm in dieser Hinsicht eine ungleich

*) VII. Status controversiae (erster Satz), vgl. ebenda Affirmatio 1. Negatio 1. 5. 6.

**) Ebenda Affirmat. 8. „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß nur einerlei unwürdige Gäste seynd, nämlich die nicht gläuben." 10. „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß alle Würdigkeit der Tischgäste dieser himmlischen Mahlzeit sei und stehe (bestehe) allein in dem Verdienst Christi, welches wir uns durch den wahrhaftigen Glauben zueignen und des (dessen) durch das Sacrament versichert werden, und gar nicht in unseren Tugenden, innerlichen und äußerlichen Bereitungen."

***) Der „Deutsche Zuschauer" führt aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrh. die blasphemische Aeußerung eines kathol. Priesters an: „er sei mehr als Gott, denn auf sein Wort steige Gott in die Hostie herab". — Die Ansicht, „als schaffe solche Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle einiges Menschenwerk und Sprechen des Dieners" — wird natürlich in der Concordienformel (a. a. O. Affirm. 3) verworfen. Daß jedoch das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle wesentlich nach der römisch-katholischen Kirchenlehre hinneige und einen Punkt der Annäherung an diese bilde, erkannte u. a. Leibnitz und gab sich darum so viel Mühe, dieses Dogma philosophisch zu rechtfertigen. Siehe oben und Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 76 und 78.

bescheidnere Stellung ein. Denn nach der Lehre Calvin's, welcher Melanchthon den Vorzug vor der mystischen Ansicht Luther's von der körperlichen Allgegenwart oder Ubiquität Christi gab *), war die Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo im Abendmahl eine blos geistige, durch das lebendige Denken und Glauben an ihn erzeugte und durch den Genuß von Brod und Wein nur gewissermaßen symbolisch vermittelte **).

Ein ähnlicher Trieb hierarchischer Macht über die Gemüther spricht aus der Fassung der beiden Abschnitte „von der Rechtfertigung“ und „von den guten Werken“. Im Interesse der Kirche lag es, den Glauben an das Verdienst Christi für das alleinige und für das ausreichende Mittel zur Seligkeit zu erklären und die Ansicht der Reformirten und Melanchthonianer ***), daß wahrhaft „gute Werke“, d. h. sittliche Handlungen und Gesinnungen des Menschen, zur Seligkeit nothwendig seien, entschieden zu verdammen †). Denn jener Glaube konnte sich, nach den Voraussetzungen desselben Bekenntnisses ††), mit voller Kraft und Wirksamkeit nur in dem Genuß der Sacramente oder kirchlichen Gnadenmittel bethätigen, während die sittlichen Handlungen und Gesinnungen etwas von der kirchlichen Gewalt Unabhängiges waren.

Selbst eine Inconsequenz scheuten die Verfasser der Concordienformel nicht, wo es galt, die Wirkungen der kirchlichen Gnadenmittel und also auch das Ansehen der Kirche möglichst weit auszudehnen †††). Sie hatten in der Lehre von der Erbsünde und vom freien Willen die mildere Ansicht Melanchthon's: daß bei der Bekehrung neben der göttlichen Gnade auch der eigene Wille des Menschen — wenigstens als „zustimmend“ (d. h. der heiligenden Kraft der Gnade sich aus freiem Entschlusse hingebend) — mitwirkend sei (den sog. Synergismus), als eine

*) Hase, „Kirchengeschichte“, S. 437.

**) Heidelberger Katechismus, „Vom heiligen Abendmahl“, Frage 75, 76, 78.

***) Heidelb. Katechismus, „Von der Buße und guten Werken“, Frage 87. Hase, a. a. O. S. 433.

†) Concordienformel III und IV, insbesondere III. Neg. 8, 9, 11. IV. Neg. 1.

††) Concordienformel VII Aff. 10, wo es heißt, daß wir der Aneignung des Verdienstes Christi im wahrhaftigen Glauben „versichert werden durch das Sacrament“.

†††) Eine „göttlich nothwendige Verstandesinconsequenz“ nennt es Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 412.

Ketzerei verworfen und verdammt *). Folgerechterweise hätten sie nun in der Lehre von der Gnadenwahl sich der Calvinischen Ansicht anschließen müssen, wonach Heiligung oder Verdammniß des Menschen lediglich von einem unbedingten Rathschlusse Gottes abhängt. Statt dessen erklärten sie: die Berufung Gottes (zur Heiligung und Seligkeit) ergehe an alle Menschen, und zwar durch die Predigt des Wortes und die Sacramente, und jeder, der dieser Berufung folge, d. h. der mit gläubigem Sinne die Predigt höre und die Sacramente gebrauche, werde dadurch, ganz besonders aber durch die Privatabsolution, mit Gott versöhnt und vor der ewigen Verdammniß gerettet. Sie nahmen also hier wieder an, daß ein freier Willensact des Menschen (die Sacramente zu benutzen, oder nicht) hinzutreten müsse, um ihn der Seligkeit oder der Verdammniß zuzuführen **).

Charakter des Lutherthums nach der Concordienformel und Stellung der andern Richtungen des Protestantismus zu demselben.

Man muß diesen Charakter, den das Lutherthum in der Concordienformel sich gab und den die strengen Anhänger desselben mit Hülfe eben jenes Bekenntnisses seitdem unerschütterlich zu behaupten strebten, fest im Auge behalten, um die eigenthümlichen Bewegungen und Erscheinungen innerhalb der deutschen protestantischen Kirche in der nächstfolgenden Zeit recht zu verstehen. Wenn man sieht, mit welcher Starrheit die Verfasser der Concordienformel alles und jedes nur auf die äußerliche Form des Gebrauchs der kirchlichen Gnadenmittel bezogen,

*) Concordienf. I und II, insbesondere I. Neg. 6, II. Neg. 2, 3, 4.

**) Concordienformel XI. Affirmat. 11. „Daß aber Viele berufen und Wenige auserwählt sind, hat nicht diese Meinung, als wolle Gott nicht Jedermann selig machen, sondern die Ursache ist, daß sie Gottes Wort entweder gar nicht hören, sondern muthwillig verachten, die Ohren und ihr Herz verstocken und also dem heiligen Geist den ordentlichen Weg verstellen, daß er sein Wort in ihnen nicht haben kann, oder, da sie es gehört haben, wiederum in Wind schlagen.“ 12. — „indem wir die ewige Wahl des Vaters suchen sollen, der in seinem ewigen Rath beschlossen, daß er außer denen, welche seinen Sohn Christus erkennen und wahrhaft an ihn glauben, Niemand wolle selig machen.“ Noch deutlicher ist die Nothwendigkeit einer Mitwirkung des Menschen zu seiner eignen Heiligung und Seligkeit — durch Benutzung der dargebotenen Gnadenmittel, d. h. der kirchlichen Gebräuche — ausgesprochen in der „Wiederholung und Erklärung etlicher Artikel der Augsb. Confession“, „als Anhang zur Concordienformel“ mitgetheilt in dem „Christl. Concordienbuch“ (herausgegeben von Walch), S. 726 und 727. Vgl. Al. Schweizer, „Die protest. Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche“, 1. Bd. S. 398, 483, 577 ff.

wie sie weder eine Wirkung des heiligen Geistes in der Seele des Menschen ohne die Dazwischenkunft der Kirche, noch viel weniger eine sittliche Erhebung dieses letztern von sich selbst aus zugaben, dann findet man es natürlich, daß alle die Elemente religiöser Empfindung, sittlicher Thatkraft und vernunftgemäßen Denkens, die sich durch eine so einseitige Richtung auf das blos kirchliche Moment hin beengt oder ausgeschlossen fühlten, gemeinsame Opposition dagegen machen und unter sich Bündnisse eingehen mußten, die auf den ersten Blick etwas Auffälliges haben. Es würde schwer sein, zu begreifen, wie die Vertheidiger der „guten Werke", die Melanchthonianer und in späterer Zeit ein Calixt und ein Spener, sich den Reformirten, den Vertheidigern der „unbedingten Gnadenwahl" *), hätten wahlverwandt fühlen, oder wie der Aufklärer Chr. Thomasius mit den Pietisten hätte gemeinschaftliche Sache machen können, wenn nicht der gleiche Widerwille dieser aller gegen die Lehre von der kirchlichen Allgewalt, wie sie die Concordienformel ausgebildet hatte, gegen die Erstarrung des Protestantismus in äußerem Formenwesen und hierarchischer Despotie, wie sie in der lutherischen Kirche zu Tage trat, einen Einigungspunkt auch für die scheinbar ungleichartigsten, ja einander widersprechendsten Richtungen abgegeben hätte.

*) Inwieweit in den reformirten Kirchen Deutschlands die Prädestinationslehre Calvin's in ihrer ganzen Strenge zur Geltung gekommen sei, ist eine von den Kirchengeschichtslehrern zur Zeit noch nicht völlig zweifellos gelöste Frage, welche entscheiden zu wollen, ich daher am wenigsten mir anmaße. Guericke (a. a. O. S. 560) und Hase (a. a. O. S. 442) erklären die reformirten Kirchen, die in vielen deutschen Staaten in Folge der durch die Concordienformel hervorgebrachten Spaltung und auf der Grundlage vorherrschender Melanchthonianischer Ansichten entstanden (s. unten), für verschieden von den schweizerischen, namentlich im Punkte der Gnadenwahl, obschon sie zugeben, daß mit der Zeit hier und da sich strengere Ansichten in dieser Beziehung eingeschlichen hätten. Der Heidelberger Katechismus, der schon vor der Concordienformel erschien (1563 zuerst veröffentlicht), enthält von der Calvinischen absoluten Prädestination kein Wort. Dagegen behauptet Al. Schweizer („Protest. Centraldogmen", 1. Bd. S. 471 ff.), daß wenigstens die pfälzer Kirche und ebenso die hessische sich jenen strengeren Ansichten, wie sie namentlich auf der Dortrechter Synode von Neuem festgestellt wurden, angeschlossen hätten. Gewiß ist, daß bei den Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten in Deutschland, wie sie von jetzt an sich entwickelten, nicht die Prädestinationslehre, sondern die Abendmahlslehre den wesentlichsten Streitpunkt bildete.

Umsichgreifen der reformirten Kirche in Deutschland u. dadurch entstehende Spaltung unter den Protestanten.

Die nächste Folge des Sieges, welchen die strengere Richtung über die gemäßigte bei Aufstellung der Concordienformel davongetragen hatte und welchen sie dadurch zu vollenden gedachte, daß sie die Einführung dieses Bekenntnisses, als einer bindenden Lehr- und Glaubensnorm, in allen protestantischen deutschen Ländern mit Hülfe der dafür gewonnenen weltlichen Gewalten zu erzwingen suchte, war die förmliche Ausscheidung der unterdrückten Partei und die Spaltung der protestantischen Kirche Deutschlands in zwei scharf von einander getrennte Heerlager*). Da freilich, wo die Anhänger der Concordienformel das Kirchenregiment und den Landesherrn für sich hatten, mußten ihre Gegner sich der Gewalt fügen, so in Kursachsen, wo durch den Sturz und die Hinrichtung des Kanzlers Crell, des weltlichen Hauptes der Melanchthonianer, und durch die Einführung der „Visitationsartikel“ (einer Bekräftigung und weiteren Ausführung der Concordienformel) die strengen Lutheraner einen entschiedenen und mit allem Fanatismus einer religiösen Partei ausgebeuteten Triumph feierten. Wo dagegen die Landesherren selbst sich der andern Seite zuneigten, da machten sie, kraft des ihnen zuerkannten oberbischöflichen Rechts, ihre Glaubensrichtung zur herrschenden, wenn sie auch in der Regel die andere daneben bestehen und mehr oder weniger frei gewähren ließen. Weil nun die Melanchthonsche Richtung in vielen und wesentlichen Stücken mit den Ansichten der schweizerischen Reformatoren übereinstimmte, so zog man vor, statt eine dritte protestantische Kirche zu bilden, sich dieser schon bestehenden und in einzelnen Abzweigungen auch nach Deutschland herüberverpflanzten anzuschließen oder mindestens dem Namen nach sich ihr verwandt zu bekennen.

Vor dem Entstehen der Concordienformel hatte das reformirte Bekenntniß nur in wenigen und meist (Kurpfalz ausgenommen, wohin es schon früher gekommen war) nur in kleineren deutschen Gebieten

---

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: Hase, „Kirchengeschichte“, S. 433 fl., Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte“, S. 390 fl., Hagenbach, „Der evangelische Protestantismus“, 1. Th. S. 254 fl., Planck, „Geschichte der protestantischen Theologie“, Walch, „Einleitung in die Religionsstreitigkeiten“, 1. Bd., Hering, „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche“, 2. Bd., Hoßbach, „Spener und seine Zeit“, 1. Bd., K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen“, 8. Bd.

Eingang gefunden. Etwa ein Menschenalter nach Verkündigung dieser neuen Glaubensnorm dagegen war dasselbe in mehr als dem vierten Theil des protestantischen Deutschlands zur Herrschaft gelangt, und zwar in noch einem Staate ersten Ranges, Kurbrandenburg, außerdem in Hessen-Kassel, Anhalt, Nassau und der freien Reichsstadt Bremen.

Die politischen Folgen dieser Spaltung unter den Protestanten wurden zwar im westphälischen Frieden insoweit beseitigt, als den Reformirten der Mitgenuß aller den Protestanten überhaupt zugestandenen Rechte eingeräumt und zur gemeinschaftlichen Vertretung dieser Rechte aus beiden Religionstheilen das Corpus Evangelicorum gebildet ward; dagegen dauerte auf theologischem Gebiete und in den Bevölkerungen oder wenigstens in der Geistlichkeit auf beiden Seiten der Kampf zwischen Lutheranern und Anhängern des reformirten Bekenntnisses mit unverminderter Heftigkeit fort, ja er schien, je länger er währte, an Schärfe und Unversöhnlichkeit nur immer mehr zuzunehmen. Und wir müssen, der Wahrheit getreu, hinzufügen, daß die Schuld davon zum größeren Theile auf lutherischer Seite war*). Von den Reformirten gingen mehrfache wohlgemeinte und aufrichtige Vorschläge zur Verständigung aus, aber sie wurden von der andern Seite fast immer entweder mit stillschweigender Verachtung oder mit offenem Hohne zurückgewiesen.

Versuche zur Vereinigung beider protestantischen Religionstheile und deren Scheitern.

Ein reformirter Theolog zu Heidelberg, Paräus, glaubte durch Ermahnungen zur Aussöhnung der beiden getrennten protestantischen Religionsparteien die erste Säcularfeier der Reformation am würdigsten vorzubereiten**), allein er mußte seine gute Absicht in den Gegenschriften lutherischer Theologen, des Tübinger Siegwart und des Wittenberger Hutter, als „eine der lutherischen Kirche gestellte Falle", als „Teufelswerk", als „giftige Verführung der Hölle" verdächtigt sehen***).

*) Zur Rechtfertigung dieses Urtheils berufe ich mich, nächst den unten folgenden Thatsachen, auf: Hase, „Kirchengeschichte", S. 527, wo, als Beweis lutherischer Unduldsamkeit, u. a. (nach Tholuck: „Geist der luth. Theologie", S. 115, 169, 211) angeführt wird, daß luther. Theologen die Hoffnung: auch Calvinisten könnten selig werden, für eine „teuflische Eingebung" erklärten, desgl. auf Henke: „Calixt", 1. Bd. S. 223, 2. Bd. S. 32.

**) Seine Schrift führte den Titel: Irenicum seu de unione et synodo Evangelicorum conciliandа liber votivus, 1614.

***) Die Unstatthaftigkeit einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten

Mitten im dreißigjährigen Kriege, als die gemeinsame Noth die größte Einigkeit aller Protestanten zu gebieten schien, war es nicht möglich, den tiefgewurzelten Glaubenshaß der Theologen, besonders der lutherischen, zum Schweigen zu bringen. Zwar leitete der kursächsische Hofprediger, Hoë von Hohenegg, das von dem Kurfürsten von Sachsen im Einverständniß mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen zu Leipzig veranstaltete Religionsgespräch mit dem salbungsvollen Gebete ein: „Der Gott des Friedens gebe Gnade, daß wir Alle in ihm Eins werden!" Allein die Erreichung dieses löblichen Ziels scheiterte an seiner und seiner Collegen Hartnäckigkeit trotz des versöhnlichen Entgegenkommens der reformirten Theologen. Drei Jahre darauf, als der Kurfürst, zum Theil auf Hoë's Betrieb, von dem mit den reformirten Ständen geschlossenen Bündniß sich wieder loszumachen suchte, um mit dem Kaiser Frieden zu schließen, schrieb derselbe würdige Theolog die folgenden christlichen Worte: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und Gewissen und nichts Anderes, als, dem Urheber der calvinistischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten" *). Bei dem Religionsgespräche zu Thorn (1645), dessen Zweck die Vereinigung aller drei christlichen Religionsgenossenschaften sein sollte, waren es wiederum die lutherischen Theologen, welche den Katholiken das ärgerliche Schauspiel der gehässigsten Feindschaft mitten in der protestantischen Kirche selbst gaben **).

Ein versöhnlicherer Geist waltete über dem Religionsgespräche, welches der Landgraf von Hessen 1661 zu Kassel veranstaltete. Die lutherischen Theologen von Rinteln und die reformirten von Marburg boten sich gegenseitig die Hand zu einer Einigung, welche zwar die Gegensätze im Punkte der Lehre nicht beseitigte, aber doch dem äußeren Streite und dem gegenseitigen Hasse der beiden Confessionen ein Ende zu machen verhieß. Man kam in der Ansicht überein, daß die streitigen Lehren, selbst die über Gnadenwahl und Gegenwart Christi im Abendmahle, nicht den eigentlichen Glaubensgrund des Christenthums berührten, noch dasjenige enthielten, „was zur Seligkeit nöthig sei", und man gelobte sich, keine Verketzerung wegen solcher und ähnlicher Punkte

---

wollte Siegwart u. a. aus der Stelle des Alten Testaments erweisen, worin den Israeliten verboten wird, Ochs und Esel vor Einen Pflug zu spannen.

*) Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 419.

**) S. oben S. 272, Note *).

eintreten zu lassen, überhaupt alles Streiten und Schelten wegen abweichender Glaubensansichten von den Kanzeln fernzuhalten *).

Aber diese Nachgiebigkeit der Rintelnschen Theologen ward, ebenso wie die versöhnliche Gesinnung, welche Calixt in Thorn kundgegeben und welche auch seine Schriften athmeten, von dem strengeren Theile der Lutheraner mit wenig günstigen Augen angesehen. Man schalt den Einen wie die Andern „Kryptocalvinisten" (heimliche Calvinisten), ihr Unternehmen, die beiden streitenden Parteien auszusöhnen, „Synkretismus", d. h. unnatürliche Vermischung des nicht Zusammengehörigen **). Einem Schüler Calixt's, dem Prediger Behm zu Königsberg, ward von seinen zelotischen Collegen, die ihn des Synkretismus anklagten, nach maßlosen Verfolgungen im Leben auch noch nach dem Tode das ehrliche Begräbniß versagt. Immer höher steigerte sich der fanatische Glaubenshaß und Verdammungseifer der lutherischen Theologen, an deren Spitze ein Strauch, ein Calov, ein Hülsemann und Andere standen. „Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht!" predigte einer dieser Eiferer (1657) in der Kirche zum grauen Kloster in Berlin ***). Ja man scheute sich nicht, schon in die Herzen der Jugend den gleichen Haß gegen die reformirten Glaubensverwandten zu pflanzen und vor ihren Augen das zu verspotten, was jenen heilig war: die lutherischen Lehrer des grauen Klosters ließen durch ihre Schuljugend im Jahr 1662 die Einsetzung des heiligen Abendmahles nach reformirtem Ritus (das Brechen wirklichen Brodes) in Form eines Schauspiels darstellen †).

Von reformirter Seite gaben dagegen die beiden mächtigsten Landesherren dieses Bekenntnisses, Carl Ludwig von der Pfalz und Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, das schöne Vorbild religiöser Duldsamkeit. Carl Ludwig gewährte den Lutheranern seines Landes freie öffentliche Religionsübung in eignen Kirchen, den Gemeinden das Recht des Vorschlags ihrer Geistlichen, der lutherischen Kirche im Ganzen die Selbstverwaltung ihrer inneren Angelegenheiten ††). Erst unter seinem Nachfolger Carl erfuhr dieselbe viel-

*) Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 133.

**) Unter den vielen in diesem Sinne erschienenen Schriften führt eine den Titel: „Entdeckung des synkretistischen Abgottes und Greuels der Rintelnschen Theologen".

***) L. v. Orlich, „Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst", S. 266.

†) Ebenda.

††) Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 699.

fache Beschränkungen. Der Große Kurfürst aber ließ nicht allein die Lutheraner in seinem Lande ungekränkt, sondern sah ihnen auch lange nach, daß sie seine Glaubensgenossen, die Reformirten, ja ihn selbst wegen seiner Religion auf das Heftigste angriffen*). Erst, als alle Mahnungen zur Mäßigung vergeblich geblieben und auch ein vom Kurfürsten veranstaltetes Religionsgespräch zu Berlin an der Hartnäckigkeit der lutherischen Theologen gescheitert war**), erließ derselbe ein Edict, worin beiden Theilen eingeschärft ward, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theile keine ungereimten und gottlosen Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Consequenzmacherei aus seinen Dogmen abgeleitet würden" ***). Den Predigern ward befohlen, sich zur Befolgung dieses Edictes durch einen eidlichen Revers zu verpflichten. Ueber 200 Geistliche leisteten den Revers; einzelne jedoch erklärten, daß ihr Gewissen ihnen dies nicht gestatte. Unter den letzteren befand sich der fromme Liederdichter Paul Gerhard. Der Kurfürst, um diese Gewissensbedenken zu beschwichtigen und die Nothwendigkeit seines Verfahrens zu rechtfertigen, erklärte öffentlich: es solle den Predigern und Lehrern keineswegs verwehrt sein, „ihre Meinungen, so gut sie könnten, zu behaupten und, was sie für irrig hielten, zu verneinen", sie sollten nur nicht „die Dissentirenden mit anzüglichen Reden verlästern, ihre Lehre verkehren, aus derselben abscheuliche Dinge folgern und, obschon jene dawider protestirten, dennoch bei dem gemeinen Manne es so vorbringen, als wenn es des Gegentheils eigentliche und erkannte Lehre wäre" †). Nichtsdestoweniger blieb Paul Gerhard bei seiner Weigerung und ließ die angedrohte Entlassung über sich ergehen. Die Bürgerschaft, die Gewerke, der Magistrat Berlins, zuletzt sogar die Stände der Mark verwandten sich für den von allen Klassen wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit hochverehrten Mann, und der Kurfürst ward dadurch wirklich bewogen, ihn wieder einzusetzen, ohne auf Leistung des Reverses zu bestehen. Aber Paul Gerhard fühlte sich dennoch in seinem Gewissen bedrückt und verzichtete freiwillig auf sein Amt ††).

*) Orlich, a. a. O. S. 263.

**) Hering, a. a. O. S. 162, Orlich, a. a. O. S. 268.

***) Orlich, ebenda.

†) Orlich, a. a. O. S. 270.

††) Diese ganze Angelegenheit wird von den Geschichtschreibern jener Zeit, je

Versuche zur Vereinigung der Lutheraner und Reformirten wurden seit dem gescheiterten Berliner Religionsgespräche fast ein Menschenalter lang von keiner Seite mehr unternommen. Auch die edlen Bemühungen des frommen Duräus, eines Geistlichen der schottischen Kirche, der beinahe ein halbes Jahrhundert lang alle protestantischen Länder bereiste, um eine Versöhnung der kirchlichen Parteien auf der Grundlage der wesentlichen, zum Seelenheil unentbehrlichen Glaubenssätze des Christenthums zu Stande zu bringen, blieben erfolglos *).

Neue Versuche einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten, und deren abermaliges Scheitern.

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts ward die Angelegenheit der Union zwischen Lutheranern und Reformirten von neuem aufgenommen, diesmal zunächst im Interesse der Politik. Leibnitz war es, der auch dazu den ersten Anstoß gab. Nach dem Ryswicker Frieden, der den Katholiken in Deutschland so große Vortheile brachte **), hielt er den Zeitpunkt für gekommen, die beiden getrennten protestantischen Parteien zum gemeinsamen Widerstande gegen die übermächtige römische Kirche zu vereinigen. Der Uebertritt des Kurfürsten von Sachsen zum Katholicismus (1697) enthielt eine weitere Aufforderung zur Verfolgung dieses Planes, dessen

nach ihrem Standpunkt, verschieden dargestellt. K. A. Menzel (a. a. O. 8. Bd. S. 419) beschuldigt den P. Gerhard einer fanatischen Verketzerungssucht gegen die Reformirten, indem er ihm sogar die Worte in den Mund legt: „Er räume zwar ein, daß unter den Reformirten Christen seien; daß aber die Reformirten als solche Christen und also seine Mitbrüder seien, könne er nicht einräumen". Andrerseits stellen strenglutherische Kirchengeschichtschreiber, z. B. Guericke (a. a. O. 3. Bd. S. 369), das Verfahren des Kurfürsten als wirklich bedrückend für die Gewissen der lutherischen Geistlichen dar. Nach Guericke hätte der oben erwähnte Revers die Verpflichtung enthalten, „sich mit den Reformirten christlich zu vertragen, die reformirten Lehren gutzuheißen, sich nicht mehr auf die Concordienformel zu berufen" u. s. w. Der von Orlich mitgetheilte Text des kurfürstl. Edicts von 1664 und der „Erklärung" von 1665 enthält davon nichts, vielmehr besagt letztere ausdrücklich, daß den Lutheranern die Widerlegung der reformirten Lehren unbenommen bleiben und nur das Schimpfen auf die Reformirten mit Namensnennung (der sogenannte elenchus nominalis) und die eigenmächtige Deutung ihrer Lehren verboten sein solle. Hagenbach, a. a. O., sucht sowol den Kurfürsten als Gerhard zu entschuldigen. Daß Gerhard selbst niemals auf die Religion der Reformirten gescholten habe, bezeugte ihm ausdrücklich der Magistrat in seiner Vorstellung (Orlich, a. a. O. S. 271).

*) Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 604, Hase, a. a. O. S. 527, Henke, „Calixt", 2. Bd. S. 106 ff.

**) S. oben S. 283.

Durchführung bei eifrigem Zusammenwirken der beiden unter sich verwandten und befreundeten Höfe von Brandenburg und Braunschweig (welche nunmehr die ersten unter den evangelischen Ständen waren) nicht unmöglich schien. Als nächstes Ziel betrachtete Leibnitz eine solche Eintracht der beiden Parteien im bürgerlichen Leben, wie sie für ein kräftiges Zusammenhalten derselben gegen die drohende Machtvermehrung der römischen Kirche nothwendig sei. Ein weiterer Schritt zur Annäherung sollte dann darin bestehen, daß man aufhöre, sich gegenseitig zu verdammen. Eine vollständige Einheit im Glauben hielt er für schwierig, wenn nicht für unmöglich, aber auch nicht für schlechterdings nothwendig zur Erreichung der wünschenswerthen äußern Einigkeit der beiden protestantischen Religionstheile. Leibnitz hatte dabei, wie bei allen seinen Plänen, zugleich weitere Gesichtspunkte im Auge: es galt ihm eine engere Einigung aller protestantischen Staaten (Englands, Hollands, Schwedens und der deutschen protestantischen Länder) gegen Ludwig XIV.*).

Der Vorschlag Leibnitzens, vom Hofe zu Hannover gebilligt, fand auch in Berlin Beifall; nur wollte man sich dort nicht mit einer blos äußerlichen Verbindung oder einer gegenseitigen Duldung begnügen, sondern erstrebte eine wirkliche Aufhebung der „unseligen Trennung" zwischen Lutheranern und Reformirten, eine Gemeinschaft beider in dem Genusse des Abendmahles und im Gottesdienste ohne Gewissenskränkung des einen oder andern Theiles, und eine Verschmelzung der trennenden Namen selbst zu der einigenden Bezeichnung: Evangelische. Derselben Meinung war Molanus, der, nebst einigen Helmstedter Theologen, bei den darüber eröffneten Verhandlungen zugezogen ward. Ein in diesem Sinne von dem Hofprediger des Kurfürsten, Jablonski, abgefaßter Unionsentwurf, ausgehend von dem Satze, „daß in den wichtigsten und nöthigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion zwischen beiden Kirchen kein Unterschied und keine Ursache, sich zu trennen, sei", fand die

*) S. Onno Klopp in der Einleitung zum 8. Bd. der „Werke von Leibnitz", S. XVIII. Zur selben Zeit stellte L. in seiner Correspondenz mit Bossuet Sätze auf, „welche den Lehren der römisch-katholischen Kirche näher traten, als irgend eine andere Erklärung von protestantischer Seite". L. habe, meint Klopp, die Ansicht gehabt, der Ritus der englischen Hochkirche könne ebensowol als Einigungspunkt für die verschiedenen protestantischen Kirchen, wie als Annäherungspunkt zwischen diesen und der römischen Kirche dienen.

Billigung der Helmstedter. Gegen eine bloße gegenseitige Duldung bei fortbestehender Trennung im eigentlichen Glaubenspunkte erklärte sich Molanus entschieden, und Leibnitz gab darin nach*). Auch dachten sich beide die Union nicht auf ein oder einige Länder beschränkt, sondern auf die ganze evangelische Kirche ausgedehnt**). Eine persönliche Besprechung beider mit Jablonski (1698) schien die Angelegenheit dem Ziele der in Berlin gewünschten Einigung ganz nahe gebracht zu haben; dennoch wurden die Verhandlungen nur lau betrieben (wie es scheint, in Folge einer zwischen den beiden Höfen eingetretenen Erkaltung), und geriethen zuletzt durch politische Vorgänge, welche das Interesse davon ablenkten, gänzlich ins Stocken***). Einige Jahre später wurden sie von Berlin aus wieder aufgenommen. Die Krönung Friedrich's III. als König von Preußen, bei welcher zwei Bischöfe nach dem Muster der englischen die geistlichen Weihen vollzogen, regte die Idee einer Einführung der englischen Kirchenverfassung in dem neuen Königreiche an. In dem Geiste des Königs mochte sich damit der Gedanke einer Stärkung der weltlichen Macht durch eine starke, hierarchisch gegliederte und doch in dem Oberhaupte des Staats ihr eignes Oberhaupt anerkennende Kirchengewalt verbinden, und Leibnitz nährte diesen Gedanken durch eine Schrift, worin er das englische Sprüchwort: no bishop, no king, ausführte†). Der Plan kam niemals über die bloßen Velleitäten hinaus, aber er führte mittelbar, durch den Wunsch, auch auf deutschem Boden eine einige und allgemeine evangelische Kirche herzustellen, zur Wiederaufnahme der Unionsbestrebungen. Ein besonderes Unionscollegium (collegium irenicum) ward niedergesetzt, aus drei refor-

*) Aus diesem Stadium der Verhandlungen (1698) stammt, wie man annimmt, das in Leibnitzens Opp. Omn. (tom. 1 p. 735) abgedruckte Jugement impartial sur l'utilité que les Luthériens peuvent espérer de leur union avec les Réformés, nach Guhrauer („Leibnitz", 2. Bd. S. 175) nur ein Bruchstück der von Leibnitz und Molanus an Jablonski gesandten Gegenschrift auf seinen Entwurf, welche den Titel führte: Via ad pacem. Ob das, nach Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 235 neuerlich in Dresden aufgefundene und in Stip, „Hymnolog. Reisebriefe", 1. Th. (1851) S. 69, abgedruckte „Unparteiische Urtheil" von Leibnitz und Molanus damit identisch sei, vermag ich nicht zu sagen.

**) Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 322. S. die vorige Seite!

***) Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 164—180, 231—244, K. A. Menzel, a. a. O. 9. Bd. S. 540 ff.

†) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 240.

mirten und zwei lutherischen Theologen bestehend. Spener, welcher Mitglied desselben werden sollte, lehnte ab, theils, weil er an dem Erfolge zweifelte, theils, weil er, ohnehin mancher Abweichungen von der herrschenden lutherischen Kirchenlehre beschuldigt, dem Verdachte gegen seine Rechtgläubigkeit durch eine Mitwirkung zur Einigung mit den Reformirten nicht noch mehr Nahrung geben wollte. Der unbesonnene Eifer eines der Mitglieder des Collegiums, Winkler, brachte die Sache abermals ins Stocken. Sei es, weil er sich von den langsam vorschreitenden Verhandlungen keinen Erfolg versprach, sei es, um sich beim Könige beliebt zu machen, zudem, obschon Lutheraner, durch seine freiere Auffassung gewisser Glaubenslehren einer vermittelnden Ansicht zugeneigt, überreichte derselbe auf eigne Hand und insgeheim dem Könige eine Denkschrift, worin er ihm den Rath ertheilte: er möge kraft seines landesherrlichen Rechts die Union durch einen Machtspruch einführen, diejenigen gottesdienstlichen Gebräuche der Lutheraner, welche diese von den Reformirten schieden, aufheben, gegen störrische Pfarrer aber die volle Strenge des ihm zustehenden Oberaufsichtsrechts walten lassen. Als Einigungspunkt der Lehre empfahl er den Glauben an das seligmachende Verdienst Christi, verbunden mit einem gottseligen Leben.

Diese Denkschrift, durch einen Bruch des Geheimnisses gegen den Willen des Königs veröffentlicht *), erregte einen furchtbaren Sturm unter den Lutheranern. Die evangelischen Stände des Herzogthums Magdeburg fragten bei der theologischen Facultät zu Helmstedt an, wie sie sich als christliche Unterthanen zu verhalten hätten, wenn ihnen von den in jener Schrift empfohlenen Dingen Etwas zugemuthet werden sollte. Leibnitz selbst erklärte sich gegen die Vorschläge der Denkschrift, und nicht blos der Hauptverfechter des strengen Lutherthums in Sachsen, Val. E. Löscher, sondern auch der Schwiegersohn und Gesinnungsverwandte des milden Spener, Rechenberg in Leipzig, erhob ernstliche Einsprache gegen die Herstellung einer Union auf solchen Grundlagen und mit solchen Mitteln **).

In der Zwischenzeit war auch der Eifer der politischen Gönner jener Unionsverhandlungen wieder erkaltet. Der neue Kurfürst von Hanno-

*) Unter dem Titel: Arcanum regium, 1707.

**) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 234, Engelhardt, „V. E. Löscher nach seinem Leben und Wirken", S. 101.

ver, Georg Ludwig, fand sich durch die seiner Tochter bei ihrer Vermählung mit dem preußischen Kronprinzen eingeräumte Freiheit des lutherischen Gottesdienstes befriedigt und wies Leibnitz an, sich der weiteren Theilnahme an den Unionsverhandlungen zu enthalten. Anton Ulrich von Braunschweig, der sich gleichfalls eine Zeit lang eifrig für die Union bemüht hatte (während er früher die Union mit den Katholiken betrieben*)), ward durch den von ihm veranlaßten Uebertritt seiner Enkelin zum Katholicismus in eine schiefe Stellung zu seiner eigenen Kirche versetzt und sagte sich wenige Jahre später ebenfalls von derselben los. Das Unionswerk war abermals gescheitert.

Indessen gewannen doch — dank der wachsenden Aufklärung! — die Grundsätze gegenseitiger Duldung in den Kreisen der gebildeten Laien mehr und mehr Ausbreitung, und selbst unter den Geistlichen beider Confessionen hatten einzelne den Muth, trotz des Eiferns ihrer zelotischeren Collegen die gleichen Ansichten nicht nur zu bekennen, sondern auch danach zu handeln. In demselben Königsberg, wo ein halbes Jahrhundert früher Behm wegen seiner versöhnlichen Gesinnungen gegen die Reformirten von seinen lutherischen Amtsbrüdern durch maßlose Verfolgungen zu Tode gequält und dann eines christlichen Begräbnisses unwürdig erklärt worden war, vereinigten sich 1707 lutherische und reformirte Geistliche zur gemeinsamen Austheilung des Abendmahles, indem sie abwechselnd gebrochenes Brod und Hostie reichten und die Einsetzungsworte bald nach lutherischem, bald nach schweizerischem Ritus sprachen**). Anton Ulrich von Braunschweig gewährte den Reformirten in seinem Lande 1708 volle bürgerliche und kirchliche Freiheit***). Dagegen blieb dort, wo strenglutherische Prediger das Verfahren der weltlichen Gewalten bestimmten — namentlich in den Freien Städten — die Unduldsamkeit und Härte gegen die Reformirten unverändert, so namentlich in Hamburg und in Frankfurt a. M.†).

Die Wiederkehr des Reformationsjubiläums im Jahr 1717 rief abermals, wie ein Jahrhundert früher, in den milder Denkenden auf beiden Seiten Wünsche nach Ausgleichung des die protestantische Kirche

*) O. Klopp in der Einleitung zum 7. Bande der „Werke von Leibnitz", S. LXXIV.

**) Hering, „Unionsversuche", 2. Bd. S. 340 fl.

***) Ebenda.

†) Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 381, Keyßler, „Reisen", S. 1314.

spaltenden Gegensatzes hervor. Und diesmal waren es zwei lutherische Theologen, welche die erste Hand zur Versöhnung boten. Der Tübinger Kanzler C. M. Pfaff erklärte in einer Schrift, daß zwar eine völlige „Einerleiheit des Bekenntnisses" unmöglich, daß aber auch schon eine „Einheit im Glaubensgrunde", d. h. in den wesentlichen Wahrheiten der Religion, zu einer Union der beiden protestantischen Kirchen genügend sei. „Die Apostel", sagte er, „würden, wenn sie jetzt wiederkämen, eine große Unwissenheit in den Dingen verrathen, über welche die heutigen Theologen am meisten streiten." Sein College Klemm trat ihm bei, indem er sagte: man müsse die „Kircheneinigkeit" von der „Kathedereinigkeit" unterscheiden; die Theologen auf ihren Lehrstühlen möchten sich immerhin bekämpfen, nur solle man keine theologischen Streitfragen auf den Kanzeln dulden und die Reformirten als Glaubensbrüder anerkennen *). Noch andere lutherische Stimmen ließen sich in ähnlichem Sinne vernehmen **). Von reformirter Seite zeigte man sich zu der gleichen Versöhnlichkeit bereit ***).

Aber jetzt brachen die Gegner der Toleranz, die Eiferer für das unverbrüchliche Festhalten an dem strengen Buchstaben der Unterscheidungslehren, an ihrer Spitze Neumeister in Hamburg und Cyprian in Gotha, gegen diese neuen Unionsbestrebungen mit einer Heftigkeit los, welche die Schmähungen und Verwünschungen, womit ein Jahrhundert früher einem Paräus und einem Calixt um der gleichen Ursache willen begegnet worden war, beinahe noch überbot. Sie donnerten gegen die Union bald als gegen das frevelhafte Beginnen, „Christus mit Belial zu vereinigen", bald als gegen eine „Versuchung Luther's durch Beelzebub", und was sonst noch für Schimpfnamen der leidenschaftlichste Glaubenshaß nur auszudenken vermochte. So heftig war der Kampf, den diese Fanatiker des Confessionalismus abermals erregten, daß allein

*) Pfaff, „Friedliche Anrede an die Protestanten", 1720, „Näherer Entwurf von der Vereinigung der protestantischen Kirchen", 1721, ferner: Alloquium irenicum u. s. w., Klemm, „Die nöthige Glaubenseinigkeit der protestantischen Kirchen". (Vgl. Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 342, Hoßbach, „Spener", 2. Bd. S. 380, Hagenbach, a. a. O. 3. Thl. S. 109.)

**) Z. B.: „Unmaßgebliche Gedanken, wie die Trennung in der christlichen Kirche aufgehoben werden könne", 1720.

***) Hagenbach, a. a. O. 3. Th. S. 111.

die Titel der damals gewechselten Streitschriften für und wider die Union bereits im Jahre 1723 $3^1/_2$ Bogen füllten *).

Auch auf dem Reichstage, im Schooße des Corpus Evangelicorum, kam die Unionssache zur Sprache. Der brandenburgische Gesandte legte demselben 1722 den Entwurf einer Union vor, der, von einem ungenannten Verfasser nach den Ansichten der Tübinger Theologen abgefaßt, in fünfzehn Punkten folgende Grundzüge der Einigung enthielt: Es sollte kein Streit mehr auf den Kanzeln über Unterscheidungslehren der beiden protestantischen Kirchen geführt werden; den einzelnen Mitgliedern jeder der protestantischen Kirchen sollte freigestellt sein, zum Abendmahle zu gehen bei welchem Geistlichen sie wollten, gleichviel ob lutherischem oder reformirtem; der Glaubensunterschied innerhalb des gemeinsamen protestantischen Bekenntnisses sollte kein Hinderniß des Eintritts in den Staatsdienst und des Ankaufs von Liegenschaften sein; endlich sollten beide Religionstheile ihre unterscheidenden Sondernamen mit dem gemeinsamen der „Evangelischen“ vertauschen.

Aber Kursachsen, Gotha und Weimar widersprachen; selbst gemäßigte lutherische Theologen, wie Mosheim, fanden eine solche Einigung bedenklich **), und so blieb auch dieser Plan ohne Resultat ***).

*) „Wie stimmt Christus mit Belial?“ hieß das Motto einer der Gegenschriften wider die Union. Neumeister schrieb 1722 gegen Klemm in Ausdrücken wie: „Calvinische Mameluken und Judasbrüder“. 1723 erschien (in der damals beliebten Faßmannschen Manier) „des weltbekannten Cartouche Gespräch im Reiche der Todten mit Calvino und Jansenio, dem jetzigen Vereinigungstreiben zum Nachsinnen mitgetheilt“. Darin kommen Stellen vor wie folgende: „Cartouche: Ich habe von Jugend auf große Lust zur Vereinigung gehabt. Kam mir eine schöne goldene Uhr oder ein Beutel mit Dublonen vor die Augen, so mußte er sich geschwind zu einer Vereinigung mit meiner Tasche verstehen“ u. s. w. Ferner wurden allerhand Fluch- und Spottlieder auf die Union im Bänkelsängertone verbreitet; eines davon (1721) enthielt folgende Anrufung Gottes:

„Du kennst der Synkretisten Thun,
Wie greulich sie es meinen;
Sie wollen Jesum Christum nun
Mit Belial vereinen.
Ach ja, das ist ihr Augenmerk,
So hindre das verfluchte Werk
Um Deiner Ehre willen!“

(Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 882.)

**) Hoßbach, „Spener und seine Zeit“, 2. Bd. S. 380 ff.

***) Die oben erwähnten Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg gaben

Ein zweiter, ebenfalls von Berlin ausgegangener Vermittlungsversuch, der durch eine auf königlichen Befehl verfaßte Schrift des hallischen Theologen Joachim Lange: „Von der allgemeinen Gnade" eingeleitet ward, hatte keinen bessern Erfolg. Weder auf strenglutherischer, noch auf reformirter Seite fanden die in dieser Schrift entwickelten Ansichten Beifall*).

Der Gedanke einer förmlichen Union zwischen Lutheranern und Reformirten ruhte seitdem fast ein Jahrhundert lang: nur im Einzelnen fand hier und dort eine Annäherung der beiden Confessionen durch Milderung der strengeren Grundsätze des Lutherthums und Vereinfachung des in manchen lutherischen Kirchen noch herrschenden formenreichen Ceremoniells statt, größtentheils freilich nicht aus eignem Entschlusse der kirchlichen Organe selbst, sondern durch Machtgebote der Landesherren**).

---

den Gegnern der Union abermals Stoff zu allerlei Spott und Hohn. Ein Lied in volksthümlicher Tonart führte Beelzebub ein, wie er Luther zu verführen sucht, ihm endlich einen Schlaftrunk „aus 15 Ingredienzien" beibringt und ihn so nach Regensburg entführt. Ein anderes, als dessen Verfasser Neumeister in Hamburg bekannt ward, begann damit, zu erzählen: Des Teufels Großmutter sei schwanger und wolle in Regensburg ihr Wochenbett halten, und fuhr dann so fort:

„Gebiert sie einen jungen Sohn,
So soll er Synkretismus heißen,
Wird's aber eine Tochter sein,
So heiße man sie Union.
Jedoch, geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken (Stocken),
So schwör' ich Stein und Bein,
Es wird die Mutter sammt der Brut verrecken."

Von anderer Seite erschien darauf eine Parodie, worin es hieß: Die tolle Ehrsucht sei mit Narren schwanger in Hamburg; werde es ein Sohn, so solle er Neumeister, werde es eine Tochter, so solle sie Pfaffenambition getauft werden. Der Schlußvers lautete sodann:

„Jedoch, geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken,
So schwör' ich Stein und Bein,
Es kommt ein junger Narr zu alten Gecken!"

(Hering, a. a. O.)

*) Hoßbach, a. a. O.

**) So ward in Sachsen durch obrigkeitliche Verordnungen den lutherischen Theologen das Schmähen der Reformirten verboten und, bei Gelegenheit der Jubelfeier der Augsburgischen Confession, 1730, beiden Theilen Mäßigung anempfohlen. In Preußen erging 1733 ein Reglement zur Vereinfachung des lutherischen Gottes-

Neue reformatorische Bewegungen innerhalb des Lutherthums.

Gründlicher ward einer endlichen Beseitigung der Schranken, welche die protestantische Religionsgemeinschaft in zwei Theile schieden, durch die Bewegungen vorgearbeitet, die im Schooße des Lutherthums selbst, nach der Ausscheidung der Melanchthonischen Partei, neuerdings entstanden, Bewegungen, die sämmtlich, unter der einen oder andern Form, gegen dieselbe Einseitigkeit todten Buchstabenglaubens und äußerlichen Formenwesens gerichtet waren, gegen welche schon die Melanchthonische Schule angekämpft hatte.

Solche anderweite Bewegungen im Schooße der lutherischen Kirche zeigen sich schon um eben die Zeit, wo die Absonderung eines großen Theils der deutschen Protestanten von derselben durch deren Uebertritt zur reformirten Kirche erfolgte, und sie gehen — während des ganzen Zeitraums, den wir hier schildern — neben den Kämpfen der beiden großen protestantischen Religionsgenossenschaften her, bald in diese eingreifend durch wohlgemeinte, leider fast immer vergebliche Versuche der Aussöhnung oder doch Milderung des schroffen Zwiespaltes, bald ohne Beziehung darauf und nur die eigenen Ziele verfolgend.

Der despotische Zwang, welchem die herrschende Kirche durch ihre Bekenntnißschriften die Auslegung der heiligen Schrift und die Auffassung der religiösen Wahrheiten überhaupt unterwarf, regte die unabhängigeren Geister zu lebhaftem Widerstande an, und diejenigen am meisten, die sich der rückhaltlosesten Hingebung an das Göttliche und der innigsten Sehnsucht nach dessen tiefer und reiner Erkenntniß bewußt waren. Der übergroße Werth, den die lutherische Orthodoxie auf die Vollziehung kirchlicher Gebräuche legte, und die Gewissenlosigkeit, womit sie daneben die eingerissene Rohheit und Verderbniß der Sitten gewähren ließ*), ja zum Theil durch ihr eignes Beispiel förderte, stieß die edleren Gemüther ab, welchen ein Glaube ohne sittliche Wirkungen wie eine taube Blüthe ohne Frucht erschien. Fromme und erleuchtete Männer unter den Theologen

---

dienstes, Abschaffung der vielen Ceremonien und der Privatbeichte. In Braunschweig ward die 1728 verordnete Einführung neuer Katechismen durch die strenglutherische Partei wieder hintertrieben. Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 425, Bauer, „Geschichte der Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts“, 1. Bd. S. 61.

*) In einem Edicte des Großen Kurfürsten (von 1660) wird den Theologen der Vorwurf gemacht, daß sie „mehr gegen die dissentirenden evangelischen Mitchristen, als gegen öffentliche Hurer, Trunkenbolde, Wucherer, Geizige u. a. Sünder eiferten“. Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 137.

selbst zeigten sich tiefbetrübt über das Treiben der Mehrzahl ihrer Collegen. „Unsere Lehre", ruft Val. Weigel aus*), „ist von Menschen und aus Menschenbüchern, und unser Wandel ist vom Teufel, denn Hoffahrt, Eigennutz und Faulheit, damit jetziger Zeit fast alle Theologen besessen sind, kommt fürwahr nicht von Gott, sondern vom Teufel." Die meisten Prediger, sagt derselbe Theolog, seien es gar wohl zufrieden, daß sie auf dem Corpore doctrinae, den Postillen, der Augsburgischen Confession, den Locis Philippi, den Schriften Luther's und der Formula Concordiae ausruhen könnten, und dächten im Stillen: „Gott Lob und Dank! es ist Alles ganz leicht in der Theologie zusammengefaßt, so bedürfen wir nicht vielen Studirens!" Ein anderer Vertreter derselben tieferen Religiosität, Heinrich Müller, klagt**): „Die heutige Christenheit hat vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht — den Taufstuhl, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Altar; sie tröstet sich ihres äußerlichen Christenthums, daß sie getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt; — aber sie verleugnet die innere Kraft des Christenthums".

Die Vertreter eines wahrhaft praktischen Christenthums.

Die gemäßigteren unter diesen mit den herrschenden kirchlichen Zuständen Unzufriedenen begnügten sich damit, den Mangel wahrer Religiosität, welchen sie fast allerwärts wahrzunehmen glaubten, durch kräftige Ermahnungen zu einem gottseligen und sittlichen Leben, die sie in Wort und Schrift, in Reden und Liedern aussprachen, nach Möglichkeit zu heilen und dem erstarrenden Einflusse todter Formen durch die Glut frommer Empfindung und die Kraft lebendigen Glaubens, die sie in ihren Kreisen auszubreiten suchten, entgegenzutreten. Sie bekannten sich dabei ausdrücklich zu allen Punkten des Bekenntnisses der lutherischen Kirche von der Augsburgischen Confession bis zur Concordienformel, konnten aber dennoch den Verketzerungen der Orthodoxen von der strengen Observanz nicht entgehen, weil sie es wagten, die todten Formen beleben und dem starren Buchstaben einen Geist einhauchen zu wollen. Sogar der ehrwürdige Verfasser des Buchs „Vom wahren Christenthum" und des „Paradiesgärtlein voller christlicher Tugenden", der fromme Joh. Arnd, mußte sich gefallen lassen, von einem Vorkämpfer der Orthodoxie, dem Tübinger Kanzler Osiander,

*) In seiner „Kirchen- und Hauspostille", 1. Bd. S. 124.

**) In seiner „Apostol. und evang. Schlußkette" — s. Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie", 2. Th. S. 471, Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 1. Bd. S. 30.

als Papist, Calvinist und Schwärmer verdächtigt zu werden *), und das gleiche Schicksal traf mehr oder weniger alle seine Nachfolger auf diesem Wege, einen Joh. Gerhard, Prätorius, Herberger, Rahtmann, Statius, Heinrich Müller und Chr. Scriver. Auch Val. Andreä, das Muster eines gläubigen, aber freilich gegen die gleißende Formenheiligkeit unerbittlichen Theologen, fand für nöthig, seine Uebereinstimmung mit dem strengen Buchstaben der Bekenntnisse und seinen Abscheu gegen Papismus und Calvinismus, gegen die Lehren der Wiedertäufer und Schwenkfelder und gegen jede sonstige Art von Ketzerei förmlich und feierlich zu bekräftigen **).

Nicht immer blieb der Drang religiöser Empfindung oder der Widerstand gegen den Zwang äußerlicher Formen bei so bescheidenen Zielen stehen; in vielen Fällen überschritt er nicht blos die Schranken eines einzelnen kirchlichen Bekenntnisses, sondern jedes positiven Glaubens, und suchte auf eigne Hand seinen Weg zu dem Uebernatürlichen und Göttlichen zu finden.

Mystiker und Schwärmer.

Es ging damals beinahe durch das ganze civilisirte Europa eine gewaltige und eigenthümliche Erregung religiöser Natur. Die vielen und langen Glaubenskriege und die gegenseitigen Verfolgungen kirchlicher Parteien — mit all den Greueln, die sie in ihrem Gefolge hatten und die des heiligen Namens der Religion zu spotten schienen, welchen sie angeblich verherrlichen sollten — hatten in zahlreichen Gemüthern jede Anhänglichkeit an ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß ertödtet und den Wunsch nach einer Gottesverehrung erweckt, welche weder mit den Spitzfindigkeiten theologischer Zänkereien, noch mit der Beengtheit kirchlicher Formen etwas zu thun hätte. Das religiöse Gefühl, unbefriedigt durch die dürre Buchstabengläubigkeit der herrschenden Orthodoxie, zog sich in sich selbst zurück und suchte in den lebendigen Offenbarungen des eignen Gewissens oder der von Gott erleuchteten Vernunft die Befriedigung seiner Sehnsucht nach dem Göttlichen, die es weder in den Dogmen, noch in den Gebräuchen der bestehenden Kirchen zu finden glaubte. Die heftigen Erschütterungen und die ungeheuren Wechselfälle, denen die Schicksale der Einzelnen und ganzer Nationen in der damaligen Zeit wiederholt ausgesetzt waren,

*) Arnold, a. a. O. 2. Th. S. 464. Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 439.

**) Guericke ebenda, S. 444.

machten die Gemüther empfänglich für den Glauben an ein unmittelbares Eingreifen überirdischer, ebensowol dämonischer, als göttlicher Kräfte in den Gang der Menschengeschichte, und gaben dem Hange nach dem Wunderbaren und Ahnungsvollen, nach mystischer Vertiefung in die Geheimnisse der Natur und nach magischem Verkehr mit Wesen einer andern Welt immer neue Nahrung.

So zieht sich durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch und hier und da selbst noch ins 18. herein eine lange Kette von Erscheinungen sogenannter Mystiker, Schwärmer, Verzückter, Enthusiasten, Chiliasten (oder mit welchen Namen sonst die herrschende kirchliche Partei diese Verächter ihres Ansehens belegen mochte) — Personen zum Theil von wissenschaftlicher Bildung oder doch von ungewöhnlicher Naturbegabung, zum Theil auch einem bloßen dunkeln Drange innerer Empfindung folgend, die einen ruhig, gemessen, edel und von wahrhaft praktischer Frömmigkeit, andere wildfanatisch, leidenschaftlich, ebenso über die bürgerliche Sitte, wie über die kirchliche Autorität sich hinwegsetzend, in ihrem moralischen Verhalten, da sie auch hier nur der Leitung ihres inneren Triebes folgten, bisweilen von sehr zweideutigem Charakter.

Fast alle Länder und alle kirchliche Bekenntnisse haben zu dieser zahlreichen und bunten Genossenschaft ihr Contingent gestellt: das hochkirchliche England seinen R. Fludd, seine Levellers, später seine Quakers und Shakers; das katholische Frankreich seine Labadisten, seine Bourignon und, in höherem Style, seinen Poiret; das calvinistische Holland seine A. Schurmann; das lutherische Deutschland endlich seinen Jacob Böhm und seinen Valentin Weigel, seine rosenkreuzerischen Geheimbünde, seine Kuhlmann, Hoburg, Gichtel und viele Andere mehr*).

*) Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie", unter den betr. Kapiteln, Hase, a. a. O. S. 478, Guericke, a. a. O. S. 430, Guhrauer, „Jungius und sein Zeitalter", S. 58. Daß die Rosenkreuzer nicht, wie man oft angenommen, ein aus älteren Zeiten stammender, im Besitze besonderer Kenntnisse und Ceremonien befindlicher wirklicher Geheimorden waren, sondern daß ihr Ursprung und Name eine Erfindung des früher genannten Theologen Val. Andreä war, der sich darin gefiel, den Hang seiner Zeit nach Geheimbündelei und Mysterien auf diese Weise zu persifliren, hat schon Arnold in seiner Kirchengeschichte (2 Th., 17. Buch, 18. Kap.) ausgeführt und neuerlich wieder Guhrauer in dem oben citirten Buche, S. 58 fl., bestätigt. Daß gleichwol auf den Grund und im Geiste der von ihm solchergestalt verbreiteten Ideen, die allerwärts, auch außerhalb Deutschlands, großes Aufsehen

Indessen waren alle diese Bewegungen — in Deutschland wenigstens — immer nur vereinzelte und blieben ohne Einfluß auf die allgemeine Gestaltung des kirchlichen Lebens. Höchstens bildeten sich um die Apostel solcher neuen Offenbarungen Gruppen von Anhängern, die entweder mit ihren Urhebern zugleich wieder verschwanden, oder eine Zeit lang diese überdauerten, aber nur in seltenen Fällen sich äußerlich von der bestehenden Kirchengemeinschaft lossagten und zu förmlichen Secten abschlossen, vielmehr meist blos im Stillen, einzeln oder vereint, ihren schwärmerischen Ideen nachhingen.

Wissenschaftliche Opposition G. Calixt's.

Eine ernstere Gefahr drohte der herrschenden Orthodoxie von der wissenschaftlichen Opposition eines Mannes, der ebenso an Klarheit des Geistes, wie an Milde der Gesinnung und an Höhe der Bildung ein würdiger Nachfolger Melanchthon's war — des Helmstedter Professors Georg Calixt. Die Universität Helmstedt, auf welcher Calixt erst seine Studien machte, dann fast ein halbes Jahrhundert lang lehrte, hatte — dank dem erleuchteten Sinne des edlen und gelehrten Herzogs Julius von Braunschweig! — die Traditionen der Melanchthonischen Schule (beinahe allein von allen deutschen Universitäten) in ihrem Schooße unverkümmert bewahrt und gepflegt. Die beengenden Glaubensnormen und die harten Verdammungsurtheile der Concordienformel waren ihr fern geblieben. Calixt selbst stammte aus einem Lande, wo jenes Bekenntniß ebensowenig zur Geltung gelangt war, — aus Schleswig — und von einem Vater, der selbst noch zu den Füßen Melanchthon's gesessen hatte. Langausgedehnte Reisen in fremden Ländern vollendeten die Entwicklung seines früh hochstrebenden Geistes, welchen Männer wie Caselius und Martini in die freieren Bahnen humanistischer Bildung geleitet hatten, und die Vergleichung der sittlichen und geistigen Zustände des reformirten Hollands, des katholischen Frankreichs und der verschiedenen lutherischen Länder Deutschlands, welche er sämmtlich aus persönlicher Anschauung kannte, war wol geeignet, ihn zu Betrachtungen zu veranlassen, die zwar seine Anhänglichkeit an das Lutherthum nicht erschütterten, doch aber ihn versöhnlicher gegen Andersdenkende und argwöhnischer gegen die Zuversichtlichkeit

---

erregten, sich wirkliche Geheimgesellschaften bildeten, welche die Mysterien der angeblichen Rosenkreuzer weiter auszubilden oder anzuwenden strebten, davon haben wir u. A. in Leibnitzens Leben ein Beispiel gefunden, s. oben S. 210.

stimmten, womit die lutherische Orthodoxie alles Heil nur in den Dogmen ihres Bekenntnisses und in den Cultusformen ihrer Kirche zu finden glaubte.

Calixt nahm den alten Kampf der Melanchthonischen Schule gegen die Lutheraner der strengen Richtung wieder auf, den Kampf um den Werth oder Unwerth der guten Werke *). Ohne den sittlichen Handlungen (oder, wie er es mit weiser Behutsamkeit nannte, den sittlichen Anstrengungen des Menschen) die Geltung und das Verdienst eines wirklichen Mittels zur Seligkeit beizumessen, behauptete er doch, daß dieselben die nicht zu entbehrende Vorbedingung seien, unter der allein der rechtfertigende Glaube an das stellvertretende Verdienst Christi seine heiligende und beseligende Kraft an den Menschen äußern könne.

Es war nicht ein Kitzel doctrinärer Rechthaberei oder neuerungssüchtigen Ehrgeizes, was den ebenso bescheidenen als charakterfesten Mann veranlaßte, diesen Punkt wieder hervorzusuchen und gegen alle noch so heftigen Angriffe der Orthodoxen beharrlich zu vertheidigen. Er war sich bewußt, damit einem tiefen sittlichen Bedürfnisse der Zeit, namentlich für Deutschland, entgegenzukommen, denn er glaubte zu sehen, daß der Gedanke vom allein rechtfertigenden Glauben vielfach gemißbraucht werde, und daß es hohe Zeit sei, die Menschen von solcher Verirrung zurückzurufen, ihnen ein ernsteres Studium und eine angestrengtere Uebung der Frömmigkeit im Leben anzuempfehlen **).

Zusammenstellung Calixt's mit den Jansenisten.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Calixt sich solchergestalt zum Vorkämpfer der Lehre des Pelagius, gegenüber dem strengen Augustinismus der orthodoxen Lutheraner, aufwarf, kämpfte in Frankreich eine aufgeklärte und von den edelsten sittlichen Grundsätzen durchdrungene Partei in der katholischen Kirche — die Männer des Portroyal, die Anhänger Jansen's — für eben jene Lehre des Augustinus, welche Calixt in Deutschland bestritt, gegen den Pelagianismus der römischen Kirche. Und doch war es ein und dasselbe sittliche Interesse, welches die Jansenisten und welches Calixt zum Kampfe mit den herrschenden Ansichten ihrer beiderseitigen Kirchen anfeuerte ***).

---

*) Das Folgende hauptsächlich nach: Henke, „Calixt", Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 2. Bd., Planck, a. a. O., Walch, „Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evang. luth. Kirche", IV. Th.

**) Vgl. oben S. 303.

***) Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 152.

Luther hatte die falsche Werkheiligkeit des Papstthums bekämpft, welche die Sündenvergebung an die Erfüllung äußerer Ceremonien (von der Kirche fälschlich „gute Werke" genannt) oder gar an die bloße Erkaufung des Ablasses und die dadurch zu gewinnende Fürbitte der Heiligen knüpfte, und hatte, im Gegensatze dazu, eine innere Heiligung des Menschen durch den Glauben gefordert. Dasselbe thaten jetzt, gegenüber derselben noch immer fortdauernden Einseitigkeit der katholischen Auffassung von den guten Werken, die Jansenisten. Allein in der lutherischen Kirche hatte sich wieder ein ähnlicher Mißbrauch eingeschlichen. Wie im Katholicismus der Begriff der guten Werke ausgeartet war, so im Lutherthum der Begriff des Glaubens; wie man dort an die Stelle wirklich sittlicher Handlungen und Gesinnungen die Erfüllung äußerlicher Anforderungen der Kirche gesetzt hatte, so hier an die Stelle eines wahrhaft inneren, lebendigen, mit thätiger Frömmigkeit gepaarten Glaubens einen Wortglauben, der in nichts bestand, als im Hersagen der Bekenntnisse und in der, oft sehr gedankenlosen, Uebung kirchlicher Gebräuche.

So war das Ziel der Opposition Calixt's und der Jansenisten das gleiche: beide suchten das Wesen der Religion in der wahren Frömmigkeit, nur daß die einen diese Frömmigkeit in die innere Gesinnung oder den Glauben verlegten — gegenüber einem Systeme äußerlicher Werkheiligkeit — der andere in die sittliche Anstrengung — gegenüber einem Buchstabenglauben, der in bloßen Formen bestand.

Calixt's Bestrebungen für Praktischmachung der Theologie.

Calixt blieb bei der Bekämpfung eines einzelnen Dogmas nicht stehen. Er wollte die Theologie aus einem bloßen Schulgezänke und einem Gewebe dogmatischer Spitzfindigkeiten zu einer Wissenschaft fürs Leben machen. Er setzte die christliche Moral, die seit den Zeiten Melanchthon's und seiner nächsten Schüler zwei volle Menschenalter hindurch geruht hatte und fast in Vergessenheit gerathen war, in ihre Rechte wieder ein. Er rief den Theologen mahnend zu: „Man darf nie vergessen, daß die Theologie praktisch ist, und daß, was zur Praxis, d. h. zu dem, was wir thun und leisten sollen, nichts beiträgt, für gleichgültig, müßig und überflüssig zu erachten ist" *). Ueberzeugt, wie er war, von der Unübertrefflichkeit des Christenthums wegen seiner sittlich veredelnden

*) Calixti Orationes selectae pag. 100 — s. Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 186.

und heiligenden Kraft, sowie von der nothwendigen Uebereinstimmung der positiven Offenbarung mit der rechtgebrauchten menschlichen Vernunft, trug er keine Scheu, aus diesen beiden Quellen zugleich zu schöpfen, die heilige Schrift mit Hülfe der Vernunft zu erklären und die Göttlichkeit des Christenthums ebenso aus der Natur des Menschen und seinen religiösen Bedürfnissen, wie aus der geschichtlichen Offenbarung zu beweisen *).

Die Orthodoxie begriff wol, daß es sich hier für sie abermals um Sein oder Nichtsein handle. Mit furchtbarem Ingrimm fiel sie über den gefährlichen Gegner her. In gewaltigen Stößen stieg eine ganze Literatur von Streit- und Schmähschriften empor, unter deren Wucht man die verhaßte Opposition zu ersticken vermeinte. Alle giftigsten Schimpfreden, mit denen man Ketzer zu brandmarken pflegte, wurden gegen Calixt und seine Anhänger geschleudert **).

Versuch der Orthodoxen, durch eine neue Bekenntnißschrift die Lehre Calixt's zu unterdrücken.

Die Orthodoxen hätten gern den Streit mit ihren Gegnern abermals durch einen Gewaltstreich entschieden. Eine neue allgemeine Bekenntnißformel unter dem Titel: Consensus repetitus fidei vere Lutheranae („Wiederholtes Bekenntniß des wahrhaftigen lutherischen Glaubens") sollte ebenso die Calixtiner zum Schweigen bringen, wie fast ein Jahrhundert früher die Formula Concordiae die Melanchthonianer. Dieses neue Bekenntniß erklärte die von Calixt geäußerte Meinung, „daß von dem, was in den Symbolischen Büchern festgesetzt worden, auch wol mit der Zeit wieder abgegangen werden könne", für höchst ketzerisch, da, wie es sich ausdrückte, was für Lehren in den Symbolischen Büchern einmal verworfen seien, dabei es auch bleiben müsse".

*) Henke, a. a. O. 1. Bd. S. 291 u. 466.

**) Eine einzige dieser Schriften (von Hülsemann) umfaßt ohne Vorrede, Inhaltsverzeichniß und Register 1520 Seiten in 4°. Und solcher ließ der genannte Theolog mehrere erscheinen. Calov schrieb eine ganze Bibliothek von Streitschriften gegen Calixt. Als Probe der Schimpfreden, deren man sich gegen Calixt und seine Anhänger bediente, mögen hier nur folgende stehen: „Calixtinischer Gewissenswurm", „Erbärmliche Verstockung der Calixtiner", „excrementa Satanae", „Esel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig". Den jüngeren Calixt, Georg's Sohn und Nachfolger auf dem Lehrstuhl, brachten die Wittenberger Studenten, zu Ehren des Rectoratsantritts des Dr. Deutschmann, eines der Häupter der Orthodoxen, in einer Komödie mit Hörnern und Klauen aufs Theater. U. s. w. (Planck, a. a. O. S. 140.)

Es verdammte dessen Ansicht, „daß, wenn man wolle ein Kind Gottes werden und die Gerechtigkeit und Seligkeit erlangen, dazu nöthig sei, daß man sich der Gerechtigkeit befleißige und den Nächsten liebe", so wie dessen Widerspruch gegen die Behauptung der Orthodoxen, „daß, obschon den Gläubigen viele Schwachheiten anhingen, doch dadurch ihre Gerechtigkeit keinen Schaden litte und sie demohnerachtet der Seligkeit gewiß sein könnten", nicht minder dessen Zweifel an dem von der herrschenden Theologie aufgestellten Satze, „daß die kleinen Kinder in der Taufe wirklich den Glauben bekämen und durch diesen ihren eigenen Glauben (nicht blos durch den ihrer Aeltern oder Taufpathen) gerechtfertigt und selig würden". Es verwarf endlich schlechterdings den von manchen Calixtinern in Bezug auf die Unterschrift der Symbolischen Bücher gemachten Vorbehalt: „sofern selbige mit der heiligen Schrift übereinkämen" *).

Mißlingen desselben. Diesmal gelang es den Wittenberger Theologen nicht, ihre starre Ansicht zum Gemeinbekenntniß der ganzen lutherischen Kirche Deutschlands zu erheben. Selbst für Kursachsen erlangte der Consensus repetitus nicht die Geltung einer allgemein bindenden Glaubensnorm; in Helmstedt kümmerte man sich nicht darum, und in Jena (welches hundert Jahre früher hauptsächlich zu dem Zwecke begründet worden war, um den strengeren Lehren Luther's, gegenüber den milderen Melanchthon's, die damals von Wittenberg aus verbreitet wurden, einen sicheren Rückhalt zu schaffen) war jetzt in Männern wie Musäus und Glassius eine Theologenschule emporgewachsen, welche gegen die Uebertreibungen der orthodoxen Eiferer entschieden protestirte. Auch in Rinteln, Kiel, Altdorf, Königsberg neigten die theologischen Facultäten den Calixtinischen Ansichten zu **).

Auf der andern Seite hinterließen die Angriffe Calixt's und seiner Schüler gegen das herrschende theologische System keine für den Augenblick sichtbaren Spuren, sondern legten nur den Grund zu einer Umgestaltung dieser Wissenschaft, deren Durchführung erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

Nach dem damaligen Stande der religiösen und der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland konnte die Orthodoxie mit unmittelbar

*) Walch, „Einleitung", 1. Th. S. 304; Planck, a. a. O. S. 135.

**) Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 2. Thl. 2. Abth. S. 32 f.

praktischem Erfolge nur auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens selbst angegriffen werden. Man mußte sich an das religiöse Gefühl des Volks wenden und diesem eine Befriedigung darbieten, welche es in der starren Buchstabengläubigkeit nicht fand; man mußte die Selbstthätigkeit der Laien in der Erfassung der Glaubenswahrheiten und in der Uebung der religiösen Pflichten wieder in die Rechte einsetzen, welche die Orthodoxie mit ihrem System geistlicher Allgewalt und Alleinherrschaft ihnen verkümmert hatte; man mußte eine wahre Gemeinsamkeit kirchlichen Lebens — an der Stelle der blos äußerlichen Gemeinschaft in Beobachtung der kirchlichen Formen und Ceremonien — durch das Mittel gleicher innerer Frömmigkeit zu Stande bringen.

Die Vertreter eines lebendigen Christenthums und die sog. Mystiker, ein Val. Weigel, ein Joh. Arnd, ein Val. Andreä u. a., hatten dies versucht, aber den einen fehlte die höhere Begabung, um dasjenige auch wissenschaftlich zu vertreten, was sie aus der Fülle ihrer Empfindung heraus behaupteten, den andern die Fähigkeit persönlichen Einwirkens auf die Massen, und wieder andere hatten sich von vornherein dadurch um ihren Einfluß gebracht, daß sie sich gänzlich von dem bestehenden kirchlichen Bekenntnisse lossagten, an welchem noch immer die Mehrzahl der Geistlichen und der Laien, als an einer unantastbaren Glaubensnorm, festhielt.

Phil. Jac. Spener.

Alle die reformatorischen Eigenschaften, deren Mangel jene früheren Versuche einer praktischen Umgestaltung der lutherischen Kirche vereitelt hatte, fanden sich auf das glücklichste vereinigt in einem Manne, der das von seinen Vorgängern nur einseitig angefaßte oder auf halbem Wege abgebrochene Werk wieder aufnahm und ans Ziel führte, dadurch aber der Begründer einer neuen Aera des kirchlichen und religiösen Lebens für Deutschland ward. Wir meinen den Stifter des sogenannten Pietismus, Philipp Jacob Spener *).

*) Für das Folgende sind benutzt worden: Canstein, „Ausführliche Beschreibung der Lebensgeschichte u. s. w. des sel. Herrn Dr. Ph. Jac. Spener"; Hoßbach, „Ph. Jac. Spener und seine Zeit" (2. Aufl., herausgeg. von G. Schwerber, 1853), Spener's „Pia desideria" und „Theologische Bedenken", ein ganzes Fascikel Druckschriften über die Pietisten (auf der großh. Bibliothek zu Weimar) — z. B. „Ausf. Beschreibung des Unfugs der Pietisten" u. s. w. — ferner Engelhardt, „Val. Löscher nach seinem Leben und Wirken", Barthold, „Die Erweckten im prot. Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh., besonders die

Sein Charakter. Spener besaß ein hinlängliches Maß von Gelehrsamkeit, philologischer und theologischer, um den Vorkämpfern des herrschenden Systems nöthigenfalls mit den Waffen der Wissenschaft entgegenzutreten, aber er hatte den richtigen Instinct, den Schwerpunkt seiner reformatorischen Bestrebungen nicht auf das Gebiet gelehrter Theologie, sondern auf das Gebiet der Praxis des kirchlichen Lebens zu verlegen, und er verstand es, diesem Leben eine neue Richtung zu geben und einen neuen Geist einzuhauchen, ohne die bestehenden Formen anzutasten und ohne den Schein unberechtigter und willkürlicher Neuerung auf sich zu laden. Er gewann die Gemüther der Laien für sich und gab doch den Geistlichen keine begründete Veranlassung, ihn des Mißbrauchs seines geistlichen Amtes zu bezichtigen. Er hütete sich wohl, das bestehende System sogleich im Ganzen und Großen anzugreifen und sich in einen Principienstreit um allgemeine Lehrsätze oder kirchliche Normen einzulassen; vielmehr begann er ganz bescheiden mit Reformen im Einzelnen und in den nächsten Kreisen, und nur erst dann, als der überraschend günstige Erfolg dieser Reformen im Kleinen die praktische Richtigkeit seiner Grundsätze bewiesen und durch die Macht der vollendeten Thatsache den Zweifel daran niedergeschlagen hatte, wagte er sich an die Bestreitung solcher Punkte der herrschenden Kirchenlehre und solcher Mißbräuche des bestehenden theologischen Systems, welche am wenigsten mit dem Geiste der von ihm unternommenen und so erfolgreich ausgeführten Verbesserungen bestehen zu können schienen. Aber auch dann verfuhr er immer vorsichtig und fast schüchtern, unter fortwährenden und aufrichtigen Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit, keinen Schritt weiter gehend, als die strenge Nothwendigkeit der Sicherung seiner praktischen Reformen vor der drohenden Gewalt entgegenstehender Satzungen der herrschenden Kirchenlehre dringend zu gebieten schien. Er besaß die glückliche Einseitigkeit praktischer Naturen, welche die Ziele ihres wissenschaftlichen Forschens nicht nach den Forderungen logischer Folgerichtigkeit, sondern nur nach den reellen Bedürfnissen des Gebrauchs fürs Leben bemessen, eine Eigenschaft, die sich fast zu allen Zeiten dem Gelingen kirchlicher wie politischer Reformen günstiger erwies, als die

---

frommen Grafenhöfe" (in Raumer's „Hist. Taschenbuch", 3. Folge, 3. Jahrg.); außerdem die schon angeführten Werke von Walch, Planck, Schröckh, Guericke, Hase, Hagenbach u. s. w.

entgegengesetzte, niemals aber mehr am Platze war, als in der Periode, in welcher Spener auftrat.

Ueber Spener's Bildungsgeschichte (geb. 1635) ist wenig zu berichten. Von einem Hin- und Hergeworfenwerden durch äußere Schicksale oder innere Kämpfe ist bei ihm nicht die Rede. Von früh an scheint alles Schwanken ihm erspart gewesen zu sein und die Bahn seines Wirkens klar vor seinem Geiste gelegen zu haben. Im Aelternhause und durch die hinzutretenden Bemühungen einer mütterlich sorgenden Pathin, der frommen Gräfin von Rappolstein, zu einer erhöhten Lebendigkeit christlichen Sinnes erzogen, fand er in Straßburg und Basel, wo er seine Studien machte, sich in dieser Richtung bestärkt, zugleich mit der nöthigen Gelehrsamkeit ausgerüstet und außerdem in Verhältnisse hineingestellt, welche ihn die schwere Kunst lehrten, mit Menschen aller Stände zu verkehren und auf mannigfache Gemüthsarten bildend einzuwirken. Seit lange war auf diesen südwestlichen Universitäten Deutschlands ein lebendigeres und milderes Christenthum herrschend gewesen, als auf den meisten der nordöstlichen. Jetzt mochte wol auch ein Hauch des frommen Jansenistischen Geistes von Frankreich aus dort hinüber wehen. Mit Labadie und seinen Sinnesverwandten kam Spener persönlich auf Reisen nach Frankreich und in die französische Schweiz in Berührung. Und so sehen wir ihn alsbald nach vollendeten Studien mit sichrem Bewußtsein seiner Lebensaufgabe nicht nur den geistlichen Beruf, sondern auch die bestimmte Art der Verwaltung dieses Berufs ergreifen, durch welche er einen so großen und heilsamen Einfluß auf das ganze religiöse Leben der Nation üben sollte. Sein eigentlich reformatorisches Wirken aber entfaltete sich von da an, wo er, von Straßburg nach Frankfurt a. M. berufen als erster Pfarrer und Senior des geistlichen Ministeriums, in eine auch äußerlich bedeutsame und einflußreiche Stellung eintrat.

Sein reformatorisches Wirken.

Spener begann damit, an die Stelle dogmatischer Spitzfindigkeiten, polemischer Zänkereien und einer geschmacklosen, verkünstelten, nicht selten ihren heiligen Gegenstand durch unwürdige Spiele des Witzes entweihenden Kanzelberedsamkeit*), womit die Mehrzahl der

*) „Der Kanzelvortrag war fast nichts als ein Inbegriff von spielenden Bildern, unwürdigen Witzeleien, unverständigen Schimpfreden und lächerlichen Ungereimtheiten" (Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 24). Gegen die Mitte des 17. Jahrh. bildete man diese ausgeartete Manier förmlich kunstmäßig aus. Joh. Bened. Carpzov zu Leipzig erfand nicht weniger als 100 verschiedene Predigtmethoden, welche jedoch

orthodoxen Prediger ihre Zuhörer unterhalten zu müssen glaubten, eine einfache, verständliche, wahrhaft zum Herzen sprechende Predigtweise zu setzen. Er suchte den Laien die heilige Schrift, die ihnen fast fremd geworden war unter dem Lärm theologischen Gezänkes, wieder näher zu bringen durch eine schlichte und deutliche Darlegung ihrer Hauptlehren, besonders derer, welche eine unmittelbare Beziehung auf ein frommes und sittliches Leben haben. Er drang auf eine wirkliche Heiligung des Herzens anstatt des gedankenlosen Nachsprechens vorgeschriebener Bekenntnißformeln und der mechanischen Uebung äußerlicher Gebräuche, und warnte nachdrücklich vor der „fleischlichen Sicherheit", welche sich mit einem blos historischen Glauben ebenso leicht verbinde, wie mit den

---

E. V. Löscher auf 25 zurückführte (Ebenda). Chr. Thomasius in seinen „Freimüthigen Gedanken", 2. Bd. S. 714, hat diese damals gewöhnliche Manier trefflich persiflirt. Er läßt einen jungen Theologen u. a. sagen: „Es ist keine bessere Methode, von einer Sache zu discuriren, als wenn man remotive gehet, als wie z. E. Jemand erklären wollte, was das für Käse gewesen, die David seinem Bruder ins Lager gebracht, remotive alle Species der Käse, als: holländische, Edamer, Aberdamer, schweizer 2c. durchging und bei einer jeden Art eine Ursache setzte, warum es dieselbe nicht könnte gewesen sein 2c.". — Die schon mehrcitirte satirische Schrift aus dem Jahre 1716, Genealogia Nisibitarum, erwähnt dasselbe Unwesen des Predigens S. 38 in folgenden Worten: „Die Prediger erzählen Märchen auf den Kanzeln, daß die ehrlichen Männer sich schämen und hinausgehen, die anderen aber lachen, wie im Wirthshaus. Dazu machen sie Grimassen wie die Schampadesche im Theater, wispern dann so still, um ein Kind nicht aufzuwecken, fechten mit den Händen in der Luft, stampfen mit den Füßen, verdrehen die Augen wie ein gestochener Bock". Flügge, „Geschichte des deutschen Kirchen- und Predigtwesens", 4. Bd. S. 322, führt folgende Skizze einer Predigt aus dem Anfange des 18. Jahrh. an:

Text: „Das wohlgegründete Bethaus, welches steht: 1) auf zwei festen Ecksteinen, nämlich Gottes Liebe und Herrlichkeit, 2) auf 7 Säulen: den 7 Bitten". Ferner heißt es darin: „Wir treffen in diesem Bethause Gottes ganze Hofhaltung an: die Capelle in der 1. Bitte, den Audienzsaal in der 2., die Kanzlei in der 3., den Kornboden in der 4., die Rentkammer in der 5., die Rüstkammer in der 6., den Lustgarten in der 7". In einer andern Postille werden folgende Predigttexte abgehandelt: „Die prächtige Armuth", „der Wirth zu Gaste", „die schwangere Jungfrau", „der gesalzene Zucker", „der eingeborene Zwilling" 2c. Ebenda findet sich wörtlich die nachstehende Rede (auf der Kanzel!): „Herbei mit dem großen Glase! Herum mit der Gesundheit! Ihr Musikanten, blaset auf! Rheinwein her! Sa! Sa! Eine Runde! Vivat die Schönste! Und eben nun muß eine stinkende Leiche kommen! Macht die Fenster zu! 2c." (Hinterher folgt die Anwendung auf die Kirche und die Ketzerei.)

Gnadenacten der katholischen Kirche. Mit Einem Worte, er suchte das wirklich zu machen, was Calixt nur als frommen Wunsch ausgesprochen hatte*): „daß, wie Sokrates die Philosophie vom Himmel zur Erde herabgeführt habe, so auch die Theologie von den überflüssigen Speculationen und Subtilitäten abgerufen würde, um in den zur Seligkeit nöthigen Lehren den Weg des Geistes und der Heiligung zu zeigen".

Sodann, um den Eindruck seiner Predigten zu verstärken und zu sichern, nahm er die, in der lutherischen Kirche seit lange außer Gebrauch gekommenen und von der Mehrzahl der Geistlichen mit vornehmer Verachtung den Schulmeistern überlassenen Katechisationen der Erwachsenen in der Kirche wieder auf und führte an der Stelle des dabei gewöhnlichen mechanischen Hersagens auswendig gelernter Sätze die sokratische Methode wirklicher Begriffsentwicklung ein.

Die Collegia pietatis. Endlich, noch einen Schritt weitergehend, veranstaltete er (seit 1670) besondere Versammlungen seiner geistlichen Pflegebefohlenen in seiner eignen Wohnung zum Zwecke vertraulicher Besprechung theils über das in seinen Predigten Vorgetragene, theils über Stellen der Bibel oder über andere erbauliche Schriften. In diesen **collegiis pietatis**, wie man sie nannte („Versammlungen zu frommen Zwecken"), fanden sich Personen aller Stände zusammen, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe, Männer und Frauen (die letzteren von den Männern abgesondert, und so, daß sie nicht gesehen wurden), und mitten unter ihnen bewegte sich der Geistliche, nicht wie ein Höherer im Nimbus seiner Amtswürde, sondern wie einer ihres Gleichen, nicht seine Worte gleich Orakelsprüchen den Versammelten zuherrschend, sondern als Freund und Vertrauter Belehrung ertheilend, Einwurf und Gegenrede gestattend, ja herausfordernd, Zweifel lösend, Trost oder Ermahnung spendend je nach dem Bedürfniß der Einzelnen, immer aber und vor allem bemüht, auf die Erbauung und sittliche Besserung der Theilnehmer hinzuwirken.

Die Neuerung war ungeheuer und konnte nicht verfehlen, allgemeine Aufmerksamkeit und vielseitige Theilnahme zu erwecken. Von Frankfurt aus, wo Spener diese Einrichtung ins Leben rief, verbreitete sie sich rasch in die zunächstgelegenen Städte und Landschaften, allmälig fast durch das ganze protestantische Deutschland; ja die von Spener wiederhergestellten

*) In seiner „Einleitung zu den Acten des Thorner Religionsgesprächs".

Katechisationen fanden selber vor den Augen des strenglutherischen kursächsischen Eiferers Calov Gnade und wurden in Würtemberg durch förmliche Anordnung von oben eingeführt *).

Ausbreitung der Spenerschen Ideen in Schriften. Seine Pia desideria.

Nachdem er so die praktische Probe seiner reformatorischen Ideen gemacht, ging Spener daran, diese Ideen auch in weiteren Kreisen zu verbreiten, um namentlich seine Collegen, die Geistlichen, dafür zu gewinnen. In dieser Absicht verfaßte er zuerst die Schrift: „Pia desideria oder Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen" **). Er schilderte darin mit freimüthiger Offenheit das in der Kirche eingerissene Verderben, die allgemeine Verschlechterung der Sitten, den Verfall des häuslichen und des bürgerlichen Lebens ***). Er beklagte, daß die von Luther begonnene Reformation in Beziehung auf die Sitten und das Leben der Christen lange noch nicht vollendet, vielmehr in der Mitte ihres Laufs stehen geblieben sei †). Er empfahl zur Wiederaufhülfe des kirchlichen Lebens vor allem eine bessere Vorbildung der Theologen, weniger zu dogmatischer Streitfertigkeit, als zu wahrer Gottseligkeit und einer treuen Verwaltung ihres Amtes. Er verlangte von denen, welche dereinst die Menschen belehren und bessern sollten, daß sie früh

---

*) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 104.

**) 1675 als Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arnd's Postille erschienen, 1678 auch lateinisch herausgegeben.

***) Wir haben diese Schilderungen oben bei unserer Darstellung der Wirkungen des 30jähr. Krieges benutzt; s. S. 47—48.

†) „Diejenigen", sagt er u. a., „welche Christen sein sollten, sind in der That unter dem Schein und äußeren Bekenntniß des Christenthums Heiden, verehren Christum kaum anders, als die Heiden ihre Götzen, und entbehren jeder im Glauben enthaltenen Tugend. Statt des heilbringenden Glaubens herrscht der historische Glaube, zu welchem Etwas von fleischlicher, gegen das göttliche Wort angenommener Sicherheit hinzutritt; statt der wahren Gottesverehrung die äußere Anbetung Gottes ohne innere Bewegung des Herzens; die an den Papisten einst verdammte Meinung vom opus operatum ist jetzt auf eine andere Weise wieder lebendig geworden — statt der Religion selbst gewisse äußerliche Gebräuche und Ceremonien ohne irgend eine Aenderung des Herzens; statt der ächten Buße das Bekenntniß der Rechtgläubigkeit, von jeder edlen und besonders innerlichen Frucht des Glaubens leer und mit einem nur nach dem Fleische eingerichteten Leben vortrefflich übereinstimmend. Das sind die Ungeheuer, zu deren Vertilgung ein neuer Retter vom Himmel zu wünschen wäre." (Pia des., S. 63.)

mit sich zu Rathe gingen, ob sie sich ganz diesem heiligen Berufe widmen, weltlicher Lust und Eitelkeit entsagen wollten. Er nahm die urchristliche, von Luther hergestellte, von seinen Nachfolgern aber aufs neue zurückgedrängte Idee von einem allgemeinen Priesterthum aller Christen wieder auf, kraft dessen jeder Einzelne das Recht und die Pflicht habe, in dem Worte Gottes zu forschen, Andere, besonders seine Hausgenossen, zu unterrichten, zu ermahnen, zu erbauen und zu bekehren und so das öffentliche geistliche Amt, ohne der Würde desselben zu nahe zu treten, in seiner Wirksamkeit zu unterstützen*). Er erklärte eine bessere Einrichtung der Predigten für dringend nothwendig, damit sie mehr, als die dermalen üblichen, zur wahren Erbauung der Gemeinde dienen möchten, legte aber noch größeres Gewicht auf die allgemeine Einführung jener freien Versammlungen, die er selbst mit so glücklichem Erfolge eingerichtet hatte. Er empfahl Mäßigung und Milde gegen Andersgläubige, die man lieber durch ruhige Belehrung bekehren und durch praktische Uebung der christlichen Tugenden gewinnen, als durch Heftigkeit noch mehr zurückstoßen und erbittern solle, und wies immer und immer wieder darauf hin, daß das Christenthum nicht so sehr im Wissen, als in der Bethätigung einer wahrhaft christlichen Gesinnung und vor allem in Werken der Liebe bestehe.

Auch dieser Schritt Spener's schien anfänglich mehr Zustimmung, als Abneigung zu finden. Nicht blos Männer von entschieden geistesverwandter Richtung, wie Heinrich Müller, Philosophen, wie Jac. Thomasius, philosophisch gebildete Theologen, wie Christ. Kortholt, der Freund Leibnitzens, sondern auch Orthodoxe der strengsten Observanz, wie Abrah. Calov, Jos. Ben. Carpzov, Meyer, Schelwig, Fecht, — später die erbittertsten Gegner Spener's — begrüßten die Pia desideria als eine zeitgemäße, ihrem wesentlichen Inhalte nach in Wahrheit begründete und einem dringenden Bedürfniß des kirchlichen Lebens entsprungene Schrift. Von allen Seiten antwortete ihr ein zahlreiches Echo von „frommen Wünschen" in ähnlichem Sinne**).

*) Diese Ansicht entwickelte er auch in einer besonderen Schrift: „Das geistliche Priesterthum", 1677.

**) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 103, Engelhardt, „V. E. Löscher", S. 43, Walch, „Einleitung", 4. Bd. S. 1087. Ueber die Stellung, die Leibnitz zu Spener und seinem Wirken einnahm, s. Tholuck a. a. O. S. 54.

Angriffe und Beschuldigungen der Orthodoxen gegen Spener und seine Anhänger. — Aufkommen der Namen: Pietismus und Pietisten.

Aber schon begannen auch Gehässigkeiten und Anfeindungen mancher Art sich gegen Spener zu regen. Die trägeren unter den Theologen vernahmen mit Unwillen die strengen Anforderungen, welche die neue Richtung an ihre Thätigkeit und Berufstreue stellte. Die leichtsinnigen und weltlich gesinnten waren empört über die Zumuthung, daß sie ihrem gewohnten weltlichen Treiben entsagen und sich eines stillen, eingezogenen Lebens befleißigen sollten. Die aufgeblasenen bemerkten mit Naserümpfen das einfache und anspruchslose Auftreten Spener's, welcher so gar nichts von dem blicken ließ, was sie als das unveräußerliche Zubehör der „Amtswürde" des Geistlichen betrachteten, vielmehr unbefangen mit schlichten Bürgern verkehrte und sich zu Beschäftigungen herbeiließ wie Katechisiren und Schulehalten, gut genug, wie sie meinten, für Schulmeister, aber weit unter der Würde eines Gottesgelehrten *). Die Liebhaber scholastischer Spitzfindigkeiten blickten mit Verachtung herab auf die nach ihrer Meinung sehr unwissenschaftliche Weise, wie Spener dem gemeinen Volke die Bibel zu erklären und verständlich zu machen suchte, und die Eiferer für die Unterscheidungslehren des Lutherthums verschrieen die Milde, welche er gegen andere Confessionen zeigte, als sträfliche Gleichgültigkeit gegen das eigene Bekenntniß.

*) In einer Flugschrift: „Ausführliche Beschreibung des Unfugs der Pietisten in Halberstadt und von dem pietist. Wesen insgemein" (1693) kommt folgende Stelle (S. 14) vor, welche recht deutlich den Standpunkt charakterisirt, aus dem die Masse der Theologen damals ihre Amtswürde betrachtete und wie sie demgemäß über Spener urtheilte. Es ist daselbst von Spener's Auftreten in Sachsen, nachdem er Oberhofprediger in Dresden geworden, die Rede, und es heißt darüber wörtlich: „Dazu kam seine unanständige Conduite, die man gleich nach seiner ersten Ankunft observirte.. Er egte Visiten ab bei Jedermann, nicht nur bei hohen kurfürstl. Ministris (welches seine geweisten Wege hatte), sondern bei allen Predigern und Bürgersleuten in der Stadt, wo ihm nur einfiel . . . Er fing eine Mädchenschule an in seinem Hause und erklärte den kleinen Kindern seinen Katechismum — ein kurfürstl. Oberhofprediger eine Kinderschule, die auch ein Dorfschulmeister halten kann! Er stellte sich (in Leipzig) am Sonntag in der Kirche zu St. Thomä auf die Porkirche, da zwar ehrliche Leute, aber nicht seines Standes, zu solcher Zeit zu stehen pflegen". — „— Da sahen wir aus dem Schustergäßchen einen Mann, der sich in einen abgetragenen creponen Mantel eingewickelt hatte, spornstreichs, gleich einem Schuster, der den Markt versäumt, nach der Superintendentur laufen, wir sahen ihn für einen verdorbenen Schuster an." Die Schilderung schließt mit den ironischen Worten: „Wer sich solchergestalt aufführt, der kann bei Hofe und auf Universitäten sich in ziemliche Autorität setzen!"

Diese mißgünstigen Stimmungen gegen Spener's Wirken gingen theilweise auch in die Kreise der Laien über. Es giebt überall eine Klasse von Menschen, denen jede ernstere Lebensrichtung an Anderen unbequem ist, weil sie dadurch ihre eigne, leichtfertigere Denkweise in Schatten gestellt sieht. Diese Art von Leuten waren leicht zu überreden, daß es nur ein falscher und sündlicher Hochmuth sei, was die Besucher der Spenerschen Erbauungsstunden antreibe, sich von ihren Mitchristen abzusondern und für frömmer zu halten als diese. Und allerdings mochten einzelne unter den Anhängern Spener's nicht ganz frei von einer solchen Ausschließlichkeit sein und auf die Außenstehenden mit einer gewissen schlechtverhehlten Ueberhebung, wie auf sündhafte und sittlicher Verderbniß verfallene Weltkinder, herabsehen *). Der Name: Pietisten, von der einen Seite als Spottname gegeben, ward von der anderen nicht ohne einen Anflug weltlichen Stolzes angenommen und getragen **). Wie bei jeder Neuerung, fehlte es auch bei dieser nicht an Uebertreibungen, welche dann die Gegner nicht blos denen, die sie wirklich verschuldet, sondern der ganzen Richtung zur Last legten. Die Mäßigung und Behutsamkeit im Reformiren, welche Spener so dringend anempfahl und für seine Person so streng beobachtete, ward von manchen seiner Schüler und Anhänger nur zu sehr aus den Augen gesetzt. Was bei ihm das Resultat einer ebenso klaren, wie innigen Ueberzeugung war, artete bei diesen vielfach in Schwärmerei und Phantasterei aus, und von der andern Seite mißbrauchten fanatische Secten Namen und Form des Pietismus und zogen ihm Anklagen und Verdächtigungen zu, welche in seinem eigentlichen Wesen keinen Anhalt fanden. Die Schwärmereien eines Fräulein von der Asseburg und eines Petersen sammt den Verzückungen und Prophezeiungen einer Menge anderer angeblich „Erleuchteter", deren jene erregte Zeit so viele erstehen sah, die Tollheiten eines Kratzstein, Tuchtfeld u. a., sogar die Ausschweifungen der Gichtelianer und der Buttlerschen Rotte wurden von schaden-

*) Gegen diese Art von Separatismus unter seinen Anhängern erklärte sich Spener selbst in seiner Schrift: „Ueber den Mißbrauch der Klagen über das verdorbene Christenthum". Vgl. Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 2. Thl. 2. Abth. S. 46.

**) „Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studirt und nach demselben auch ein heilig Leben führt", lautet ein Vers in einem damaligen akademischen Liede, welches ein Spenerianer zum Lobe seiner Gesinnungsgenossen gedichtet.

frohen Gegnern auf Rechnung des Pietismus geschrieben, und wenn Spener bisweilen solchen Beschuldigungen dadurch einen Schein von Recht verlieh, daß er, vermöge der Milde seines Wesens und seiner tiefen Wahlverwandtschaft mit allem, was einer starken religiösen Erregung entsprang, solche Erscheinungen zu schonend und beinahe anerkennend zu beurtheilen schien*), so half es ihm ebenso wenig, wenn er andere, die seinem sittlichen Gefühle widersprachen, entschieden verwarf und gegen jede Vermischung seiner Richtung damit protestirte. Sogar gegen die eignen Erbauungsstunden Spener's zu Frankfurt erhoben sich Anklagen der gehässigsten Art. Man nannte die Theilnehmer derselben Quäker und Labadisten und gab ihnen schuld, daß sie sich gänzlich von der Kirche getrennt und Gütergemeinschaft unter sich eingeführt hätten. Man sprengte aus, daß in diesen Versammlungen Weiber und Mägde predigten, daß Männer und Weiber nackt neben einander erschienen, um sich zu prüfen, ob sie noch böse Gelüste hätten, u. s. w.

Verhalten der Regierungen zu diesen Streitigkeiten. Eine Untersuchung, welche auf Spener's Ersuchen die Obrigkeit veranstaltete, stellte die völlige Grundlosigkeit dieser und ähnlicher Beschuldigungen ans Licht**). Auch an anderen Orten fanden amtliche Ermittlungen statt, deren Ausfall fast durchweg den Pietisten günstig war. Mehrere Regierungen waren unbefangen genug, zwar die Ausartungen des Pietismus und die unter seiner Maske auftretenden Schwärmereien zu verdammen und zu verbieten, aber dem Grundgedanken desselben, dem Streben nach wahrer Frömmigkeit, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Rescript des brandenburgischen Consistoriums zu Halberstadt, welches gegen die angeblichen Erleuchtungen einer Schwärmerin und den damit getriebenen Unfug gerichtet war, empfahl dem geistlichen Ministerium zu Halberstadt ausdrücklich: „sorgfältig zu beobachten, daß die Sache der wahren und ungeheuchelten Frömmigkeit mit dergleichen schwärmerischen Offenbarungen nicht vermischet und das Gute mit dem Bösen verworfen

*) In Sachen des Fräulein von Asseburg und der angeblich von oder an ihr vollbrachten Wunder schrieb Spener an seinen Schwiegersohn Rechenberg: „Was sind wir, daß wir Gott die Freiheit zu bestreiten wagen sollten, auch heut zu thun, was er ehemals gethan?" (Handschriftl. Briefwechsel Spener's mit Rechenberg, auf der Univ.-Bibliothek zu Leipzig, 1. Bd. Blatt 12.)

**) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 10.

und gehindert werden möge" *). Ein herzoglich braunschweigisches Edict erklärte zwar jedes Vorgeben außerordentlicher göttlicher Offenbarungen für eine verwerfliche Täuschung und verbot alle heimlichen Conventikel, ermahnte aber zugleich die Prediger, „ihre Predigten und Katechismuslehren allermeist zur Erbauung des lebendigen, thätigen Glaubens einzurichten und ihren Zuhörern vorzustellen, daß alle Glaubensartikel zugleich zur Gottseligkeit führende Geheimnisse seien und der Trost des Evangeliums für keine Anderen gehöre, als welche sich dadurch züchtigen lassen zu Verleugnung der Welt und alles ungöttlichen Wesens und sich befleißigen, züchtig, gerecht und gottselig zu leben"**). In Gotha wurde auf Andringen des Magistrats eine herzogliche Commission mit Erörterung der wider die Pietisten erhobenen Klagen beauftragt; sie schloß ihre Arbeiten, ohne Grund zur Einleitung einer Untersuchung zu finden, „wobei aber nachdenklich", wie einer der wüthendsten Feinde der Pietisten anmerkt, „daß gleich darauf Dr. Brückner (der Präsident der Commission) gestorben"***)!

Andere Regierungen freilich ließen sich von dem Ansehen und dem fanatischen Eifer orthodoxer Theologen gegen die Reformideen Spener's einnehmen und wußten zwischen den Uebertreibungen der neuen Richtung und ihren heilsamen Wirkungen nicht zu unterscheiden†).

Theologische Kämpfe Spener's mit den Orthodoxen.

Inzwischen war der Kampf der Pietisten und der Orthodoxen auch auf das Gebiet der theologischen Wissenschaft verpflanzt worden. Wie streng und wie aufrichtig auch immer Spener auf dem Boden des ächt lutherischen Glaubens zu stehen meinte,

*) „Ausführliche Beschreibung des pietistischen Unfuges", S. 170.

**) „Der Durchl. Fürsten ꝛc., Rudolph August und Anton Ulrich Herzog zu Br. Edict, wie bei denen hin und wieder sich regenden Neuerungen und Sectareien alle und jede Prediger und Lehrer in Dero Landen sich vorsichtlich halten sollen." 1692.

***) „Ausführl. Beschreibung" ꝛc., S. 80.

†) Nach Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte", 3. Bd. S. 464, ergingen Edicte gegen die Pietisten in Wolfenbüttel, Gotha, Celle, Hannover, Stuttgart, Bremen, Nürnberg und 1711 sogar in Berlin. Wie wenig das braunschweig-wolfenbüttelsche Edict (von 1692) gegen den Pietismus als solchen und seine wesentlichen Grundlagen gerichtet war, bezeugt der oben angeführte Inhalt desselben. Die andern von G. citirten Edicte sind mir ihrem authentischen Texte nach nicht bekannt; doch möchte ich bezweifeln, daß sie, wie G. angiebt, schlechthin gegen den Pietismus im allgemeinen gerichtet gewesen seien. Es ist nicht das erste mal, daß ich mich gedrungen fühle, gegen die Richtigkeit der Angaben dieses Schriftstellers Zweifel zu erheben.

so fehlte doch viel, daß er den Anforderungen von Rechtgläubigkeit, wie sie die herrschende kirchliche Partei stellte, gerecht zu werden vermocht hätte. Schon der entschiedene Vorzug, den er dem thätigen Glauben vor dem äußerlichen Bekenntniß gab, war in den Augen dieser Partei eine Ketzerei. Aber Spener war dabei nicht stehen geblieben. Er hatte darauf bestanden, daß die wahre Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Christi nicht denkbar sei ohne die gleichzeitige Heiligung des Willens, und daß, wo diese letztere fehle, auch nicht der rechte Glaube vorhanden sein könne. Er hatte die „guten Werke", diesen Gegenstand unverjährbaren Hasses für die Orthodoxen, für nothwendig, zwar nicht zur Rechtfertigung, wohl aber zu der von dieser untrennbaren Heiligung erklärt. Er hatte zu bezweifeln gewagt, daß die Taufe allein die Folgen der Erbsünde von dem Menschen hinwegnehme und den unreinen Geist austreibe, und hatte die Meinung aufgestellt: jeder Mensch müsse durch einen besondern Act innerer Reinigung des Willens mit Hülfe der göttlichen Gnade sittlich verjüngt und gleichsam wiedergeboren werden; ja er war so weit gegangen, solchen Geistlichen, die diesen Act sittlicher Wiedergeburt noch nicht an sich erfahren, die Fähigkeit wahrhaft ersprießlichen Wirkens in ihrem heiligen Berufe abzusprechen, und er hatte kein Bedenken getragen, die unter den Orthodoxen herrschende Ansicht von sogenannten „Amtsgaben", kraft deren auch der unwürdige und selbst der gottlose Prediger ebensogut „eine Werkstatt des heiligen Geistes" sein sollte, wie der würdigste und frömmste, als eine gefährliche und dem Geiste des Christenthums widerstreitende Meinung zu bekämpfen. Endlich aber bekannte er sich zu dem Grundsatze der „Freiheit von aller Menschenautorität in Glaubenssachen", und wollte der heiligen Schrift, als alleiniger Norm in Fragen der Religion, die symbolischen Bücher, nicht jene diesen untergeordnet wissen *).

Die Orthodoxen säumten nicht, über solche Ansichten mit all jenem fanatischen Eifer herzufallen, der, wenn er in der Form der Polemik nicht mehr ganz die Rohheiten der frühern Zeit zur Schau trug, in Bezug auf Lieblosigkeit und Verketzerungssucht derselben wenig nachstand.

*) Spener: „Die Freiheit der Gläubigen von dem Ansehen der Menschen in Glaubenssachen" (1691), „Theol. Bedenken" (1700), insbes. 1. Kap. sect. 35, 55, 57, 2. Kap. 3. Art., sect. 2. Vgl. Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 148, 247, 2. Bd. S. 152 ff.

Dilfeld zu Nordhausen, Meyer in Hamburg, Schelwig in Danzig, Fecht in Rostock wetteiferten in Angriffen auf Spener und seine Anhänger, und der altersschwache Deutschmann wollte die Lorbeeren, womit ihn einst, als einen Vorfechter der Kirche gegen die Lehren Calixt's, die blinde Anhänglichkeit seiner Schüler geschmückt hatte, durch neue, im Kampfe gegen einen noch gefährlicheren Feind der Orthodoxie erworbene vermehren. Die von ihm verfaßte und im Namen der theologischen Facultät zu Wittenberg, an deren Spitze er stand, veröffentliche Streitschrift *) zählte nicht weniger als 283 Punkte auf, in denen sie Spener der Irrlehre und Abweichung von den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche bezichtigte. Der Angriff war so plump, daß Spener von seinen Freunden wegen desselben beglückwünscht ward und die Orthodoxen selbst sich des verunglückten Machwerkes schämten, gegen welches sich zu vertheidigen Spener wenig Mühe hatte **). Dieser wissenschaftliche Kampf zwischen dem Pietismus und der Orthodoxie ward mehrere Jahrzehnte lang, auch nach Spener's Tode, fortgesetzt. Neue Streiter traten von beiden Seiten auf den Kampfplatz, von pietistischer Francke, Lange, Breithaupt, von orthodoxer namentlich Val. E. Löscher, welcher zuerst auch die Form der theologischen Zeitschrift zu regelmäßig fortgesetzten Angriffen auf die Gegner benutzte ***). Neue Gegenstände des Zwiespaltes tauchten auf: man stritt darüber, ob es vom Standpunkte der Religion aus „gleichgültige Dinge" gebe, oder nicht, mit andern Worten, ob weltliche, wennauch an sich unschuldige Vergnügungen, wie Tanz, Musik, gesellige Freuden, Scherzen und Lachen, ohne Einbuße der wahren Frömmigkeit genossen werden dürften, oder nicht; ferner darüber, ob es eine „Gnadenfrist" gebe, nach deren Ablauf eine Besserung und Errettung des Sünders nicht mehr möglich sei, und dergleichen Fragen mehr, über welche ein entscheidendes Urtheil zu fällen, Spener selbst, weil dies dem praktischen Ziele der Religion fernliege, wohlbedacht vermieden hatte.

*) „Christlutherische Vorstellung, in deutlichen, aufrichtigen Lehrsätzen nach Gotteswort aus den symbolischen Kirchenbüchern, sonderl. der Augsburger Confession, und unrichtigen Gegensätzen aus Herrn Dr. Ph. J. Spener's Schriften" u. s. w. 1695.

**) „Aufrichtige Uebereinstimmung mit der Augsburger Confession", 1695.

***) „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen", 1702 bis 1719, 18 Bde. Vgl. Engelhardt, „Val. E. Löscher".

Der Pietismus auf dem Katheder.

Noch erübrigte, daß der Pietismus sich des akademischen Katheders bemächtigte. Auch dazu sollte es kommen. Spener selbst zwar blieb sein Lebenlang der akademischen Thätigkeit fern. Er hatte mit richtigem Instincte den Beruf des Predigers und Seelsorgers als denjenigen erkannt, der sowol seiner Individualität am meisten zusagte, als auch für seine großen Reformzwecke ihm die kräftigsten Hebel darbot, und er hielt an diesem Berufe bis an sein Ende fest. Nach zwanzigjähriger segensreicher Wirksamkeit in Frankfurt a. M. zu der hohen und einflußreichen Stellung eines kursächsischen Oberhofpredigers berufen (1686), gab er zwar diese schon nach wenigen Jahren (1691) wieder auf, weil sein gewissenhafter Freimuth, womit er das allzuleichtfertige Treiben am Hofe rügte, ihm die Abneigung des, zwar von Charakter nicht unedlen, aber in dem Gefühle seiner Herrscherwürde allzuverletzbaren Kurfürsten zugezogen hatte; allein er folgte alsbald wieder einem andern Rufe als Prediger an die Nicolaikirche zu Berlin — ein Amt, das er bis zu seinem Tode (1706) verwaltete. Neben der eignen seelsorgerischen Thätigkeit suchte er auf die seiner Berufsgenossen theils durch eine Reihe von Schriften, in denen er das, was er in den Piis desideriis nur angedeutet hatte, ausführlicher entwickelte*), theils durch Rathschläge, die er auf zahlreiches Erfordern vermittelst eines über ganz Deutschland ausgebreiteten Briefwechsels ertheilte**), auch, wo er konnte, persönlich oder durch amtlichen Einfluß, in seinem Sinne zu wirken. Die Weisungen, die er in dieser Hinsicht als Oberhofprediger in Dresden der ihm untergebenen Geistlichkeit gab, waren ebenso mild und gemäßigt, als wohlberechnet auf eine fruchtbare Amtsführung derselben. Eine entscheidende Einwirkung auf die akademischen Studien blieb ihm aber selbst in dieser Stellung so gut wie versagt, da die theologischen Facultäten zu Wittenberg und Leipzig auf ihre ziemlich ausgedehnte Unabhängigkeit mit großer Strenge hielten.

*) Hier sind besonders zu erwähnen die Schrift De impedimentis studii theologici, 1690, und die Consilia et judicia theologica, 1709.

**) Spener versicherte einem Freunde einmal am Ende eines Jahres, er habe im Laufe desselben 622 Briefe beantwortet, 300 aber lägen noch unbeantwortet da. Während seiner Wirksamkeit zu Frankfurt genoß er, durch den Einfluß des deutschen Kaisers, Portofreiheit für alle an ihn ankommenden und von ihm abgehenden Briefe bei dem dortigen Thurn- und Taxisschen Postamte (Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 229). Großentheils aus einer Sammlung solcher Rathschläge, Gutachten u. s. w. bestehen die vier Bände seiner „Theolog. Bedenken", welche 1700 erschienen

Das collegium philobiblicum zu Leipzig. H. A. Francke, Anton, Schade.

Indeß unternahmen es ungefähr um dieselbe Zeit, wo Spener nach Dresden übersiedelte, einige seiner begabtesten Anhänger und Meinungsgenossen, der Orthodoxie den Kampf auch auf diesem, bis jetzt noch von ihr allein beherrschten Gebiete anzubieten, und zwar gerade an einem ihrer Hauptsitze, in Leipzig. Drei junge Docenten der Theologie daselbst, A. H. Francke, P. Anton und J. C. Schade, verbanden sich zur Gründung eines theologischen Vereins mit dem Zwecke eines gründlicheren Studiums der heiligen Schrift im Urtexte. Der Erfolg rechtfertigte ihre Kühnheit. Das von ihnen begründete collegium philobiblicum fand lebhaften Anklang nicht blos unter den Docenten, sondern auch unter den Studirenden, und gewann bald, von Spener durch weise Rathschläge unterstützt *), eine bedeutende und segensreiche Wirksamkeit. Einige Jahre darauf eröffnete Francke (nach einer Abwesenheit, die er erst in stiller Zurückgezogenheit zu Lüneburg, dann im Verkehr mit Gleichgesinnten zu Hamburg, zuletzt im persönlichen Umgange und unter der Leitung Spener's in dessen Hause verbracht hatte) exegetisch-praktische Vorlesungen über die wichtigsten Theile des Neuen Testaments und unterwies zugleich die jungen Theologen über die Hindernisse und Hülfsmittel des theologischen Studiums — beides im Spenerschen Geiste. Der Beifall, den er fand, war außerordentlich. Die studirende Jugend verließ die orthodoxen Lehrer, welche sie mit todter Gelehrsamkeit oder spitzfindiger Polemik ermüdeten, und strömte schaarenweise diesen neuen Vorträgen zu, in denen ihr der wahre Geist und die richtige Benutzung der heiligen Schriften in einfach verständlicher Erklärung erschlossen ward. Wol 300 Zuhörer füllten den Hörsaal Francke's. Seine Freunde Anton und Schade folgten seinem Beispiele und errangen ähnliche Erfolge.

*) „Besonders erinnerte er sie, sie möchten immer das praktische, lebendige Christenthum und die Erbauung dabei als den Hauptzweck im Auge behalten und niemals darin eine Gelegenheit zur Schaustellung theologischer, philologischer oder philosophischer Gelehrsamkeit oder glänzender Beredsamkeit suchen" — „Er billigte es nicht, daß die Mitglieder des Collegiums in demselben vorlasen, was sie zu Hause niedergeschrieben hatten, weil er fürchtete, es möchte über der Sorge für die Eleganz des Styls der Hauptzweck aus den Augen gesetzt werden, und er wünschte, sie möchten sich der freien Rede bedienen, welche gewaltiger von Herzen zu Herzen dringe. Aus demselben Grunde hielt er es für zuträglicher, wenn sie in der Regel die deutsche Sprache und nur selten die lateinische gebrauchten" u. s. w. (Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 231.)

Selbst gewöhnliche Bürger drängten sich zu den, meist in deutscher Sprache gehaltenen Collegien, und als man ihnen dies, um jeden Grund zu Verdächtigungen zu entfernen, wehrte, versammelten sie sich in den Häusern und hielten Erbauungsstunden auf eigene Hand. Genug, mitten im Hauptlager der Orthodoxie feierte der neue Geist des lebendigen Christenthums einen vollständigen Triumph.

Den Orthodoxen blieb zu ihrer Vertheidigung und zur Unterdrückung des so übermächtig gewordenen Gegners kein anderes Mittel übrig, als dasjenige, welches sie zu allen Zeiten mit besondrer Vorliebe angewendet haben — die Anrufung der weltlichen Gewalt im Namen des angeblich bedrohten Glaubens.

Vertreibung der Spenerianer von Leipzig; Begründung der Universität Halle durch sie und Chr. Thomasius.

Verdächtigende und anklagende Berichte gingen nach Dresden ab über angebliche Irrlehren, durch welche die jungen Neuerer sowol Studenten als Bürger verführten. Ein förmliches Glaubensgericht ward auf Betrieb der theologischen Facultät niedergesetzt. Vergebens wies Chr. Thomasius, der sich zum Anwalt der so hart Verfolgten aufwarf, in scharfsinniger Denkschrift die Widerrechtlichkeit eines solchen Verfahrens nach. Auch der Einfluß Spener's (auf welchem freilich damals schon die kurfürstliche Ungnade lastete) vermochte nicht, sie zu schützen. Zwar gingen sie das erste mal glänzend gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor, allein die Orthodoxen ließen nicht nach mit Anschuldigungen, Verleumdungen und Verfolgungen aller Art, bis ihre Gegner, die Unmöglichkeit längeren Widerstandes erkennend, Leipzig verließen. Schade folgte dem Meister nach Berlin, Francke und Anton fanden sich, nach vorübergehendem Aufenthalt anderwärts, in Halle wieder zusammen, wo schon vor ihnen Thomasius, der ebenfalls dem Zorne der Orthodoxen hatte weichen müssen, einen Zufluchtsort und eine Stätte ehrenvollen Wirkens gefunden hatte. An der Wiege der jungen Universität, die hier entstand, reichten sich Rationalismus und Pietismus die Hand. Der Pietismus brachte das Gewicht seines, nun schon über ganz Deutschland verbreiteten Einflusses der jungen Anstalt als Mitgabe zu und gewann dafür durch sie den Rückhalt einer anerkannten, mit öffentlicher Autorität bekleideten wissenschaftlichen Corporation. Die Epoche seines Kampfes um die Existenz gegen die erdrückende Gewalt des Alten, zugleich aber auch die seines frischesten Aufstrebens, war damit für ihn geschlossen *).

*) Vgl. die „Beiträge zur Geschichte Francke's" von G. Kramer, 1859 (Pro-

Allgemeiner Charakter des Pietismus. Seine sittlichen und socialen Wirkungen.

Die Bewegung, zu welcher Spener den Anstoß gegeben, war nicht blos eine kirchliche und am allerwenigsten eine blos theologische, sondern weit mehr noch eine sittliche und in gewissem Sinne auch eine sociale. Die Orthodoxen hatten den Schwerpunkt der Religion in der Theologie und zwar besonders in deren dogmatischem und polemischem Theile gesucht; Spener verlegte ihn in das Leben und bemaß den Werth der wissenschaftlich-theologischen Bestrebungen nur nach dem Antheil, den sie an der Verbesserung der Sitten, an der Veredlung und Erbauung des Volkes hätten.

Die Orthodoxen hatten sich wenig um das Volk gekümmert. Sie verlangten, daß das Volk zu ihnen komme und in der Predigt, im Beichtstuhl, am Altar sich vor ihrer hohenpriesterlichen Würde demüthige; aber sie verschmähten es, zu dem Volke zu gehen, seinen religiösen und sittlichen Bedürfnissen nachzuspüren, ihm am eignen Herd, im Schooß der Familie, Belehrung, Ermahnung, Trost und Erbauung zu bringen. Sie blickten auf die untern Klassen und selbst auf den ungelehrten Mittelstand vornehm herab, während sie vor den höheren Ständen sich nur zu oft sklavisch bückten. Im Bewußtsein ihrer doppelten Erhabenheit — als Gelehrte gegenüber den Laien und als Verwalter der kirchlichen Gnadenmittel gegenüber denen, welche, wie sie lehrten, nur durch den Empfang dieser Gnadenmittel aus ihrer Hand selig werden konnten — behaupteten sie eine stolze und ausschließende Stellung über der Gemeinde. Der Pietismus riß diese Schranke zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeinde nieder. Er stellte den Geistlichen mitten in die Gemeinde hinein und versammelte die Gemeinde um den Geistlichen. Er entkleidete letzteren des angemaßten Nimbus einer unnahbaren Würde, der die Laien von ihm zurückgescheucht hatte, und benahm den Laien die falsche Scheu, die ihre Herzen dem wahren Vertrauen zu dem verordneten Seelsorger verschloß und sie nur der knechtischen Furcht öffnete. Er trug die heiligende Kraft der Religion, welche die Orthodoxie viel zu sehr nur in die kalten Mauern der Kirchen eingeschlossen, viel zu sehr in äußerliche Formen und Ceremonien gebannt hatte, wieder in die traulichen Räume des Hauses, in das warme Leben der Familie hinüber, wo sie schon Luther einst gesucht und gefunden, und breitete

---

gramm) und die weiteren „Beiträge, enthaltend den Briefwechsel Spener's und Francke's“, 1861.

auch über die gewöhnlichsten Vorkommnisse der Alltäglichkeit und die geringsten Verrichtungen menschlicher Thätigkeit die Weihe eines sittlich-religiösen Ernstes aus.

Die Orthodoxen hatten sich mit dem sittlichen Leichtsinn der oberen, wie mit der Rohheit der untern Klassen gewöhnlich ziemlich bequem abgefunden, indem sie von jenen für die Nachsicht, die sie ihnen gewährten, einen um so lebhaftern Eifer in Aufrechthaltung des „reinen Glaubens" und in Unterstützung ihrer ketzerrichterlichen Thätigkeit verlangten, diese aber durch furchtbare Schilderungen der ewigen Höllenstrafen und durch Auferlegung entehrender Kirchenbußen*), wenn auch wol selten besserten, so doch in Angst und Zittern vor der geistlichen Macht erhielten. Der Pietismus nahm es damit bei weitem ernster. Er ging auf wirkliche Herzensbesserung aus und verschmähte die eitle Selbstbefriedigung, woran die Mehrzahl der orthodoxen Prediger sich genügen ließ, nämlich: kraft ihres Amtes als Verwalter des stellvertretenden Verdienstes Christi die Vergebung der Sünden Allen ohne Unterschied, auch den nicht wirklich Bußfertigen, zu verkündigen**). Er wendete sich mit

*) Diese Kirchenbußen waren schon im 17. Jahrh. vieler Orten (in Sachsen seit 1624), im 18. Jahrh. fast überall für Geld ablösbar (Richter, „Gesch. der evang. Kirchenverfassung in Deutschland", S. 228).

**) Spener hat sich mehrfach gegen die Art, wie gewöhnlich Absolution und Beichte (zumal in der damals noch meist üblichen Form der Privatbeichte) gehandhabt werde, ausgesprochen, dagegen nämlich, daß die Meisten mit der Hersagung ihrer Beichtformel und der darauf jedesmal vom Prediger (durch Händeauflegen) empfangenen Absolution alles gethan glaubten und selten daran dachten, sich wirklich zu bessern. So sagt er in den „Theolog. Bedenken", 1. Bd. 8. Kap. sect. XXXV S. 196: „Wie insgemein damit (mit der Privatbeichte) verfahren wird, leugne ich nicht, daß wir mehr den Mißbrauch der Sache in Stärkung der Sichern, als den rechten Gebrauch in würdiger Vorbereitung antreffen ... Im gegenwärtigen Zustand aber weiß ich kein zuträglicheres Mittel, als folgendes, nämlich, daß wir zum Oeftern in den Predigten Gelegenheit nehmen, den Leuten ihren falschen Wahn von der Absolution und dem opere operato in derselben zu benehmen, hingegen ihnen nachdrücklich zu zeigen, daß, obwol die Absolution, als ein Wort Gottes gesprochen, ihre Kraft in sich habe, sie dennoch Keinem zu Statten komme, als welcher wahrhaftig bußfertig ist, daher, wer nicht von Grund der Seele nach Vermögen allen Sünden abzusterben sich resolviret, dem werde nicht eine einzige Sünde wahrhaftig vergeben". Vgl. ebenda, S. 618, II. 755 u. s. w. Schade, Spener's Schüler, wurde durch den Gedanken, daß er auf das blos äußerliche Bekenntniß der Bußfertigkeit, selbst bei vorhandener Ueberzeugung vom Gegentheil, die Absolution ertheilen müsse, so sehr in seinem Gewissen beängstet, daß er zuerst

demselben Ernste an die Hohen, wie an die Niedern, und stellte, so viel an ihm war, die gleiche Unterordnung Aller unter das Sittengesetz wieder her, woran die Reformatoren einst so streng gehalten hatten, welche aber in den nachfolgenden Zeiten — nicht ohne die Schuld der spätern Theologen — je mehr und mehr verschwunden war*).

Es soll nicht geleugnet werden, daß die pietistische Sittenstrenge bisweilen in Uebertreibungen verfiel, welche ihrem wahren Zwecke schadeten, den Widersachern willkommene Waffen des Spottes boten und die eignen Anhänger den Versuchungen der Heuchelei und Scheinheiligkeit preisgaben**). Wenn ein Theil der Pietisten statt der wahren

---

(1696) „einige Fragen vom Beichtstuhl", bald darauf aber eine Abhandlung: „Praxis des Beichtstuhls und des Abendmahls" herausgab, in welcher letztern er geradezu den Beichtstuhl (wegen des damit getriebenen Mißbrauchs) einen „Satansstuhl" und „Feuerpfuhl" nannte. Die dadurch entstandene außerordentliche Aufregung — indem ein Theil der Bürgerschaft Schade verklagte, ein anderer sich für ihn erklärte und die Abschaffung der Privatbeichte verlangte — führte zu einer Untersuchung, aus welcher Schade unangetastet hervorging, und, nach dessen inzwischen erfolgtem Tode (1698), zu einer kurfürstlichen Entscheidung, wonach es in die freie Wahl der einzelnen Gemeindeglieder gestellt ward, sich der Privatbeichte zu bedienen oder nicht. Deutschmann gab damals eine Schrift heraus, worin er behauptete, schon im Paradiese habe es einen Beichtstuhl gegeben, die Beichtkinder seien Adam und Eva, der obere Beichtvater Jehovah gewesen, von dem untern Beichtvater habe damals noch nicht die Rede sein können. Vgl. Hoßbach, a. a. O. 2. Bd. S. 73.

*) S. oben S. 9 und 67. Val. Andreä (ein Vorläufer des Pietismus) klagt in seinen Briefen (Moser's „Patr. Archiv", 6. Bd. S. 321 ff.) über seine geistlichen Collegen zu Stuttgart, welche dem leichtfertigen Treiben des Hofes beschönigend und schmeichelnd Vorschub leisteten, während er alles daran setze, den Herzog diesen Einflüssen zu entziehen.

**) Zum Theil gehört hierher schon das Folgende. Von einem pietistischen Prediger am Hofe zu Baireuth erzählt die Markgräfin von Baireuth (2. Bd. S. 81), daß er gegen die weltlichen Vergnügungen des Hofes (die „Wirthschaften") gepredigt und nicht blos das Hofgesinde, sondern die höchsten Herrschaften selbst „in voller Kirche aufgerufen" (d. h. wol abgekanzelt), dem Markgrafen auch noch im Geheimen so ins Gewissen geredet habe, „daß dieser sich für verdammt in alle Ewigkeit hielt und dem geistlichen Herrn hoch und theuer versprach, keinen solchen Zeitvertreib mehr in seinem Lande zu dulden, worauf er die Absolution erhielt". Der Berliner Prediger Probst Roloff, der dem König Friedrich Wilhelm I. in seiner Sterbestunde eine Strafpredigt hielt, worin er u. a. sagte: „Wenn auch Gott Ew. Majestät par miracle, wovon wir doch kein Beispiel haben, wollte selig machen, so würden Sie, wie Sie jetzt sind, im Himmel wenig Freude haben; Ihre Armee, Ihr Schatz, Ihre Lande bleiben hier; es folgen Ihnen auch keine Diener nach, an denen Sie die Passion

Frömmigkeit mit einem äußerlichen Frommthun prunkte und die unschuldigsten Freuden der Welt mit einer Aengstlichkeit floh, die beinahe wie ein Bekenntniß aussah, als ob sie sich nicht trauten, dieselben wirklich unschuldig zu genießen, so hatten die Gegner wol Recht, sich auf Luther's Ausspruch zu berufen, der es für eine falsche Art von Christenthum erklärt habe, „daß man meine, es gehöre dazu, einen groben Rock anziehen, sauer sehen, fasten, den Kopf hängen, nicht Geld nehmen, nicht Fleisch essen u. s. w."*).

Aber es ist ein bekanntes Gesetz der Geschichte, daß ein Extrem das andre hervorruft, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn einem Leichtsinn, der nichts heilig achtete und sich alles erlauben zu dürfen glaubte, wie er in der damaligen Gesellschaft so weit verbreitet war, ein Ernst gegenübertrat, der oftmals in sauertöpfisches Wesen und finstern Welthaß ausartete. Der schmucklose dunkle Rock des Pietisten war nur das natürliche Gegenbild der eitlen und verschwenderischen Modetrachten, in denen sich Hoch und Niedrig überboten, und das Verdammungsurtheil, das er über alle weltlichen Vergnügungen sprach, fand seine Erklärung in den Ausschweifungen, zu denen der an sich wohlberechtigte Trieb sinnlicher Erheiterung und fröhlichen Lebensbehagens unter dem Einfluß ausländischer Sittenverderbniß und eines eingebildeten aristokratischen Privilegiums nur zu häufig entartet war.

Bürgerlicher Charakter des Pietismus.

Der Pietismus war bei seinem Auftreten eine wesentlich bürgerliche Erscheinung. Er wendete sich an die

---

Ihres Zornes auslassen können, und im Himmel muß man himmlisch gesinnt sein" (Förster, „Friedrich Wilhelm I.", 2. Bd. S. 154, Hagenbach, „Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrh.", 1. Bd. S. 95), war auch ein Anhänger Spener's, und ebenso war es muthmaßlich jener Geistliche, der 1690 zu Braunschweig, als der Herzog ein italienisches Opernhaus unweit der Kirche erbaut hatte, dem Fürsten ins Antlitz predigte: „Wo sich Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben" (Vehse, „Deutsche Höfe", 22. Bd.). Indessen hat doch K. A. Menzel Recht, wenn er („Neuere Gesch. der Deutschen", 9. Bd. S. 227) sagt: „Die altlutherischen Orthodoxen, die alles Heil an den alleinseligmachenden Glauben knüpften, hatten den Mächtigen, die in gehöriger Weise den Gottesdienst abwarteten, mit freundlicher Nachsicht die ewige Seligkeit verbürgt. Der Pietismus führte einen unbequemeren Weg zum Himmel, forderte praktische Frömmigkeit und erklärte nicht blos die rohen Ausschweifungen, sondern auch die feinern Genüsse, die mit der französischen Lebensweise an den Fürstenhöfen Eingang fanden, für sündhaft."

*) „Ausführl. Beschreibung des pietistischen Unfugs", S. 11.

ganze christliche Gemeinschaft und machte weder in Bezug auf seine sittlichen Forderungen, noch auf die Wohlthaten religiöser Belehrung und Erbauung, die er spendete, einen Unterschied des Ranges, der Geburt oder des Reichthums. Es mag sein, daß die Annäherung zwischen Hohen und Niedern, welche er durch seine religiösen Erbauungsstunden anbahnte und welche zum Theil aus diesen sich auch ins gewöhnliche Leben übertrug *), von manchem Vornehmen nur in dem instinctartigen Gefühle gesucht ward, daß der Herrschaft der obern über die untern Klassen in der christlichen Demuth, welche der Pietismus lehre, eine neue und kräftige Stütze erwachse, und von manchem aus dem Bürgerstande in der nicht minder eigennützigen Absicht, durch den wohlgefälligen Schein der Frömmigkeit sich die Gnade der Mächtigen zu erwerben. Allein weder in dem Wesen des Pietismus, noch in dem Sinne seines Stifters lag eine solche Richtung auf Begünstigung aristokratischer Privilegien oder auf Erweckung eines Geistes der Servilität in den Massen. Der Pietismus in seiner ursprünglichen Gestalt hatte nichts, was den Vornehmen schmeicheln oder die Niedern zur Verleugnung ihrer natürlichen Rechte antreiben konnte. Der Grundsatz von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen barg weit eher ein demokratisches, als ein aristokratisches Element in sich, und der ehrenhafte Freimuth, womit Spener auch den Höchstgestellten gegenübertrat, bezeugt, daß, wenn er es nicht verschmähte, die Hohen so gut wie die Niedern für seine Lehre zu erwärmen und den aufmunternden und schützenden Einfluß der Mächtigen seiner Sache zuzuwenden, er doch weit entfernt war, einem solchen Bemühen die höheren Zwecke seines Strebens aufzuopfern, und daß er viel mehr die Vornehmen zu der Einfachheit und Sittenstrenge bürgerlichen Lebens und Empfindens herabzusteigen zwang, als daß er ihnen zu Liebe von dieser Strenge irgend etwas aufgegeben hätte **).

*) Canstein, „Lebensgeschichte Spener's", S. 38.

**) Ich setze mich durch die obige Auffassung in Widerspruch mit den Anschauungen, die Barthold in seinem, übrigens vielfach interessanten und lehrreichen Aufsatze: „Die Erweckten im protestantischen Deutschland" u. s. w. von Spener und seinem Verhältniß zu den vornehmen Klassen gegeben hat. Barthold geht dort von der Annahme aus, Spener habe „einen besondern Beruf gefühlt, geistlich mit der vornehmsten Welt zu verkehren und gerade unter ihr seine religiösen Bekenntnisse zu verbreiten". Ich habe für diese Behauptung weder in der betr. Abhandlung

Auch lassen die Namen eines Hans Veit von Seckendorf, des würdigen Freundes und Rathgebers Ernst's des Frommen, eines von

selbst, noch in den sonstigen mir zugänglich gewesenen Quellen eine thatsächliche Bestätigung zu entdecken vermocht. Was B. von persönlichen Beziehungen Spener's zu hochadligen Familien (im Sinne religiöser Wahlverwandtschaft) Positives anzuführen weiß, beschränkt sich auf zwei Fälle, erstens auf die Verbindung mit dem gräflich Solmsschen Hause zu Laubach unweit Frankfurt (worüber B. auf Grund des „Laubachschen Denkmals" von Spener und der diesem vorangesetzten „Zuschrift" des Vfs. an die Gräfin Benigna berichtet) und dem damit verwandten v. Gersdorfschen zu Großhennersdorf in der Lausitz (dem Stammhause von mütterlicher Seite des Grafen v. Zinzendorf, Stifters der Herrnhuter Gemeinde), sodann auf dessen Verkehr mit einer Fürstin v. Stolberg-Gedern oder Geudern, ebenfalls in der Nähe Frankfurts (s. Spangenberg, „Leben Zinzendorf's", 1. Bd. S. 15 ff.). Von andern Familien des hohen Adels wird eine gleiche Beeinflussung durch Spener von B. theils nur vermuthet, theils geradezu als „nicht nachweisbar" zugestanden, dennoch aber vorausgesetzt. Daß die „Tausende von Briefen", die Spener „als geistlicher Rathgeber von ganz Deutschland" empfangen, vorzugsweise von Adligen oder andern Vornehmen hergerührt, ist gleichfalls eine bloße Vermuthung B.'s Ich glaube wol und finde es ganz natürlich (worauf auch Canstein im „Leben Spener's", S. 21, hindeutet), daß Spener auch mit Vornehmen vielfach Umgang gepflogen, manche darunter zu seinen Gesinnungen belehrt oder günstig für seine religiösen Bestrebungen gestimmt hat, von manchen um Rath befragt worden sein mag, allein von da bis zu der Voraussetzung einer planmäßigen Bearbeitung „gerade" der Vornehmen, um durch sie seine Sache zu fördern, ist denn doch noch ein weiter Weg. Die Führerschaft und Unterweisung junger Herren von Stande auf der Universität, womit Spener sich seinen Unterhalt verdiente, war in der damaligen Zeit ebensowenig etwas Ungewöhnliches, als das Studium der Genealogie und Heraldik, welches nicht selten Theologen und andre Gelehrte aus Liebhaberei trieben, welches aber überdies bei Spener einen sehr praktischen Zweck hatte, indem er nicht blos in seiner Stellung als Führer der jungen Pfalzgrafen angewiesen war, seinen Zöglingen Genealogie vorzutragen, sondern auch eine Zeit lang sich Hoffnung auf eine Geschichtsprofessur zu Straßburg machte, wozu die Kenntniß der Genealogie unentbehrlich war (Canstein, „Leben Spener's", S. 22). Wenn B. ferner andeutet, Spener habe ganz besonders die adligen Damen zu gewinnen gesucht, um unter diesen und durch diese Propaganda für seine pietistische Richtung zu machen, so finde ich auch diese Annahme nirgends thatsächlich begründet. Die Gräfin Benigna von Solms war, wie aus der „Zuschrift" an sie (vor dem „Laubachschen Denkmal") deutlich erhellt, als eine fromme und trefflich gesinnte Dame Spenern schon vor seiner Annäherung an sie, erst durch Andre, dann durch ihre eigenen Schreiben, worin sie sich an ihn wendete, bekannt geworden. Der Ton der „Zuschrift" ist ein ehrerbietiger, mehr noch ein aufrichtig achtungsvoller in Anbetracht der edlen, wie Spener sehr freimüthig bemerkt, unter der Aristokratie seltenen Gesinnungen der Gräfin, aber er hat nichts von dem süßlichen oder schmeichlerischen

Uffenbach, des vielgereisten und gelehrten Mannes, eines von Canitz, von Wattenwyl, von Canstein, Graf von Zinzendorf und anderer durch Bildung und Charaktereigenschaften ausgezeichneter Adliger, die unter den Anhängern Spener's glänzen, nicht daran zweifeln, daß es noch etwas mehr war, als blos äußerliche Beweggründe oder persönliche Einflüsse, was einen Theil dieses Standes der neuen Richtung zuführte. Die Besseren aller Stände empfanden damals die Dringlichkeit eines Innehaltens auf dem von der Mehrheit der Gesellschaft betretenen schlüpfrigen Wege der Leichtfertigkeit und der Verachtung jedes höheren, edleren Lebenszweckes. Ein Zug sittlicher Ernüchterung und religiöser Einkehr in sich selbst ging bereits um das Ende des 17. Jahrhunderts — mitten in dem lustig fortwogenden Strome des allgemeinen Leichtsinns — fast allerwärts durch zahlreiche Kreise nicht blos der Mittelklassen, sondern auch der höhern Stände, und die in solcher Gesinnung Geeinten reichten sich vielfach die Hand zum stillen Bunde von einem Lande in das andere hinüber. H. A. Francke fand für seine frommen Bestrebungen nicht blos in allen Gegenden Deutschlands, sondern auch in Holland, in Dänemark, in der Schweiz, in Ungarn Anklang und

---

Tone, worin wol spätere Apostel des Pietismus zu vornehmen Frauen gesprochen haben mögen, um dieselben „fromm zu machen". Wenn endlich B. dieser seiner Ansicht von einer vorzugsweise an die Frauen des Adels gerichteten pietistischen Propaganda Spener's u. a. durch die beiläufige Bemerkung Nachdruck zu geben versucht: „Wie Benigna's Gemahl in diese Gestaltung eingriff, wird nicht hervorgehoben", so steht dieser Andeutung die directe und ausdrückliche Erwähnung (in der mehrerwähnten „Zuschrift") entgegen von des Grafen Beziehungen zu Spener, von seiner Einladung an Spener zum Besuch in Laubach, von seiner Theilnahme an den Katechisationsübungen, welche die Gräfin mit der Dorfjugend hielt, endlich von seiner Aufforderung an Spener zum Predigen vor dem gräflichen Paare. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf Grund meiner, durch unbefangenes Forschen gewonnenen Ueberzeugung einer Auffassung entgegenzutreten, die den „Patriarchen des Pietismus" (wie B. Spener spottweise nennt) leicht in dem Lichte eines jener heuchlerischen und oft sehr weltlich gesinnten Pietisten, wie sie später an vielen kleinen deutschen Höfen umherschwärmten, erscheinen lassen würde. Eine solche Auffassung, so lange sie nicht streng bewiesen ist, scheint mir theils sehr ein Unrecht gegen den Mann zu sein, der, obwol schüchtern von Natur, doch gerade Vornehmen gegenüber einen geistlichen Muth bewährte, der bei seinen orthodoxen Collegen sich nur zu oft vermissen ließ, theils eine bedenkliche Verkehrung der geschichtlichen Wahrheit in Bezug auf den unterscheidenden Charakter dieses ersten Stadiums des Pietismus von einem späteren.

Unterstützung*). Der Graf von Zinzendorf traf in Halle mit gleichgestimmten Alters- und Standesgenossen aus allen Ländern zusammen, die sich mit ihm zu einer frommen Gesellschaft, dem „Orden zum Senfkorn“, verbanden, dessen Zweck „die Erkenntniß Gottes und unsres Heilandes und das Heil der armen Menschheit“, und dessen Devise der in der damaligen Zeit und unter der Jugend dieses Standes doppelt bedeutungsvolle Spruch war: „Unser keiner lebt ihm selber!**), verkehrte später in Frankreich unter dem Adel und der Geistlichkeit mit nicht Wenigen, welche den ernsteren Lebensansichten huldigten, die dort der Jansenismus, wie in Deutschland der Pietismus, verbreitete, und sah endlich die Grundsätze der unter seinem Schutze gegründeten Genossenschaft, welche strenge Frömmigkeit mit einer fast demokratischen Einfachheit und Brüderlichkeit der Lebensweise vereinigte, in England, in Holland, in der Schweiz von Personen aller Gesellschaftskreise mit Gunst und Theilnahme aufgenommen***).

In Deutschland selbst waren es keineswegs blos einzelne „fromme Grafenhöfe“, welche um besonderer Ursachen willen oder in Folge zufälliger Familienverbindungen dem Pietismus Vorschub leisteten, und ebensowenig waren es blos die verkümmerten oder gedrückten Bevölkerungen einzelner Landstriche, unter denen derselbe seine Anhänger zählte. Vielmehr bezeugt die weite und fast ausnahmslose Verbreitung der pietistischen Ideen über alle Gegenden Deutschlands, über kleine Landstädte wie über große Handelsplätze, Residenzen und Universitäten, über reformirte wie über lutherische Ortschaften, daß diese Ideen in einem tiefen und allgemeinen Bedürfnisse wurzelten und daß, wenn ein Theil der vornehmen Stände sich der Bewegung anschloß, er

*) „Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift“, 1. Bd. S. 117 ff., 2. Bd. S. 86 ff.

**) Reichel, „Leben des Grafen von Zinzendorf“, S. 4, Varnhagen von Ense, „Biograph. Denkmale“, 5. Theil („Graf v. Z.“) S. 18.

***) Varnhagen, a. a. O. S. 420 ff. Ein bewährter Sittenschilderer der damaligen Zeit, Herr v. Loën, bemerkt: „Die allenthalben täglich mehr überhandnehmenden Mißbräuche, welche ein närrischer Hochmuth und eine zaumlose Ueppigkeit emportreiben und welche die besten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen ebensowol, als der Trieb zur Frömmigkeit, die Ursache sein, daß sich so viele Leute zu den Herrnhutern (einer Abzweigung der Pietisten) gesellen, darunter insbesondere einige reiche Engländer, Holländer und Schweizer sich befinden“. Vgl. Varnhagen, a. a. O. S. 264.

damit nur einer gemeinsamen und unwiderstehlichen Strömung der Zeit folgte *).

Bedenkliches Verhältniß des Pietismus gegenüber den vornehmen Klassen.

Allerdings war etwas in dem Verhältniß des Pietismus zu den vornehmen Klassen und dieser zu ihm, was den Schein der Unaufrichtigkeit oder doch des Unnatürlichen leicht erwecken konnte. Auch zu den Füßen Luther's und Melanchthon's hatten Fürsten und Edelleute gesessen, wie jetzt zu den Füßen Spener's und H. A. Francke's. Aber damals waren Fürsten und Adel noch durch keine so weite Kluft von den übrigen Klassen getrennt, und eine große religiöse, sittliche und patriotische Erhebung konnte recht wohl alle Theile der Nation in einem gemeinsamen Gefühle vereinigen. Allein nach der gewaltigen Veränderung, die seit jener Zeit in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, wie in den Sitten der höhern Stände vor sich gegangen war, fiel es einigermaßen schwer, an die Aufrichtigkeit der Kundgebung von Gesinnungen zu glauben, welche, wenn sie ernstlich gemeint sein sollten, nichts Geringeres, als eine völlige Verleugnung und Verurtheilung der in diesen Kreisen hergebrachten und als unantastbar geltenden Lebensansichten zur Folge haben mußten. Das Verdienst derer, welche sich wirklich zu solcher Höhe der Selbstverleugnung und

*) Als besondre Pflegstätten des Pietismus finden wir aufgeführt: Frankfurt und Umgegend, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen, Lübeck, Altona, Kiel, Königsberg, Danzig, Riga, Rostock, Wolfenbüttel, Halberstadt, Harzgerode, Halle, Delitzsch, Quedlinburg, Erfurt, Jena, Gotha, Gießen, Darmstadt, Essen, Heidelberg, Tübingen, Straßburg, Augsburg, Ulm, Nördlingen, Nürnberg, Schweinfurt, Waldeck, Schlesien, die Lausitz, das Voigtland u. s. w. Auch die Verzeichnisse der Beiträge zu dem Waisenhaus in Halle, sowie der Subscriptionen auf die frommen Schriften Francke's enthalten Namen aus allen Ständen (besonders viele Prediger, aber auch viele „hohe Standespersonen"), sowie aus allen Gegenden Deutschlands und selbst vom Auslande. (Hoßbach, a. a. O. 2. Bd. S. 121; Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Bd. S. 149, 2. Bd. 1. Abth. S. 72; „Ausführliche Beschreibung des Unfugs der Pietisten"; „Delitzscher Chronik", 2. Bd. S. 196; Carpzov, „Historischer Schauplatz der Stadt Zittau", 3. Bd S. 45; Gottsched's Briefwechsel (Handschrift der Leipziger Univ.-Bibl.), Jahrgang 1728, Blatt 72; Schweizer, „Centraldogmen", 2. Bd. S. 749; Reichel, „Leben des Grafen v. Zinzendorf", S. 18; „Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift", 1. Bd. S. 117 ff., 2. Bd. S. 86 ff. u. s. w.) — Das obige Verzeichniß widerlegt auch die Ansicht Barthold's (a. a. O.), als ob die pietistische Richtung vorzugsweise nur den Bevölkerungen zwischen Main, Rhein, Sieg und Lahn eigen und gleichsam ein bloßer Ausfluß ihrer besondern Verhältnisse und Beschäftigungsweisen gewesen sei.

Vorurtheilslosigkeit emporschwangen, war sicherlich ein um so größeres, allein ebenso gewiß war der Zweifel gerechtfertigt, ob im gegebenen Falle ein klarbewußter und ernstgewollter Entschluß dieser Art vorliege, oder nicht vielmehr blos eine Selbsttäuschung, wo nicht die Absicht, Andere zu täuschen. Wenn selbst ein so aufrichtig frommer und der gewöhnlichen weltlichen Eitelkeit durch seine Richtung auf Höheres so entschieden abgestorbner Mann wie der Graf von Zinzendorf *) dennoch nicht ganz frei war von einem gewissen Gefühl des Stolzes darauf, daß er, indem er allen Ehren und Vortheilen seines Standes entsage, eben etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches thue **), wie konnte man erwarten, daß minder große Geister unter seinen Standesgenossen das schwere Werk der Resignation wirklich mit voller Aufrichtigkeit vollbringen würden?

Der Pietismus selbst kam solchen vornehmen Begünstigern seiner Sache gegenüber in eine nicht ganz unbedenkliche Lage. Er konnte nicht umhin, die doppelt große Selbstverleugnung, die in jeder solchen Bekehrung einer Person aus den höhern Ständen zu seinen Grundsätzen der Sittenstrenge lag, rühmend anzuerkennen ***). Und doch vergab er schon dadurch seinem innersten Wesen etwas, indem er eigentlich von einem Ansehen der Person in sittlichen Dingen überhaupt nichts wissen durfte, verführte auch leicht seine vornehmen Anhänger selbst zu der gefährlichen Einbildung, als ob für sie schon mit geringeren Anstrengungen das gleiche, wenn nicht ein höheres Verdienst vor Gott und vor der Welt erreichbar sei, als für Leute gewöhnlichen Schlages mit viel größeren.

---

*) Daß dem wirklich so war, beweisen zahlreiche Aeußerungen und Handlungen des Grafen; vgl. Varnhagen, a. a. O. S. 67, 84, 94, 174 u. f. f.

**) Varnhagen, a. a. O. S. 495, bemerkt von ihm: „Er war allerdings neben dem frommen auch der vornehme Mann, zugleich ein Diener und das Haupt der Gemeinde, ließ oft den schmeichelhaften Verehrungen seiner Person und seines Namens zu viel Raum, suchte sein Werk und Ansehen auch vor der Welt günstig herauszustellen“ u. s. w. Derselbe führt auch folgende Aeußerung einer Tante des Grafen an: „Er habe im Reiche der Demuth nach der obersten Stelle gestrebt“.

***) Dies thun auch z. B. Spener in dem Vorwort zu seinem „Laubachschen Denkmal“, Francke in dem „Hochwürdigen Exempel des weil. hochgeb. Reichsgrafen und Herrn Heinrichs XXIII. j. L. Reuß“, S. 32. Daß eine solche Ansicht überhaupt damals gäng und gäbe gewesen, deutet Varnhagen, a. a. O. S. 54 an.

Ursache dieses Mißverhältnisses: die politische Stellung des Pietismus und deren Folgen.

Es war zum großen Theil die Schuld eines früheren Versäumnisses in unsrer nationalen Entwicklung, welche hier der Pietismus büßen mußte. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts hatten sich damit begnügt, eine Verbesserung in der Religion und den Sitten des Volks hervorzubringen, hatten aber die bestehenden politischen und socialen Verhältnisse unberührt gelassen. Sie hatten sich abweisend, zum Theil sogar feindlich gegen die Bestrebungen derer verhalten, welche, getrieben von der Ueberzeugung, daß mit einer blos kirchlichen Reform ohne eine gleichzeitige politische das Werk nur halb gethan sei, die zerrütteten Zustände des Reichs und die Mißverhältnisse der verschiedenen Klassen der Gesellschaft unter einander einer gründlichen Umgestaltung unterziehen wollten. Es war ihnen freilich auf diese Weise gelungen, ihr Unternehmen rascher zum Abschluß zu bringen und es vor der Verstrickung in die Fährlichkeiten ungewisser, weitaussehender Pläne zu bewahren; allein zugleich gaben sie demselben die bedenkliche Erbschaft einer nur halbvollendeten, halb in sich selbst zurückgedämmten Bewegung mit, und die Folgen dieser Erbschaft waren es, an welchen Deutschland jetzt krankte. Der Pietismus hatte gut Sitteneinfalt und Religiosität predigen, wenn alle öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse die Massen zu dem Gegentheil davon hindrängten, wenn Fürsten und Adel, durch ihre unnatürliche Stellung verführt, den andern Klassen das verderbliche Beispiel der Hinneigung zu der leichtfertigen Denkweise des Auslandes und der Verleugnung altväterlicher Einfachheit, Biederkeit und Frömmigkeit gaben*). Er konnte wol mit Hülfe erbaulicher Ermahnungen und einer dadurch erregten ungewöhnlichen Begeisterung eine gewisse Zahl von Individuen zu einer mehr oder minder ernstgemeinten und entschlossen durchgeführten Enthaltung von der allgemeinen Sittenverderbniß veranlassen, allein er war der bleibenden Erfolge dieser, wennauch noch so eifrigen Anstrengungen niemals sicher, weil in der Mehrzahl der Fälle die Verhältnisse sich stärker erwiesen, als die Menschen; er mußte immer drastischere Mittel der Gewinnung und der Festhaltung von Anhängern wählen, auch wol hier und da, um die gewonnenen nicht zu verlieren, einige Nachsicht üben und so die Wirksamkeit seiner Grundsätze bald ins Krankhafte steigern, bald ungebührlich abschwächen**).

*) Vgl. oben 4. Abschnitt.

**) Jul. Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland

Daran freilich war nicht zu denken, daß das bei der Reformation Versäumte jetzt noch nachgeholt werden könnte. Der politische Geist des Volkes, der damals noch einmal hoch aufgeflammt hatte, war seitdem gänzlich in sich zusammengebrochen. Adel und Fürsten hatten sich von der nationalen Sache vollends losgesagt. Die Masse des Volks war von neuem in Stumpfsinn und Rohheit versunken. Was noch von öffentlichem Interesse übrig war, das concentrirte sich ausschließlich auf dem kirchlichen Gebiete. Der Pietismus hatte es schon für etwas Großes zu erachten, wenn ihm nur gelang, hier einige Verbesserungen zu erreichen und die ärgsten Mißbräuche abzustellen. Der Gedanke an politische Reformen mußte ihm schon deshalb gänzlich fern liegen, weil er, fast noch in höherem Grade als seiner Zeit die Lehre Luther's, des Beistandes der bestehenden weltlichen Gewalten gegen die erdrückende Macht der herrschenden Hierarchie bedurfte.

Vergleichung des Pietismus in diesem Betracht mit dem englischen Puritanismus.

Der Puritanismus in England hatte sich allerdings nicht, wie der Pietismus in Deutschland, auf das religiöse und moralische Gebiet beschränkt, vielmehr in den politischen Bewegungen, welche im 17. Jahrhundert England erschütterten und verjüngten, eine wichtige, zum Theil sogar beherrschende Rolle gespielt. Er war zwar später in die bescheidnere Stellung einer kirchlichen Secte zurückgetreten, aber er hatte doch durch jene energische Antheilnahme am politischen Leben einen bleibenden Einfluß nicht blos auf den sittlichen, sondern auch auf den öffentlichen Geist der Nation erlangt und insbesondre den Mittelklassen jenen unvertilgbaren Trieb politischer Freiheit, bürgerlicher Betriebsamkeit und eines tiefen sittlich-religiösen Ernstes eingeprägt, dessen fortwirkende Spuren noch heute sowol im Mutterlande selbst, als namentlich in den von dort ausgegangenen Pflanzstätten einer neuen Cultur jenseit des Oceans deutlich zu erkennen sind.[1]

Dem Pietismus blieb dies versagt. Durch die Macht der Verhältnisse streng auf das religiöse Gebiet eingeschränkt, entbehrte er des so wichtigen Läuterungsprocesses einer Berührung und Durchdringung mit den realen Interessen der Nation und mit einem bewegten öffent-

1681—1781", 1. Bd. S. 331, citirt eine angebliche Aeußerung von Leibnitz über Spener, wonach Spener bei Manchen „entschuldigt oder vertuscht" hätte, was er bei Andern getadelt. Was von Aeußerungen und Handlungen Spener's offenkundig vorliegt, scheint diesem Vorwurfe nicht Recht zu geben.

lichen Leben. So lange noch der erste Schwung der Begeisterung in ihm mächtig war, erhielt er durch diese Abgezogenheit von der Außenwelt und diese strenge Abgeschlossenheit in den stillen Räumen des Gemüthes einen Zug idealer Reinheit und Erhabenheit, welcher den religiösen Secten, die zugleich politische oder sociale Zwecke verfolgen, leicht verloren geht. Allein, als dieser Anlauf ermattete (was nach dem natürlichen Laufe der Dinge gar bald geschah), als der Geist des Stifters in seinen, nicht immer ihm ebenbürtigen Nachfolgern einen Nachlaß oder eine Ablenkung erfuhr, da begannen die äußeren Verhältnisse ihren ganzen verhängnißvollen Einfluß zu üben, und an die Stelle der aufrichtigen Frömmigkeit, welche Spener auszubreiten gestrebt hatte, trat nur zu häufig eine scheinheilige, erkünstelte, schwächliche oder überreizte Frömmelei.

Verhalten des Pietismus zu den Fragen der Kirchenverfassung.

Vielleicht hätte der Pietismus die Folgen seiner gezwungenen Unthätigkeit im Politischen einigermaßen ausgleichen können durch um so entschiedenere Parteinahme in den Fragen, welche recht eigentlich auf seinem Wege lagen, den Fragen der Kirchenverfassung. Die Verfassung der protestantischen Kirche Deutschlands befand sich eben damals in einem folgenreichen Uebergange. Eine geraume Zeit lang hatte der geistliche Stand fast allein die entscheidende Stimme in allen Angelegenheiten der Kirche geführt; die weltliche Macht war kaum mehr als die Vollstreckerin seiner Aussprüche und Befehle gewesen. Dieses Verhältniß erfuhr eine Aenderung durch die wachsende Macht der Fürsten, die Spaltung der protestantischen Kirche in einen lutherischen und einen reformirten Religionstheil, durch den Mißbrauch, den die Geistlichkeit häufig mit der ihr anvertrauten Gewalt getrieben, sowie durch den Einfluß der freieren Ansichten, welche, hauptsächlich von England und den Niederlanden aus, in Deutschland Eingang fanden. In den Ländern gemischter Confession erschien eine ausgleichende, friedenstiftende und regelnde Gewalt über den streitenden Parteien als eine Nothwendigkeit. Die öffentliche Meinung, empört durch zahlreiche Beispiele religiöser Unduldsamkeit der Geistlichen, rief die Fürsten und ihre juristischen Räthe als Beschützer der unterdrückten Gewissensfreiheit an, und in der That ward fast nur von dieser Seite, aber auch von dieser Seite nicht selten, den Uebertreibungen hierarchischen Eifers in Handhabung der Kirchenzucht oder in Verfolgung Andersgläubiger eine heilsame

Schranke gesetzt. Endlich hatte der westphälische Friede auch staatsrechtlich die Oberhoheit der Fürsten in kirchlichen Dingen sanctionirt, indem er ihnen das jus reformandi, d. h. die Entscheidung darüber zusprach, welcher Glaube in ihren Ländern als Staatsreligion gelten sollte.

Der Kampf, der sich zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Stande über den entscheidenden Einfluß in Glaubensfragen entspann, war gerade um die Zeit, wo der Pietismus sich auf seinem Höhepunkte befand, in vollstem Gange. Auf Seiten der weltlichen Gewalt standen die bedeutendsten Staatsrechtslehrer und Philosophen, ein Pufendorf, ein Chr. Thomasius, ein Böhmer u. a., und ihnen schlossen sich von den Theologen die gemäßigteren an, wie Pfaff in Tübingen, welcher der Kirche zwar ein ursprüngliches Recht der Selbstverwaltung vindicirte, die Ausübung dieses Rechtes jedoch, vermöge einer angenommenen Uebertragung seitens der Kirche selbst, der weltlichen Obrigkeit einräumte*). Dagegen hielten die Theologen der alten Schule streng an dem fest, was sie das unveräußerliche Recht der Kirche nannten, daran nämlich, daß nur eine geistliche Körperschaft (eine theologische Facultät oder eine Synode von Geistlichen) in letzter Instanz über Fragen des Glaubens, des Gottesdienstes oder der Kirchenzucht sollte entscheiden dürfen**).

Der Sieg in diesem Kampfe neigte sich indessen je länger je mehr auf die Seite der Vertheidiger des weltlichen Kirchenregiments oder des sog. Territorialsystems. Das Interesse der Fürsten, der Geist der Beamten und die herrschende Zeitrichtung waren mit einander im Bunde gegen die Geistlichkeit.

Während so weltliche und geistliche Gewalt, Juristen und Theologen um die Herrschaft in der Kirche kämpften, war aber davon, daß auch den Laien (oder, wie man es damals nannte, dem Hausstande) eine

*) Pufendorf: De habitu religionis ad vitam civilem, 1687; Chr. Thomasius: „Vom Rechte evangelischer Fürsten in theologischen Streitigkeiten", 1696; Brenneisen (Th.'s Schüler): „Ueber das Recht der Fürsten in Mitteldingen", 1695, und „De jure principis circa haereticos" (Beides mit Einleitungen von Th.); Böhmer, „Ius eccles. protestanticum", 1714; Pfaff, „De vera ecclesiae notione", 1719. — Vgl. Richter, „Gesch. der evangelischen Kirchenverfassung in Deutschland".

**) In diesem Sinne schrieb Carpzov gegen Thomasius: „De jure decernendi controversias theologicas", 1696. Vgl. Luden, „Chr. Thomasius", S. 245.

Stimme dabei gebühre, nirgends die Rede. Die Vertheidiger des Territorialsystems glaubten alles gethan zu haben, wenn sie den Fürsten und ihren Räthen größtmögliche Mäßigung und Toleranz in Handhabung des Kirchenregimentes empfahlen *), und die Theologen wollten noch viel weniger von einer Theilnahme der Laien an der Leitung des Kirchenwesens etwas wissen. Carpzov faßte seine Ansichten über die Verfassung der protestantischen Kirche in den Satz zusammen: „Die Obrigkeit prüft und vollstreckt, das Volk pflichtet bei", und selbst der aufgeklärtere Pfaff war der Meinung: „das allgemeine Priesterthum sei verloren gegangen durch Mangel an Weisheit und Licht in den Gemeinden, und es müßten daher diese letzteren ihre Befugnisse denen überlassen, die zu deren Handhabung tüchtiger wären, d. h. den Geistlichen". Sogar das bescheidne Recht der Gemeinden, Einsprache gegen die Einsetzung eines ihnen anstößigen Predigers zu erheben, ein Recht, welches in vielen Gegenden Deutschlands gesetzlich noch bestand, kam in der Praxis immer mehr außer Geltung **).

Spener erkannte mit klarem Blicke die Gefahr, welche dem protestantischen Kirchenwesen daraus erwuchs, „daß die beiden obern Stände (Geistlichkeit und Beamtenschaft) alles an sich gerissen und dem dritten Stande (den Gemeinden) die Uebung seiner Rechte an den meisten Orten entzogen hatten". Er hätte es dem Geiste der wahren und ursprünglichen Ordnung der christlichen Kirche weit entsprechender gefunden, „wenn in sämmtlichen zum Kirchenwesen gehörigen Stücken alle drei Stände zusammenwirkten" ***), ein Verhältniß, wie es in der reformirten Kirche bestand und mit deren Grundsätzen zugleich auch schon in mehreren deutschen Ländern Eingang gefunden hatte †).

Aber entweder hatte Spener nicht den Muth, für diese Ansicht öffentlich aufzutreten, oder er sah die Unmöglichkeit ein, damit durchzudringen. Genug, er ließ es, wie seinerzeit auch Luther, bei dem bloßen Aussprechen der Idee des „allgemeinen Priesterthums" bewenden

*) Vgl. die oben angeführten Schriften von Chr. Thomasius u. A.

**) Richter, a. a. O. S. 201, 228.

***) Spener, „Theol. Bedenken", 1. Thl. 1. Kap. sectio LVI (S. 262).

†) In der niederrheinischen und westphälischen Kirche, in Zweibrücken, Kurpfalz, Sieg, Wied und Wittgenstein hatte sich eine Presbyterial- und Synodalverfassung entwickelt. Göbel, „Geschichte der niederrheinisch-westphälischen Kirche", 1. Bd. 1. Abth. S. 140.

und tröstete sich wegen Nichtbeachtung dieser Forderung in der Praxis mit dem Gedanken, daß doch wenigstens eine Theilung des Kirchenregiments zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt hergestellt und so das Schlimmste vermieden sei, was die römische Kirche zum wahren „Anti-Christ" mache: die Alleinherrschaft eines tyrannischen und verfolgungssüchtigen Clerus*).

Noch ein zweiter Weg blieb übrig, um die Grundsätze kirchlicher Freiheit und Gleichheit, welche der Pietismus nach dem Vorgange Luther's predigte, im Leben zu verwirklichen. Man mußte sich von der herrschenden Kirche trennen und selbständige Religionsgenossenschaften bilden. Die Puritaner in England hatten diesen Weg betreten, und der Entschlossenheit, womit sie es gethan, verdankten sie zu einem großen Theile den Einfluß, den sie nicht blos auf den religiösen, sondern auch auf den nationalen Geist ihres Vaterlandes ausgeübt.

Die Verhältnisse in Deutschland waren einem solchen Entschlusse viel weniger günstig. Es fehlte hier jene directe Nöthigung zum Austritt, welche in England der von der weltlichen Gewalt rücksichtslos unterstützte Despotismus der herrschenden Kirche allen von dieser abweichenden religiösen Richtungen auferlegt hatte; im Gegentheil bot sich hier die Möglichkeit dar, mit Hülfe toleranter und aufgeklärter Fürsten die Landeskirchen selbst der neuen Lehre zu gewinnen. Andrerseits war das Wagniß bei der Bildung förmlicher Secten außerhalb der bestehenden Kirche in Deutschland viel größer, als in England, weil ein politischer Umschwung, der diesen Secten Sicherheit gegen Bedrückungen und eine berechtigte Existenz hätte in Aussicht stellen können, hier schlechterdings nicht zu erwarten stand, und weil selbst der gute Wille einzelner Fürsten nicht immer ausreichte, sie gegen die Folgen der allgemeinen Gesetzgebung des Reichs zu schützen, welche nur die im westphälischen Frieden anerkannten Kirchengesellschaften dulden wollte**). Solchen Verhältnissen die Stirn zu bieten, war Spener mit seinem milden, etwas ängstlichen Wesen nicht der Mann. Zwar empfahl er die Bildung von „Kirchlein innerhalb der Kirche" (ecclesiolae in

*) Spener a. a. O.

**) Ein Reichsgraf von Büdingen gestattete allen möglichen Sectirern den Aufenthalt in seinem Lande, ward aber vom Reichskammergericht gezwungen, diese Erlaubniß zu widerrufen, und sogar in Strafe deshalb genommen (Barthold, a. a. O. S. 183).

ecclesia), aber nur als ein Mittel, den in engeren Kreisen erweckten und gepflegten Geist thätigen Christenthums allmälig der ganzen protestantischen Kirche Deutschlands mitzutheilen. Einer wirklichen Absonderung von der letzteren war er durchaus abgeneigt und von der Bildung selbständiger Gemeinden oder Secten wollte er nichts wissen*).

Die Herrnhuter. Die Mehrzahl seiner Anhänger folgte seinem Beispiel. Nur eine kleine Fraction unter der Führerschaft des Grafen von Zinzendorf, eines Taufpathen Spener's und Zöglings F. A. Francke's, ging ohne sich geradezu von der bestehenden Kirchengemeinschaft loszusagen, doch consequenter auf der Bahn vorwärts, auf welcher Spener halbwegs stehen geblieben war**). In den „Brüdergemeinden" der Herrnhuter, deren erste 1722 gestiftet ward, fand die Idee des „allgemeinen Priesterthums", der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Christen, ihre Verwirklichung nicht allein in der kirchlichen, sondern auch in der bürgerlichen Verfassung, ja bis in die häusliche Lebensordnung der Einzelnen und der Familien hinein. Innerhalb dieser fest in sich abgeschlossenen Kreise kam auch ein anderer Grundsatz des Pietismus (den Spener selbst immer nur mit Mäßigung gehandhabt wissen wollte), die Abwendung von alledem, was man die „Lust und Eitelkeit der Welt" nannte, zu rücksichtsloserer Anwendung. Aber — merkwürdig! — neben dieser Hinlenkung aller Gedanken auf das Himmlische entwickelte sich in den Colonien der Herrnhuter ein Geist praktischer Betriebsamkeit und Tüchtigkeit, der dieselben ebenso zu Musterstätten des bürgerlichen Gewerbfleißes, wie der Frömmigkeit und der werkthätigen christlichen Bruderliebe machte. Von ihnen gingen auch die kühnen Unternehmungen jener ersten deutschen Missionäre aus, welche, in der einen Hand die Bibel und das Kreuz, in der andern die Früchte germanischer Gewerbthätigkeit, sich furchtlos unter die wilden Bevölkerungen der entlegensten Welttheile wagten***).

---

*) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 131.

**) Vgl. die Lebensbeschreibungen des Grafen von Zinzendorf, von Reichel, Spangenberg und Varnhagen v. Ense.

***) Die älteste Mission der Herrnhuter war die im dänischen Westindien (1732); dann folgte die in Grönland (1733), die unter den nordamerikanischen Indianern (1734), in Surinam (1735), Südafrika (1736), Tabago (1790) u. a. („Jahresbericht des Herrnhuter Missionsdepartements für 1854").

Das Gros des Pietismus, das es zu einer solchen entschiedenen Auseinandersetzung mit der Kirche und zu einem festen Abschluß in sich nicht brachte, verfiel durch sein Bestreben, bald den herrschenden Richtungen sich anzubequemen, bald sich selbst zur herrschenden zu machen, in Ausartungen und Inconsequenzen aller Art. Wir sehen diese Pietisten — nicht allzulange nach dem Hintritt Spener's — das eine mal mit der Orthodoxie ein zweideutiges Bündniß eingehen, ein andres mal den weltlichen Gewalthabern höfisch schmeicheln, und wir nehmen mit Bedauern wahr, wie sie die lautere und herzliche Frömmigkeit, welche die Anfänge des Pietismus charakterisirt hatte, mehr und mehr mit einem scheuen und scheinheiligen Wesen, die frühere Milde gegen Andersgläubige mit einer finstern Unduldsamkeit vertauschen, so daß dieser ausgeartete Pietismus endlich in demselben Maße ein Hemmniß des geistigen Fortschritts der Nation wird, wie der ursprüngliche bei seinem Auftreten als ein verjüngendes und befruchtendes Element desselben erschien.

Siebenter Abschnitt.

Die Anfänge der sogenannten Aufklärung: Christian Thomasius.

Anfänge der sog. Aufklärung in Deutschland.

Die Streitigkeiten der Pietisten mit den Orthodoxen waren nur das Vorspiel und gleichsam das Signal zu einem Kampfe von weit größerem Umfange und viel längerer Dauer, der von dem Ende des 17. Jahrhunderts an durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch Deutschland in Bewegung setzte. Es war der Kampf einer neuen Zeit gegen die alte und überlebte, des Dranges nach Selbständigkeit im Denken und Empfinden, der sich in allen kräftigeren Geistern regte, gegen den Zwang eines Autoritätsglaubens, der diese Selbständigkeit nicht gelten lassen wollte, der Sehnsucht nach praktischen, fürs Leben brauchbaren Resultaten der Forschung gegen die dürren Formeln und die hohlen Spitzfindigkeiten einer unfruchtbaren, vom Leben abgewendeten Speculation, des demokratischen Verlangens nach Antheilnahme aller Klassen des Volkes an den Errungenschaften wissenschaftlicher Bestrebungen gegen die aristokratische Herrschsucht und Ausschließlichkeit einer gelehrten Kaste.

Auch bei diesem Kampfe war fast immer die Orthodoxie und das von ihr vertretene System unbedingten Autoritätsglaubens der Mittelpunkt, um welchen alle Kräfte des Angriffs wie der Vertheidigung sich concentrirten. Mit richtigem Instincte erkannten die Vorkämpfer des Neuen in ihr den Schlüssel der Stellung, die sie erobern wollten, und in dem gleichen Gefühle schaarten sich die Anhänger des Alten um sie und suchten sie zu schützen, um von ihr geschützt zu werden. Der Pedantismus des Gelehrten, der Weisheitsdünkel des Scholastikers, die abergläubische Unwissenheit des Medicasters und die barbarischen Vor-

urtheile des Rechtsgelehrten von der alten Schule machten gemeinsame Sache mit der Orthodoxie, denn gleich dieser speculirten auch sie auf die Leichtgläubigkeit, Unselbständigkeit und geistige Beschränktheit der Menschen. Auf der andern Seite betrachteten alle diejenigen sich als natürliche Verbündete, welche in dem Hasse gegen Geisteszwang und Unfreiheit irgend welcher Art zusammentrafen, mochten im Uebrigen ihre Grundsätze und ihre Endziele sein, welche sie wollten. Der Pietist und der Freidenker gingen hier Hand in Hand, ja es geschah nicht selten, daß in diesem gemeinsamen Kampfe man die Waffen tauschte, daß der Freidenker pietistischen Grundsätzen das Wort redete und der Pietist sich den Consequenzen des Freidenkers näherte.

Ihr Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert.

Die Erscheinung, die wir hier charakterisiren und deren erste Anfänge in das letzte Viertheil des 17. Jahrhunderts fallen, ist unverkennbar ein Ausläufer jener großen Bewegung der Ideen, welche seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts von dem Westen Europas aus sich über die meisten civilisirten Länder ergoß und deren Einwirkungen auf Deutschland wir schon einmal, bei der Betrachtung Leibnitzens und seiner Thätigkeit, begegneten *). Leibnitz hatte versucht, die positiven, praktischen Resultate dieser Bewegung, besonders im Fache der exacten Wissenschaften sowie der materiellen und socialen Verbesserungen, seinem Vaterlande anzueignen, ihren auflösenden Elementen aber ein System der Vermittlung entgegenzusetzen, durch welches er die neuen Ideen auch für das philosophische und theologische Gebiet fruchtbar zu machen und gleichwol das Bestehende und Hergebrachte, den Dogmatismus in der Philosophie und den Kirchenglauben in der Theologie, aufrecht zu erhalten gedachte. Allein der einmal entfesselte Drang nach Freiheit ließ sich mit solchen Mitteln nicht aufhalten, und die Vertheidiger des Alten selbst, zumal auf kirchlichem Gebiete, sie, die nicht einmal Leibnitzens vorsichtige und versöhnliche Auffassungsweise gelten lassen wollten, wirkten durch ihren schroffen Widerstand am meisten dazu mit, die Bewegung bis aufs Aeußerste zu steigern. Je größer der Druck von dieser Seite her und je rücksichtsloser die Strenge war, womit man dort jede Spur freieren Denkens verfolgte und unterdrückte, um so heftiger der Gegenschlag, der in allen kräftigern und unabhängigern Geistern erfolgte, um so stärker der Anreiz, an jenem großen Kampfe der

*) Siehe oben, 5. Abschnitt.

Aufklärung sich zu betheiligen, der von den hellsten Köpfen fast aller Länder mit so glänzenden und so siegreichen Waffen geführt ward.

Auch hier müssen wir freilich wiederholen, was wir schon im Eingange dieser Darstellung von dem geistigen Leben Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege gesagt haben: das deutsche Volk stand bei diesem Wettlaufe der Nationen nach den Zielen der Aufklärung und der geistigen Freiheit nur in zweiter Linie. Es nahm die neuen Ideen der Engländer, der Holländer, der Franzosen auf und suchte sie in sein Eigenthum zu verwandeln, aber es trug wenig oder nichts dazu bei, den Kreis dieser Ideen zu erweitern, und wenn manche seiner kühneren Geister mit einem Grotius, Bayle oder Locke in der freimüthigen Bekämpfung hergebrachter Ansichten wetteiferten, so waren sie doch eben nur die gelehrigen Schüler dieser größeren Vorgänger. Das zeigt sich selbst bei dem bedeutendsten Wortführer der deutschen Aufklärung in dieser Periode, Christian Thomasius.

Christ. Thomasius. Seine erste Bildung und akademische Wirksamkeit.

Christian Thomasius wurde 1655 in demselben Leipzig geboren, wo neun Jahre früher Leibnitz das Licht der Welt erblickt hatte. Er ward in die philosophischen Studien durch denselben Lehrer eingeführt, dessen Unterricht auch Leibnitz genossen hatte, durch seinen eignen Vater, Jacob Thomasius. Wie Leibnitz, wählte er zu seinem Berufsfache die Rechtswissenschaft und beschäftigte sich nebenher ebenfalls mit Philosophie und Mathematik. Wie jener, fühlte auch er schon früh in sich den Trieb und die Kraft, Außergewöhnliches zu leisten und die breitgetretenen Pfade des Herkömmlichen zu verlassen. Aber bei wie so ganz verschiedenen Zielen und Resultaten ihres Wirkens langten diese beiden Männer an!

Hugo Grotius und dessen bedeutendster Nachfolger und Verkündiger auf deutschem Boden, Samuel Pufendorf, waren es, welche den ersten Funken des Zweifels und damit den ersten Keim des eignen Nachdenkens in die Seele des jungen Thomasius warfen. Ueber des Ersteren berühmtes Werk „Vom Rechte des Kriegs und des Friedens" hörte er seines Vaters Vorlesungen; Pufendorf's Schriften, besonders dessen Natur- und Völkerrecht, welches damals der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und lebhafter Streitigkeiten war, studirte er eifrig für sich. Die Abweichungen desselben von der orthodoxen Kirchenlehre erschreckten ihn anfangs, denn „noch hatte er nicht gelernt, die Fragen der Theologie von denen der Philosophie zu scheiden; noch hielt er den ewiger

Verdammniß verfallen, der an den Lehrsätzen der Theologen zu zweifeln wagte". Obschon er nicht einsah, was sich mit Recht den Einwendungen Pufendorf's gegen die Vermischung des Göttlichen und des Natürlichen entgegensetzen lasse, auch von den Gelehrten, mit denen er darüber sprach, keine befriedigende Auskunft erhielt, „war doch sein Glaube an das Ansehen so vieler ehrwürdiger Männer so groß, daß er lieber sich der Unwissenheit anklagte, als irgend einem Verdachte von der Unrichtigkeit der hergebrachten Lehre Raum gab" *). Ja er hielt sich eine Zeitlang durch die Beweisführungen der orthodoxen Gegner Pufendorf's so vollständig überzeugt und in seinem Glauben an ihre Unfehlbarkeit so sehr gekräftigt, daß er den Neuerungen desselben (nach den bestehenden Ansichten gleichbedeutend mit „Ketzereien") nicht blos zu widerstehen, sondern sie auch zu widerlegen sich getraute.

Allein ein neues Werk jenes berühmten Rechtsgelehrten, die „Apologie", warf diesen Glauben völlig um und lehrte ihn die Ohnmacht und Trüglichkeit der bisher für wahr gehaltenen Lehren erkennen. Er konnte sich nicht länger der Richtigkeit der Unterscheidung verschließen, welche Pufendorf zwischen dem Gebiete der Theologie und dem der Philosophie (der natürlichen Moral und des Naturrechts) aufstellte. Er fühlte auch in sich den Trieb selbständigen Urtheilens sich regen. Er überlegte, „daß er ja doch ein mit Vernunft begabtes Wesen sei und daß er gegen die Güte des Schöpfers sündige, wenn er gleich einem Vieh sich von andern am Zügel führen lasse, wohin es ihnen beliebe". Er schämte sich, daß er bisher von der rücksichtslosen Erforschung der Wahrheit durch die Furcht vor übler Nachrede abgehalten worden sei und auf die gehört habe, welche, „nachdem sie erst große Worte gemacht, dann, als es zum wissenschaftlichen Streite kommen sollte, dem Gegner nichts entgegenzusetzen wüßten, als Schmähungen und Verleumdungen".

So faßte er denn einen kühnen Vorsatz. Er „schloß die Augen des Geistes, damit nicht der Blitzstrahl menschlicher Autorität sie blende", und nahm sich vor, „künftig nicht mehr daran zu denken, wer oder was der sei, der etwas sage, sondern lediglich die Gründe für und wider jede aufgestellte Behauptung unbefangen abzuwägen" **).

*) Chr. Thomasius, „institutiones jurisprudentiae divinae", dissertatio prooemialis, § 6.

**) Instit. jurispr. div., diss. pr. § 10, 11.

Als er auf diese Weise mit Hülfe einer gründlichen und selbständigen Prüfung alles dessen, was er bisher unterscheidungslos für wahr angenommen, einige Ordnung und Klarheit in das Chaos seiner Gedanken gebracht hatte, kam er sich vor wie einer, „der sich von einem Tyrannen losgesagt, um gegen denselben die Freiheit, die dieser unterdrücken will, zu vertheidigen“ *).

So begann Thomasius im Geiste und nach der Anleitung jener beiden großen Rechtslehrer, deren Gegner er noch eben gewesen und deren eifrigster Anhänger er nun geworden, in Leipzig Vorlesungen zu halten (1681). Und so groß war seine Kühnheit in der Vertheidigung und Anwendung dieser Lehren, daß die Zuhörerschaft, welche zuerst, durch die Neuheit des Gegenstandes angelockt, sich zahlreich um ihn gesammelt hatte, plötzlich, da sie Ansichten vernahm, die man sie gelehrt hatte für ketzerisch und höchst gefährlich zu halten, ihn erschreckt im Stiche ließ, so daß er sich mit seinem Grotius allein fand **).

Nach einer zweijährigen Unterbrechung seiner Vorlesungen, während deren er eine Reise ins Ausland machte ***), nahm er solche wieder auf, und jetzt gelang es ihm, das Zutrauen und den Beifall der studirenden Jugend für seine Ansichten und die seiner Meister in solchem Grade zu gewinnen, daß dieselbe nicht blos seinen Vorträgen über Grotius und Pufendorf begierig bis zu Ende beiwohnte, sondern ihn sogar um deren Wiederholung bat.

Wie sehr indessen auch schon durch diese Art von akademischer Thätigkeit und durch einzelne Schriften, in denen er die neuen Ansichten von einem selbständigen Naturrecht auf bestimmte Materien des Rechts anwendete †), Thomasius den Haß und Argwohn seiner Collegen von

*) Ebend. § 12.

**) Ebend. § 17. Vix libro primo absoluto, cum praecedente die corona Vestra circumdatus docueram, subito me solum relinquebatis cum Grotio. Ita videlicet terror panicus ingruentis pestis Vos expulerat a tilietis nostris.

***) So wenigstens glaube ich die Worte (a. a. O.) deuten zu müssen: Restituta per Dei benignitatem patria, cum iterum metu omni vacui ad nos accederetis, telam per biennium interruptam retexebam. Ob dieser auswärtige Aufenthalt identisch sei mit des Thomasius Reise nach Holland, welche Schröckh und Luden in das Jahr 1679 oder 1680 setzen, habe ich nicht ermitteln können; es kommt auch darauf so viel nicht an.

†) Z. B. die 1683 erschienene De crimine bigamiae, worin er die Behauptung aufstellte, daß die Bigamie oder Vielweiberei zwar nach göttlichem und positivem Recht verboten, nicht aber gegen das Naturrecht sei.

der alten Schule erregen mochte, so kam es doch vor der Hand noch nicht zum offenen Bruch. Die Acta Eruditorum, das Organ des zünftigen Gelehrtenthums, weisen gerade um diese Zeit den Namen des Thomasius unter ihren Mitarbeitern auf, und im Jahre 1685 wurde er sogar in die Gesellschaft, welche diese Acta herausgab, aufgenommen*) — ein Zeichen, daß weder er selbst sich damals bereits von diesen Kreisen losgesagt, noch auch letztere ihn von sich ausgeschlossen hatten.

Sein erster Angriff auf die todte Gelehrsamkeit und den übermäßigen Gebrauch der alten Sprachen.

Allein im Jahre 1688 that Thomasius einen Schritt, durch welchen er gänzlich mit allem Bestehenden und Hergebrachten brach und seine Schiffe hinter sich verbrannte. Er kündigte nämlich eine Vorlesung in deutscher Sprache an („über des Gratian's Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben") und diese Ankündigung selbst war in deutscher Sprache an das Schwarze Bret angeschlagen, „welches", wie sein Biograph ironisch bemerkt**), „noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war". In einem dieser Ankündigung beigegebenen „Discurs" erklärte er sich für „Wiederherstellung der eignen Muttersprache in ihre Rechte", indem er es als einen nachahmungswerthen Vorzug an den Franzosen rühmte, „daß sie aus einem überaus klugen Absehen nicht allein ihre Werke meist in französischer Sprache herausgeben, sondern auch den Kern von den lateinischen, griechischen, auch, nach Gelegenheit, deutschen Autoren in ihre Muttersprache übersetzen", denn „dadurch werde die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erforderlich sei, in seiner Landessprache lesen könne und es sich nicht erst sauer werden lassen müsse, fremde Sprachen zu erlernen". Er widersprach auch dem übermäßigen Gebrauche der todten Sprachen im Unterricht und in der Wissenschaft. Nicht, als ob er dieselben gänzlich verdrängen wolle. Man möge immerhin, sagte er, diejenigen, die Lust dazu hätten und vom Studiren Profession machen wollten, Latein und Griechisch lehren; nur solle man die damit verschonen, „so man im gemeinen Leben brauchen will und denen das Studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird". Er stritt auch weniger gegen das Latein selbst, als gegen „die durchgehends gewöhnliche Lehrart", durch welche, wie er be-

*) Prutz, a. a. O. S. 289.
**) Luden, a. a. O. S. 15.

hauptete, „viel ungegründet und unnöthig Zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingeprägt wird, welches hernachmals so feste klebt und merkliche Verhinderungen bringet, daß das Tüchtige und Gescheidte nicht haften will“.

Wie unverzeihlich die Ketzerei war, welche in den Augen der ganzen alten Gelehrtenzunft Thomasius durch Form und Inhalt dieses Programms und der darin angekündigten Vorlesungen beging, mag man daraus ermessen, daß, als bald darauf, wahrscheinlich durch seinen Vorgang ermuntert, einige jüngere theologische Docenten zu Leipzig gleichfalls Vorlesungen in deutscher Sprache eröffneten*), der Umstand, daß sie deutsch gelehrt, einen Hauptanklagepunkt bei der wider sie angestellten Untersuchung bildete**)!

Seine „Monatsgespräche“. Thomasius als Begründer des deutschen Journalismus.

Thomasius ließ seinen Gegnern keine Zeit, sich von ihrem Staunen zu erholen, sondern drang alsbald mit neuen und stärkeren Angriffen auf sie ein. Er wählte dazu die Form einer Zeitschrift, und zwar ebenfalls in deutscher Sprache. Die Acta Eruditorum, die erste und bis dahin einzige gelehrte Zeitschrift Deutschlands, waren nur für Männer von Fach, daher in lateinischer Sprache geschrieben; sie beschränkten sich auf die gelehrte Literatur und vorzugsweise auf die positiven Wissenschaften; sie waren in religiöser Beziehung streng orthodox und legten diesen Maßstab auch an solche Schriften an, welche es nicht direct mit Gegenständen der Religion zu thun hatten; im Uebrigen aber, wo keine religiöse oder politische Ketzerei im Spiele war, pflegten sie selten zu tadeln und dann immer nur in der schonendsten Form, dagegen gern zu loben, besonders solche Werke, die aus den Kreisen ihrer eignen Mitarbeiter oder von deren Freunden und Geistesverwandten herrührten.

Dieser schwerfälligen, nach Form und Inhalt sich in streng abgemessenen Kreisen abschließenden, an dem Bestehenden und Hergebrachten ängstlich festhaltenden Zeitschrift setzte nun Thomasius seine „Freimüthigen, lustigen und ernsthaften, jedoch vernunft- und gesetzmäßigen Gedanken oder Monatsgespräche über Alles, fürnehmlich aber neue Bücher“, entgegen, die von alledem das gerade Gegentheil waren. Deutsch geschrieben (obwol in einem wenig anmuthigen, vielmehr ziem-

*) S. oben S. 350.

**) Chr. Thomasius, „Jurist. Händel“, 2. Bd. S. 433.

lich ungelenken, auch mit ausländischen Brocken vielfach untermischten Deutsch), war diese Monatsschrift für Jedermann, nicht blos für Gelehrte verständlich. In leichter Gesprächsform gehalten und auf gefällige Weise mit Stoff und Form ihrer Betrachtungen wechselnd, belehrte und unterhielt sie zugleich. Sie beschäftigte sich weniger mit Gegenständen der strengen, abgezogenen Gelehrsamkeit, als mit solchen, die in irgend einer Beziehung zum gewöhnlichen Leben standen, weniger mit den abstracten Principien der Wissenschaft, als mit deren praktischen Anwendungen und Folgerungen. Ihr hauptsächlicher Zweck bestand darin, mit unerbittlicher Schonungslosigkeit alles anzugreifen, was verkehrt, einseitig, veraltet, mit einer vernünftigen Freiheit des Denkens unverträglich, oder dem gemeinen Nutzen der Gesellschaft hinderlich erschien. Die Laune und der Witz, womit dies geschah, vor allem die Kühnheit, welche sich in der rücksichtslosen Bekämpfung alles dessen verrieth, was bisher für unantastbar gegolten hatte und für die Meisten noch immer ein Gegenstand blinder Verehrung oder Furcht war, konnten des Eindrucks nicht verfehlen. In Frankreich und Holland hatte man wol Aehnliches schon gekannt*) — in Deutschland aber war es etwas ganz Neues und Unerhörtes. Der Erfolg des Unternehmens mußte daher ein außerordentlicher sein und war es auch: das bezeugte die rasche und große Verbreitung der „Monatsgespräche", von welcher Thomasius selbst mit Befriedigung berichtet, das bezeugten die zahlreichen Nachahmungen, welche alsbald erschienen, freilich ohne den Geist und die Kraft des Originals**).

*) Daß solche periodische Schriften des Auslandes in Deutschland gelesen wurden, geht u. a. aus der „Erklärung des Kupfertitels" im 1. Hefte der Th.'schen „Monatsgespräche" hervor. Daß Thomasius davon die Anregung zu seinem Journal entnahm, ist wenigstens wahrscheinlich.

**) Z. B. „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über Allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher", Halle, 1690 (unmittelbar nach dem Aufhören der Th.'schen Monatsschrift von Jos. Jac. v. Ryssel herausgegeben); „Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergötzlichkeit und Nachsinnen herausgegeben" von A. B. (W. E. Tentzel), Leipzig, 1689—1698 (in der äußern Form ganz der Th.'schen Monatsschrift nachgebildet, in der Richtung des Denkens aber ihr gerade entgegengesetzt, übrigens im Vergleich zu ihr schwerfällig und trocken); „Curieuse Bibliothec" — eine Fortsetzung des Vorigen, mit Tentzel's Namen, 1704—1707. „Neue Unterredungen, darin sowohl scherz- als ernsthaft

Thomasius ward durch seine „Monatsgespräche“ für die deutsche Literatur, was Bayle durch seine Nouvelles de la république des lettres und Leclerc durch seine Bibliothèque universelle für die französische und gewissermaßen für die ganze europäische geworden waren, der Begründer jener freieren und lebensvolleren Form der literarischen Kritik und des Journalismus, welche seitdem einen so großen und, trotz mancher Verirrungen und Ausschweifungen im Einzelnen, doch im Ganzen so wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung unserer geistigen und wissenschaftlichen Zustände geübt hat, jener Verkörperung des literarischen Gemeinbewußtseins, welches ebenso, wie die öffentliche Meinung in politischen Dingen, dem Despotismus individueller Ansichten und persönlicher Autoritäten, den Einseitigkeiten ausschließender Systeme, dem Monopol- und Kastengeist einer gelehrten Aristokratie wirksam entgegentritt; jener heilsamen Vermittlung zwischen den abgezogenen Theorien der einsamen Speculation und den praktischen Bedürfnissen des wirklichen Lebens; jenes kräftigsten Hebels der Aufklärung und des Fortschritts in allen Räumen der Wissenschaft und jenes unerbittlichsten Feindes jeder Art von Aberglauben und Vorurtheil. Hätte Thomasius auch weiter nichts geleistet, als die Verpflanzung dieser Art literarischer Kritik auf deutschen Boden, so wäre das schon ein Verdienst von bleibendem Werth.

Der verderbte Zustand der Wissenschaften wie der Sitten seiner Zeit bot dem Herausgeber der „Monatsgespräche“ überreichen Stoff sowol zu launigem Spotte als zu ernsthaften Angriffen. Vor allem sind es zwei in der gelehrten Welt (mit der es Thomasius vorzugsweise zu thun hat) am meisten verbreitete Fehler, Pedantismus und Scheinheiligkeit, welche seine unerschöpfliche Satire immer aufs Neue und in immer neuen Wendungen geißelt. Molière's Tartuffe und

---

über allerhand gelehrte und ungelehrte Bücher und Fragen freimüthig und unparteiisch räsonirt wird. Vorgestellt von P. O. S. (J. Hier. Gundling), Lützen, 1702 (am meisten im Geiste der Th.'schen Monatsgespräche gehalten und, wie diese, vornehmlich gegen die kirchliche Orthodoxie gerichtet). Noch eine große Menge gelehrter und literarischer Zeitschriften, die in dieser oder der nächstfolgenden Zeit entstanden, deutsche und lateinische, zum Theil dem Thomasiusschen Unternehmen, zum Theil den Actis Eruditorum nachgebildet, oder auch die Mitte zwischen beiden haltend, findet man bei Prutz, „Gesch. des deutschen Journalismus“, 1. Bd. S. 347 ff., und bei Luden: „Thomasius“, S. 162.

Balzac's Barbon lieferten ihm dazu willkommene Masken *). Aber auch die speciellen Gebrechen der einzelnen Facultäten entgehen seiner Kritik

*) Als Probe des Stils und Tones der Monatsschrift mag hier der Anfang der Vorrede aus dem 1. Heft derselben Platz finden. Sie beginnt so: A Messieurs, Mr. Tarbon et Mr. Bartuffe! Ich rede euch an, Monsieur Barbon und Monsieur Tartuffe, und ihr werdet es mir demnach für eine große Nachlässigkeit auslegen, daß ich eure Namen in rubro nicht recht drucken lassen. Aber, Messieurs, ihr werdet mir verzeihen, wenn ich sage, daß ihr euch geirret, und daß Mons. Tartuffe, der sonst andere Leute mit einer falschen Scheinheiligkeit zu hintergehen gewohnt ist, sich diesesmahl durch einen falschen Schein selbst betrogen, Mons. Barbon aber ein greuliches versehen, daß er eine ingenieuse Invention für einen Syllogismum gehalten. Ich bin ein wenig delicat in Ceremonien, und habe bald Anfangs einen wichtigen Zweifel bei mir wegen der Herren ihre Praecedenz empfunden. Denn soviel euch, Mons. Tartuffe, betrifft, schiene es wol das Ansehen zu haben, als wenn ihr den Rang über Mons. Barbon von rechtswegen verdientet, weil ihr vielfältig mit beten und singen umgehet, dieser arme Tropf aber mehrentheils mit informirung kleiner Knaben zu thun hat. Nichts destoweniger habe ich für Mons. Barbon auch das andere Ohr offen behalten, der mir durch einen Syllogismum in Camestres gleichsam zu sagen schiene, daß er so wol als Mons. Tartuffe ein vornehmer Mann wäre und sich gar zuweilen bei Hofe aufhielte, und daß, weil ihr zu öftern in einem Subjecto anzutreffen wäret, er sodann allemal in ruhiger possess sey, daß er seine Residenz in dem vornehmsten Theil desselben hätte, denn es wäre nicht zu leugnen, daß die Pedanterie im Gehirn säße, die Heuchelei aber im Herzen. Ob ich nun gleich hierbei wieder bedacht, daß ihr, Mons. Tartuffe, vielleicht ebensowol als Mons. Barbon in dem Pallast des Gehirns euern Sitz hättet, indem die Neoterici gemeiniglich davor halten, daß das Hertze nur ein musculus sey, welches unfähig, euch, Mons. Tartuffe, eine Wohnung zu gestatten, so habe ich leicht zuvor gesehen, daß ich mir eine unerträgliche Last würde auf den Hals laden, wenn ich mich unterstehen wollte, diesen Streit privata autoritate zu schlichten, weil ich sodann die Seufzer der Alten, die cor pro sede animae halten, auf mich bringen würde; oder wenn ich auch gleich dieses nichts achtete, ich mich ohnstreitig in einen neuen Streit verwickeln müßte, weil alsdann, wenn ja alle Stränge rissen, Mons. Barbon vorgeben würde, daß Ihm die Praecedenz gehöre, weil er in dem Cerebello, oder, wie die gemeinen Leute sprechen, in dem Poeten-Kasten sein Quartier genommen, da hingegen Mons. Tartuffe nur in dem Cerebro logirt wäre; hingegen Mons. Tartuffe sein Logement für das vornehmste herausstreichen würde, nicht sowol weil es zu oberst gelegen, sondern, weil die beschriene glandula pinealis Cartesii (welche für diesen generis masculini gewesen und unter der Regul mascula sunt panis mit begriffen worden) in dem Cerebro anzutreffen. Hier würde ich nun wahrhaftig zwischen Thür und Angel stehen, wenn ich auf diese beyden Objectiones respondiren sollte. Denn, verderbte ichs mit denen Cartesianern, so müßte ich gewärtig seyn, daß man mich, Mons. Barbon, vor eures gleichen hielte; wollte ich aber, Mons. Tartuffe, auf eure Seite treten, so würde es mir nicht einmal so gut werden, daß

nicht. Die Ketzerriecherei, die Geschmacklosigkeit im Predigen und die Aufgeblasenheit der Theologen, die Rabulisterei und Gesetzesverdrehung der Juristen, die Charlatanerie der Mediziner, das hohle Formenwesen und der unverständliche Schwulst der Philosophen, die Unwissenheit der Naturforscher, die sich hinter hochtönenden Redensarten versteckt — nichts bleibt von dem beißenden Witze des Thomasius verschont *). Dazwischen

---

ich mit euch in einem Paare zu gehen käme, sondern man würde mich gar für einen Epicureer, ich will nicht sagen für einen Atheisten ausrufen, mit Fingern auf mich weisen, und sagen: sehet sehet, das ist auch ein Cartesianer! Was sollte ich nun thun in diesen Aengsten? ..... Zum guten Glück fiel mir ein, daß ich vor diesen in meinen jungen Jahren in dem teutschen Hercules gelesen, wie Hercules mit seiner Valisca sich vereiniget, daß jener sich Valicules, diese aber Herculisca nennen, und also durch Verknüpfung der ersten und letzten Sylben Ihrer beyden Nahmen eine Aenderung mit denenselben treffen sollten. Fundus! sprach ich bei mir selbst, das wird sich vortrefflich zu deinen Vorhaben schicken. Was Hercules und Valisca aus Liebe gethan, das wiltu dich bedienen, denen vornehmen Leuten an ihrem range nichts zu vergeben, und das Bar zu dem tuffe, das Tar aber zu dem bon setzen, und also ist es kommen, daß Monsieur Barbon auf dem Titel mit dem Hintertheile oben, mit dem Vordertheile aber unten zu stehen kommen, und vice versa per contrapositionem Monsieur Tartuffe mit dem Vordern oben, mit den Hintersten aber unten; id quod erat demonstrandum.

*) Als Probe dafür möge hier die Stelle über die vier Facultäten (S. 267 des Jahrgangs 1688) stehen. Sie lautet: „Ich bin kein Theologus, denn ich kann nicht predigen, vielweniger mit den Ketzern disputiren. Kein Jurist bin ich auch nicht, dieweil ich durch die auream praxin die Zeit meines Lebens nicht viel erworben, auch die wunderliche persuasion und Einbildung habe, daß die meisten Theile der Jurisprudenz von Triboniano und denen alten Glossatoribus nebst denen Pragmaticis so verhunzt worden, daß nunmehr ohnmöglich ist, dieselbe in formam artis zu redigiren und man sich solchergestalt gar nicht wundern darf, wie es doch komme, daß heutzutage ein Rabula ja so leicht in diesem studio fortkommt als ein gelehrter Mann. Viel weniger bin ich ein Medicus, denn ich habe mich von Jugend auf gehütet, daß ich nicht mit Andrer Leute Schaden klug werden möchte, und halte von einem Trunk Rheinwein mehr, als von der besten Perlessenz. Am allerwenigsten aber bin ich ein Philosophus. Denn erstlich glaube ich in der Logica nicht, daß fünf praedicabilia, zehen praedicamenta und drei figurae syllogismorum seien. Ich halte dafür, daß die Logica, die wir in Schulen und Academien lernen, zur Erforschung der Wahrheit ja so viel helfe, als wenn ich mit einem Strohhalm ein Schiffpfund aufheben wollte. Von der Metaphysica habe ich mir eine widerwärtige Impression gemacht, indem ich mir eingebildet, daß die darinnen enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden Menschen solchergestalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirn wachsen, und daß dadurch der meiste Zwiespalt in Religionssachen entstanden ist und noch erhalten wird" u. s. w.

kommt er wol auch auf die andern Berufsstände und ihre Fehler zu sprechen: auf die gewissenlose Dienstbeflissenheit der Beamten, welche, um den Großen gefällig zu sein, das arme Volk schinden, die Unredlichkeit der Handeltreibenden und die Trägheit und Liederlichkeit der Handwerker, die schlechte Familienzucht in so vielen Häusern, die Sittenrohheit der Studenten und die Leichtfertigkeit der Vornehmen*). Auch die Vielgeschäftigkeit gewisser gelehrter Gesellschaften, besonders solcher für Sprachreinigung, die nach seiner Meinung mehr schaden als nützen, entgeht seiner Satire nicht**).

Man kann sich denken, welchen Sturm des Unwillens und des Hasses diese Angriffe des Thomasius hervorriefen. Die Angegriffenen, oder die sich dafür hielten (wozu vor allem der größte Theil seiner Collegen zu Leipzig gehörte), verbanden sich unter einander zu gemeinsamer Rache und Verfolgung wider ihn. Die philosophische Facultät klagte in Dresden auf Grund seiner Schriften, wie seiner Vorlesungen. Die Theologen bezichtigten ihn des Atheismus und bewirkten, als er ein besonderes Collegium ankündigte, um sich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen, ein Verbot dieser, sowie aller Vorlesungen über ähnliche Gegenstände, die er etwa noch zu halten versuchen möchte. Endlich vereinigten sich alle vier Facultäten zu einer Beschwerde über ihn beim Kurfürsten, indem sie behaupteten, er habe, da er jeder der vier Facultäten etwas Uebles nachgesagt, die ganze Universität in corpore geschmäht, folglich auch den Kurfürsten, als Schutzpatron derselben, beleidigt.

Thomasius bot allen diesen Verfolgungen kecklich Trotz. Er setzte nicht blos sein Journal mit ungeschwächtem Muthe, ja zum Theil mit noch ausgelassenerem Spotte fort, sondern sein Eifer für jedes gekränkte Recht und gegen jede unduldsame Härte veranlaßte ihn auch, für Andere, die gleich ihm verfolgt wurden, in die Schranken zu treten. Als um eben diese Zeit (1689) die Leipziger Theologen gegen die Anhänger Spener's ein Verbot ihrer Vorlesungen und eine Untersuchung wegen angeblicher Irrlehren auszuwirken versuchten, trat Thomasius mit seinem Rathe und seinem Ansehen als Rechtsgelehrter für letztere in die Schranken und verwickelte sich so freiwillig in die pietistischen Händel.

---

*) Vgl. insbesondere S. 118, 156, 179, 640, 714 u. s. w. des Jahrg. 1688.

**) Auf dem Titel des Januarheftes der Zeitschrift (für 1688) befindet sich der Zusatz: „Erster Monat, in einem Gespräche vorgestellt von einer Gesellschaft der Müßigen“.

Vielleicht hätte er die Gefahr, die er auf solche Weise über sich heraufbeschworen, glücklich bestanden, da er am Dresdner Hofe Gönner besaß, die seine Freimüthigkeit achteten und den Orthodoxen den Triumph ihrer Verketzerungssucht nicht gönnten, wären nicht ein paar Zwischenfälle hinzugetreten, welche ihn auch dieses Schutzes verlustig gehen ließen. Ein dänischer Hofprediger, Masius, hatte eben damals in einer eigenen Schrift*) den Satz auszuführen versucht, „daß die lutherische Religion mehr als irgend eine in der Welt die Obrigkeit favorisire". Er hatte behauptet, keine andere Religion lehre so entschieden den unmittelbaren Ursprung der Obrigkeit von Gott und die Unbedingtheit des Gehorsams gegen sie, sowie die ausschließlich göttliche Einsetzung der Fürsten ohne Zuthun des Volkes. Thomasius glaubte diese Behauptungen sowol vom religiösen als vom rechtlichen und politischen Standpunkte aus nicht ungerügt hingehen lassen zu dürfen. In einem Aufsatze in seiner Monatsschrift**) erklärte er es für unwürdig eines Theologen, „seine Religion hohen Potentaten wegen des zeitlichen Interesses zu recommandiren", und, was den Satz vom göttlichen Recht der Fürsten betreffe, so hielt er dafür, „daß zwar die Majestät ursprünglich von Gott herrühre, aber zu deren Gültigkeit auch die Einstimmung des Volkes nothwendig sei". Es entspann sich darüber ein literarischer Streit, in welchem Thomasius die Blößen, die sich sein Gegner gab, zwar mit Ruhe und Würde, aber schonungslos aufdeckte, wogegen dieser zu der gewohnten Waffe orthodoxer Zeloten griff und nicht nur insgeheim den Thomasius am Hofe zu Dresden als Majestätsbeleidiger denuncirte, sondern es dahin brachte, daß die dänische Regierung sich mit einer förmlichen Anklage im gleichen Sinne an die sächsische wendete und auf Bestrafung des Thomasius antrug.

War man dadurch in Dresden schon einigermaßen gegen ihn eingenommen und für die Anschuldigungen seiner Leipziger Gegner zugänglicher geworden, so zog er sich bald darauf die directe Ungnade des Hofes zu, da er, von eben jenem Freimuthe und jenem unbezwinglichen Widerwillen gegen alles unduldsame und scheinheilige Wesen getrieben, welcher sein ganzes Leben hindurch seine Handlungen leitete, als Vertheidiger der Ehe des lutherischen Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz mit der refor-

*) Unter dem Titel: Interesse principum circa religionem Evangelicam.

**) S. 734 des Jahrgangs 1688.

mirten Prinzessin Maria Amalie von Brandenburg gegen die lutherischen Eiferer auftrat, die, halb aus Glaubenshaß gegen die Reformirten, halb aus Liebedienerei gegen den kurfürstlichen Hof, der die Verbindung eines sächsischen Prinzen mit einer brandenburgischen Prinzessin nicht gern sah, diese Verbindung als unchristlich verdammten.

Nunmehr gelang es seinen Leipziger Anklägern, zu denen sich jetzt auch die Wittenberger Theologen gesellten (welche ihn des Abfalls von seiner Kirche beschuldigten, weil er, ein Lutheraner, einen Glaubensgenossen und Vertheidiger des Lutherthums gegen die Reformirten im Interesse dieser letzteren angegriffen habe), den Hof und das Oberconsistorium für sich zu gewinnen. Thomasius, durch ein über ihn ergangenes Verbot, noch ferner in Leipzig Vorlesungen zu halten oder etwas ohne Censur drucken zu lassen, um die Mittel seiner Existenz gebracht, überdies sogar in seiner persönlichen Freiheit bedroht, sah sich genöthigt, Leipzig und Sachsen zu verlassen (1690) und in das benachbarte Brandenburgische zu flüchten *).

Seine Wirksamkeit ward dadurch nur auf kurze Zeit unterbrochen, denn, von dem Kurfürsten Friedrich III. bereitwillig aufgenommen und unter günstigen und ehrenvollen Bedingungen bei der zu Halle bestehenden Ritterakademie angestellt, nahm er alsbald sowol seine Vorlesungen als seine Monatsschrift wieder auf. Durch jene zog er seine alten Schüler von Leipzig her und neue von andern Orten an sich; in dieser schleuderte er die Geschosse seines Spottes und Unwillens nach wie vor gegen die Feinde der Aufklärung und der Toleranz.

Thomasius in Halle. Seine Bemühungen für sittliche und wissenschaftliche Hebung der studirenden Jugend.

Zugleich fand Thomasius hier, in äußerlich mehr gesicherter und ruhiger Stellung, wo er nicht, wie in Leipzig, Tag für Tag gegen Feinde aller Art für seine Existenz kämpfen mußte, Muße und Stimmung sowol zu persönlichem Einwirken auf seine Umgebungen und zur Befriedigung jenes Bedürfnisses, welches jeder wahrhaft reformatorische Geist empfindet, neben dem Opponiren und Kritisiren auch in positiv förderndem Schaffen sich genugzuthun, als auch zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten. Mit Eifer widmete er sich der Bildung der studirenden Jugend, deren Un-

*) Chr. Thomasius, „Summarische Anzeige und kurze Apologie wegen der vielen Anschuldigungen und Verfolgungen, damit Ihn etliche kursächsische Theologen zu Dresden, Wittenberg und Leipzig belegt und diffamiret“, 1696.

wissenheit in den unentbehrlichsten Vorkenntnissen er mit Schmerz und Bestürzung wahrgenommen. Nicht zufrieden, durch Vorlesungen über den deutschen Stil und durch literargeschichtliche Mittheilungen die jungen Männer mit den Gesetzen ihrer Muttersprache und mit der zeitläufigen Literatur bekannt zu machen, hielt er es nicht unter seiner Würde, durch praktische Uebungen im Deutschschreiben und im mündlichen Vortrag ihrer Unbeholfenheit und Unwissenheit in diesem so wichtigen Zweige der Bildung einigermaßen abzuhelfen.

Um seinen Zuhörern das Verständniß seiner juristischen und philosophischen Vorlesungen zu erleichtern, ließ er jedesmal vor dem Anfange eines neuen Sudienhalbjahres ein Programm drucken, worin er Gegenstände und Hauptgesichtspunkte der zu haltenden Vorträge ihnen im voraus kundgab. Zugleich forderte er sie auf, Zweifel oder Einwendungen in Bezug auf das Gehörte ihm mitzutheilen, und benutzte diesen persönlichen Verkehr, sowie den Einfluß, den er vom Katheder aus und durch seine Schriften auf die akademische Jugend übte, nicht blos zur Bildung ihres Geistes, sondern vornehmlich auch zur Verbesserung ihrer Sitten, zur Milderung der unter ihnen herrschenden Rohheit und „Bestialität" und zur Bekämpfung des noch in voller Blüthe stehenden Pennalismus. Diesen Bestrebungen kam die Strenge zu Hülfe, womit man im Brandenburgischen auch gegen die Jugend der vornehmen Klassen verfuhr und Verstöße derselben gegen die allgemeinen Landesgesetze unnachsichtlich rügte. Kurz vorher, ehe Thomasius nach Halle gekommen, hatte die Regierung ein scharfes Edict gegen die Duelle erlassen, und Thomasius beeilte sich, sie selbst und das Land deswegen, sowie wegen der in religiösen Dingen geübten Toleranz zu beglückwünschen *).

Sein Antheil an der Erhebung Halles zur Universität und an der Besetzung der Lehrerstellen daselbst.

Größere Ausdehnung und Bedeutung erhielt die Wirksamkeit des Thomasius, als 1694 Kurfürst Friedrich III. die Ritterakademie zu Halle in eine Universität verwandelte. Thomasius hatte nicht blos an diesem Entschlusse selbst, sondern auch an der Einrichtung der neuen Anstalt und der Zusammensetzung ihres Lehrkörpers einen wesentlichen Antheil. Sein Einfluß, im Vereine mit dem des ehrwürdigen, zum Kanzler der neuen Universität be-

*) „Kurbrandenburgischer Unterthanen doppelte Glückseligkeit, so sie wegen des durch scharfe kurf. Edicte verbesserten geistl. und weltl. Standes zu genießen haben", 1690.

rufenen Verfassers des „Christenstaates" und „Fürstenstaates", Veit Ludwig von Seckendorf, bewirkte, daß die von Leipzig vertriebenen akademischen Vertreter des Pietismus und andere Lehrer derselben Richtung, Francke, Anton, Breithaupt, Lange, nach Halle berufen wurden, daß auch in der Juristenfacultät durch Männer wie Stryk, Ludwig, Böhmer, Gundling u. a. ein Geist des Freimuths, der Unabhängigkeit von blindem Autoritätsglauben und eingewurzelten Vorurtheilen, der Duldsamkeit und Humanität, namentlich in allen religiösen Fragen, zur Herrschaft kam, so daß die junge Universität Halle, als Ausgangspunkt eines neuen wissenschaftlichen Lebens und als Vertreterin des Fortschritts und der Aufklärung, alsbald die älteren, welche im Banne der Orthodoxie und des gelehrten Pedantismus befangen blieben, bedeutend überflügelte.

Seine Monatsschrift, diese mächtige Waffe, womit er zuerst den neuen Ansichten eine breite Bahn gebrochen und ihre Gegner massenweise niedergestreckt hatte, gab Thomasius schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Halle, nachdem sie nur zwei Jahre lang bestanden hatte, auf, theils weil er nicht mehr eines solchen stets bereiten Kampfesmittels bedurfte, theils weil er in seiner neuen Stellung die Verpflichtung und den Drang fühlte, sich zu ernsterer Wirksamkeit zu sammeln und in größeren Arbeiten seinen Beruf als Reformator des wissenschaftlichen und sittlichen Lebens seiner Zeit zu bethätigen. Zwar machte sein kritischer Trieb sich noch mehrmals in ähnlichen Kundgebungen Luft, bald in der Form von Flugschriften, bald in der von periodischen oder Sammelwerken *); doch erhob er sich nie wieder zu der Schärfe und der fast übermüthigen Kühnheit des Spottes, die in seiner Monatsschrift geherrscht hatten.

Seine größeren wissenschaftlichen Schriften über Philosophie, Moral u. Naturrecht.

Schon in Leipzig hatte Thomasius zwei größere wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, die „Anweisung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit" **) und die „Einleitung

*) Z. B. in den Flugschriften: „Von der Freiheit der jetzigen Zeiten gegen die vorigen", 1691, „Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen", 1693 (nach dem Französischen), — und in den Sammelwerken: „Historie der Weisheit und Thorheit", 1693, „Observationes selectae, ad rem literariam spectantes", 1700, „Summarische Nachrichten von auserlesenen, in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern", 1715—1718 u. s. w.

**) Institutiones jurisprudentiae divinae, 1687.

in die Hofphilosophie" *). Er hatte darin seine Ideen von dem Zweck der Philosophie, von dem Verhältniß des natürlichen Wissens der Menschen zu dem geoffenbarten und von der nothwendigen Unterscheidung zwischen göttlichem und natürlichem Rechts- und Sittengesetz in ihren Grundzügen entwickelt. Diese Werke ergänzte er jetzt durch andere, worin er das dort Gesagte weiter ausführte, zum Theil auch verbesserte und berichtigte, vor allem aber durch eine allgemeinverständliche Darstellung in deutscher Sprache für weitere Kreise zugänglich zu machen strebte. Wie gut ihm letzteres gelungen, bezeugen die zahlreichen, rasch nach einander erschienenen Auflagen der „Vernunftlehre" (zuerst 1691), „Sittenlehre" (zuerst 1692) und „Grundlegung des Natur- und Völkerrechts" (zuerst 1705).

Die Grundsätze, welche Thomasius in diesen Schriften entwickelte, waren weder neu noch originell. Hugo Grotius, Pufendorf, Bayle, Locke u. a. m. hätten Eigenthumsrechte daran geltend machen können. Allein bei dem damaligen Stande der Wissenschaft und der Bildung in Deutschland war es schon ein nicht gering anzuschlagender Gewinn, daß der deutsche Geist mit den Forschungen fremder Denker bekannt gemacht, dadurch zum eignen Nachdenken angeregt und von dem sklavischen Nachbeten überlieferter Begriffe erlöst ward.

Die Betrachtung der menschlichen Handlungen sowol im Bereich des Einzellebens, als in den Beziehungen der Gesellschaft und des Staates, also der Kreis aller der Wissenschaften, die wir unter den Namen: Menschenkunde, Sittenlehre, Rechtslehre, Staatswissenschaft zu befassen pflegen, galt damals noch einem großen Theile der Theologen als ein ihnen zubehöriges oder doch von ihnen abhängiges Gebiet. Man sprach von einer „christlichen Ethik" und einem „christlichen Recht", wie man sogar von einer „christlichen Physik" sprach. Dieses unnatürliche Verhältniß aufzuheben, der Philosophie ebensowol auf dem Gebiete der sittlichen Welt, wie auf dem der Körperwelt die vollständige Freiheit des Forschens zu verschaffen, war das Ziel der Bestrebungen, in denen sich die größten Denker aller Länder damals begegneten. Ein natürliches Recht und eine natürliche Sittenlehre traten der theologischen Moral und der sogenannten göttlichen Rechtsgelehrtheit gegenüber.

*) Introductio in philosophiam aulicam, 1688.

In Deutschland hatte bisher fast nur Pufendorf diesen Weg zu betreten gewagt; wie vorsichtig er aber auch verfuhr und obschon er die Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit ihrem Ursprunge nach auf Gott zurückführte, war er dennoch von Theologen und Juristen der alten Schule auf das Heftigste angegriffen worden, weil er die Uebereinstimmung der göttlichen Gebote mit der menschlichen Vernunft forderte und voraussetzte*). Gerade zu der Zeit, wo Thomasius seine Laufbahn begann, schrieb ein Professor zu Leipzig, Alberti, gegen Pufendorf ein „Lehrbuch des Naturrechts nach den Grundsätzen der orthodoxen Theologie" **). Thomasius selbst war in seiner ersten Schrift über diese Materie noch ziemlich ängstlich zu Werke gegangen. Zwar hatte er bereits zwischen natürlichen Gesetzen und solchen, welche dem Menschen unmittelbar von Gott offenbart seien, unterschieden, allein er hatte diesen Unterschied im Einzelnen wieder vielfach verwischt, hatte sein Buch ausdrücklich als eine „Anweisung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit" bezeichnet und sogar von einer „christlichen Jurisprudenz" gesprochen***).

Seine späteren Schriften des gleichen Inhalts bewegen sich viel freier. Er verwirft darin nicht blos den Begriff einer „christlichen Philosophie", sondern er trennt auch immer schärfer das natürliche Recht und die natürliche Moral von allen Beziehungen zur Theologie, indem er jenen Wissenschaften den Kreis der irdischen Zwecke des Menschen, und zwar der praktischen, auf den Nutzen der Gesellschaft abzielenden, zur völlig unabhängigen Beherrschung überweist, das Ansehen der Offenbarung aber und folglich auch der Theologie auf die Gegenstände des übersinnlichen oder jenseitigen Lebens beschränkt†).

*) Pufendorf, De officio hominis et civis, praefatio.

**) Compendium juris naturae, theologiae orthodoxae conformatum — vgl. Luden, „Thomasius", S. 32.

***) Institutiones jurisprudentiae divinae, Caput II, insbesondere § 140.

†) Schon in der Introd. in phil. aul., z. B. Cap. II, § 41. Certum est, lumen naturae et lumen revelationis esse fontes diversissimos. Certum est, theologiam regulariter deducendam esse ex scriptura sive revelatione divina, philosophiam regulariter ex ratione. — § 43. Illam confusionem taxamus, qua principia cognoscendi a philosopho petuntur ex Scriptura, vel qua mysteria fidei, quae supra rationem sunt, fiunt hypotheses in philosophia. — § 47. Detrahamus larvam etiam physicae christianae ac ethicae. Jactat illa concreationem materiae, haec doctrinam peccati originalis. Utraque vane! Nam

Thomasius ging hier einen durchaus andern Weg, als Leibnitz. Der letztere hatte die Ansichten Baco's und Bayle's von der Nothwendigkeit einer Trennung zwischen Glauben und Vernunft, Theologie und Philosophie bekämpft und eine Vermittlung beider Sphären versucht, die freilich nach keiner Seite hin befriedigte. Thomasius kehrte zu dem einfacheren Verfahren jener Philosophen zurück und erklärte sich gegen ein Zwitterverhältniß, welches er ebenso der wahren Religiosität, wie der Freiheit des Denkens für zuwiderlaufend hielt. Auch in seinen Ansichten über Art und Umfang des menschlichen Wissens stand Thomasius den Engländern und Franzosen, einem Locke und einem Bayle, näher, als seinem deutschen Landsmanne, indem er mit jenen für die einzige Quelle wirklicher Erkenntniß die Sinneswahrnehmungen, für den allein möglichen Gegenstand derselben die körperliche Erscheinung erklärte, nicht das eigentliche Wesen der Dinge (die „Substanz"), noch viel weniger das über alle Erscheinung hinaus liegende Gebiet des schlechthin Immateriellen oder Reingeistigen *).

Religiöser Standpunkt des Thomasius.

Thomasius hat das gleiche Schicksal mit Bayle gehabt: er ist als ein Gottesleugner und Skeptiker verschrieen worden, weil er, wie jener, leugnete, daß sich das Uebersinnliche und Göttliche erkennen lasse, weil er verlangte, die Theologie solle sich ebenso von dem Bereiche der Philosophie, wie die Philosophie von dem der Theologie fernhalten. Thomasius hat sich nicht minder entschieden gegen diesen Vorwurf vertheidigt als Bayle, und vielleicht mit besserem Recht. Er sagt bei Gelegenheit einer dieser Vertheidigungen sehr schön:

Physicus creationem materiae credit, Ethicus credit peccatum originale. Ethica vero et Physica utrumque ignorant. — § 63. Philosophia Christiana, quae philosophiam ad theologiam applicat, semper damnosa fuit Christianismo. — § 64. Illa vero Philosophia, quae ex hypothesibus theologicis deducit conclusiones philosophicas, turbat circulos philosophiae et theologiae. — § 65. Finis philosophiae est utilitas generis humani — intellige: temporalis, quo ipso discernitur philosophia a theologia. — Aehnliches findet sich dann noch ausgeführter in den oben genannten deutschen Werken des Vfs., so wie in seiner Vorrede zur Uebersetzung des H. Grotius.

*) Introd. in phil. aul., Cap. VII, § 1. Diximus, cogitationes omnes fieri de rebus organa sensuum ferientibus, quare necesse est, ut objectum ratiocinationis etiam sint res, quae in sensus incurrunt. — Cap. III § 41. De mente ex lumine rationis homo nullum conceptum immaterialitatis habet, unde necesse est, argumentum Cartesianorum pro immortalitate animae, ex natura cognoscibili, sua sponte corruere.

„Wenn mich Jemand fragen wollte, was ich denn glaubte: ob der Mensch durch den Glauben oder durch die Liebe selig werde, würde ich ihn bitten, er solle mich mit dieser Frage verschonen. Wenn ich weiß, daß mich die Sonne erwärmt, ist es eine unnöthige Frage, zu forschen, ob es das Licht oder die Bewegung thue; obgleich die eine dieser Meinungen vielleicht der Wahrheit näher kommen mag. Anstatt daß man gestritten, ob der Glaube oder die Liebe selig mache, hätte man einander beiderseits auf das Innerste, auf das Reich Gottes in uns führen sollen, so würde es besser stehen. Wie? wenn nun Einer heut aufstände und sagte: Die Hoffnung mache selig? Was würde da für ein neuer Lärm werden! Meine Sittenlehre sagt mir: Glaube, Liebe, Hoffnung machen selig. Auch die Hoffnung! Wo Eines mangelt, da ist das Andere auch nicht!“

Thomasius war bei aller Schärfe seines Verstandes nicht frei von einem gewissen Hange zur Mystik. Es gab eine Zeit, wo er fürchtete, der menschliche Geist möchte sich seiner Freiheit überheben und in Irrthümer verfallen, wenn man nicht genau die Grenze bezeichne, wo das Reich der Natur aufhöre und das Reich der Gnade beginne, d. h. wo die eigne Kraft den Menschen im Stiche lasse und er einer höhern Hülfe bedürfe. Diese nothwendige Ergänzung des menschlichen Wissens glaubte er am besten in den Schriften der sog. mystischen Theologen zu finden, und aus diesem Gesichtspunkte sprach er noch 1694 mit großer Wärme über die Schriften Poiret's und seiner Geistesverwandten *). Wenige Jahre darauf versuchte er sich sogar selbst in der Aufstellung eines naturphilosophischen Systems, welches bisweilen an die mystischen Grübeleien eines Jacob Böhme erinnert **). Aber allmälig überkam ihn die Furcht, daß er auf diesem Wege am Ende der Schwärmerei und einem neuen „Papstthum“, nämlich der Abhängigkeit von menschlicher Autorität und der Verzichtleistung auf den Gebrauch der gesunden Vernunft, verfallen möchte. Locke's Buch „Ueber den menschlichen Verstand“ vollendete seine Umkehr, und so kam er dahin, in der Vorrede zu einer zweiten Ausgabe der Schrift des Poiret (1708) vor derselben Mystik zu warnen, die er früher empfohlen hatte ***).

*) Dissert. ad P. Poireti libros de eruditione solida etc. S. Programmata Thomasii, p. 308.

**) „Vom Wesen des Geistes“, 1699.

***) Programmata, pag. 643 sqq.

Den Pietisten stand Thomasius eine Zeit lang nahe, nicht allein durch die von der Orthodoxie über sie beide verhängte Verfolgung und durch den gemeinsamen Haß gegen diese, sondern auch durch das wahlverwandte Streben nach sittlicher Veredlung der Menschheit und namentlich des heranwachsenden Geschlechts. Aber auch von ihnen trennte ihn später der Argwohn hierarchischer Uebergriffe und wundersüchtiger Ueberspanntheit, welchen deren Treiben in Halle ihm einflößte. Hier war es, wo er mit besonderem Bezug auf die frommen Anstalten Francke's den harten Ausspruch that: „Es sei nützlicher, 10 Thlr. zur Ausstattung einer armen Magd anzulegen, als 1000 Thlr. zur Stiftung solcher **piae causae** zu verschwenden", und: „Ein einziges Zuchthaus bringe dem Gemeinwesen tausendmal mehr Nutzen, als tausend Waisenhäuser"*). Er fürchtete, es möchte aus diesen Anstalten sich aufs Neue ein Geist des Aberglaubens, des finstern mönchischen Wesens und des geistlichen Despotismus über die Gemüther der Menschen entwickeln. Nichts aber konnte ihn so sehr in Aufregung versetzen, als dieser Gedanke. Ein Abergläubischer schien ihm schlimmer, als ein Gottesleugner, denn jener sündige gegen die von Gott ihm gegebene Vernunft; was man dagegen Atheismus nenne, sei oft nur eine Nichtbeachtung äußerlicher Gebräuche oder menschlicher Bekenntnißformeln, nicht ein Mangel an der allein wahren innern Gottesverehrung**).

Seine Bestrebungen für Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche u. Staat und für Gewissensfreiheit.

Kaum giebt es irgend ein Thema, welches Thomasius mit größerem Eifer behandelt hat und auf welches er so oft zurückgekommen ist, als die Frage von dem Verhältnisse des Staats zur Kirche***). Mit richtigem In-

*) „Erinnerung" u. s. w., S. 39, vgl. „Nothwendige Gewissensrüge an Herrn Chr. Th., durch nothw. Anmerkungen zurückgewiesen von einem Freunde der Wahrheit" (1703), S. 150 Anm.

**) „Ausübung der Sittenlehre", S. 169 — vgl. Schröckh, a. a. O. S. 345.

***) Theils von ihm selbst, theils von seinen Schülern — nach seinen Ansichten und unter seiner Vertretung — abgefaßt, erschienen nach einander folgende Schriften über diese Materie: „Ueber das Recht der Fürsten in Mitteldingen", 1692; „Das Recht evang. Fürsten in theolog. Streitigkeiten", 1696; „Ob die Ketzerei ein Verbrechen?" und „Das Recht der Fürsten gegen Ketzer", 1697; „Vom Recht eines christl. Fürsten in Religionssachen" und „Dreifache Rettung des Rechts evangel. Fürsten in Kirchensachen", 1701. Außerdem kommen noch allerlei ebendahin zielende Gelegenheitsschriften und einzelne Bemerkungen in den „Jurist. Händeln", den „Aus-

stincte erkannte Thomasius, daß von der Lösung dieser Frage Sein oder Nichtsein der Gewissensfreiheit abhänge. „Zur Ruhe und zum Frieden im Gemeinwesen“, sagt Thomasius, „ist es nicht nöthig, daß die Unterthanen einerlei Religion haben. Das sicherste Mittel zur Verhütung von Religionsstreitigkeiten besteht darin, daß man auch abweichende religiöse Meinungen duldet. Die Pflicht des Fürsten geht lediglich auf Erhaltung des äußern Friedens in seinen Staaten, nicht auf die Sorge für die Seligkeit seiner Unterthanen, am allerwenigsten dahin, daß er sie zu einer bestimmten Religion, die er für die alleinseligmachende hält, anhalte. Fragen der Religion durch einen Rechtsspruch zu entscheiden, kommt keinem Fürsten zu, aber auch geistliche Ministerien, theologische Facultäten, Synoden oder Concilien haben kein Recht, ihre religiösen Ansichten Andern aufzudrängen, und ein kluger Regent wird sich wohl hüten, zu einem solchen Zwange die Hand zu bieten. Der einzig competente Richter in allen Fragen, welche die Seligkeit des Menschen angehen, ist das Gewissen jedes Einzelnen, — weß Standes er auch sei. Wohl aber hat der Fürst das Recht, selbst mit Zwangsmitteln zu verhindern, daß nicht durch Streitigkeiten um der Religion willen der äußere Friede des Staats gestört werde. Er kann verlangen, daß solche Streitigkeiten von beiden Seiten mit Mäßigung und ohne beleidigende Schimpfreden geführt werden. Wenn ein Geistlicher beschuldigt wird, von den Grundsätzen der Confession, als deren Lehrer er angestellt ward, abgewichen zu sein, so kann der Fürst durch unparteiische Leute die Wahrheit dieser Beschuldigung untersuchen lassen. Findet es sich, daß die Anklage Grund hatte, so kann der Fürst ihn absetzen, nicht als ob die Veränderung der Religion etwas an sich selbst Unrechtes wäre, sondern weil der Prediger das Lehramt unter andern Voraussetzungen angenommen hat und durch seinen Religionswechsel zu dessen Fortführung unfähig geworden ist, daher er eigentlich von selbst hätte abdanken sollen. Ergiebt sich dagegen, daß ein solcher Geistlicher fälschlich beschuldigt ward, indem man ihm Meinungen unterschob, die er nicht gelehrt hat, so ist der Fürst berechtigt, ihn zu schützen.“

erlesenen deutschen Schriften“, sowie den gesammelten Programmen und Dissertationen des Th. vor. Ich habe der nachfolgenden Darlegung seiner Ansichten über diesen Punkt die Schrift von 1696 zu Grunde gelegt, worin ich dieselben am Kürzesten und Schlagendsten entwickelt finde.

In zwei Punkten verließ den Thomasius die Consequenz seiner Grundsätze. Sein unversöhnlicher Haß gegen die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Geistlichkeit verleitete ihn, der weltlichen Macht ein Recht des Einschreitens in Sachen der Kirchenzucht zuzusprechen, zu welchem nach seinen eignen Voraussetzungen kein Grund vorhanden war, da es nach diesen genügt haben würde, wenn er nur den von der Kirche verhängten Strafen jede bürgerliche Wirkung abgesprochen hätte, und sein Respect vor den hergebrachten Machtbefugnissen der Fürsten ließ ihn den, zwar mit dem positiven deutschen Staatsrechte, nicht aber mit den von ihm selbst zuvor bekannten Ansichten über das Verhältniß des Staats zur Religion im Einklang stehenden Ausspruch thun: ein Fürst, obschon es ihm nicht zustehe, einen Ketzer mit weltlicher Strafe zu belegen, könne doch einem solchen Menschen anbefehlen, das Land zu verlassen, „nicht anders, wie ein Hausvater einem Knecht, der ihm nicht ansteht, weil er etwa sich in seinen humor nicht schicket, den Dienst aufsagen kann*). So will er also der weltlichen Gewalt, von der er doch zuvor selbst gesagt, daß sie mit den religiösen Meinungen der Unterthanen gar nichts zu thun habe, das Recht der Ausschließung eines nach ihrer Ansicht ketzerisch Gesinnten einräumen, während er dasselbe Recht der kirchlichen Gewalt in ihrem Bereiche versagt, welcher es doch noch weit eher zustehen würde! Daß, um das Recht der Kirchenzucht in die Grenzen eines gemäßigten Gebrauchs einzuschließen, nicht die Herbeirufung der weltlichen Gewalt, sondern die Theilung der kirchlichen zwischen den Geistlichen und den Laien, mit andern Worten die Herstellung einer presbyterialen Kirchenverfassung (wie sie Spener wünschte) das allein richtige Mittel sei, diese Einsicht ging dem Thomasius ebenso ab, wie die, daß der Aufenthalt eines Staatsbürgers in seinem Heimathslande nicht eine Gnadensache des Fürsten, sondern ein natürliches Recht des Bürgers sei. So wenig hatte selbst ein so eifriger Vertreter des Naturrechts den Muth der Consequenz, wo es sich um Verhältnisse handelte, bei denen die Machtbefugnisse der Fürsten — dieser „Götter auf Erden“, wie Thomasius sich einmal ausdrückt**), — in Frage kamen!

Seine Wirksamkeit für Abschaffung der Hexenprocesse.

Der schädliche Einfluß der fanatischen und abergläubischen Vorstellungen, welche die Orthodoxie verbreitete

*) A. a. O. XIX. Satz.

**) Instit. jurispr. divinae, diss. prooemialis, p. 16.

und an denen sie wie an unverbrüchlichen Heilswahrheiten festhielt, zeigte sich nirgends in abschreckenderer Gestalt, als auf einem Gebiete, welches dem Thomasius, als praktischem Rechtsgelehrten, besonders nahe lag, bei den sogenannten Hexenprocessen. Der Glaube an eine unmittelbare Einwirkung dämonischer Kräfte auf die Natur und den Menschen bestand damals in Deutschland noch in beinahe ungeschwächter Kraft. Selbst ein Leibnitz war davon nicht gänzlich frei*). Die allen Klassen gemeinsame Unwissenheit in Betreff des natürlichen Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen leistete einem solchen Aberglauben Vorschub, und eine herrschsüchtige Priesterschaft, deren Politik es war, das Volk in Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten, beförderte denselben, um davon für ihre Zwecke Vortheil zu ziehen. Man schreckte die Menschen mit furchtbaren Vorstellungen von bösen Geistern und ihren überall gegenwärtigen verderbenbringenden Einflüssen, um sie desto geneigter zu machen, sich der Kirche mit ihren Gnadenmitteln und den Verwaltern dieser, den Priestern, blindlings in die Arme zu werfen und ihren Schutz gegen die finsteren Mächte der Unterwelt zu erflehen oder zu erkaufen. Der protestantische und der katholische Clerus wetteiferten darin mit einander. Die Vorstellung von einem persönlichen Verkehr dämonischer Wesen mit den Menschen und einer den letztern dadurch zu Theil werdenden übernatürlichen Begabung gehörte zu den wesentlichen Glaubensartikeln, wie der katholischen, so der orthodoxen lutherischen Kirche. Wo irgend ein Unglück geschah, dessen Ursache nicht sogleich zu Tage lag, mußten nothwendigerweise Teufelswerke im Spiele sein. Krankheiten bei Menschen oder Thieren galten nicht blos der rohen Menge, sondern selbst vielen sogenannten Gebildeten als die Folgen von Behexungen. Wer in seinen Unternehmungen glücklicher war, als andere, sah sich leicht beargwöhnt, einen Pact mit dem Teufel geschlossen und von diesem um den Preis der verpfändeten Seligkeit die Kenntniß verborgener Schätze oder die Kraft, Gold zu machen, eingetauscht zu haben. Neue Erfindungen und tiefere Blicke in die Natur schienen nicht denkbar ohne einen verdächtigen Umgang mit guten oder bösen Geistern, von denen der Volksglaube

*) Er spricht von einer infusio divina et diabolica, als noch dermalen vorkommend, in seiner Schrift: De methodo discendae docendaeque jurisprudentiae. p. I § 9. Vgl. Chr. Wolf's Vorrede dazu.

annahm, daß sie in den geheimen Gründen der Erde hausten und über die verborgenen Kräfte derselben verfügten*). Besonders das weibliche Geschlecht war dem Verdachte verbrecherischen Verkehrs mit dem Bösen ausgesetzt. Die Sage von dem nächtlichen Ritt der Hexen auf den Blocksberg, welche heutzutage selbst Kinder belächeln, wurde damals von vielen erwachsenen Leuten, die sich für sehr verständig hielten, ja von berühmten Gelehrten ernsthaft geglaubt**). Gewisse körperliche Fehler und Unschönheiten — ein triefendes Auge, rothes Haar, ein lahmer Fuß — galten für untrügliche Zeichen und Brandmale eines verbotenen Umganges mit dem Fürsten der Hölle. Aeltere Frauen zumal, wenn sie an solchen Gebrechen litten oder im allgemeinen häßlich waren, aber auch junge, die durch ungewöhnliche Körperschönheit und Anmuth die Männerwelt an sich fesselten, verfielen leicht der Anklage geheimnißvoller Zauberkünste.

Die Mehrzahl der Gerichte, in dem gleichen Aberglauben befangen und unter dem Einflusse eines kirchlichen Systems stehend, welches, nach dem Ausdruck des Thomasius, die Leugnung des leibhaftigen Teufels mit Hörnern und Klauen beinahe einer Gottesleugnung gleich achtete, waren unerbittlich in der Verurtheilung der unglücklichen Geschöpfe, welche unter einer solchen Anklage vor sie gebracht wurden. Das leichtfertigste Zeugniß genügte, um eine Person, auch wenn sie sonst noch so unbescholten war, als der Hexerei verdächtig auf die Folterbank und von da auf den Scheiterhaufen oder das Schaffot zu bringen, und die läppischsten Beschuldigungen wurden von ernsten Richtern un-

*) Eine 1644 auf der Universität Tübingen vertheidigte Dissertation De damnatione sagarum, von Daurer, rechnet schlechthin zu dem „Umgang mit verdächtigen Dingen" auch den „Umgang mit der Natur" und spricht von der Erforschung der Naturkräfte als von einer „einem Christenmenschen nicht ziemenden Kenntniß" („Deutsches Museum", 1857, Nr. 13).

**) Ben. Carpzov, der berüchtigte Hexenrichter, sagt in seiner „Criminalpraktik", 1635: „Die Strafe des Feuertodes ist auch denjenigen aufzulegen, welche mit dem Teufel einen Pact schließen, sollten sie auch niemandem geschadet, sondern nur teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt haben" (Scherr, „Geschichte deutscher Cultur und Sitte", S. 379). Noch 1698 überreichte Nic. Pütter der Juristenfacultät zu Rostock eine Dissertation, betitelt: Examen juridicum judicialis lamiarum confessionis, se ex nefando cum Satana coitu prolem suscepisse humanam etc. („Deutsches Museum", 1857, Nr. 13.)

bedenklich zur Grundlage peinlicher Untersuchungen gemacht, bei denen es sich um Tod und Leben der armen Beklagten handelte*). Manche dieser Processe führten ganze Familien, ja viele Dutzende von Unglücklichen auf einmal zum gräßlichen Feuertode, und die Summe der Opfer, welche im Laufe eines Jahrhunderts diesem furchtbarsten Aberglauben geschlachtet wurden, erreichte, nach der Schätzung neuerer Forscher, nahezu die Zahl von 100,000**).

Längst schon waren einzelne muthige und erleuchtete Männer als Gegner dieses ebenso widersinnigen, als unmenschlichen Treibens aufgetreten. Nach früheren, noch halb schüchternen Versuchen hatten zuerst gegen Ende des 16. Jahrhunderts zwei Deutsche, ein Arzt, Joh. Wier, und ein Priester, Cornelius Loos, ihre Stimme gegen das Unwesen der Hexenprocesse erhoben. In ihre Fußstapfen trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts sogar ein Mitglied jenes selben Ordens, welcher so viele Scheiterhaufen errichtete, der Jesuit Friedrich Graf von Spee, der in seiner „Cautio criminalis oder Peinliche Vorsicht beim Hexenproceß“ das muthige Zeugniß ablegte, „daß, wie er feierlich schwöre, unter den Vielen, welche er wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitet, nicht Eine gewesen sei, von welcher man, alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen“. Zwei holländische Gelehrte, van Dale und Becker, gingen noch weiter, indem sie geradezu die Möglichkeit dämonischer Einwirkungen, also auch des Hexens und Zauberns, leugneten. Das Buch des letztern: „Die bezauberte Welt“, ins Deutsche übersetzt, ward trotz der Bannflüche, welche die Geistlichkeit dagegen schleuderte, begierig gelesen. Allein die Hexenprocesse dauerten dennoch fort, und wenn ein Theil der Rechtsgelehrten und Richter anfing, sich aufgeklärteren Ansichten zuzuneigen, so hielt ein anderer um

*) Thomasius führt in seinen „Jurist. Händeln“ verschiedene solche Fälle aus den Acten an. In einem derselben war ein Kind von acht Jahren zur Untersuchung gezogen worden, weil es eine Maus aus einem Taschentuche gedreht, und durch seine Gespielen sich die Rede verbreitet hatte: es könne Mäuse machen, woraus dann der Pfarrer des Dorfes eine förmliche Anklage auf Hexerei zusammenstellte; eine alte Frau, welche ihm diese Kunst gelehrt haben sollte, wäre deshalb beinahe auf die Folter gekommen. Vgl. K. Pfaff: „Die Hexenprocesse zu Eßlingen im 16. und 17. Jahrhundert“, in der „Zeitschrift für Deutsche Culturgeschichte“, 1856, S. 253—271, 283—294, 347—371, 441—462.

**) Scherr, „Geschichte deutscher Cultur und Sitte“, S. 378; vgl. die daselbst S. 419 angeführten Quellen.

so schroffer an der ganzen Strenge eines Verfahrens fest, welches sie gelehrt worden waren als ein Hauptbollwerk des orthodoxen Glaubens zu betrachten. Noch im Jahre 1694, gerade um die Zeit, wo Thomasius zuerst sich ernstlicher mit dieser Frage zu beschäftigen anfing, fand ein deutscher Rechtsgelehrter für nothwendig, in einer Schrift: „Behutsamkeit, so bei denen wider die Hexen vorgenommenen peinlichen Processen in Acht zu nehmen", seinen verurtheilungssüchtigen Collegen die menschenfreundlichen Mahnungen des Grafen Spee von neuem in Erinnerung zu bringen, ohne daß er jedoch gewagt hätte, die Existenz des Teufels oder das Vorhandensein von Zauberern und Hexen in Zweifel zu ziehen*).

Thomasius selbst legt durch sein Verhalten das schlagendste Zeugniß dafür ab, wie tiefgewurzelt damals noch der Glaube an Hexerei und wie schwer es auch für einen Mann von freieren Ansichten war, sich davon loszumachen, wie noch viel schwerer, dem allgemein verbreiteten und von dem herrschenden Kirchensysteme in Schutz genommenen Vorurtheile entschieden entgegenzutreten. In seiner Eigenschaft als Mitglied der Juristenfacultät zu Halle ward er i. J. 1694 mit der Berichterstattung in einem Hexenprocesse betraut. Geblendet von der Autorität eines Carpzov und anderer berühmter Rechtsgelehrten, welche als Muster des Scharfsinns und der Gewandtheit in Führung der Hexenprocesse und Verurtheilung der Angeklagten glänzten, glaubte er, ebenfalls nicht wenig Ehre davonzutragen, wenn er auf Verhängung der Folter wider die der Hexerei Beschuldigte antrüge. Zu seiner Beschämung fand er seine Collegen, an ihrer Spitze seinen ehemaligen Lehrer Stryk, in diesem Punkte aufgeklärter, als sich selbst, und mußte ihren Gründen für Freigebung der Gefangenen in Ermangelung triftiger Verdachtsgründe sich fügen. Dadurch auf das Uebereilte seines Verfahrens aufmerksam gemacht und zum eigenen Nachdenken über eine Frage, in welcher er sich unbegreiflicherweise so lange von fremder Autorität hatte leiten lassen, angefeuert, kam er leicht dahin, das Unsinnige und Rechtswidrige der bisherigen Hexenprocesse nicht blos selbst einzusehen, sondern auch aus Vernunft und Geschichte gründlich zu beweisen. Indessen dauerte es doch noch sieben Jahre, bevor er öffentlich gegen dieses Unwesen

*) Chr. Thomasius, „Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei", Einleitung. Vgl. Scherr, a. a. O.

auftrat*), und auch dann that er es nur sehr behutsam und mit offenbarer Schonung der herrschenden Vorurtheile. Denn nicht genug, daß er seinen Glauben an die Existenz und Wirksamkeit böser Geister wiederholt und „aufrichtig" versichert, er „glaubt auch, daß Hexen und Zauberer seien, die dem Menschen und dem Vieh auf verborgene Weise Schaden zufügen"; er glaubt an „Krystallseher, Beschwörer und die mit abergläubigen Sachen und Segensprechen allerhand wunderliche Sachen verrichten", und giebt zu, „daß von diesen Leuten etliche Dinge verrichtet werden, die nicht für Gaukeleien und Betrügereien zu halten, auch nicht den verborgenen Wirkungen der natürlichen Körper und Elemente füglich können zugeschrieben werden, sondern muthmaßlich vom Teufel herkommen" **). Was er nicht glauben kann, ist, „daß der Teufel Hörner, Klauen und Krallen habe, daß er einen Leib annehmen und in irgend einer Gestalt den Menschen erscheinen könne, daß er Bündnisse mit den Menschen aufrichte, sich von ihnen Handschriften geben lasse, sie auf den Blocksberg hole" u. s. w. Er hält ferner dafür, „daß der bisherige Hexenproceß nichts getaugt, da man das Bündniß mit dem Teufel zu Grunde geleget; daß sehr behutsam verfahren werden müsse, wenn man die Leute beschuldigen wolle, daß sie durch Hexerei Schaden gethan, denn es gehöre viel Beweis dazu, und sonderlich bei den wunderlich und übernatürlich scheinenden Krankheiten sei große Untersuchung nöthig, ob nicht ein Betrug dahinter stecke" ***).

Vielleicht hatte Thomasius gerade dieser Behutsamkeit, womit er ein so tiefgewurzeltes Vorurtheil behandelte, den großen Erfolg seiner menschenfreundlichen Bestrebungen zu verdanken. Zwar ließen es die rechtgläubigen Theologen trotzdem an Verketzerungen nicht fehlen; allein die Juristen fingen an, sich des Aberglaubens und der Grausamkeit zu

*) 1701 erschien unter dem Namen eines seiner Schüler eine Dissertation De crimine magiae; 1703 gab Thomasius selbst diese Schrift deutsch heraus unter dem Titel: „Neuer Abriß vom Laster der Zauberei". Auf das gleiche Thema kam er in seiner „Erinnerung wegen seiner künftigen Wintervorlesungen", 1702, zurück. 1712 schrieb er „Von dem Ursprunge und Fortgange des Inquisitionsprocesses gegen die Hexen". Auch ließ er mehrere ausländische Werke ähnlichen Inhalts übersetzt und mit Anmerkungen von seiner Hand begleitet erscheinen. Endlich behandelt er die Frage auch in seinen „Jurist. Händeln" (1. Bd.), wo er mit großer Naivität die Geschichte seiner Bekehrung selbst erzählt.

**) Thomasius, „Vom Laster der Zauberei", §8, „Erinnerung u. s. w.", S. 13.

***) „Erinnerung", S. 15 ff.

schämen, wozu sie nur zu lange von einer verblendeten oder eigensüchtigen Orthodoxie sich hatten mißbrauchen lassen. Die Hexenprocesse wurden seltener, die Anwendung der Folter und die raschen Todesurtheile bei dieser Art von Untersuchungen kamen allmälig außer Gebrauch, und, wie Friedrich der Große sich ausdrückt, indem er das Verdienst des Thomasius um diesen Theil der Aufklärung rühmt*), „das weibliche Geschlecht konnte von nun an im Frieden alt werden und sterben".

Seine Ansichten über die Folter.

Weniger unzweideutig ist das Verdienst, welches man dem Thomasius hinsichtlich seiner Bemühungen für die Abschaffung der Folter zuzuschreiben pflegt. Zwar ließ er einen seiner Schüler über „die Nothwendigkeit, die Folter aus den christlichen Gerichtshöfen zu entfernen", öffentlich disputiren, und wir wären danach berechtigt, anzunehmen, daß dies seine eigene Meinung gewesen, allein es findet sich unter seinen Schriften ein Brief an eben diesen Schüler mit Bezug auf die fragliche Disputation, worin er zwar dessen Unternehmen nicht mißbilligt, aber doch das Bedenken aufwirft, ob es rathsam sei, den Lenkern christlicher Staaten schlechthin die Nachahmung der Engländer und anderer Völker in Abschaffung der Folter anzuempfehlen**). Er sucht sein Bedenken damit zu begründen, daß er meint, es sei zweifelhaft, ob nicht, so lange es noch so viele andere Mißbräuche in der Rechtspflege gebe, die plötzliche Abschaffung der Folter größere Nachtheile haben möchte, als ihre Beibehaltung. Eine solche Ansicht hätte ihn dahin führen müssen, auch diese andern Mißbräuche zu bezeichnen und zu bekämpfen, nicht aber dazu, einen der allerschreiendsten ruhig gewähren zu lassen und seinen Fortbestand in Schutz zu nehmen. Wir können aber nicht wol anders, als ihn in diesem Punkte einer zu weit getriebenen Rücksichtnahme auf das Bestehende anzuklagen. Freilich hatte er dabei einen seiner berühmtesten Zeitgenossen zum Mitschuldigen. Auch Leibnitz betrachtete die Folter als ein unentbehrliches Erforderniß des Strafprocesses und bemühte

*) Oeuvres, tom. I pag. 367.

**) Programmata Thom., p. 576. — Auffallenderweise gedenken weder Luden noch Schlosser dieses Briefes, vielmehr rühmen beide den Thomasius als den unbedingten Gegner der Folter (Luden, „Thomasius", S. 282, Schlosser, „Geschichte des 18. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 560).

sich nur, die Fälle ihrer Anwendung und die Berechtigung dazu genauer zu bestimmen *).

Vergleichung zwischen Thomasius und Leibnitz.

Von solchen einzelnen Punkten abgesehen, worin diese beiden Männer sich berührten, kann es kaum einen merkwürdigern Gegensatz geben, als den zwischen Leibnitz und Thomasius. Beide waren reformatorische Genies, aber von der verschiedensten Art. Leibnitz hat bei seinen Reformplänen immer ein großes Ganzes vor Augen, die Nation, die Wissenschaft, die Menschheit oder gar das unendliche Reich der Geister, die „Stadt Gottes", — Thomasius beschäftigt sich vorzugsweise mit dem einzelnen Menschen, seinen Leidenschaften, seinen Bedürfnissen, seinem Fortkommen und Wohlergehen in diesem irdischen Leben. Leibnitz strebt überall nach positiven, organischen Schöpfungen und wendet seinen ganzen Scharfsinn daran, das Neue mit dem Alten zu vermitteln und das Bestehende zugleich fortzubilden und zu erhalten, — Thomasius hat seine Hauptstärke in der Kritik, in dem Raumschaffen für neue Bildungen, in dem Durchbrechen und Niederreißen der beengenden Schranken, welche Herkommen, Vorurtheil und blinder Autoritätsglaube dem vorwärtsstrebenden Menschengeiste setzen. Leibnitz glaubt noch an die Möglichkeit einer Wiederbelebung und Kräftigung des hinsterbenden deutschen Reichskörpers, und seine eifrigsten, freilich auch erfolglosesten Bestrebungen gehen nach dieser Seite hin, — für Thomasius gab es ein so hohes Ziel schon nicht mehr; seine Bemühungen richten sich nur auf das Nächste, gleichsam vor den Füßen Liegende, auf Verbesserungen der Einzelzustände in Bildung, Gesittung, Wissenschaft und Rechtspflege. Leibnitz erscheint als der letzte Repräsentant einer Zeit, in welcher der Gedanke nationaler Einheit und großer Gemeininteressen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, wennschon in den äußeren Schicksalen der Nation bereits zu Schanden geworden, doch in den Gemüthern einzelner Höhergesinnter sich noch immer mit der ganzen Macht einer werthgehaltenen Tradition behauptet und gegen den hereinbrechenden Sieg des Particularismus und der Gesinnungslosigkeit den letzten, verzweifelten Kampf wagt, — mit Thomasius dagegen beginnt eine Periode unseres deutschen Culturlebens, für welche diese Fragen völlig abgethan sind und wo der ganze Drang des Reformirens sich auf das

*) Opp. omn., t. IV pag. 190.

ideale Gebiet der Denkfreiheit, der Aufklärung, der geistigen Entwickelung des Individuums zurückgezogen hat.

Daher haben die Bestrebungen dieser beiden Männer selbst da, wo sie scheinbar sich in der gleichen Richtung bewegen, dennoch einen wesentlich verschiedenen Charakter. Sowol Leibnitz als Thomasius zeigten sich eifrig bemüht, die deutsche Muttersprache in ihre Rechte wieder einzusetzen; allein, was Leibnitz bekämpfte, war vornehmlich die Entstellung des Deutschen durch die Aufnahme fremdartiger Elemente aus andern modernen Sprachen (ein Verfahren, welches seinen Nationalstolz verletzte), — Thomasius eiferte gegen den übermäßigen Gebrauch der alten oder todten Sprachen (mit welchem übrigens auch Leibnitz nichts weniger als einverstanden war)*); er that dies, weil er darin ein Zeichen gelehrter Pedanterie und ein Hinderniß allgemeiner Verbreitung der Wissenschaften und der Bildung erblickte. Leibnitz schrieb zwar kein ganz reines, aber für die damalige Zeit ein verhältnißmäßig gutes Deutsch, bisweilen von einer Kraft und Einfachheit, welche an die classischen Zeiten der Reformatoren erinnert, — der deutsche Stil des Thomasius ist nur zu häufig unschön, nachlässig in der Form, schwerfällig im Periodenbau, altmodisch und doch auch wieder mit ausländischen Phrasen und Wendungen auf ziemlich geschmacklose Weise buntscheckig untermischt. Hat Leibnitz sich offenbar die kernige Sprache Luther's zum Muster gewählt, so erinnert Thomasius durch den Schwulst seiner Ausdrucksweise bisweilen an einen Lohenstein oder Hoffmannswaldau, denen beiden als Dichtern er — ein bedenkliches Zeichen seines ästhetischen Geschmackes! — den Vorzug vor Homer und Virgil gab. Auf die Bestrebungen für Reinigung der deutschen Sprache durch Bildung von Gesellschaften zur Pflege derselben, für welche Leibnitz sich so sehr interessirte, die aber allerdings hier und da in Affectation und Geschmacklosigkeit ausarteten, sah Thomasius spöttisch verachtend herab**).

Durchgreifende Reformen im Fache der Jurisprudenz, für Leibnitz eine der frühesten Lieblingsideen seiner Jugend, waren auch für Thomasius, besonders in seinem reifern Alter, ein Gegenstand wieder-

---

*) Siehe oben Seite 357.

**) Ebenda; — vgl. auch: „Discurs, welchergestalt u. s. w.", Luden a. a. O. S. 23.

holter und anhaltender Beschäftigung, allein das Ziel, welches Leibnitz hierbei im Auge hatte, war eine einheitliche und im großen Stile geordnete deutsche Gesetzgebung, während es dem Thomasius mehr um praktische Verbesserungen der Rechtspflege nach den Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit zu thun war.

Derselbe nationale Sinn leitete Leibnitz bei seinen großartigen geschichtlichen Studien; für ihn war die Geschichte des Reichs und seiner einzelnen Theile, sowie eine möglichst stetige Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit der wesentlichste Zweck der Geschichtsforschung, — Thomasius betrachtete die Geschichte als eine Sammlung von Beispielen oder Beweisstücken zu den Aussprüchen der kritischen Vernunft, und er legte daher auf die Geschichte des menschlichen Geistes, der Religion und der Philosophie einen ungleich größeren Werth, als auf die Geschichte der äußeren Schicksale der Völker oder der Politik der Cabinette.

Das Ideal Leibnitzens auf kirchlichem Gebiete war eine Wiedervereinigung der getrennten Confessionen, von welcher er zunächst eine Beseitigung der unseligen Spaltung Deutschlands, weiterhin die Verwirklichung seiner hochfliegenden Ideen von einem christlich-germanischen Weltreiche zu erwarten schien, — Thomasius ging viel nüchterner, aber viel praktischer zu Werke, indem er Duldung und Gewissensfreiheit für den Einzelnen erstrebte und zu dem Ende auf eine möglichst scharfe Trennung zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Gebiete drang. Aus dieser Verschiedenheit der Auffassungsweisen erklärt es sich, daß, obschon beide Männer im lutherischen Glauben erzogen und von Hause aus demselben aufrichtig zugethan waren, der eine, von Bewunderung für den organischen Bau der katholischen Kirche ergriffen, beinahe zum Uebertritt in dieselbe verleitet ward, der andere sich je länger je mehr zu den freieren Grundsätzen der Reformirten hinneigte.

Wie in ihren Zwecken, so wichen diese beiden vornehmsten Repräsentanten des deutschen Geistes der damaligen Zeit auch in der Art und Weise ihres Wirkens wesentlich von einander ab. Leibnitz erblickte den sichersten Weg zur Durchführung großer, gemeinnütziger Reformen theils in dem unmittelbar fördernden Eingreifen der Machthaber, theils in der Vereinigung einer Aristokratie von Gelehrten unter der Form von Gesellschaften oder Akademien, — Thomasius hielt die Freiheit für einen kräftigeren Hebel des geistigen und wissenschaftlichen Fortschritts,

als alle Societäten, und leitete aus dem Mangel dieser Freiheit, nicht, wie Leibnitz, aus dem Mangel an Protection der Gelehrten seitens der Vornehmen, das Zurückbleiben Deutschlands hinter andern Ländern in Wissenschaft und Bildung ab*). Daher wandte sich Leibnitz immer und überall an die Großen und suchte diese für seine weitumfassenden Pläne zu gewinnen, während Thomasius, darin mehr den republikanischen Sinn des unabhängigen Gelehrten bekundend, nur wenig Verkehr mit Fürsten pflegte und, wo er es that, kaum je etwas anderes von ihnen begehrte, als Schutz und Gerechtigkeit gegen seine Verfolger**).

Unstreitig war Leibnitz an Tiefe, Vielseitigkeit und Originalität des Geistes seinem jüngeren Strebensgenossen bei weitem überlegen, dagegen übertraf ihn dieser an Stärke des Charakters, Energie des Willens, Muth und Selbstverleugnung in Vertheidigung der Wahrheit. Leibnitz war ebenso rücksichtsvoll nach allen Seiten, wie Thomasius häufig rücksichtslos. Jener, eine friedliche, zum Vermitteln geschaffene Natur***), erkannte gern Andere an, wie er auf Anerkennung bei Anderen rechnete, und besaß das seltene Talent, in allen, selbst den abweichendsten Meinungen irgend etwas zu entdecken, was den seinigen wahlverwandt und zur Anbahnung einer Vereinigung geeignet schien, — für diesen war steter Kampf ein Lebenselement, und so consequent verfuhr er in der Vertheidigung dessen, was er für das Rechte hielt, sowie in Bekämpfung des Gegentheils, daß er selbst solche, die in manchen Punkten mit ihm übereinstimmten, unerbittlich befehdete, sobald sie an irgend eine Seite seiner Ueberzeugungen rührten†).

*) „Die Freiheit ist es allein, was den Holländern und Engländern, ja denen Franzosen selbst (vor Verfolgung der Reformirten) so viele gelehrte Leute gegeben." (Thomasius an den Kurfürsten von Brandenburg — s. Luden a. a. O. S. 203.) „Soll man eine Gesellschaft der Gelehrten aufrichten, Kaiser, Könige, Fürsten und Herren um derselben protection anflehen? Die Weisheit braucht keine menschliche protection, sondern dies ist ihr protection genug, wenn man ihre Freiheit nicht hemmt und unterdrückt." (Ders. in dem Programme, womit er seine „Historie der Weisheit und Thorheit" ankündigte.)

**) S. dessen Widmung des ersten Halbjahrs seiner Monatsgespräche an den Kurfürsten von Sachsen Johann Georg III., sowie die „Erinnerung wegen seiner Vorlesungen zu Michaelis 1702", S. 24.

***) Je ne suis pas un esprit désapprobateur, pflegte Leibnitz von sich zu sagen.

†) Ich verweise auf die früher erwähnten Ausfälle des Thomasius gegen die Pietisten.

So viel bekannt, sind die beiden großen Männer niemals in directe Berührung mit einander gekommen. Doch spricht Leibnitz in seinen Schriften achtungsvoll von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne des Thomasius, obschon er mit dessen Philosophie nicht einverstanden ist; Thomasius seinerseits erwähnt jenen nur flüchtig und nicht ohne einen spöttischen Seitenblick auf seine Charakterschwäche und Aengstlichkeit*).

Durch seine Entdeckungen in den positiven Wissenschaften und durch seine speculativen Ideen hat Leibnitz tiefere und bleibendere Spuren in der Geschichte des deutschen und des menschlichen Geistes überhaupt zurückgelassen, als Thomasius; allein es wäre zu fragen, ob nicht für die Verbreitung der Cultur, für die Zerstreuung des dichten Nebels der Unwissenheit und des Aberglaubens, der zu Ende des 17. Jahrhunderts noch auf dem größeren Theile der deutschen Nation lag, für die Erweckung eines freieren, humaneren und sittlich ernsteren Geistes in allen Schichten des Volks Thomasius mehr gewirkt habe, als sein größerer und berühmterer Vorgänger. Freilich muß es als eine starke Uebertreibung angesehen werden, zu welcher sich Schlözer durch seine Vorliebe für den ihm wahlverwandteren Geist hinreißen ließ, wenn derselbe behauptet: Thomasius habe auf Mit- und Nachwelt einen größeren und heilsameren Einfluß geübt, als alle Philosophen Griechenlands zusammengenommen**); aber andererseits unterschätzen wir heutzutage leicht das Maß von Muth und Entschlossenheit, welches dazu gehörte, um in einer so dunkeln und von so vielen Vorurtheilen befangenen Zeit einen Kampf zu wagen, wie ihn Thomasius gegen die vereinte Macht der kirchlichen Orthodoxie, des pedantischen Gelehrtenthums, der Unwissenheit und Rohheit in den unteren, der geistigen und sittlichen Erschlaffung in den gebildeteren Klassen fast ein halbes Jahrhundert lang bestand, und zwar größtentheils alleinstehend und nur seiner eigenen Kraft vertrauend. Wenn wir die Ideen, für deren Anerkennung Thomasius kämpfte, bald nach ihm in unbestrittener Geltung und als Gemeingut des ganzen denkenden Theils der Nation wiederfinden, so dürfen wir nicht vergessen, welche Mühe es kostete und welche Beharrlichkeit dazu gehörte, ehe es dahin kam.

*) Chr. Thomasius, „Jurist. Händel", 1. Bd. S. 95; Luden, „Thomasius", S. 221.

**) Joh. v. Müller's Vorrede zu Luden's „Thomasius".

Allgemeine Charakteristik der Bestrebungen des Thomasius und der von ihm ausgegangenen sogenannten „Aufklärung".

Auf den ersten Blick erscheint die Wirksamkeit des Thomasius als eine zu ausschließlich verneinende und zu wenig schaffende. Allein das Niederreißen war in jenem Stadium der Cultur ebenso nothwendig und vielleicht noch dringender, als das Aufbauen. Die Schranken der Vorurtheile und des Aberglaubens mußten beseitigt werden, damit das selbständige Denken und der natürliche Drang nach Wahrheit sich frei entwickeln könnte. Ein entschlossener Bruch mit der Vergangenheit war unvermeidlich, um den neuen Ideen, die von allen Seiten sich herbeidrängten, Raum zu verschaffen. Allerdings aber ist etwas in den Bestrebungen des Thomasius, was uns verhindert, denselben mit voller Befriedigung zu folgen. Es fehlt ihnen die Einheit eines großen, beherrschenden Gedankens; es fehlt ihnen das klare Bewußtsein eines festen und sichern Zieles. Seine Opposition gegen das Bestehende ist bisweilen von der Art, daß sie den Vorwurf J. Möser's einigermaßen zu rechtfertigen scheint, welcher sagte, Thomasius habe seine Zeitgenossen unvorsichtig zum Räsonniren angeleitet, während sie wieder ein anderes mal fast zu verzagt und ohne den rechten Muth der Consequenz auftritt. Sein Grundsatz der „Nützlichkeit" oder „Brauchbarkeit fürs Leben", die er als Werthmesser aller Speculation hinstellt, nimmt oft allzu kleine und nüchterne Maßstäbe an. Seine praktische Philosophie scheint oft allzusehr auf eine bloße Anweisung zum Fortkommen im Leben und auf eine kleinbürgerliche Moral fürs Haus, auf eine Theorie des Wohlanständigen und Ehrbaren hinauszulaufen und jener großen sittlichen Motive zu entbehren, welche den ganzen Menschen erheben und veredeln. Sein Naturrecht erschöpft sich in der Erläuterung und Begründung von Verhältnissen, welche unter allen Gesichtspunkten nahezu immer die nämlichen bleiben, weil sie auf einfachen und unableugbaren Nothwendigkeiten beruhen, aber es dringt nicht hindurch bis zu der Erledigung jener wichtigen Lebensfragen des Staats und der Gesellschaft, um welche große politische Parteien sich bekämpfen und von deren Entscheidung Wohl oder Wehe ganzer Nationen abhängt. Seine Ideen vom Sinnlichen und Uebersinnlichen schwanken zwischen Freidenkerei und Mysticismus hin und her, und seine Ansichten über religiöse Toleranz leiden an der gefährlichen Inconsequenz, daß sie die Wahrung der Gewissensfreiheit von dem guten Willen absoluter Regierungen abhängig machen und die natürliche Wechselwirkung zwischen religiöser und bürgerlicher Frei-

heit, zwischen weltlichem und geistlichem Despotismus unbeachtet lassen.

Auch bei ihm, wie bei Leibnitz, ist es die Mangelhaftigkeit der öffentlichen Zustände unsres Vaterlandes, die wir als den Grund des nur unvollständigen Gelingens der wohlgemeintesten und beharrlichsten Anstrengungen seiner größten Geister anklagen müssen. Bei andern Völkern, wo die freie Entwickelung des öffentlichen Lebens niemals unterbrochen oder doch bald wiederhergestellt ward, hatte jene gewaltige Bewegung, welche seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts tiefgreifende Umgestaltungen auf allen Gebieten menschlichen Denkens hervorrief, einen naturgemäßen und stetigen Verlauf genommen*). Dort ging das praktische Bedürfniß der theoretischen Speculation voraus und zog diese nach. Dort hatte sich niemals das Gelehrtenthum so, wie in Deutschland, vom Volke ausgeschlossen und isolirt. Dort fand sich der Philosoph, der gegen die wesenlosen Schemen einer scholastischen Metaphysik und gegen die der Vernunft unfaßbaren Mysterien der herrschenden Kirchenlehre auftrat, Seite an Seite mit dem Empiriker, der überall an die Stelle vager ontologischer Begriffe bestimmte und deutliche Vorstellungen von der Zusammensetzung und den Eigenschaften der Dinge zu setzen und da, wo der scholastische Theolog geneigt war, immer sogleich ein Wunder anzunehmen, den natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung nachzuweisen sich bestrebte. Baco ging mit Newton, Locke ging mit Harvey Hand in Hand. Die Praxis gab der Theorie Nachdruck, und die Theorie mußte sich in der Praxis bewähren. Für jedes Stück Metaphysik, das die Kritik beseitigte, setzte die Naturforschung ein Stück zuverlässigen, positiven Wissens an die leer gewordene Stelle. Man baute mit der einen Hand auf, während man mit der andern zerstörte. Nicht anders verhielt es sich in den moralischen Wissenschaften. Der politische Gemeingeist des Volks, genährt und wach erhalten durch uralte, selbst unter den despotischsten Regierungen niemals ganz außer Gebrauch gekommene Institutionen, der dem germanischen Stamme angeborne Sinn für Familiensitte und häusliche Zucht, obgleich auch dort nicht unberührt geblieben von den Einflüssen der von Frankreich her eingedrungenen Frivolität, aber dort, dank der politischen Erhebung der Nation, rascher wieder davon befreit, als in

*) Vergl. das darüber oben S. 195 ff. Bemerkte.

unserm Vaterlande — das waren für die Moralität des Einzelnen wie für die Erhaltung der allgemeinen Staatsordnung sichere und breite Grundlagen, auf welche gestützt der englische Freidenker die Zügel des weltlichen und des geistlichen Despotismus unbesorgt lockern durfte. Er brauchte nicht zu fürchten, daß, wenn er das Bestehende angreife und zerstöre, alles ins Wanken kommen und am Ende nur ein allgemeines Chaos übrig bleiben möchte, denn unter der Hülle des Alten, an welches er Hand anlegte, lag bereits sichtbar und lebenskräftig der Keim neuer Bildungen verborgen. Er fühlte sich aber auch weniger, als der deutsche Philosoph, versucht, allem Bestehenden sogleich auf einmal den Krieg zu erklären, eben weil der praktische Fortschritt des Lebens ihn darauf hinwies, seine Angriffe immer zunächst nur gegen solche Einrichtungen und Ansichten zu richten, welche sich als thatsächliche Hemmnisse dieses Fortschrittes des allgemeinen Culturlebens darstellten, nicht durch ein Opponiren ins Unbestimmte und Ziellose seine Kraft zu zersplittern. So ging man dort auf der Bahn der Neuerungen zwar langsam, aber festen Fußes vorwärts, kam nicht leicht in die Lage, einen Schritt rückwärts thun zu müssen oder von dem einmal erreichten Standpunkte wieder zurückgeworfen zu werden.

Die Stellung der wissenschaftlichen Opposition in Deutschland war eine viel weniger günstige. Sie fand sich allein der ganzen Macht des Bestehenden und Hergebrachten gegenüber und konnte sich im Kampfe mit dieser Macht auf nichts stützen, als auf sich selbst. Sie sah sich von der Masse der Nation und selbst der sog. gebildeten Stände durch eine tiefe Kluft geschieden, die sie erst mühsam ausfüllen mußte, um ihre Bestrebungen dem Verständniß derselben näher zu bringen. Sie durfte eines der wichtigsten Gebiete menschlichen Denkens und Strebens, das Gebiet der öffentlichen Gemeininteressen, nicht berühren, sondern mußte sich entweder diesseit desselben, in dem engen Bereiche des Einzellebens und seiner kleinen Beziehungen, halten, oder weit darüber hinaus auf das ungemessene Reich des Uebersinnlichen und Jenseitigen sich richten.

So erklärt sich die fieberhafte Heftigkeit und die oft bis zur Verwegenheit kühne Ungeduld, womit die deutsche Aufklärung, deren ersten Repräsentanten wir in Chr. Thomasius erblicken, alles Bestehende, so weit es ihr zugänglich ist, auf einmal über den Haufen zu werfen und überall, so zu sagen, leeres Feld zu machen sucht, und so erklärt sich die Verzagtheit und Entmuthigung, welche dieselbe oft mitten in

ihrem kühnsten Zerstörungswerke beschleicht, der Zweifel, ob sie nicht zu weit gehe und lieber stillstehen oder umkehren solle. So erklärt sich auf der einen Seite das Hochfliegende und bisweilen fast Maßlose ihrer Speculationen über Gegenstände der Metaphysik, und auf der andern das Nüchterne und Kleinlaute in ihren Betrachtungen über Dinge des praktischen, zumal des öffentlichen Lebens. So erklärt sich der Ueberfluß an Reflexion und der Mangel an Thatkraft, woran unsere nationale Bildung so lange gelitten hat, das jugendliche Selbstgenügen, womit sie so gern sich ihrer „Aufklärung", „Selbständigkeit" und „geistigen Ueberlegenheit", andern Völkern gegenüber, rühmte, und die praktische Unreife, die sie so oft zeigte, wenn es galt, diese Eigenschaften im Leben und durch Handlungen zu bethätigen. So endlich erklärt es sich, daß, während in andern Ländern die religiöse Freiheit, Hand in Hand mit der bürgerlichen, zwar nur allmälig sich entwickelte, aber auch um so festeren Halt gewann, in Deutschland, wo man dieselbe in Einem Anlaufe erobern zu wollen schien, deren gesicherter Besitz immer aufs Neue in Frage gestellt ward.

Achter Abschnitt.

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. a. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die Philosophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion; seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittliche Seite der Wolfschen Philosophie.

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. a.

Auf den von Thomasius und den Pietisten erschlossenen Bahnen selbständigen Denkens und Empfindens in Sachen der Religion drängte eine Schaar von Nachzüglern immer kühner und rücksichtsloser vorwärts. Gottfried Arnold, halb Mystiker, halb Freidenker, jedoch mehr das erstere, als das letztere, schrieb sein berühmtes Werk: „Kirchen- und Ketzerhistorie" (1699), welches Thomasius, der ihn zu dessen Abfassung ermuntert und selbst durch Beiträge unterstützt hatte, für „das beste Buch nächst der Bibel" erklärte*), welches jedenfalls in den geschichtlichen Anschauungen von Kirche und Religion eine epochemachende Umgestaltung zu Wege brachte. Bis dahin war die Kirchengeschichte, wie sie unter dem Einfluß der Orthodoxie gelehrt ward, nach einem beißenden Ausspruche Leclerc's lediglich darauf ausgegangen, „alles, was den Ketzern günstig schien, falsch, alles, was gegen sie spräche, wahr zu finden". Arnold kehrte diese Auffassungsweise nahezu in ihr Gegentheil um: nach seiner Darstellung haben fast immer die sog. Ketzer, d. h. die Neuerer in Religionssachen, Recht, die Vertheidiger des Alten Unrecht; ja er ist sehr geneigt, diesen letzteren wegen ihres hartnäckigen Festhaltens an gewissen, mehr auf menschlichem Ansehen,

*) Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 2. Bd. S. 84.

als auf dem einfachen Grunde des göttlichen Wortes ruhenden Glaubenssätzen und wegen ihrer lieblosen Verketzerungs- und Verfolgungssucht gegen Andersgläubige unlautere, eigensüchtige Beweggründe unterzulegen *).

Diese letzte Wendung, nämlich alle diejenigen Lehrsätze oder Gebräuche des bestehenden Kirchensystems, welche man mit den Eingebungen des eignen religiösen Gefühls oder mit dem „Lichte der Vernunft" nicht vereinbaren konnte, als bloße Erfindungen einer betrügerischen und eigensüchtigen Priesterkaste darzustellen, ward überhaupt von

*) Vgl. die dem Arnoldschen Werke vorausgeschickten „Allg. Anmerkungen von denen Ketzergeschichten," z. B. Punkt I. („Von denen Ketzermachern selbst") § 8. „Es fragt sich: ob es nicht meistentheils, wo nicht allezeit, eingetroffen, daß die Verketzernden in sog. ordentlichen Aemtern gesessen und also um derselben willen Unterwerfung und Beifall in ihren Sätzen von allen Andren prätendirt, hingegen die ganze Gemeinde ihres Rechts beraubt und sonderlich denen sog. Laien nur das Nachsehen gelassen? Und ob nicht die Verketzerten dagegen entweder keine ordinare Bischöfe, Superintendenten, Doctores, Professores und Prediger gewesen, oder doch bald aus solchen Aemtern, und zwar wiederum bald freiwillig, bald mit Gewalt, gesetzet worden?" § 9. „Folglich, ob nicht die gedachten Personen in ihren Aemtern von der allgemeinen verderbten Natur verleitet worden, sich und die Ihrigen bei Ehren und untrüglicher Autorität, Bequemlichkeiten, Einkünften und anderen Vortheilen zu erhalten?" § 10. „Und ob daher nicht ihnen der leichteste Weg geschienen, Andere, so wider die gemeinen Irrthümer und Greuel gezeuget, oder der Lehrer böses Leben selbst bestraft, unter dem Ketzernamen zu unterdrücken, ihre eignen Laster aber und Vortheile mit einem vorgegebenen Eifer um die Wahrheit zu beschönigen?" — Punkt IV. („Von der Art und Weise des Ketzermachens") — „wäre zu bedenken: (§ 22) ob diejenigen Processe der alten papstenzenden Clerisei im Geringsten zu entschuldigen, wenn man wider solche Leute, die sonst mit der göttlichen Wahrheit würden durchgebrochen haben, von seiner Partei einseitig concilia, colloquia oder Conferenzen angestellet, dieselben entweder nicht, oder nur so dazu gelassen, daß sie als rei vor ihrem Gegenpart als Richtern stehen und also nothwendig verdammt werden müssen?" § 23. „Ob nicht dieser Proceß bei denen hernach eingeführten geistlichen Gerichten, consistorien, inquisitionen, commissionen, visitationen u. dgl., mit Ausschließung der ganzen Gemeinde und Beraubung ihres diesfalls von Gott habenden Rechts, auf die allerungerechteste Art an so Vielen vorgenommen und mit unersetzlichem Schaden der Wahrheit vollstrecket worden?" § 24. „Ob es recht, daß man hierbei über und neben der heil. Schrift noch gewisse Symbola, Bekenntnisse, Artikel und Sätze aufgesetzet, dieselben denen Andern allen als Kennzeichen der wahren Kirche und Normen des Glaubens angepriesen und aufgedrungen, durch die Obrigkeit alle diejenigen zur Unterschrift genöthigt, welche verdächtig geschienen, deswegen die grausamsten Bannflüche und anathemata wider alle Dissentirende hingeschleudert? u. s. w."

jetzt an eine immer gewöhnlichere Waffe in den Händen der Gegner jenes Systems, der Mystiker sowol, als der Freidenker. Die englischen Deisten hatten dazu die Losung gegeben, und Thomasius, indem er bei allen Gelegenheiten die Heuchelei und Unredlichkeit der Theologen anklagte, hatte diese Kampfesweise auch für Deutschland gleichsam legitimirt. Sein und Arnold's Beispiel ward nachgeahmt, aber weit überboten von J. C. Dippel, einem Manne von nicht gewöhnlichen Gaben und vielseitigen Kenntnissen, aber unstet in seinem Streben, unklar in seinen Zielen und abenteuernd in seiner äußeren Lebensweise *). Die zahlreichen Schriften, in welchen Dippel seinen unruhigen Geist aussprudelte **), sind zum größten Theile mit Anklagen und Vorwürfen gegen die Geistlichkeit angefüllt und verrathen schon durch ihre Titel den Zweck einer solchen persönlichen Polemik ***).

*) Dippel hielt es zuerst mit den Orthodoxen gegen die Pietisten, war auch beeifert, sich praktisch, durch ein liederliches Leben, als Gegner dieser letztern zu bethätigen, fühlte sich aber bald in seinem Gewissen darüber beängstigt und „suchte nun durch Beten und Singen des Nachts das wieder dem Himmel abzukaufen, was er am Tage gesündigt". Durch Arnold's Schriften ward er zum Pietismus bekehrt und ging sogar bis zum Mysticismus und zur Alchymie. Er trieb sich als fahrender Gelehrter in den verschiedensten Ländern umher, studirte in Holland Medicin, versuchte sich im Goldmachen und kam dabei durch einen glücklichen Zufall angeblich auf einige nicht unwichtige naturwissenschaftliche Entdeckungen, deren Urheberschaft ihm aber von andern streitig gemacht wird. Aus mehrern Ländern verwiesen, ward er nach Dänemark wegen seiner medicinischen Kenntnisse als Kanzleirath berufen, mußte wegen unkluger Aeußerungen über den König von dort wieder fliehen, wurde in Hamburg ausgeliefert, viele Jahre lang auf der Insel Bornholm gefangen gehalten, endlich freigelassen, in Schweden, wohin er sich nun wandte, ehrenvoll aufgenommen, allein bald wieder wegen der von ihm veranlaßten kirchlichen Aufregung durch den Reichstag des Landes verwiesen, und starb endlich 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein, wo er eine Zufluchtsstätte gefunden. Seine Schicksale sind bezeichnend, wie für ihn selbst, so für die damalige Zeit. Vergl. über ihn: Br. Bauer, „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert", 1. Bd. S. 176; Hagenbach, „Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 165 ff.; „J. C. Dippel, nach Leben und Lehre dargestellt" von Klose, in der „Zeitschrift für historische Theologie" von Niedner, 21. Bd. (1851).

**) „Dippel rast noch immer", schreibt Wolf an Reinbeck — siehe Büsching, „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen", 1. Bd. S. 22.

***) Es gehören dahin vor allem die Orcodoxia Orthodoxorum (1697) und das „Gestäupte Papstthum der Protestanten" (1698); ferner die kleineren Pamphlete

An Nachfolgern auf der von ihm betretenen Bahn fehlte es nicht*). Sogar ein Mitglied der lutherischen Geistlichkeit selbst, Zeidler, Prediger im Mannsfeldischen, erklärte seinen eignen Stand für einen „Greuel vor Gott", weil die meisten Geistlichen nur auf strenge Lehre, nicht auf sittlichen Lebenswandel achteten — die alte Klage, welche schon fast ein Jahrhundert früher Arnd, Andreä u. a. angestimmt hatten**).

Aber schon begann die freigeisterische Opposition auch über die Häupter der Orthodoxie hinweg ihre Angriffe auf die Grundlehren des Christenthums selbst zu richten, und zwar vorzugsweise auf solche, welche eben diese Orthodoxie durch ihre übertreibende Schroffheit dem moralischen Gefühl und dem denkenden Verstande der Gebildeten am meisten verleidet hatte. Die strenglutherische Partei hatte das stellvertretende Verdienst Christi für den alleinigen und für einen ausreichenden Grund der Seligkeit des Menschen erklärt — die neue Richtung, nicht mehr zufrieden damit, wie einst Calixt und Spener, neben jenem Verdienst auch die eigne sittliche Anstrengung des Menschen als eine nothwendige Vorbedingung seiner Aussöhnung mit Gott zu betrachten, leugnete geradezu, daß es zwischen Gott und dem Menschen eines Mittlers bedürfe, und wollte in Christo kein anderes Verdienst anerkennen, als das „eines erhabenen sittlichen Vorbildes für alle Menschen im Leben wie im Tode". Die Orthodoxen legten alles Gewicht auf die rechtfertigende und heiligende Kraft der kirchlichen Gnadenmittel oder Sacramente — Dippel erklärte diese für „entbehrliche Menschensatzungen" und hielt es für vollkommen genügend, „wenn nur der Mensch Verstand und Willen recht auf Gott richte". Den Orthodoxen hatte es nicht genug geschienen, sich auf die Bibel, als auf das unmittelbare Gotteswort, zu berufen: sie hatten neben diese, ja zum Theil über sie, die menschlichen Satzungen der Symbolischen Bücher gestellt — der natürliche Rückschlag

„Der Christenstaat auf Erden", „Der apostolische Wegweiser", „Wein und Oel in die Wunden des gestäupten Papstthums" (1700) u. a. m. Dippel nannte sich auf dem Titel dieser Schriften Christianus Democritus.

*) Dahin gehören die Orthodoxia vapulans, die sich schon durch ihren Titel als eine Nachahmung Dippelscher Schriften verräth (1707), das „Verdeckte und entdeckte Carneval" (1701) und ähnliches. Vgl. E. V. Löscher's „Unschuldige Nachrichten", Jahrg. 1701, S. 177, 210 u. s. w.

**) Die Schrift Zeidler's (1700 erschienen) führte den Titel: „Der wackelnde Pfaff und befestigte Lehrer". Vgl. Br. Bauer, a. a. O. S. 156.

einer solchen einseitigen Uebertreibung führte zu dem andern Extrem, daß man selbst die Bibel nicht mehr unbedingt gelten ließ, sondern ihre Autorität, so gut wie die der Symbolischen Bücher, mit rücksichtsloser Kritik anfocht. „Die Bibel“, sagte J. Chr. Edelmann, ein Schüler Arnold's und Dippel's und gleich dem letzteren ein „fahrender Gelehrter“, aber von größerem sittlichen Halt*), „ist eine Sammlung alter Schriften, deren Urheber nach dem Maß ihrer Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen geschrieben, auch größtentheils herrliche Wahrheiten vorgetragen haben, für die ich die größte Hochachtung hege. Sie haben aber nie im Sinne gehabt, Andern damit Grenzen ihrer Gedanken zu setzen oder ihre Schriften der Nachwelt als eine unfehlbare Richtschnur ihrer Erkenntniß aufzudrängen, sondern dies ist ein alter Pfaffenfund, unter dessen Begünstigung diese Leute über Andere herrschen wollen**).“ In ähnlichem Sinne schrieb ein Helmstedter Professor, v. d. Hardt, über die alttestamentlichen Erzählungen, in denen er nichts als „lehrreiche Gedichte der Alten“ erblickte***).

Diesen kritischen Versuchen, welche die Göttlichkeit und Unfehlbarkeit der Bibel Alten und Neuen Testaments in Frage stellten, reihten sich andere an, welche durch Erklärung und Uebertragung der heiligen Schriften im Geiste und nach der Anschauungsweise der Gegenwart

---

*) Er schrieb: „Unschuldige Wahrheiten“ (1735), „Moses mit aufgedecktem Angesicht“, „Göttlichkeit der Vernunft“ (1741), „Abgedrungenes Glaubensbekenntniß“ (1746) u. a. m. In der Vorrede zur letztgenannten Schrift sagt Edelmann von sich selbst: „Mein Gewissen überzeugt mich, daß weder Muthwillen noch Frevel, noch irgend eine unerlaubte Absicht mir jemals die Feder in die Hand gegeben. Ich bin ohne mein Denken und wider meinen Willen dazu genöthigt worden. Man hat ein schriftliches Glaubensbekenntniß von mir begehrt. Man hat meines Herzens Gedanken in Sachen die Religion betreffend von mir wissen wollen. Als ein ehrlicher Mann war ich verbunden, die Wahrheit zu sagen und keinen Heuchler abzugeben. Mir war das Sprüchwort nicht unbekannt, daß man denen, die die Wahrheit geigen, den Fiedelbogen um den Kopf zu schlagen pflegt; allein, weil man die Wahrheit von mir wissen wollte, mußte ich es darauf ankommen lassen und meiner gerechten Sache trauen“. Vgl. Br. Bauer, a. a. O. S. 218 ff., „Edelmann's Leben, von ihm selbst“, herausgeg. von Klose, 1849. Edelmann zeigt sich darin, im Gegensatz zu Dippel, als moralisch ernst, fast ascetisch streng. Auch kam er nur allmälig zu seinen Ansichten.

**) „Abgedrungenes Glaubensbekenntniß“, S. 42.

***) Die Schrift heißt: Aenigmata prisci orbis.

dieselben thatsächlich ihres Charakters der Unantastbarkeit und Unwandelbarkeit entkleideten. Zwei solche moderne Bibelübersetzungen entstanden im Laufe der Periode, die wir schildern, und fanden zum Theil sogar in den untern Volksklassen Verbreitung, die sogenannte Berleburger Bibel, 1726 von Haug und Groß herausgegeben, und die Wertheimer, 1735 von J. L. Schmidt verfaßt, jene nach mystisch-schwärmerischen, diese nach philosophisch-freidenkerischen Grundsätzen bearbeitet*).

Der Stifter der christlichen Religion selbst war in den Augen Edelmann's, dieses consequentesten aller deutschen Freidenker der damaligen Zeit, nichts anderes als „ein Mensch wie wir, mit ausnehmenden Gaben und Tugenden von Gott ausgerüstet“, durch den Namen „Gottessohn“ nur als der „vortrefflichste aller Menschen“ ausgezeichnet, ohne deshalb in einem unmittelbareren Verhältniß zu Gott zu stehen, als andere Menschen**). Ein zweiter Schriftsteller der gleichen Richtung, Ludovici, erklärte: „Die wahre Religion setzt bei Seite, was Christi Person und Natur ist; ihr genügt, zu wissen, daß er gütig ist und ein Herr, zu helfen“***).

Auch von jener speculativen oder mythischen Ausdeutung positiver biblischer Wahrheiten, welche in der neuesten Zeit ein so großes Ansehen erlangt hat, finden wir schon damals die ersten, freilich noch etwas grobkörnigen Spuren. Der „Heiland“ ist nach Edelmann nur so viel als: „Freimacher der Menschen von dem Joche ihrer Treiber, die sich von ihren Sünden mästeten“; die „Auferstehung Christi“ bedeutet das „Wiederaufleben seines, vergebens von den Pfaffen gewaltsam unterdrückten, freimachenden Geistes“; der von Christo verkündigte „jüngste Tag“ ist nur ein bildlicher Ausdruck für die „Befreiung der Menschen von ihren Irrthümern“, eine Befreiung, die schon auf der Erde beginnen und in einem künftigen Leben fortgesetzt werden soll.

Aber von allen Ketzereien Edelmann's war keine in den Augen der Orthodoxen so schlimm, wie die, daß er nicht an den Teufel glaubte, viel-

---

*) Hagenbach, a. a. O. S. 171, Hoßbach, a. a. O. 2. Bd. S. 196, Acta Ecclesiastica, vol. I, Anhang.

**) „Glaubensbekenntniß“, S. 147.

***) In der Schrift: De indifferentismo, 1700 (unter dem angenommenen Namen: Erich Friedlieb). Vgl. Löscher, „Unsch. Nachr.“, 12. Jahrg., 1701, S. 146.

mehr die Lehre vom Teufel ebenfalls für ein bloßes Werk der „Pfaffen" und diese allein für die wahren „Teufel" erklärte*).

Noch in einer andern Beziehung hatte die Einseitigkeit und Engherzigkeit der herrschenden Orthodoxie in den Gemüthern einer großen Zahl von Menschen, und nicht der schlechtesten, einen entscheidenden Umschlag in das gerade Gegentheil hervorgebracht. Während jene noch immer daran festhielt, daß es außerhalb der streng lutherischen, d. h. der auf die Concordienformel gebauten Kirche kein Heil und keine Seligkeit gebe, während sie selbst ihre nächsten Glaubensverwandten, die Anhänger des Schweizerischen und des Melanchthonschen Bekenntnisses, kaum weniger als die Heiden verabscheute und für verdammt erklärte, galt es bereits in weiten Kreisen als ein Zeichen zeitgemäßer Aufklärung, zu glauben und öffentlich zu bekennen, „daß auch Juden und Papisten selig werden könnten, wenn sie nur fromm gelebt hätten"**), und Ludovici dehnte dies, wie die Orthodoxen wehklagend bemerkten, bis zu der Behauptung aus: „es könne jeder selig werden, er habe eine Religion, welche er wolle"***).

So gewann von allen Seiten her die Meinung immer mehr Raum, welche schon ein Menschenalter früher (nach 1660) ein holsteinischer Sectirer, Knutzen, das Haupt der sog. „Gewissener", damals unter nur schwachem Anklange, verkündigt hatte†): die Meinung, daß der Mensch zum Rechthandeln keiner andern Richtschnur bedürfe, als der innern Stimme des Gewissens, welche jede äußere Offenbarung überflüssig mache und ersetze. Noch schwankte zwar dieser Gedanke hin und

---

*) Ebenda. Wie groß und unversöhnlich der Haß Edelmann's gegen die herrschende Zeittheologie war, erhellt auch noch aus einer andern Stelle jenes „Glaubensbekenntnisses", wo es heißt: „Jetzt habe ich, wie Jeremias, keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll alles, was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Theologie und falsche Mystik ist und heißt". — „Welche Wahrheit ist wol jetzt die nöthigste und nützlichste? Die Erkenntniß der falschen, d. h. jedweder, der orthodoxen und der mystischen Theologie! Die Wahrheit muß einmal durchdringen, rumpantur ut ilia Codro, und wenn alles darüber zerbersten soll!"

**) „M. Adam Bernd's, evangel. Predigers, eigene Lebensbeschreibung" (1738), S. 7.

***) In der schon oben erwähnten Schrift De indifferentismo. Vgl. Löscher a. a. O., Hering, „Die kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd. S. 331.

†) Tholuck, a. a. O. 2. Abth. S. 57.

her zwischen der mehr schwärmerischen Auffassung der Mystiker, denen die „innere Stimme" eine specifisch andächtige Gefühlserregung bedeutete, und jener mehr nüchternen, die dabei an den reflectirenden Verstand und einen dem Menschen angebornen moralischen Sinn dachte, — einer Auffassung, wie sie namentlich von England und den Niederlanden sich immer mehr auch nach Deutschland Bahn brach. Selbst Dippel und Edelmann neigten abwechselnd bald dem einen, bald dem anderen dieser Pole zu. Aber schon gewann die rein verstandesmäßige und rein moralische Betrachtungsweise aller menschlichen Verhältnisse, der bloße „Gehorsam gegen das Gewissen", wie es Edelmann bezeichnet hatte*), je länger je mehr ein immer entschiedeneres Uebergewicht.

Verbreitung freidenkerischer Ansichten in den vornehmen und den untern Klassen.

Ansichten der angedeuteten Art fanden sich keineswegs blos in den Kreisen der Gelehrten oder selbst nur der Höhergebildeten, sondern waren bereits auch in die breiteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen und mancher Orten beinahe zur herrschenden Meinung des Tags geworden. Fast scheint es sogar, als ob in diesen unteren Schichten sich derartige freie, zum Theil auch leichtfertige Ansichten über religiöse Dinge unabhängig von der Ideenbewegung in den gelehrten Kreisen, ja hier und da früher als diese, entwickelt hätten. Aus den zahlreichen Berührungen mit Fremden, wozu der dreißigjährige und die nachfolgenden Kriege Veranlassung gegeben, hatten selber die gemeinen Kriegsleute mancherlei neue, ihnen früher unbekannte Ideen mit zurückgebracht**). Wir haben Spuren, daß die Schriften des französischen Freidenkers Bodin, insbesondere sein „Heptaplomeres oder Gespräch über den Werth der verschiedenen Religionen", durch die französischen Kriegsschaaren nach Deutschland gebracht und hier begierig gelesen wurden. Die Mischungen und Begegnungen von Leuten aller Religionen waren ohnehin geeignet, der Gleichgültigkeit gegen äußere Glaubensunterschiede Vorschub zu leisten, und es hing dann nur von einem zufälligen Einflusse ab, ob sich eine solche Gleichgültigkeit mehr schwärmerisch-mystisch, oder mehr nüchtern-freidenkerisch äußern sollte. Von Polen her waren

*) „Glaubensbekenntniß", S. 47.

**) Bernd, a. a. O. S. 7, führt als einen Grund der freidenkerischen und toleranten Ansichten seines Vaters an: „Das machte, der Vater hatte von Jugend auf, im dreißigjährigen Kriege und anderwärts, unter den Leuten gedient".

socinianistische Ideen schon längst in das östliche Deutschland und, in Folge der Aufnahme, welche diese Secte unter Carl Ludwig in der Pfalz gefunden hatte, wahrscheinlich auch in das westliche eingedrungen. Die leichtfertigen Ansichten über Religion, welche ein großer Theil des deutschen Adels von seinen Reisen nach Frankreich und Italien mitbrachte, mochten sich im täglichen Umgange auch ihrer Dienerschaft und ihren sonstigen Umgebungen mittheilen, und so geschah es, daß die höchsten und die niedrigsten Schichten der Gesellschaft vielfach von den freigeisterischen Ideen des Auslandes angesteckt erschienen, während der Gelehrten- und der Bürgerstand noch theils an dem hergebrachten Glauben festhielten, theils allerhand Mittelwege suchten, um diesen Glauben mit dem erwachten Bedürfniß freieren Denkens in Einklang zu setzen. Nicht ohne Verwunderung lesen wir in der Selbstbiographie eines Augenzeugen der damaligen Zeit, daß einfache Bürger, Kohlgärtner in Breslau, einem vollkommenen „Indifferentismus“ in Religionssachen huldigten, daß derartige Ansichten damals „unter dem gemeinen Volke fast häufiger waren, als unter den Gelehrten“, daß an öffentlichen Orten „von allerhand Leuten, auch wol Freigeistern, über religiöse Dinge raisonnirt ward“, und daß „unter hundert Bürgern vielleicht nicht einer war, der anders dachte“ *).

Ebenso im Mittelstande.

Inzwischen waren ähnliche Ansichten, nur in mehr wissenschaftlicher Form, doch auch schon in die gelehrten und gebildeten Kreise des Mittelstandes eingedrungen und machten hier nicht weniger rasche Fortschritte. Die Schriften der englischen Freidenker, die Schriften Bayle's, Spinoza's und Andrer wurden — theils in deutschen, noch öfters in französischen Ausgaben, oder in Auszügen, welche die kritischen Blätter gaben — mit Begierde gelesen. Die Widerlegungen selbst, durch welche rechtgläubige Theologen und Philosophen den Einfluß dieser Schriften zu entkräften gedachten, trugen nur zur Vermehrung dieses Einflusses bei, indem sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf manche, bis dahin vielleicht noch wenig gekannte, ausländische Preßerzeugnisse hinlenkten **). Die Nachahmungssucht und Unselbständigkeit, die wir schon zu wiederholten malen an dem deutschen Geistesleben jener Zeit zu rügen Veranlassung hatten, forderte auch hier ihr Recht, und so voll-

*) Bernd a. a. O.

**) Tholuck, „Vermischte Schriften“, 2. Bd. 1. Abth. S. 24.

zog sich im Laufe weniger Jahrzehnte in den Ansichten der deutschen Mittelklassen eine Umwandlung, welche selbst solche überraschte, die am aufmerksamsten der Bewegung der religiösen Ideen gefolgt waren. E. V. Löscher, einer der Hauptwortführer der Orthodoxie an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, eröffnet seine Zeitschrift, die „Unschuldigen Nachrichten“, im Jahre 1701 mit der Klage, daß, „während man noch vor zwanzig Jahren in Deutschland von solcher schändlichen Licenz wenig oder nichts gewußt, nur mit Erstaunen gehört, was für Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch die vielen atheistischen und fanatischen Schriften in dem allzu freien Holland anrichte, und nur mit Grausen die Namen eines Spinoza, Acosta, Beverland, Hobbes u. a. vernommen habe, nunmehr es so weit gekommen sei, daß das holländische Samaria gegen das evangelisch-deutsche Jerusalem fromm erscheine — so groß sei die täglich mehr und mehr einreißende Frechheit der Ungläubigen, da fast alles mit libertinischen Schriften angefüllt sei und dem Indifferentismus öffentlich das Wort geredet werde!“ Derartige Bücher hätten Leser und Liebhaber in Menge, während die gründlichsten Widerlegungen derselben keine Verleger fänden oder ungelesen blieben*). Löscher fand daher auch für nöthig, eine besondre Rubrik in jedem Hefte seiner „Nachrichten“ dem operi antiatheo und eine zweite dem operi antifanatico, d. h. der Bekämpfung atheistischer und fanatischer Schriften zu widmen. Und diesen Rubriken fehlte es ebensowenig an Stoff, als dem Catalogus librorum atheisticorum, welchen Thomasius in seinen Observationes selectae vom Jahre 1700 an herausgab und welcher neben französischen und englischen Schriften dieser Gattung auch schon deutsche in immer wachsender Zahl aufwies**).

*) A. a. O. Vorrede, S. 3.

**) So findet sich bei Löscher neben andern Schriften ähnlicher Richtung in dem Jahrgange 1707, S. 159 eine solche unter dem Titel Concordia rationis et fidei besprochen (angeblich von einem preußischen Geheimen Secretär Stosch), worin schlechthin die Existenz einer geistigen Welt verworfen, die Seele für gleichbedeutend mit dem Gehirn ausgegeben wird u. s. w. Thomasius in seinen „Jur. Händeln“ (1. Bd. S. 233) berichtet von einem gewesenen fürstlichen Minister, der wegen einer Schrift: De deo, mundo et homine, bei der Facultät zu Halle als Gottesleugner in Untersuchung kam und zu seiner Rechtfertigung u. a. anführte: es würden ja in allen Buchläden socinianistische, alte heidnische und neue libertinische Bücher ausgestellt und verkauft. Spener, als er noch in Frankfurt war (1669), fand sich gedrungen, gegen einen schwedischen Baron Skytte wegen irreligiöser Aeußerungen, die

Auftreten Chr. Wolf's.

So war der Geist der Zeit beschaffen, in welcher ein neues System der Philosophie, das Wolffsche, auf die Bühne trat*).

Dessen Bildungsgang und Strebeziel.

In Wolf's Bildungsgeschichte, soweit dieselbe offenkundig vor uns liegt, ist nichts, was auch nur entfernt an die inneren Kämpfe und Geistesstürme erinnerte, durch welche wir einen Leibnitz und einen Thomasius zur Klarheit über die ihnen beschiedene Lebensaufgabe hindurchdringen sahen**). Aber es ist nicht die Sicherheit eines großen, einfachen reformatorischen Gedankens, etwa wie bei Spener, was ihm diese Kämpfe erspart. Wolf's Streben zeigt sich schon früh mit zweifelloser Entschiedenheit von dem Bewußtsein geleitet, daß dem Fortschritte der Bildung und dem allgemeinen Wohle der Menschheit nicht so sehr an der Auffindung neuer Ideen, als vielmehr daran gelegen sei, daß die Masse der vorhandenen in ein wohlgeordnetes, übersichtliches System gebracht, dadurch zugleich fester begründet und für weitere Kreise verständlich gemacht werde.

---

dieser bei einem von ihm gegebenen Gastmahl in Gegenwart eines Geistlichen gethan, Namens des geistlichen Ministeriums beim Frankfurter Senate Anzeige zu machen. (Tholuck, a. a. O. 2. Abth. S. 56.)

*) Für das Folgende wurden, außer den eignen Werken Wolf's, hauptsächlich nachstehende Schriften benutzt: „Histor. Lobschrift des ꝛc. Herrn Chr. Frh. v. Wolf" (von Gottsched), 1755; Büsching, „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen", 1. Thl.; Ludovici, „Ausführl. Entwurf einer Historie der W.'schen Philosophie" (3 Bde.), und dessen „Sammlung und Auszüge sämmtlicher Streitschriften wegen der W.'schen Philosophie" (2 Bde.); noch zwei andere Bände Streitschriften in derselben Sache; Bullmann, „Denkwürdige Zeitperioden der Universität Halle"; Förster, „Uebersicht der Geschichte der Univ. Halle in ihrem 1. Jahrhundert"; „Chr. Wolf's eigne Lebensbeschreibung, herausg. mit einer Abhandlung über Wolf von H. Wuttke"; der handschriftliche Briefwechsel zwischen W. und dem Grafen v. Manteuffel aus den Jahren 1736 bis 1748 (auf der Leipziger Univ.-Bibl. Nr. 1274), 3 Bde.; Tittmann, „Pragmat. Gesch. der Theologie und Religion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts"; Tholuck, „Verm. Schriften", 2. Thl.; Br. Bauer, „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung Deutschlands im 18. Jahrhundert", 1. Thl.; endlich die Schriften über Geschichte der neuern Philosophie von Buhle, Reinhold, Hegel, Kuno Fischer.

**) Auch von Wolf existirt, wie von L. und von Th., eine Schilderung seiner eignen Bildungsgeschichte (die von uns oben citirte „Eigne Lebensbeschreibung W.'s, herausgegeben v. Wuttke"). Aber wie verschieden ist diese Selbstbiographie von denen jener beiden Männer, wie nüchtern und trocken, wie bar jedes Elementes der inneren Gährung!

Charakter und Einfluß der Wolf-schen Philosophie, erklärt aus dem Wesen der deutschen Bildung.

Die Zeit, welche dem Auftreten Wolf's vorangıng, hatte in allen Fächern des Wissens und auf allen Gebieten des Lebens einen reichen Schatz neuer Erkenntnisse, Beobachtungen und Ansichten angehäuft. Aber dieser Reichthum lag noch meist ungeordnet durcheinander. Die beiden bedeutendsten Vorgänger Wolf's auf philosophischem Gebiete, Leibnitz und Thomasius, hatten genug zu thun gehabt, um nur die obersten Grundsätze des Denkens und Erkennens festzustellen, waren daher bis zu einer planmäßigen Durcharbeitung des Einzelnen nicht gekommen. Die englischen, französischen, holländischen Denker, denen man zum größeren Theile die neuen philosophischen Wahrheiten verdankte, hatten noch weniger Veranlassung gehabt, dieselben in ein System zusammenzufassen, weil in den Ländern, für die sie schrieben, das höher entwickelte Gemeinbewußtsein der Bevölkerungen und die ganze Praxis des Lebens die sofortige Verwerthung und die wirksame Ausbreitung der von der Speculation erzeugten Ideen übernahm.

Die Bedürfnisse des deutschen Geistes, wie er sich nun einmal entwickelt hatte, waren in dieser Hinsicht wesentlich andere. Er mußte, um sich des sichern Besitzes und der förderlichen Wirkungen philosophischer Ideen zu erfreuen, diese Ideen in regelrechter Form vor sich haben. Die tiefsten Wahrheiten, wenn sie nicht in einer solchen regelrechten Form auftraten, wurden hier mit Mißtrauen betrachtet, und auch das Trivialste erschien ehrwürdig, sobald es sich nur in das zunftmäßige Gewand gelehrter Systematik kleidete.

Leibnitz hatte weder populär noch systematisch geschrieben — dafür beschränkte sich die Wirksamkeit seiner Philosophie auf eine kleine geistige Aristokratie. Thomasius hatte zwar populär, aber nicht systematisch geschrieben — und gewiß war sein Einfluß, so weit es sich um das bloße Anregen handelte, nicht gering; allein den Zweck, den er am meisten im Auge hatte, seine Landsleute an jene leichtere, unmittelbarer dem Leben zugekehrte Art des Denkens zu gewöhnen, in welcher Engländer und Franzosen schon damals so Großes leisteten, hatte er nur theilweise erreicht. Die deutschen Mittelklassen waren zu einer solchen freieren geistigen Bewegung noch nicht reif. Der Pedantismus des abgezogenen Gelehrtenthums war zu tief in Fleisch und Blut der Nation eingedrungen, als daß er so rasch wieder zu verschwinden vermocht hätte. Wenn man sich auch den Ideen der neuen Zeit nicht gänzlich

verschloß, so konnte man doch viel schwerer sich der angewöhnten und überlieferten Formen entschlagen. Wenn man schon den Muth hatte, mit der überlebten Weisheit der alten Scholastik zu brechen, so hielt man es doch für anständig, sich auch ferner wenigstens äußerlich mit dem philosophischen Bart und Mantel zu drapiren. Man war wol geneigt, dem Dogmatismus der herrschenden Philosophie und Theologie abzusagen, aber man verlangte wieder nach einem neuen Dogmatismus, d. h. nach einem fertigen, in sich abgeschlossenen Systeme von Wahrheiten, in welchem jedes an seinem bestimmten Platze zu beliebigem Gebrauche bereit stände, um daraus nach Bedarf mit größter Bequemlichkeit und Sicherheit entnommen zu werden. Man hätte sich, als „gründlicher Deutscher", geschämt, keine andere Philosophie zu besitzen, als, wie der Engländer, eine bloße Wissenschaft der Erfahrung, oder, wie der Franzose, ein bloßes geistreiches Raisonnement über die höchsten Interessen des Menschen.

Chr. Wolf war ganz der Mann dazu, um dieses eigenthümliche Bedürfniß des deutschen Geistes ebensowol zu befriedigen, als auszubeuten. Er besaß die bewundernswerthe Beharrlichkeit, den ganzen Umkreis menschlichen Wissens und Handelns, mit dem Zollstabe seiner Definitionen und Demonstrationen in der Hand, auszuschreiten, abzumessen und einzutheilen. Er besaß, was mehr war, eine merkwürdige Unbefangenheit und Naivetät in der Art und Weise, wie er triviale Wahrheiten in tiefsinnig scheinende Formeln zu kleiden und die einfachsten Erfahrungssätze unter der gleißenden Hülle mathematischer Beweise als wichtige Errungenschaften der Speculation feilzubieten verstand *). Er

*) Als eines von vielen Beispielen greifen wir aus Wolf's Oeconomica, methodo scientifica pertractata, folgenden Beweis (Pars I, § 178) für den Satz heraus: „Wohlerzogene Kinder bereiten ihren Aeltern Freude, schlechterzogene Schmerz".

§ 178.

Liberi recte educati parentes gaudio oblectant, male educati contristant. Quodsi enim liberi recte educati fuerint, non modo diligentiam adhibent, ut sibimet prospiciant honeste de iis, quibus ad vitam conservandam et commode ac jucunde, quantum datur, degendam indigent, verum etiam actiones suas juxta legem naturae determinant (§ 255. part. 7. Jur. nat.), ideoque virtute praestant (§ 321. part. I. Phil. pract. univ.), utiles et sibi, et aliis, et Reip. (not. § 176), cumque officia parentibus debita in se desiderari minime patiantur, utpote omnes actiones ad legem naturae componentes

konnte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt in langen wissenschaftlichen Ausführungen Sätze erhärten, an denen schwerlich irgend jemand zu zweifeln gewagt hätte, weil sie alltägliche, allgemein anerkannte Wahrheiten enthielten, und er konnte ein anderes mal mit derselben unerschütterlichen Gelassenheit unter der kunstgerechten Form scheinbar unantastbarer Schlußfolgerungen Behauptungen einschmuggeln, gegen die eine unbefangene Kritik sehr ernstliche Einwendungen zu machen hatte.

Aber gerade dies war es, was dem damaligen Bildungsstande der deutschen Mittelklassen entsprach. Man glaubte, auch das Schwerste verstanden zu haben, wenn man nur die philosophische Formel dafür auswendig wußte; man beruhigte sich auch bei den gewagtesten Sätzen, sobald dieselben nur mit der sichern Miene wissenschaftlicher Unfehlbarkeit vorgetragen wurden, und man war im höchsten Grade mit sich zufrieden, daß man — dank dieser Philosophie! — über alle möglichen Dinge im Himmel und auf Erden so freisinnig und doch so gelehrt, so aufgeklärt und doch so schulgerecht, so vernunftgemäß und doch so dogmatisch-zuversichtlich disputiren konnte.

(§ 255. part. 7. Jur. nat.), quae officia ista praescribit (§ 225. part. I. Phil. pract. univ.), in omnibus suis actionibus parentibus placere student (§ 745. part. 7. Jur. nat.) et eos in honore habent (§ 752. part. 7. Jur. nat.), ad quemcunque statum pervenerint, cum haec ipsorum officia ob immutabilitatem legis naturae (§ 142. part. 1. Phil. pract. univ.), nec educationis saltem causa requisita sint perpetua (§ 804, 805. part. 7. Jur. nat.). Quando parentes agnoscunt, hos esse fructus educationis suae, acquiescentia in se ipso oritur (§ 751. Psych. empir.), affectus jucundissimus (§ 753. Psych. empir.), dulcissima voluptate animum opplens (§ 608. Psych. empir.). Et, quoniam parentes liberos recte educantes virtutem amant (§ 175), ex virtute quoque liberorum voluptatem percipiunt (§ 654. Psych. empir.), cumque liberos ament (§ 715. part. 7. Jur. nat.), et amor hic inflammetur, dum hi ipsis placere student per demonstrata (§ 645. Psych. empir.), de felicitate eorundem gaudent (§ 635. Psych. empir.). Quoniam denique votis ipsorum respondet, si liberi fiant fortunati (§ 732. part 7. Jur. nat.), quando iidem digna virtute sua bona fortunae consequuntur, voti sui compotes facti gaudent. Patet itaque, liberos recte educatos gaudio oblectare parentes. Quod erat unum — u. s. w. — Matth. Claudius hat in seinem „Wandsbecker Boten" diese pedantisch-triviale Art von Beweisführung persiflirt durch Aufstellung folgenden Schlusses: „Ein Student ist kein Rhinoceros; denn ein Rhinoceros ist ein Thier mit einem Horne auf der Nase; nun hat aber ein Student kein Horn auf der Nase; folglich ist er kein Rhinoceros. Was zu beweisen war".

Die Erfolge der Wolffschen Philosophie standen vollkommen im Einklang mit dieser Wahlverwandtschaft derselben zu dem damaligen Bildungsdurchschnitt der deutschen Nation. Weder Leibnitz noch Thomasius hatten es dahin gebracht, eine eigentliche Schule zu bilden — Wolf sah sich alsbald von einer solchen, und zwar in weitester Ausdehnung, umgeben. Nicht blos hörte man auf akademischen Kathedern, philosophischen und theologischen, ja auch juristischen und medicinischen, die Resultate der Wolffschen Philosophie oder doch ihre Methode verkündigen; nicht blos verdrängte dieselbe mit ihren strengen, freilich oft auch trivialen Begriffsentwickelungen und ihrem Streben nach logischer Klarheit *) von vielen Kanzeln die, bisweilen etwas schwebelnde, erbauliche Predigtweise der Pietisten; nicht blos erlebten die Schriften Wolf's zahlreiche Auflagen und wurden von einer Schaar begeisterter Anhänger mit kühner Zuversicht den Schriften Locke's vorgezogen **) — auch in solche Kreise, wo man sich bisher wenig oder nicht mit Philosophie abgegeben hatte, drang diese Lehre ein. Besondere Gesellschaften entstanden zum Zwecke der „Ausbreitung der Wahrheit" nach Wolffschen Grundsätzen. Hof- und Staatsbeamte von hohem Range, Aerzte, Geistliche, Rechtsgelehrte, Professoren an Gymnasien, Buchhändler u. a. vereinigten sich zum gemeinsamen Bekenntniß dieser Philosophie und gaben sich gegenseitig das Wort, „nichts für wahr zu halten ohne zureichenden Grund" und „sich aller anzunehmen, welche die Wahrheit suchen und verbreiten" ***). Nicht blos fürstliche Damen

---

*) Als ein Beispiel hiervon wird angeführt, daß ein Geistlicher, der über Christi Bergpredigt sprach, damit begonnen habe, zu definiren: „Ein Berg ist eine Erhöhung", „Volk ist eine Menge von Menschen" u. s. w.

**) Gottsched a. a. O.

***) In Berlin entstand 1736 die Gesellschaft der „Alethophilen" oder Freunde der Wahrheit unter dem Protectorat des ehemaligen Ministers Grafen von Manteuffel, welcher überhaupt ein großer Verehrer der Wolffschen Philosophie (hauptsächlich jedoch, wie es scheint, von ihrer negativen, freidenkerischen Seite) war und förmlich Propaganda für sie machte. (Vgl. den Briefwechsel M.'s mit verschiedenen Gelehrten, — Handschrift 1274° auf der Leipziger Univ.-Bibl. — Bl. 100.) Diese Gesellschaft ließ eine Medaille prägen mit dem Bildniß der Minerva, auf deren Helm unter einem Lorbeerkranz die Porträts von Leibnitz und Wolf als Janus biceps sich befanden, darum die Inschrift: Sapere aude! Töchtergesellschaften bildeten sich zu Weißenfels (1740), in der Niederlausitz u. s. w. („Wolf's Eigne Lebensbeschreibung" von Wuttke, S. 51, 97; Büsching, a. a. O. 1. Bd. S. 125; Danzel, „Gottsched", S. 37.)

und ihre Umgebungen suchten einen Ruhm darin, wie früher mit Leibniz, so jetzt mit Wolf zu philosophiren*), sondern es ward als das Kennzeichen einer gebildeten Frau angesehen, daß sie von dem „Lichte der Vernunft" und dem „Streben nach Vollkommenheit" etwas zu sagen wisse, und einer der Anhänger Wolf's, Formey, erkannte es als eine zeitgemäße Speculation, die schwerfälligen geometrischen Beweisführungen des Meisters in die leichte französische Gesprächsform aufzulösen, um sie auch dem schönen Geschlechte genießbar zu machen**). Die von Wolf eingeführte Methode des streng regelrechten Erklärens, Beweisens und Eintheilens ward auf alle mögliche Wissenschaften angewendet***), und selbst im gewöhnlichen Lebensverkehr und in der geselligen Unterhaltung spielten die mathematischen Definitionen und Demonstrationen eine ebenso oft ins Lächerliche, als ins Langweilige fallende Rolle†).

Wolf selbst hatte das volle und zweifellose Bewußtsein seines Berufs als Lehrer und wissenschaftlicher Reformator nicht blos Deutschlands, sondern des ganzen Menschengeschlechts, und seine Schüler thaten es ihm, wie das zu geschehen pflegt, an Selbstüberhebung und Vergötterung der neuen Lehre noch zuvor††).

*) Büsching, a. a. O. 1. Bd. S. 28; „Briefwechsel zwischen W. und M.", 3. Bd. Bl. 282.

**) Die Schrift hieß: La belle Wolfienne und erschien 1740. Wolf selbst versuchte sich einmal, auf des Grafen Manteuffel Rath, in einer Darstellung seiner Philosophie für Frauen, kam aber damit nicht zu Stande. Es ist komisch, zu sehen, wie er sich dabei anstellt.

***) „Wolf's Eigne Lebensbeschreibung" von Wuttke, S. 99.

†) Eine Satire auf dieses Modetreiben enthält das damals erschienene Schriftchen: „Der nach mathematischer Methode, als der allerbesten, neuesten und natürlichsten, getreulich unterrichtete Schustergeselle", von Chr. Hecht, mit dem Motto: Nihil zine rattione zuffiziente.

††) Wolf selbst erwähnt in seiner „Lebensbeschreibung" (S. 72) mit großer Befriedigung: von einem Mr. de Gua de Malves sei er le premier maitre de l'Europe, von einem andern Franzosen le professeur du genre humain genannt worden und er sagt in seinem Antrittsprogramm bei seiner Rückkehr nach Halle (1740): er werde sich vorzugsweise der Fortsetzung seiner Schriften widmen, „um, als professor universi generis humani, desto größeren Nutzen zu stiften" (Ebenda, S. 76). Von seinen Schülern bemerkt ein Gutachten der philosophischen Facultät zu Tübingen (Ludovici, „Sammlung", 1. Bd. S. 168), daß sie sich ihres Wissens überhöben, von Exegese u. s. w. nichts mehr wissen wollten, Wolf's „Metaphysik" für das beste Buch nach der Bibel erklärten u. dgl. m.

Stellung der Wolfschen Philosophie zur Religion.

Darüber, wie diese Wolfsche Lehre zu den hergebrachten religiösen Vorstellungen sich verhalte, waren die Ansichten sehr getheilt. Wolf selbst behauptete sein ganzes Leben lang, daß er nichts weniger als ein Gegner, vielmehr ein Vertheidiger des positiven Glaubens sei. Die Schrift, womit er sich in Leipzig 1703 habilitirte, „Die praktische Philosophie, nach mathematischer Methode erwiesen", lief in einen Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes aus. In einem Aufsatze vom Jahre 1707 in den Actis Eruditorum bekannte er sich ausdrücklich zu der Lehre von der „Unzureichendheit der menschlichen Vernunft" und der „Nothwendigkeit einer Offenbarung"*). Mit Genugthuung berichtet er, daß „vornehme Theologen" seine „Moral"**) den Predigern empfohlen und daß „Gottesgelehrte aller drei Religionen des heil. römischen Reichs" erklärt hätten: „dieses Buch trage zur gründlichen Erkenntniß der Gottesgelahrtheit bei und setze Einen in den Stand, vor allen Einwürfen derer, die sich am Verstande stark zu sein dünken, sich zu vertheidigen"***). Seine „Natürliche Gottesgelahrtheit"†) enthält einen ganzen ausführlichen Abschnitt, „worin", wie es in der Ueberschrift heißt, „die Gründe der Gottesverleugnung, Deisterei, Fatalisterei, Spinozisterei und andere schädliche Irrthümer über den Haufen gestoßen werden", und in der Vorrede zu diesem Werke wird es als „kein geringer Nutzen der natürlichen Gottesgelahrtheit" gepriesen, daß sie „eine Anleitung zur geoffenbarten gebe und zu deren Vertheidigung diene", ja es wird behauptet, „diese Art zu philosophiren sei eine wichtige Hülfe bei der Auslegung der heiligen Schrift, und die natürliche Gottesgelahrtheit, indem sie

*) In einer Recension des englischen Buches: Discourse on the necessity and usefulness of the revelation, by Witty, — (Acta Eruditt., Jahrg. 1707, pag. 358). „Durch die Vernunft allein", sagt er daselbst, „erkennen wir die Unzureichendheit unsrer Kräfte zu der Richtung auf Gottes Absicht und auf die Zwecke der menschlichen Natur. Der Beschluß Gottes für Herstellung der Menschheit durch Christum ist aber nicht gleichermaßen durch die Vernunft erkennbar. Daraus fließt unmittelbar die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung im Alten und Neuen Bunde."

**) 1720 erschienen.

***) „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der menschlichen Seele", 1720, Vorrede.

†) Zuerst lateinisch erschienen unter dem Titel: Theol. naturalis, 1736, dann ins Deutsche übersetzt 1741.

zeige, wie man dadurch, daß man Gott diene, zur Glückseligkeit gelange, führe von selbst dahin, die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion und die Vortrefflichkeit der geoffenbarten besser zu erkennen", — „welches", fügt Wolf hinzu, „ich von Herzen wünsche". Auch in seinen Briefen*) beklagt er es wiederholt, „daß in Deutschland wie anderwärts Freidenkerei, Atheismus, Skepticismus und Materialismus so sehr überhandnehme", und drückt seine Freude aus, „daß seine Philosophie als ein wirksames Schutzmittel dagegen erkannt und gebraucht werde, und zwar selbst in katholischen Ländern und von katholischen Theologen". In der That hatten sich die Grundsätze und mehr noch vielleicht die Methode Wolf's des Beifalls sogar von Mitgliedern jenes Ordens zu erfreuen, welcher die Bewahrung der reinen katholischen Lehre gewissermaßen als sein Privilegium betrachtete. Jesuiten waren es, welche dieser Philosophie den Weg in die Schulen und auf die Universitäten Baierns bahnten und welchen, wie man sagt, Wolf selbst seine Erhebung in den Reichsfreiherrnstand verdankte, die ihm durch den Kurfürsten Maximilian Joseph, als Vicar des Reiches, zu Theil ward**).

Wolf und die Pietisten zu Halle.

Dies Alles schützte ihn jedoch nicht vor der Verketzerungssucht der Theologen seiner eignen, der lutherischen, Kirche, und keine geringere Anklage, als die des Atheismus (oder, was

*) „Briefwechsel mit Manteuffel", 1. Bd. S. 92, 2. Bd. S. 401, 3. Bd. S. 69.

**) Tholuck a. a. O.; Büsching, „Lebensbeschreibungen", 1. Bd. S. 29; „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 26; Bauer, „Geschichte der Aufklärung", 1. Bd. S. 252. Bauer nennt als Wolf's speciellen Gönner den Jesuiten Ickstedt, Wuttke den Jesuiten Stadler. Den Grund dieser auffallenden Sympathie der Jesuiten für die W.'sche Philosophie hat man wol mit Recht in der Eigenthümlichkeit seiner Methode gefunden, deren Formalismus, recht gehandhabt, sich ebensowol zur Vertheidigung katholischer, als irgend welcher andern Dogmen, überhaupt zum Disputiren trefflich brauchen ließ. Wolf selbst war, wie es heißt, auf diese mathematische Methode (die mit der alten scholastischen, auch von katholischen Theologen z. B. vielgebrauchten und in den Jesuitencollegien noch fortwährend gehandhabten große Aehnlichkeit hatte) zuerst dadurch gekommen, daß in Breslau die protestantischen Studenten mit den katholischen und insbesondere mit den Jesuitenschülern häufig über religiöse Materien disputirten, wobei er der Vortheile inne ward, welche die Kunst regelrechter Beweisführungen und Erklärungen den Disputirenden gewährt. („W.'s Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 4, 118, 121.)

in der damaligen Zeit dasselbe bedeutete, des Spinozismus und Fatalismus) war es, unter deren Gewicht er Halle, wo er von 1707 bis 1723 gelehrt hatte, und die gesammten preußischen Staaten verlassen mußte.

Eine eigenthümliche Schickung wollte es, daß gerade die Universität, welche als ein Asyl für die Freiheit religiöser Ueberzeugungen gegründet worden war, der Ausgangspunkt einer der gehässigsten Verfolgungen gegen eben diese Freiheit werden sollte, und daß die Urheber dieser Verfolgung dieselben Pietisten waren, welche einst dort vor einem ähnlichen Schicksal Schutz gefunden hatten.

Charakter des Halleschen Pietismus. Das Franckesche Waisenhaus und die Verbindung religiöser und realistischer Elemente in demselben.

Der Pietismus hatte, seit er in Halle eine nicht blos gesicherte, sondern legitime und fast bevorrechtete Stellung gefunden, zwar auf dem praktischen Gebiete eine vielfach fruchtbare Wirksamkeit entfaltet, dagegen jenen freien und duldsamen Geist, welcher ihm in seiner frühern Periode eigen gewesen war, nach und nach gänzlich eingebüßt. Es widerfuhr ihm, was den meisten religiösen Secten zu widerfahren pflegt, sobald sie aus verfolgten begünstigte werden: er ward verfolgungssüchtig gegen Andere, wie es Andere früher gegen ihn gewesen, und er schloß sich in einem engen Kreise religiöser Vorstellungen ab, während er bei seinem Auftreten seine Aufgabe und seine Erfolge gerade in dem Durchbrechen solcher Schranken gefunden hatte.

In dem Waisenhause zu Halle, dieser im Uebrigen bewundernswerthen Schöpfung Francke's, die neben einem vollständig gegliederten Organismus der Erziehung (von der Armenschule an durch die Bürgerschule und die lateinische Schule hindurch bis zu der Lehranstalt für die vornehmere Jugend) auch Einrichtungen für die Bildung künftiger Geistlicher, Einrichtungen für die Auslegung der Heiligen Schriften und wieder andere für deren Verbreitung unter den unbemittelten Klassen, endlich Einrichtungen für die Beförderung der christlichen Mission enthielt, — doppelt bewundernswerth, weil sie ihre Entstehung und Erhaltung lediglich dem Glaubenseifer und der Energie ihres Gründers und der ihm entgegenkommenden Freigebigkeit seiner zahlreichen Anhänger verdankte*) — in dieser so vielfach wohlthätig wirkenden

*) 1694 begann Francke die Unterweisung armer Kinder in seiner Wohnung; 1698 legte er den Grundstein zum Waisenhause, das er aus dem Ertrag frommer Gaben erbaute. Damals hatte er schon 100 Waisenkinder in Pflege und Unterricht. 1707 umfaßte die Anstalt in ihren verschiedenen Schulen 1092 Zöglinge mit 85

Anstalt entwickelte sich leider je länger je mehr ein Geist weichlicher, kopfhängerischer, bisweilen sogar scheinheiliger Andächtelei, ein Geist, welchen Spener schwerlich gutgeheißen hätte, gegen welchen Thomasius mit aller Heftigkeit eiferte, dessen bedenkliche Nachwirkungen wir in der unter solchen Einflüssen aufgewachsenen Generation von Theologen wiederfinden.

Eigenthümlich contrastirte mit dieser strengen Abkehr vom Irdischen und dieser schwärmerischen Vertiefung in die Mysterien einer übersinnlichen Welt, wie sie das Waisenhaus mit Hülfe einer fast klösterlichen Zucht, häufiger Betstunden und sonstiger Andachtsübungen hervorzubringen suchte, der realistische Zug des im Uebrigen dort gehandhabten Unterrichtssystems. Derselbe G. A. Francke, welcher bei seinem Streite mit Wolf erklärte, „er könne keinen jungen Mann, der den Euklid studirt, zu einem wahren Christen machen" *), hatte gleichwol in den Schulplan seines Waisenhauses nicht blos jene von ihm der Unchristlichkeit geziehene Mathematik, sondern auch die noch viel entschiedener dem Irdischen und Sinnlichen zugekehrten Beobachtungswissenschaften: Anatomie, Botanik, Physik u. s. w. aufgenommen **). Unter seiner

Lehrern. Seit 1707 war damit auch ein Lehrerseminar verbunden. 1713 ward vom Freih. v. Canstein im Anschluß an das Waisenhaus eine „Bibelanstalt" begründet, aus welcher bis zum Jahre 1795 hervorgingen: 1,659,883 Bibeln, 883,890 Neue Testamente, 16,000 Psalmen, 47,500 Exemplare des Buches Sirach. Endlich entstand auch die sog. „Indische Mission", welche Missionäre erzog, zuerst für Trankebar, später nach Madras, Calcutta u. s. w. (Vgl. Raumer, „Gesch. der Pädagogik", 2. Bd. S. 140; H. A. Francke's Lebensbeschreibung in: Henning, „Deutscher Ehrentempel", 9. Bd. S. 52, endlich die besondere periodische Veröffentlichung: „Francke's Stiftungen".)

*) Büsching, a. a. O. S. 10.

**) Der Lehrplan für das Pädagogium ward 1706 so angegeben: „Nebst dem Grunde des wahren Christenthums werden sie unterrichtet in der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache, wie auch einen guten deutschen Aufsatz zu machen, anbei eine feine Hand zu schreiben, desgleichen in der Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Geometria, Astronomia, Musica, Botanica und Anatomia, nebst den vornehmsten Fundamenten der Medicin, — und über dieses finden sie in den Freistunden Gelegenheit zum Drechseln, Glasschleifen, Malen, Reißen u. s. w.". Es gehörte zum Pädagogium ein botanischer Garten, ein Naturaliencabinet, ein physikalischer Apparat, ein chemisches Laboratorium, Einrichtungen zu anatomischen Sectionen, Drechselbänke, Mühlen zum Glasschleifen u. s. w. In der lateinischen Schule ward außer dem Religionsunterricht Lesen, Schreiben, Rechnen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik,

Mithülfe machte Chr. Semler, von Thomasius aufgemuntert, die ersten praktischen Versuche mit einer Unterrichtsmethode, welche den Realismus und das Princip praktischer Nützlichkeit weiter trieb, als selbst heutzutage beinahe irgendwo geschieht. Aus seinen Anstalten gingen die Begründer der ersten wirklichen Realschule in Deutschland (gestiftet zu Berlin 1736), J. J. Hecker und J. F. Silberschlag, hervor*).

Ob Francke bei dieser Duldung und Begünstigung realistischer Elemente in seiner Anstalt nur einem unwiderstehlichen Zuge seines Zeitalters und einem Antriebe berechnender Klugheit folgte (wie seine orthodoxen Gegner ihm schuldgaben), ob der bürgerliche Charakter des Spenerschen Pietismus, welcher die Mittelklassen und ihre Bedürfnisse vorzugsweise ins Auge faßte, in den pädagogischen Anstalten Francke's nachwirkte und ihnen die Richtung auf das Praktische gab gegenüber der bisherigen, eigentlich nur auf die Bildung von Gelehrten abzielenden Unterrichtsweise, oder ob es geschah, weil Francke jene unbefangene, ihrer selbst sichere Frömmigkeit besaß, welche die Versenkung in irdische, sogar in sehr materielle Beschäftigungen nicht scheut, weil sie gewiß ist, dadurch von ihrem Drange nach dem Himmlischen nicht abgelenkt zu werden (eine Erscheinung, die wir auch bei den Herrnhutern und Puritanern antreffen) — jedenfalls ist es bedeutsam, zu sehen, wie hier zwei Richtungen friedlich und harmlos nebeneinander hergehen, welche als ihrem innersten Wesen nach feindselig und unverträglich zu betrachten, eine spätere Strenggläubigkeit sich je länger je mehr gewöhnt hat**).

Botanik, Anatomie, Malen und Musik gelehrt; später kamen auch Logik und Oratoria (Rhetorik) hinzu; dagegen fehlte hier das Französische. Die sog. deutsche Bürgerschule (für die Nichtstudirenden und Aermeren) umfaßte Religionsunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Geschichte, Geographie u. s. w. Auch wurden die Mädchen in weiblichen Arbeiten unterwiesen, und die Waisenknaben lernten ebenfalls Stricken. („Francke's Stiftungen", 2. Bd. S. 14; Raumer, a. a. O. 2. Bd. S. 152 ff., 160 ff.)

*) Raumer a. a. O.; Körner, „Gesch. der Pädagogik", S. 170 ff.

**) Sonderbarer Weise finden wir weder bei den Biographen Francke's, noch in den Schriften, welche sich über seine Anstalten verbreiten, auch nur den Versuch einer Erklärung der oben bezeichneten Erscheinung. Und doch wäre eine solche Erklärung (zumal wenn man sich dabei auf eigne Aeußerungen Francke's stützen könnte) höchst wichtig angesichts der von einem großen Theile unsrer heutigen sog. frommen oder gläubigen Theologen gegen alle Realien (Naturwissenschaften u. s. w.) zur Schau getragenen und bethätigten Feindschaft.

Verhältniß des Pietismus zur Philosophie.

Gegen die höheren wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit hatte sich der Hallesche Pietismus längst abgeschlossen. Spener selbst war kein Freund der Philosophie gewesen. In Leipzig hatte man darüber klagen hören, daß der Theil der Studirenden, welcher sich zu den Pietisten hielt, nicht blos die philosophischen, sondern auch die gelehrttheologischen Studien vernachlässige und, im Vertrauen auf die Kraft der innern „Wiedergeburt", die mühsamen Wege wissenschaftlicher Forschung allzusehr verachte. Die kühneren Anläufe, welche der einmal entfesselte und zwar nicht zum geringsten Theil durch die Einflüsse der Spenerschen Richtung entfesselte Geist der Prüfumg in seiner Opposition gegen die bestehende Kirchenlehre nahm, schreckten die große Masse der Pietisten zurück, und, wenn sie auch noch immer den alten Kampf mit ihren buchstabengläubigen Gegnern unterhielten, so war doch leicht vorauszusehen, daß sie bei nächster Gelegenheit mit diesen gemeinschaftliche Sache machen würden gegen die, von beiden gleichmäßig gehaßte und gefürchtete Philosophie. Und diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten.

Mit Thomasius hatten die Halleschen Pietisten noch leidlich Frieden gehalten theils aus Dankbarkeit für die Dienste, welche er ihnen ehemals geleistet, theils weil er, obschon in der späteren Zeit ihnen mehr feindlich als freundlich gesinnt, doch dem Grunde seiner religiösen Ansichten nach mit ihnen übereinzustimmen schien.

Kampf der Halleschen Pietisten gegen Wolf.

Nicht so gleichmüthig ertrugen sie aber das Emporstreben der neuen, jugendlichen Kraft, deren wachsende Erfolge ebenso sehr die von ihnen so sorgsam gepflegte Glaubenseinfalt und Frömmigkeit, wie ihr persönliches Ansehen bei der studirenden Jugend und ihre Lehrerthätigkeit zu gefährden drohten*).

*) Francke äußerte sich über die Beweggründe seines Auftretens gegen Wolf also: „Ich habe Herrn Wolf vorgestellt, was ich für eine gründliche Corruption der Gemüther an seinen Discipulis gefunden". — „Ich habe auch in meinem Gemüthe von den entsetzlichen Verführungen, so in die hiesigen Anstalten mit Gewalt durch seine Collegia eingedrungen, solchen Jammer und Herzeleid gehabt, daß ich nachher, als wir über alles Vermuthen davon erlöset worden, oft nicht ohne große Bewegung zum Lobe Gottes die Stelle angesehen, da ich auf den Knien Gott um die Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß, die in wirkliche professionem atheismi ausgeschlagen, angerufen hatte." — „Daß er mich und Collegas aufs entsetzlichste geschmähet und verspottet hat, das ist mir ein nichts gewesen, und hätte

Leider scheint an der Intrigue gegen Wolf auch Chr. Thomasius sich betheiligt zu haben; gewiß ist, daß er dazu stillschwieg*), er, der bei einer ähnlichen Gelegenheit (als es die Vertreibung der Pietisten aus Leipzig galt) sich so bereitwillig zum Sachwalter der Verfolgten gemacht und gegen die gewaltsame Beschränkung der Lehrfreiheit so kräftig geeifert, er, der die Ungerechtigkeit und Härte eines solchen Verfahrens in vollem Maße an sich selbst erfahren hatte!

Die frommen Gegner Wolf's waren weltklug genug, zur Erreichung ihres Zweckes das sicherste Mittel zu wählen: sie wußten dem geistesbeschränkten Friedrich Wilhelm I. die Wolfsche Philosophie unter einem Gesichtspunkte darzustellen, welcher des Eindrucks auf ihn nicht verfehlen konnte. Die Anklage des Fatalismus war es, auf welche hin die Halleschen Theologen (von der Mehrzahl ihrer philosophischen Collegen unterstützt) ein Verbot der Wolfschen Vorlesungen betrieben. Der König wollte wissen, „was das Fatum wäre, welches die Theologen gar so gefährlich beschrieben". Seine Umgebungen, im Einverständniß mit den Hallensern, sagten ihm: „wenn einige seiner langen Grenadiere desertirten, so hätte es das Fatum so haben wollen, und er thäte Unrecht, sie zu bestrafen, weil sie dem Fatum nicht widerstehen könnten" **).

es gern gelitten, wenn nur die ganz vor Augen liegende und mit Händen zu greifende Verführung so mancher sonst geliebten jungen Leute nicht gewesen wäre" („Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 17). — Daß bei andern Gegnern Wolf's (namentlich bei Lange) auch persönliche Interessen im Spiel gewesen, behauptet wenigstens Wolf selbst (ebenda S. 189 ff.).

*) Das Letztere ist eine Thatsache; das Erstere scheint Wolf anzunehmen, indem er sagt (a. a. O. S. 193): „Herr Thomasius gab den Rath, man sollte meine Schriften durchgehen und sie excerpiren, so würde sich schon finden, was man zu sagen hätte. Herr v. Ludewig war fast der Einzige, welcher auf meiner Seite war, und dann der Prof. Sperlette, die dergleichen Verfahren mißbilligten".

**) Wolf selbst (a. a. O. S. 195) nennt den lustigen Rath Gundling als denjenigen, der dem König eine solche Erklärung gegeben habe, und setzt hinzu: G. sei „schon instruiret" gewesen. Büsching (a. a. O. S. 8) spricht von „zwei in Halle belehrten Generalen". Bullmann („Denkwürdigkeiten der Univ. Halle", S. 30) nennt sogar die beiden „frommen" Generale mit Namen: v. Natzmer und v. Löben. Gegen diese Zeugnisse kann die von Tholuck a. a. O. geäußerte Ansicht, als ob die militärischen Umgebungen des Königs nur aus eignem Antriebe, ohne Zuthun der Theologen, Wolf verklagt hätten, nicht aufkommen, zumal da die Insinuation wegen des Desertirens der Grenadiere sich bei Lange, dem Hauptgegner Wolf's (in dessen „Abriß" u. s. w.) wiedergegeben findet. — Vergleiche Ludovici, „Sammlung", S. 19.

Das hieß, den König bei seiner schwächsten Seite fassen. Zwar hatte er noch kurz vorher in einer andern Streitsache Wolf's rescribirt: „es sei an des Professor Wolf's Conservation, in Egard seines bei Auswärtigen erworbenen Ruhmes, wodurch viele nach Halle gezogen würden, der Universität selber gelegen"*) — allein zehn Professoren von europäischem Rufe würde er hingegeben haben für einen einzigen jener „Riesen von Potsdam", deren Besitz für ihn ein Gegenstand stolzesten Triumphes war, und eine Gefährdung dieses Besitzes war in seinen Augen ein kaum geringeres Verbrechen, als eine Gotteslästerung. Heftig ergrimmt, erließ er sofort jene berüchtigte Cabinetsordre (vom 8. Nov. 1723), durch welche Wolf nicht blos seiner Professur entsetzt, sondern auch bedeutet ward, „die sämmtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen" **).

Dessen Vertreibung aus Preußen.

Wolf benutzte nicht einmal die ihm gewährte Frist, sondern verließ schon nach 12 Stunden Halle und das ganze preußische Gebiet, indem er einem Rufe des Landgrafen von Hessen an die Universität Marburg folgte, den er schon vor jener Katastrophe erhalten hatte***). Mit ihm zugleich mußten zwei seiner Schüler, Thümmig in Halle und Fischer in Königsberg, weichen. Die großen Grenadiere des Königs, die Seelen der Gläubigen und die Collegiengelder der frommen Theologen waren gerettet!

Die letzteren selbst erschraken anfangs einigermaßen über einen Erfolg, der ihre eigenen Wünsche so weit überholte. Ein königlicher Machtspruch gegen die akademische oder die schriftstellerische Thätigkeit des Philosophen hätte ihnen ganz in der Ordnung geschienen, und Wolf selbst, der eine gleiche Maßregel gegen einen jüngeren Collegen, welcher ihn zu befehden gewagt, noch kurz vorher beantragt hatte†), würde sich darüber kaum haben beschweren können. Allein diese so brutale und mit einer so grausamen Strafandrohung, wie gegen einen gemeinen Verbrecher, verbundene Landesverweisung war eine unerhörte Gewaltthat, und die Halleschen Theologen fürchteten mit gutem Grunde, daß man dafür sie, als die geistigen Urheber, verantwortlich machen werde.

*) Ludovici, „Entwurf einer Historie der W.'schen Philosophie", 2. Thl. S. 515.

**) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 28, 196.

***) Ebenda, S. 196.

†) Ebenda, S. 25.

Francke zwar, in seinem frommen Fanatismus, pries Gott für die Erlösung von der drohenden Gefahr, von welcher er seine Heerde durch die gewaltsame Vertreibung des bösen Feindes befreit wähnte, und stellte sogar auf der Kanzel, mit mehr Glaubenseifer als christlicher Liebe, die gezwungene plötzliche Flucht Wolf's und seiner eben hochschwangern Frau als ein verdientes Strafgericht Gottes dar*). Dagegen gestand Lange später**): „es sei ihm nach dem Eingange jenes königlichen Befehls auf drei Tage der Schlaf und aller Appetit zum Essen und Trinken vergangen".

Inzwischen beruhigte sich doch auch sein theologisches Gewissen bald wieder, und, statt über den erfochtenen Sieg länger Reue zu empfinden, ging er vielmehr eifrig daran, denselben weiter zu verfolgen und auszunutzen. Mit Wolf's Entfernung von Halle war die Gefahr erst halb vorüber. Die neue Lehre hatte dort, wie auch bereits auf manchen andern Universitäten, Verbreitung und Anklang unter einem Theile der Lehrenden wie der Lernenden gefunden***). Es galt, sie womöglich von da, wo sie Boden gefaßt, wieder zu verdrängen, vor allem aber die Spuren ihres Einflusses in Halle und überhaupt in Preußen zu vertilgen.

Fortgesetzter Kampf der Theologen gegen die Wolfsche Philosophie.

Das Letztere gelang eine Zeit lang über Erwarten: Der alte König, einmal gegen Wolf eingenommen und von der Verderblichkeit seiner Ansichten überzeugt, untersagte durch ein anderweites Decret (1727) die Verbreitung aller „atheistischen Schriften", unter denen ausdrücklich „Wolf's Metaphysik und Moral" aufgeführt wurden, und zwar „bei lebenslänglicher Karrenstrafe", auch das Halten von Vorlesungen darüber, letzteres bei Kassation und einer Geldbuße von 100 Ducaten†). Anderwärts freilich (wie V. E. Löscher, der den von den Pietisten gegen Wolf begonnenen Kampf im Namen

*) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 18 u. 197.

**) In einem Briefe an den Prof. Junker, Halle, 5. Nov. 1740 — s. „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 29.

***) In Königsberg ward schon 1717 über Wolf's Logik gelesen; Gottsched habilitirte sich daselbst 1723 mit einer nach Wolfschen Grundsätzen verfaßten Abhandlung aus der natürlichen Theologie (Danzel, „Gottsched", S. 11); in Tübingen und Jena lehrten jüngere Docenten nach dem Wolfschen Systeme, wie die (alsbald zu erwähnenden) Gutachten der dortigen Facultäten beweisen.

†) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 32; Ludovici, „Entwurf", 3. Thl. S. 133.

der Orthodoxie begierig aufnahm, schmerzlich beklagt), „that die weltliche Obrigkeit nicht genugsam ihre Schuldigkeit gegen die gefährlichen Ketzereien" — trotz der Anreizungen und Mahnungen dazu, welche von theologischen und philosophischen Facultäten nicht gespart wurden.

Schon 1725 hatten die Tübinger Theologen auf des Herzogs Befehl, dem man die Gefährlichkeit der Wolfschen Lehre vorgestellt, ein Gutachten über dieselbe abgegeben, natürlich kein günstiges. Etwas milder hatten sich die Philosophen ausgesprochen, ohne jedoch ihren geistlichen Collegen geradezu entgegenzutreten*). In Jena stimmten beide Facultäten in dem Verdammungsurtheil gegen Wolf und in der Erklärung überein: „daß es eine Blame sein würde, wenn nach dem preußischen Verbote die Wolfsche Philosophie noch in Jena gelesen würde". Allerdings, sagten sie, müsse Lehrfreiheit auf den Universitäten bestehen, aber nur eine „vernünftige und erträgliche, in gewisse, nicht zu überschreitende Schranken eingeschlossene und begrenzte". Natürlich waren es die im Besitz befindlichen Vertreter des Bestehenden, welche diese „Schranken zu bestimmen haben sollten"**). Nur zwei Mitglieder der philosophischen Facultät, Wiedeburg und Stolle, fanden es unbedenklich, das Lehren über die Wolfsche Philosophie freizugeben, wenn nur den älteren Professoren nicht zugemuthet werde, ihre Lehrart zu ändern***).

Entgegengesetzte Einflüsse.

Aber schon war es dahin gekommen, daß der Ruf eines kühnen und neuerungslustigen Geistes in der öffentlichen Meinung und selbst bei vielen Regierungen mehr Gewicht hatte, als alle Bedenken glaubenseifriger Theologen. Preußen selbst war darin schon vor mehr als einem Menschenalter (in dem Falle des Thomasius) mit seinem Beispiele vorangegangen, und, wenn jetzt dort zeitweilig eine entgegengesetzte Richtung überwog, so zeigten sich andere

---

*) Ludovici, „Sammlung", 1. Thl. 10. u. 11. Stück.

**) Ludovici, „Entwurf", 1. Thl. § 330.

***) Ludovici, „Sammlung", S. 176. — Die damals für und wider Wolf, amtlich und außeramtlich, erschienenen Schriften bilden eine förmliche Literatur. Wuttke veranschlagt ihre Zahl (viel zu niedrig) auf 70; Ludovici, der in seiner „Sammlung" blos die bis 1737 erschienenen bespricht, braucht dazu nicht weniger als 215 Paragraphen, obschon er durchschnittlich in jedem eine Schrift abhandelt; außerdem erwähnt er in weiteren 55 Paragraphen die amtlichen Bedenken, Verordnungen u. s. w. in Betreff der Wolfschen Philosophie.

Regierungen um so eifriger, der preußischen den hergebrachten Vorrang der Freisinnigkeit streitig zu machen. Sogar das strenglutherische Sachsen, welches nicht blos einen Thomasius, sondern auch die Pietisten, die jetzigen Verfolger Wolf's, um ihrer zu freien religiösen Ansichten willen vertrieben hatte, buhlte um den Besitz dieses letztern und hätte ihn gern auf seiner Flucht von Halle in Leipzig festgehalten. Der Landgraf von Hessen brachte die Professoren zu Marburg, die sich der Einführung Wolf's in ihre Mitte widersetzten, durch Drohungen zum Schweigen. Ein Graf von Wied-Runkel verordnete, daß alle jungen Theologen seines Landes zwei Jahre lang unter Wolf studiren müßten. Vom Auslande gelangten wetteifernde Ehrenbezeigungen und Anerbietungen an den berühmten Philosophen*).

Sogar der alte König von Preußen änderte nach einiger Zeit seine Meinung über Wolf. Schon 1733 ließ er ihm Vorschläge zur Rückkehr in seine Staaten machen. 1734 erging ein Decret an Lange, worin dieser bedeutet ward, „von allen Streitschriften gegen die Wolfsche Philosophie zu abstrahiren, weil daraus nichts als neuer Streit und Lärm entstehen könne". 1736 setzte der König eine Commission von Theologen zu Berlin nieder, um über die Lehren Wolf's und deren Verhältniß zur positiven Religion ihm Bericht zu erstatten, und diese Commission, an deren Spitze einer der wärmsten Anhänger des Philosophen, der Probst Reinbeck**), stand, erkannte, „daß die angeschuldigten Irrthümer sich nicht darin fänden". 1739 nahm der König die Widmung des von Wolf herausgegebenen Werkes über praktische Philosophie an und ließ sich sogar herbei, dieses Werk (oder wenigstens die Widmung) zu lesen, und unmittelbar darauf erging ein Decret, worin den Candidaten der Theologie das Studium der Wolfschen Philosophie anbefohlen ward. Wolf selbst erhielt das Anerbieten einer Professur in Frankfurt a. O. unter den vortheilhaftesten Bedingungen, und dieses Anerbieten ward, da er zögerte, es anzunehmen, zu mehreren malen und immer dringlicher wiederholt***).

*) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 156 ff., 196; „Briefw. W.'s mit Mant.", 1. Bd. Bl. 92.

**) Reinbeck veranstaltete einen Auszug aus der „Natürl. Gottesgelahrtheit" für den König, meinte aber: „man brauche nicht Alles zu sagen". (Büsching, a. a. O. S. 9.) In dem Briefwechsel zwischen Manteuffel und Gottsched figurirt Reinbeck als illustre primipilaire der Alethophilen (Danzel, „Gottsched", S. 37).

***) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 33 ff.

Etwas mag zu dieser Umstimmung des, zwar beschränkten und jähzornigen, aber gutmüthigen und gerechtigkeitsliebenden Monarchen beigetragen haben, daß man ihm wol die zu große Härte seines Verfahrens gegen Wolf und die Unredlichkeit der Ankläger und Verleumder dieses letztern vorstellte. Das Hauptmotiv seiner veränderten Handlungsweise war jedoch, allem Anscheine nach, ein fiskalisches. Man taxirte damals an vielen deutschen Höfen die Gelehrten nicht anders, als wie man die Erfinder neuer Industrien oder die Goldmacher und Charlatane taxirte, nach dem Gelde, welches sie ins Land zu bringen, nach dem Zuwachse, den sie den landesherrlichen Einkünften zu verschaffen versprachen *).

Wolf's Rückkehr nach Halle.

Als Friedrich II. den Thron bestieg, ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, das Unrecht, das sein Vater begangen, rückgängig zu machen **). Seinem Rufe folgte Wolf und zog im Jahre 1740 wie ein Triumphator in Halle wieder ein. Doch kehrte er nicht ganz als derselbe wieder, als welcher er einst gegangen war. Die gewaltsame Katastrophe, die ihn betroffen, scheint auch in seinem Innern einen Umschlag herbeigeführt zu haben ***). Schon seinen Zeitgenossen entging

*) Manteuffel schreibt von Berlin aus an Wolf, als dieser ihn wegen der an ihn ergangenen Aufforderung zur Rückkehr nach Preußen um Rath fragt: „Preußen ist ein Land, wo man die Gelehrten nur soweit schätzt, als sie dazu dienlich scheinen, die Acciseeinkünfte zu vermehren"; worauf Wolf im gleichen Sinne rücksichtlich Hessens erwidert: „Der Hof sieht blos auf den Nutzen, den ich schaffe, insoweit Geld nach Marburg kommt, so sonst wegbleiben würde" („Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 49, 54).

**) Er schrieb sogleich nach seiner Thronbesteigung an Reinbeck: „Ich bitte Ihn, sich umb des Wolfen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, mus unter aller menschlichen Gesellschaft werht gehalten werden, und glaub' ich, daß Er eine conquête im Reich der Wahrheit gemacht hat, wenn er den W. hierher persuadiret". („Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 71.)

***) Derselbe zeigt sich unter anderem in den „Anmerkungen" zu den „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt, und der Seele", welche zum ersten mal 1724, also sehr bald nach Wolf's Vertreibung von Halle, herauskamen (sie finden sich als 2. Theil den spätern Ausgaben des genannten Werkes angehängt), und in der „Ausführlichen Nachricht von seinen Schriften" (1726 erschienen), welche in einem ähnlichen Verhältniß zu der „Moral" Wolf's steht. Er sucht darin überall nachzuweisen, wie er mit seinen philosophischen Ausführungen keineswegs den kirchlichen Ansichten Abbruch thue, vielmehr ihnen mehrfach Vorschub leiste. Diese Ausführungen selbst ließ er übrigens in allen den verschiedenen Ausgaben, die 1737, 1741, 1751,

diese Veränderung nicht. Die philosophische Facultät zu Tübingen glaubte zur Entschuldigung Wolf's anführen zu müssen, „daß er manche seiner Ansichten in seinen spätern Schriften modificirt und erklärt habe", und Edelmann warf ihm seinerseits vor: er habe seinen Frieden mit den Theologen gemacht, „was sich für den Adel eines ächten Philosophen ganz und gar nicht schicke" *).

Wolf's philosophischer Standpunkt verglichen mit dem Leibnitzens.

Nichts zeigt uns deutlicher die gewaltigen Fortschritte, welche die freieren Ansichten über die höchsten Probleme des menschlichen Denkens im Laufe der letzten Jahrzehnte auch in Deutschland gemacht hatten, als ein vergleichender Blick auf die Behandlung dieser Fragen bei Wolf und bei seinem Vorgänger Leibnitz. Wenn es bei Leibnitz noch zweifelhaft sein konnte, wer bei dem Versuche einer Vermittelung zwischen Glauben und Vernunft mehr Gefahr laufe, ob die Vernunft, indem sie einem fremden Zwecke diene, oder der Glaube, indem er sein Recht einem fremden Schiedsspruch unterwerfe, so läßt die Art, wie Wolf diesen Versuch wiederholt, nicht den geringsten Zweifel mehr übrig, wie viel Boden seitdem der positive Autoritätsglaube an die freie Forschung verloren hatte.

Seine Ansichten über die Stellung der Philosophie zur Theologie.

Leibnitz war noch der Meinung, daß die Philosophie nicht blos die allgemeinen Grundwahrheiten der Religion, sondern die specifischen Glaubenssätze eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses mit Gründen der Vernunft zu rechtfertigen und „im Lichte der natürlichen Theologie" zu erklären habe — Wolf scheute sich nicht, von diesen specifisch-kirchlichen Lehren manche, und zwar gerade solche, auf welche die Orthodoxie großes Gewicht legte und mit deren Vertheidigung sich daher auch sein Vorgänger die größte Mühe gegeben hatte (z. B. die Ewigkeit der Höllenstrafen), rückhaltlos zu verwerfen**), indem er schon genug gethan zu haben glaubte, wenn er nur das Dasein Gottes und dessen Eigenschaften, sowie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gegen die Einwürfe der Gegner in Schutz nähme, also eben nur

---

1760 erschienen, unverändert. Auch in dem Briefwechsel mit Manteuffel zeigt sich eine unverkennbare Aengstlichkeit des Philosophen, den Theologen kein Aergerniß zu geben, worüber sein vornehmer Freund, der darin als Weltmann weniger bedenklich ist, manchen feinen Spott ergehen läßt (z. B. „Briefwechsel", 3. Bd. Bl. 17).

*) Edelmann, „Moses mit aufgedecktem Antlitz", S. 110.

**) „Briefwechsel mit Manteuffel", 3. Bd. Bl. 1.

so viel, wie auch die englischen Deisten ihrer Mehrzahl nach als den Kern der „natürlichen Religion" proclamirt hatten.

Leibnitz betrachtete es als eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, auch solche Geheimnisse der Offenbarung, von denen eine eigentliche Erkenntniß dem Menschen nicht möglich sei, doch wenigstens indirect, durch Beseitigung der anscheinenden Widersprüche zwischen ihnen und den Gesetzen der Vernunft, dieser letzteren annehmbar zu machen — Wolf dagegen erklärt: der Philosoph habe seine Schuldigkeit vollkommen gethan, wenn er derartige Glaubenssätze nur unangefochten lasse: sie zu vertheidigen, sei Sache des Theologen*). Er sucht überhaupt, ähnlich wie die englischen Philosophen, das Gebiet der Vernunft von dem des Glaubens zu trennen**).

Seine Kritik des Wunder- und Offenbarungsglaubens.

Dem Wunderglauben hatte schon Leibnitz die engsten Grenzen gesteckt, indem er jede Annahme außerordentlicher Eingriffe der göttlichen Allmacht in den regelmäßigen Gang der Natur ohne die allerzwingendste Nothwendigkeit für eine Herabsetzung der göttlichen Allweisheit erklärte, die, so sagte er, gerade darin sich am glänzendsten bewähre, daß sie von Ewigkeit her den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen so geordnet habe, daß derselbe nur in den seltensten Fällen einer besonderen Nachhülfe und Ausbesserung bedürfe, welche Fälle von Gott ebenfalls in seinem ewigen Weltplan bereits vorausgesehen seien. Auch Wolf leugnet die Möglichkeit der Wunder insofern nicht, als Gott vermöge seiner Allmacht solche thun könne, aber er bezweifelt, ob Gott gewillt sein könne, Wunder zu thun, da ein solches übernatürliches Eingreifen in den Lauf der Natur sich mit der Weisheit Gottes nicht wohl vertrage, welche doch eine höhere Vollkommenheit sei als die bloße Macht. Er giebt also, so zu sagen, die physikalische Möglichkeit der Wunder zu, leugnet aber gewissermaßen die moralische Möglichkeit derselben. Schon Leibnitz hatte es für

*) Wolf, „Vern. Ged. von Gott" u. s. w., 2. Thl. § 189: „Es ist für die geoffenbarte Religion genug, wenn die Vernunft nichts behauptet, was ihr entgegen ist. Wie viel sind Dinge, die auf den bloßen Glauben ankommen und davon die Vernunft schweiget! Deswegen aber kann man nicht sagen, daß sie nach ihr müßten geleugnet werden".

**) „Vern. Ged. von des Menschen Thun", § 47: „Ich rede hier, als ein Weltweiser, blos von derjenigen Seligkeit, die der Mensch durch natürliche Kräfte erreichen kann, und eigne keineswegs der Natur zu, was unsre Gottesgelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen".

den höchsten Grad der göttlichen Weisheit in Vorausbestimmung des Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen erklärt, daß dieser Zusammenhang so wenig als möglich unterbrochen oder ergänzt zu werden brauche. Wolf, wenn man seine allerdings sehr verklausulirten Sätze nach ihrer vollen Consequenz beim Worte nimmt, geht weiter: er erklärt, Gott würde seine eigne Weisheit in Frage stellen, wenn er Wunder thäte, denn es wäre das ein Beweis, daß er die zur Erreichung seiner Absichten nöthigen natürlichen Mittel nicht richtig gewählt oder nicht richtig in Wirksamkeit gesetzt habe*).

*) In den „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt u. s. w.", § 1035 sagt Wolf: „Da das Wesen und die Natur der Dinge die Mittel sind, wodurch Gott in der Welt seine Absichten ausführt, hingegen die Absichten alle dasjenige, was aus dem Wesen und der Natur der Dinge erfolget, so erreicht Gott durch die (diese) Mittel jederzeit völlig seine Absichten". In § 1037 erklärt er, die Welt und Alles, was darinnen, seien „Gottes Mittel, dadurch er seine Absichten ausführt", nur darum, „weil sie Maschinen sind" (d. h. wegen des streng mechanischen Causalnexus). In § 1039 sagt er: „Wenn in einer Welt Alles natürlich zugeht, so ist sie ein Werk der Weisheit Gottes". „Eine Welt, darin Alles durch Wunderwerke geschiebt, ist blos (!) ein Werk der Macht, nicht aber der Weisheit Gottes". . . . . „Ein Wesen von so vollkommenem Verstande (wie Gott) muß Alles so thun, daß nichts daran kann ausgesetzt werden." Wenn nun Wolf später, in § 1041, sagt: „Wunderwerke finden nicht eher statt, als bis Gott seine Absicht natürlicher Weise (durch die natürlichen Mittel) nicht erreichen kann", so muß dieses „nicht eher" nach allem Vorangegangen ebenso viel bedeuten, wie „niemals", denn nach § 1035 erreicht Gott durch die natürlichen Mittel seine Absichten „jederzeit" und „völlig". Und wenn sich Wolf darauf beschränkt, zu erklären, eine Welt, worin die Wunderwerke „sparsam" seien, sei „höher zu achten, als wo sie häufig vorkommen", so wird er entweder sich selbst inconsequent, oder hat aus Aengstlichkeit seine wahre Meinung verhüllt. In den „Anmerkungen", die Wolf seinen „Vernünftigen Gedanken" als „Anderen Theil" beifügte, drückt er sich freilich noch viel verklausulirter aus. Hier unterscheidet er das Reich der natürlichen Begebenheiten und das „Reich der Gnade" und behauptet, nur in dem letztern kämen Wunder vor, z. B. die, welche Gott durch die Propheten und Apostel gethan, um diese wegen ihres göttlichen Berufs zu legitimiren, eine Unterscheidung, die allerdings schon Leibnitz gemacht hatte, von der aber in den „Vernünftigen Gedanken" selbst nicht die Rede ist. — Ich habe diese etwas ausführlichere Darlegung der Ansichten Wolf's über die Wunder darum für nöthig gehalten, weil Prof. Zeller in einer Note zu seinem Aufsatz über „Wolf's Vertreibung aus Halle" in den Preußischen Jahrbüchern 1862, 10. Bd. S. 58, die schon in der 1. Aufl. von mir behauptete Abweichung Wolf's von Leibnitz im Punkte der Wunder für unrichtig erklärt. Wie gewagt es auch sein mag, einer solchen Autorität im Gebiete der Geschichte der Philosophie zu widersprechen, so

Nicht anders verfuhr Wolf mit dem Glauben an Offenbarungen. Im Principe gab er nicht blos deren Möglichkeit zu, sondern behauptete sogar ihre Nothwendigkeit *); allein zugleich stellte er für dieselben so strenge Kriterien auf **), daß sich kaum irgend ein Fall denken ließ, in welchem nicht eine kühne und consequente Kritik, auf diese Aussprüche Wolf's gestützt, das Vorhandensein einer wirklichen Offenbarung sollte in Zweifel ziehen können.

Seine Ansichten von dem Verhältniß der Seele zum Körper.

In Bezug auf das vielbestrittene Verhältniß von Leib und Seele ging Wolf anfänglich ebenfalls über Leibnitz hinaus, brach aber später seinen kühneren Behauptungen

---

kann ich doch auch nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung nicht anders, als bei der Ansicht stehen bleiben, daß Wolf, wenn er sich consequent bleiben will, die Wunder überhaupt leugnen muß, und daß, wenn er dies nicht thut, ja sich sogar anstellt, als geschehe ihm mit der Beimessung einer solchen Meinung Unrecht, er nur seine Aengstlichkeit im offenen Bekennen seiner wahren Ueberzeugung verräth. Einen Beweis eben dieser Aengstlichkeit gab Wolf auch, als sein Gönner Graf Manteuffel ihm einmal schrieb („Briefwechsel", 2. Bd. Bl. 7): Viele, namentlich in Berlin, erwarteten, daß Wolf sich für den Spinozismus erklären werde, um dann ihrerseits, darauf gestützt, sich offen als Atheisten zu bekennen; er (M.) hoffe jedoch, Wolf werde vielmehr gegen den Spinozismus auftreten. Darauf antwortet W. (ebenda, Bl. 10): er möge mit dem Unterschiede seiner Lehre von der des Spinoza „nicht viel Lärmen machen", nachdem er sich im 2. Thl. seiner Theol. nat. darüber erklärt habe. Dann setzt er hinzu: „Ich mag diejenigen nicht zu Feinden haben, die dabei interessirt sind und Gelegenheit finden, an hohen Orten unvermerkt Widriges zu insinuiren, dagegen man sich nicht verantworten kann".

*) So u. a. gegen Jerusalem in einem Briefe an Manteuffel, „Briefwechsel", 2. Bd. Bl. 407; vgl. 3. Bd. Bl. 17. Am letzteren Orte spricht M. gegen Jerusalem die Vermuthung aus: „W. bekämpfe nicht eigentlich seine (Jerusalem's) Grundsätze, sondern wolle sich nur nicht mit den Orthodoxen überwerfen".

**) Es sind folgende: In einer Offenbarung können keine Widersprüche vorkommen; wo also die Vernunft Widersprüche entdeckt, da ist keine wirkliche göttliche Offenbarung vorhanden. Sie darf den nothwendigen Wahrheiten der Vernunft (z. B. den Gesetzen der Mathematik) nicht widersprechen. Sie kann den Menschen nicht zu solchen Handlungen verbinden, welche mit dem Wesen der Seele streiten oder den Gesetzen der Natur zuwiderlaufen. Sie muß mit den Regeln der Sprachkunst übereinstimmen und verständlich sein. Endlich muß jedesmal genau geprüft werden, ob nicht die angeblich geoffenbarte Wahrheit den Verkündigern derselben auf natürlichem Wege zugekommen sein könne. (Wolf, „Vernünftige Gedanken von Gott" u. s. w., 2. Thl. § 1014—1019; „Natürliche Gottesgelahrtheit", § 451 ff.; — vgl. Tittmann, a. a. O. 1. Bd. S. 117; Fischer, a. a. O. 2. Thl. S. 524 ff.)

auch hier die Spitze wieder ab, und zwar hier so sehr, daß er in gewissem Sinne wieder hinter Leibnitz zurückging. Die Art und Weise, wie er der in den Nerven und dem Gehirn befindlichen Materie einen Einfluß auf die Bewegungen der Seele zuschreibt, ja dieselbe zum eigentlichen Medium der Harmonie zwischen Leib und Seele macht, wie er bei einer Erkrankung des Gehirns auch die Seele leiden, durch eine Heilung desselben auch die Seele wieder in ihren normalen Zustand versetzt werden läßt*), — alles dieses verräth jedenfalls eine

*) „Vernünftige Gedanken", § 815: „Wenn man fraget, warum denn die Seele sich hauptsächlich nach den Nerven und dem Gehirne und der darin enthaltenen flüssigen Materie richte, so kann man die Antwort gar wohl finden. Nämlich: aus den Vorstellungen der Seele erwachsen die Begierden, und kommt daraus das Wollen. Da nun die diesen gemäßen Bewegungen im Leibe nicht anders, als durch die in den Nerven befindliche Materie können zuwegegebracht werden, und diese Bewegungen aus andern Bewegungen entstehen müssen, so wird die Harmonie zwischen dem Leibe und der Seele vermittelst der Nerven des Gehirns und der darin befindlichen subtilen flüssigen Materie erhalten. Und also richtet sich die Seele in ihren Empfindungen und Einbildungen nach dem Zustande der Nerven und des Gehirns". § 816: „Derowegen, da man den außerordentlichen Zustand der Nerven und des Gehirns durch Arzneien bessern oder wieder in seinen vorigen Stand bringen kann, wie uns die Erfahrung lehrt, so muß alsdann auch, nach geschehener Verbesserung, wegen beständiger Harmonie der Seele mit dem Leibe, die Seele gleichfalls aus ihrer Unordnung wieder in den Stand ordentlicher Empfindungen gesetzt werden, es mag nun diese Harmonie unterhalten werden, auf was für eine Art und Weise sie immer will". (Freilich setzt er hinzu: „Deswegen kann man aber weder schließen, daß die Seele ein aus Materie zusammengesetztes Wesen sei, noch daß sie mit Arzneien curirt werde", und sucht eine andere, nicht eben sehr deutliche Erklärung für jenen Vorgang zu finden; allein immerhin ist hier der Einfluß des Körperlichen auf die Verrichtungen der Seele bis zum Aeußersten ausgedehnt.) § 845 sagt W. zur Widerlegung der Vertheidiger des influxus physicus (der Einwirkung eines selbständigen geistigen Princips auf den Körper): „Sie verwerfen, daß die Bewegungen in den Gliedmaßen des Leibes aus den Bewegungen erfolgen können, die in den Gliedmaßen der Sinnen erreget werden, weil sie aus Mangel genugsamer Erkenntniß von der Beschaffenheit des Gehirns und der mit ihm durch den ganzen Leib vereinbarten Nerven nicht völlig begreifen können, wie solches zugehe, und doch soll man ihnen einräumen, daß die Seele auf eine unbegreifliche Art dieselben Bewegungen vermittelst eben dieser Instrumente hervorbringe!" Er bezieht sich hierbei insbesondere auf die sog. unwillkürlichen Bewegungen, welche in Folge eines bestimmten äußeren Reizes auf die Nerven ohne einen vorhergehenden Willensact (mindestens ohne einen bewußten) stattfinden. Daß dies so sei, werde auch von den Vertheidigern des unmittelbaren Einflusses der Seele auf den Körper

starke Hinneigung zu jenen materialistischen Ansichten, zu denen schon Descartes — unter dem Einflusse der neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft *) — in dem empirischen Theil seiner Seelenlehre sich bekannt hatte. Auf der andern Seite freilich ging Wolf in seinen Zugeständnissen an die Orthodoxie, welche von andern, als direct durch die Seele veranlaßten Bewegungen im Körper nichts wissen wollte, so weit, daß er selbst die prästabilirte Harmonie zu verleugnen sich bereit erklärte**).

Jene materialistischen Anklänge waren neu im Munde eines deutschen Philosophen, da die deutsche Philosophie sich stets mehr dem Spiritualismus, als dem Empirismus oder gar dem Materialismus zugeneigt hatte. Denn, was Thomasius in der gleichen Richtung von der Alleingültigkeit sinnlicher Erkenntnisse gesagt, war, weil es nicht mit der dogmatischen Bestimmtheit und in der geschlossenen Form eines Systems auftrat, wie bei Wolf, weniger beachtet worden.

---

nicht in Abrede gestellt. „Was sie also in einigen Fällen annehmen", fährt er fort, „das nehmen wir in allen an, weil es in einem Falle so viel Grund hat, als in dem anderen. Diejenigen, welche für die unmittelbare Wirkung Gottes sind, nehmen an, Gott bestimme die flüssige Materie im Gehirne, daß sie sich in gewisse Gliedmaßen des Leibes, z. B. in die Gliedmaßen der Sprache, bewegen muß, während wir sagen, sie wird durch die im Gehirne bewegte Materie dazu bestimmt. Dieses, was sie annehmen, ist übernatürlich oder ein Wunderwerk, dahingegen wir bei dem verbleiben, was natürlich ist, nämlich: daß jede Bewegung aus einer andern Bewegung entstehet." Ein Schüler Wolf's suchte dasselbe ganz augenfällig zu beweisen durch Hinweisung auf einen damals in Frankreich erfundenen „hölzernen Flötenspieler", eine Maschine, welche vermittelst einer Anzahl in ihrem Körper verborgener Flötenwerke, Blasebälge u. s. w. verschiedene Musikstücke spielte. „Diese Maschine", sagt er, „könnte man zum Opponenten brauchen wider die Herren Influxionisten, wenn sie den Satz behaupten wollen, daß zur Hervorbringung menschlicher freier Handlungen der Einfluß der Seele nöthig sei. Denn Niemand wird leugnen, daß, Stücke auf der Flöte zu spielen, zu den menschlichen freien Handlungen gehöre, und gleichwol verrichtet solches eine bloße Maschine, ohne den geringsten Einfluß eines Geistes." (Vgl. Ludovici, „Sammlung", 2. Thl. S. 135.)

*) S. oben S. 198.

**) In der Vorrede zu den „Vernünftigen Gedanken" sagt Wolf: „Da ich nur fast unvermuthet auf die harmonia praestabilita gekommen bin und es nicht mein Hauptvorsatz ist, dieselbe zu bestätigen, so habe ich mich dessen nicht anzunehmen, was gegen Leibnitz gesagt wird. Ich habe nirgends behauptet, daß es der Natur eines Geistes zuwider sei, in einem Leib zu wirken". „Wenn Jemand etwas Anstößiges in der harmonia praestabilita findet", heißt es in den „Anmerkungen" oder dem „Andern Theil der Vernünftigen Gedanken von Gott", S. 289, „mag er lieber bei der andern Hypothese (vom influxus physicus) bleiben!"

Gerade dieser Halbheit und Zweideutigkeit aber verdankte die Wolfsche Philosophie nicht zum geringsten Theile ihren weitverbreiteten und lange andauernden Einfluß auf die gebildeten Klassen in Deutschland. Dem Wesen jener „Aufklärung“, die wir bereits an einem andern Orte gekennzeichnet haben*), entsprach so ganz dieses kecke Vorgehen bis an die äußersten Grenzen logischer Consequenz, und dann wieder das plötzliche kleinlaute Umkehren, dieses Schönthun mit dem „Lichte der Vernunft“ nebst spöttischem Herabsehen auf die hergebrachten theologischen Vorstellungen, und dabei doch das fromme Entsetzen vor der Gemeinschaft mit den „Naturalisten, Atheisten und Spinozisten“ sammt der stolzen Selbstberuhigung, daß man weit besser sei als jene Ketzer und Sünder. Man schrak zurück vor der Verwegenheit der französischen Materialisten, deren erste Schriften eben damals erschienen und auch in Deutschland Aufsehen erregten**); ebenso wenig wollte man aber etwas wissen von jener freiwilligen Selbstbeschränkung der englischen Schule, welche, während sie auf dem Gebiete des wirklich Erkennbaren alle Consequenzen ihrer empirischen und sensualistischen Anschauungsweise rückhaltlos entwickelte, sich jede absprechende Behauptung über das jenseit der Erfahrung Liegende, das Reich des Uebersinnlichen, streng versagte. Man verlangte von einem philosophischen Systeme dogmatische Gewißheit über alles und jedes, und würde eine Vorsicht, welche dem menschlichen Wissen eine Grenze hätte setzen wollen, für Feigheit erklärt haben, während man sich es recht wohl gefallen ließ, daß der Philosoph von dem, was er noch eben als gültig hingestellt hatte, bald darauf ein Stück nach dem andern zurücknahm oder doch wesentlich einschränkte***).

*) S. den Abschnitt über Thomasius.

**) Von de la Mettrie's Schrift „L'homme machine“ ist in dem Briefwechsel zwischen Wolf und Manteuffel (3. Bd. Bl. 402) die Rede. Sie sollte in Berlin erscheinen, stieß aber auf Hindernisse und erschien dann (1746) in Holland.

***) Graf Manteuffel, unstreitig einer der geistvollsten und seiner Stellung nach unabhängigsten Anhänger der Wolfschen Philosophie, stellt diese Halbheit der damaligen philosophischen Bildung in Deutschland gleichsam verkörpert dar. Auf der einen Seite zeigt er sich durchaus positivgläubig, als entschiedenen Vertheidiger der Offenbarung und sogar des Lutherthums (nur, wie er sogleich hinzusetzt, ohne die beschränkenden Ansichten der Orthodoxen — s. dessen Brief an Frau Gottsched bei Danzel, „Gottsched“, S. 36) — auf der andern Seite hat er ganz ersichtlicherweise seine geheime Freude an allen gegen den herkömmlichen positiven Glauben

Culturgeschichtlicher Werth des Wolfschen Systems von seiner moral-philosophischen Seite.

Indessen hatte die Philosophie Wolf's auf die Theilnahme und Anhänglichkeit der Zeitgenossen noch einen anderen, besser begründeten Anspruch, als jene gemeinsame Schwäche und Inconsequenz in Bezug auf metaphysische Speculationen. Schon lange waren die sittlichen Ideen als der eigentliche Kernpunkt der Philosophie wie der Religion, als das Gemeinsame, worin beide sich finden und versöhnen könnten, von allen ernsteren Geistern anerkannt. Calixt und Spener hatten der praktischen Theologie oder der Sittenlehre einen unbedingten Vorzug vor der Dogmatik und Polemik eingeräumt; Thomasius, den englischen Freidenkern nachahmend, hatte die Moral gänzlich von der Theologie zu trennen und lediglich auf die inneren Gesetze der menschlichen Natur zu gründen versucht, die, wie er sagte, nicht lügen könnten, da sie von Gott dem Menschen eingepflanzt wären.

Wolf ging in dieser Emancipation der Moral von der Theologie noch um einen Schritt weiter. Er stellte den Satz auf: „die menschlichen Handlungen seien an und für sich selbst gut oder böse, würden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht; wenn es daher gleich möglich wäre, daß kein Gott existirte und der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge ohne ihn bestehen könnte, so würden dennoch die freien Handlungen der Menschen ebensowol gut oder böse bleiben, wie bei Annahme eines höchsten sittlichen Gesetzgebers" *). Er leugnete, „daß mit dem Atheismus nothwendig ein böses, liederliches Leben verknüpft sei", wie die Orthodoxen behaupteten, welche es sich nicht nehmen ließen, „daß einen Atheisten von den gröbsten Verbrechen nichts abhalte, als die Furcht vor zeitlicher Strafe, und daß, wenn sich deren etliche zum falschen Zeugniß vereinigten und solches mit einem Eide, den sie verlachten, bekräftigten, sie den unschuldigsten Menschen ums Leben bringen oder ins Unglück stürzen könnten" **). Vielmehr war er der Meinung:

---

gerichteten Bestrebungen, z. B. an Jerusalem's Schrift über die Nothwendigkeit einer Offenbarung, macht sich über Wolf's und Gottsched's Aengstlichkeit in Bezug auf religiöse Ansichten, über ihren „Köhlerglauben", lustig, spricht mit einem unverhohlenen Anfluge von Spott von dem „bon Docteur Luther", dessen Ansichten „peu philosophes" gewesen seien, u. dgl. m. („Briefwechsel zwischen W. und M." 3. Bd. Bl. 17, 173 u. s. w.)

*) „Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun", § 5.

**) Lange, „Kurzer Abriß" u. s. w. in Ludovici's „Sammlung", S. 28.

„wo sich bei einem Atheisten eine sittliche Verderbtheit finde, da rühre sie nicht von seinem Unglauben her, sondern von seiner Unwissenheit in Betreff der wahren Gesetze des Guten und des Bösen, aus welcher Quelle auch bei Andern, die keine Atheisten seien, ein unordentliches Leben und ein böser Wandel entspringe"*). Ja er scheute sich nicht, von einem ganzen Volke, den Chinesen, zu erklären, „daß sie, obschon durch keine natürliche Religion, geschweige durch das Licht der Offenbarung, von dem Wesen eines höchsten Urhebers der Welt unterrichtet, dennoch durch die Kraft ihres natürlichen Bewußtseins eine so vortreffliche Moral erlangt hätten, daß diese anderen Völkern zur Nachahmung dienen könne", und er nahm keinen Anstand, der Uebereinstimmung seiner eignen Moral mit derjenigen des Confucius sich öffentlich zu rühmen**).

Wenn Wolf auf diese Weise entschiedener, als irgend Jemand vor ihm, die Unabhängigkeit der Moral von der Theologie behauptete, so bewies er gleichzeitig durch den Ernst, womit er in der Beurtheilung der menschlichen Handlungen verfuhr, und durch die Sorgfalt, womit er auf alle, auch die geringsten Verhältnisse und Vorkommnisse des menschlichen Lebens einging und an jedes derselben den sittlichen Maßstab anlegte, auf das unwiderleglichste, wie fern er von jener sittlichen Leichtfertigkeit sei, welche für die unausbleibliche Folge einer freieren philosophischen Denkweise auszugeben der Orthodoxie beliebt hatte. Er bewies dadurch, daß, wenn er die Moral unabhängig von der Theologie zu machen und auf ihre eignen Füße zu stellen bemüht sei, dies nicht deshalb geschehe, um irgendwie der Strenge und Allgemeingültigkeit ihrer Anforderungen etwas zu vergeben, vielmehr gerade deshalb, um diese Allgemeingültigkeit und Unantastbarkeit der sittlichen Gebote für immer dadurch sicherzustellen, daß er sie allen Schwankungen dogmatischer Standpunkte und allen polemischen Streitigkeiten, welche ihr Ansehen zu schwächen und ihre Reinheit zu trüben drohten, ein für alle male entzöge.

Die Vorgänger Wolf's, Leibnitz und Thomasius, hatten eine blos

*) „Vernünftige Gedanken" u. s. w., S. 21, 22.

**) In der Rede de Sinarum philosophia practica, 1721, dem ersten Angriffspunkte für seine theologischen Gegner; — vgl. Lange's oben erwähnten „Abriß" und das Gutachten der theologischen Facultät zu Jena in Ludovici's „Ausführlichem Entwurf einer Historie der Wolfischen Philosophie", 1. Thl. S. 254.

subjective Empfindung, die „Liebe zu Gott“ oder die „vernünftige Liebe“, für das oberste Gesetz menschlichen Thuns erklärt — Wolf setzte an deren Stelle das „Streben nach Vollkommenheit“ oder, wie er selbst es erläuterte, nach „Uebereinstimmung des gegenwärtigen Zustandes mit dem vorhergegangenen und dem nachfolgenden, sowie aller mit dem Wesen des Menschen“ *). Dadurch erhob er das Reich der Sittlichkeit aus der unklaren und schwankenden Sphäre des bloßen Gefühls in die scharfbegrenzte und deutlich erkennbare des Verstandes, gab dem Menschen einen sicheren Maßstab zur Einrichtung seines Lebens an die Hand und machte Selbstbeobachtung und Consequenz des Handelns zu Grundpfeilern der Moral. Zugleich aber erklärte er das wahre Streben nach Vollkommenheit für unabtrennbar von einem Zusammenwirken der Menschen untereinander zu gegenseitiger Förderung **) und sprach damit ein großes, bedeutsames Wort aus, doppelt bedeutsam in einer allen gemeinnützigen Bestrebungen so sehr abgestorbenen und dem jämmerlichsten Egoismus so ganz verfallenen Zeit, wie die damalige.

Zwar würde man irren, wenn man daraus schließen wollte, Wolf habe diesen Grundsatz der Gemeinsamkeit in dem Sinne auf die politischen und nationalen Verhältnisse angewandt, daß er diese einer eindringenden Betrachtung nach großen philosophischen oder patriotischen Maßstäben unterworfen hätte. Von jenem nationalen Drange, welcher noch einen Leibnitz beseelte, finden wir bei Wolf keine Spur, und auch sein Urtheil über die Einrichtungen im Einzelstaate erscheint weit mehr wie der Reflex gegebener Zustände, als aus höheren Anschauungen vom Wesen des Staates geschöpft. Allerdings proclamirt Wolf als oberstes Gesetz der Staatsverwaltung die „allgemeine Wohlfahrt“ (salus publica) und will, daß diesem Gesetze alles, auch der Privatvortheil des Fürsten, sich unterordne; allein die Beurtheilung dessen, was zur allgemeinen Wohlfahrt gehöre, überläßt er gänzlich dem Fürsten, dem er rücksichtlich der Sorge für das öffentliche Wohl keine andere, als eine innere, moralische Verpflichtung, und keine andere Verantwortlichkeit, als gegen sein eignes Gewissen, auferlegt ***). Auf solchen Grundlagen strebte,

*) „Vern. Ged. von der Menschen Thun“, § 3.

**) Dieser Gedanke findet sich schon in Wolf's philosophischer Erstlingsschrift, der Phil. practica, meth. math. dem.; „Vern. Ged.“ u. s. w.“ § 30 ff.

***) Jus naturae, Cap. VIII § 84, 152, 255, 256; „Grundsätze des Natur- und Völkerrechts“ (1749), § 972, 1075.

als Wolf dies schrieb, die Selbstherrlichkeit Friedrich's II. bereits dem Musterbilde eines wohlwollenden und aufgeklärten Despotismus zu; aber auf solche Grundlagen hatten auch jene Willkürregierungen sich gestützt, welche unter dem gleißenden Namen des Staatswohls (der „Staatsraison" oder ratio status) die Neigungen eigensüchtiger, verschwenderischer und ausschweifender Fürsten versteckten*).

Wolf spricht gegen den Verkauf der Staatsämter und die willkürliche Entlassung der Beamten, — auch darin der preußischen Staatspraxis folgend, — aber er vertheidigt die Leibeigenschaft, die in Preußen auch unter Friedrich II. fortbestand, und hält die Anwendung der Folter, wennschon unter Beschränkungen, in einzelnen Fällen für zulässig**).

Auch ähnelt die Wolfsche Moralphilosophie darin noch vielfach der „Hofphilosophie" seines Vorgängers Thomasius, daß die Rücksichten auf das äußere Fortkommen im Leben und die Anweisungen, wie die Protection der Vornehmen zu erlangen und zu bewahren sei, eine nach unseren heutigen Begriffen von der Würde des Menschen und des Bürgers doch etwas sehr weitgehende und für ein philosophisches System wenig passende Rolle darin spielen***).

Allein neben diesen Schwächen, welche die praktische Philosophie Wolf's mit der seiner Vorgänger theilt, besitzt sie einen Vorzug, welcher ihr eigenthümlich ist und dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann: wir meinen den Ernst und die sittliche Wärme, womit sie jene wichtigsten aller Lebensverhältnisse, die Ehe und die Familie, behandelt, welche leider für die Mehrzahl des damaligen Geschlechts

*) S. oben S. 40.

**) „Grundsätze" u. s. w., § 948 ff., 1032, 1046, 1062; Jus naturae, § 677 ff.

***) Es ist doch einigermaßen komisch, wenn in einem Werke, wie die „Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun", ganz gewöhnliche Anstandsregeln vorkommen, wie: man dürfe bei Tische sich nicht schneuzen, nicht zu große Stücke auf einmal in den Mund nehmen; man müsse, wenn man mit einem Vornehmen zusammen im Gasthofe speise, diesem immer die größten Stücke vorlegen (§ 437 ff.); man solle sich Freunde zu erwerben suchen durch Schmeicheleien, Geschenke, Nachgiebigkeit gegen deren Eigenheiten, soweit man dadurch keine „natürliche Verbindlichkeit" verletze — „zum Exempel, es kann Einer eine gepuderte Perrücke nicht leiden; wer ihm nun nicht mißfallen und seine Feindschaft vermeiden will, muß die Perrücke ungepudert lassen, wenn er zu ihm geht, ob er zwar sonst sich hierüber kein Gewissen macht". (Ebenda, § 774 ff.)

zu einem Gegenstande frostiger Gleichgültigkeit oder frivolen Spottes geworden waren. Der Muth und der Eifer, womit Wolf an die sittliche Läuterung der Ansichten über Ehe und Familie Hand anlegte, war um so verdienstlicher, als selbst im Bereiche der Philosophie sich eine leichtfertigere Behandlung dieser heiligsten Verhältnisse geltend zu machen begonnen hatte. Die übergroße Strenge, womit das herrschende kirchliche System die Ehe lediglich als ein religiöses, den Gesetzen des bürgerlichen Lebens gänzlich entrücktes Institut — beinahe im Sinne des Katholicismus — auffaßte (während es doch die rücksichtslosesten Verletzungen dieses heiligen Bandes meist ruhig geschehen ließ), schien zum Widerspruch gegen solche Einseitigkeit und zur Vertheidigung der natürlichen Freiheit gegen den Zwang eines geistlichen Zelotismus aufzufordern. Schon galt es beinahe für das Anzeichen eines Philosophen, auch in diesem Punkte freieren Ansichten zu huldigen, und für das Anzeichen eines beschränkten theologischen Eiferers, auf der vollen Strenge des christlichen Pflichtgebotes in Bezug auf die Heilighaltung der Ehe zu bestehen. Die Kenntniß fremder, besonders orientalischer Völker, welche die jüngsten Seefahrten und Entdeckungsreisen erschlossen hatten, und die Vorliebe, womit man die Sitten und Gewohnheiten dieser Völker studirte, trug dazu bei, dem Zweifel: ob nicht ein freieres Verhältniß in der Liebe dem natürlichen Zustande der Menschen mehr entspreche, neue Nahrung zu geben. So ward diese Frage damals fast in ähnlicher Weise ein beliebtes Thema der Tagesdebatte, wie neuerlich etwa die Frage der Emancipation der Frauen. Selbst Leibnitz wollte nicht schlechthin behaupten, daß die Polygamie gegen göttliches und natürliches Recht verstoße, hielt vielmehr dafür, daß, wenngleich die Monogamie der Regel nach das Bessere sei, doch auch jene unter gewissen Umständen wol geduldet werden könne, wie der Vorgang des Grafen von Gleichen und der in diesem Falle von dem Papste selbst gefällte Ausspruch bezeuge. Namentlich würden, meinte er, die christlichen Missionarien wohlthun, den Chinesen und Indiern, um sie fürs Christenthum zu gewinnen, die Beibehaltung der ihnen zur Gewohnheit gewordenen Polygamie zu gestatten*). Ein Zeitgenosse von Leibnitz, Lyser, ging so weit, geradezu für die Polygamie das Wort zu nehmen**),

*) Rommel, „Leibnitz und Landgraf Ernst", 2. Bd. S. 342.

**) Seine Schrift, Discursus de Polygamia, ward in Kopenhagen und Stockholm öffentlich verbrannt. Vgl. Rommel, a. a. O. S. 298.

und leichtfertigere Geister, wie Faßmann, folgten begierig solchen Vorgängern*). Auch Thomasius hielt das Concubinat oder die sogenannte Gewissensehe nur nach positivem, nicht nach natürlichem Rechte für unerlaubt und glaubte außerdem, den Vornehmen in diesem Punkte besondere Freiheiten einräumen zu müssen**).

Dieser bedenklichen Toleranz in Bezug auf eines der wichtigsten Lebensverhältnisse setzte Wolf die ganze unerbittliche Strenge eines ausnahmelosen Pflichtgebotes entgegen. Zugleich aber gab er diesem Gebote dadurch einen verstärkten Nachdruck, daß er es nicht aus theologischen Voraussetzungen (deren Gültigkeit eine freidenkerische Philosophie anzweifeln mochte), sondern gerade aus eben dem Naturgesetze ableitete, auf welches diese Philosophie sich berief. Zurückgehend auf den natürlichen Zweck der Ehe und des dem Menschen angebornen Fortpflanzungstriebes, erklärte er jede unordentliche Befriedigung dieses Triebes, weil jenem Zwecke widersprechend, für ein Vergehen gegen die Natur und deshalb für unsittlich, und er ließ von dieser Regel keinerlei Ausnahmen zu, weder des Standes, noch des Geschlechts. Während die allzu nachsichtige öffentliche Meinung jener Zeit sogar den Frauen einen Bruch der Ehe nicht sonderlich hoch anrechnete, wollte Wolf selbst den Männern keinerlei Vorrecht in dieser Beziehung eingeräumt wissen, machte vielmehr beiden Theilen die gleiche eheliche Treue zur unverbrüchlichen Pflicht. Ja auch den Unverheiratheten legte er unbedingte Enthaltsamkeit von ungeregelten Liebesneigungen als ein Gebot der Natur auf***), — eine bei dem damaligen Stande der Sitten und Ansichten in diesem Punkte unerhörte Strenge.

Mit dem gleichen Ernste eiferte Wolf gegen andere Laster und Thorheiten der Zeit, von denen er das Glück der Ehen, den Wohlstand der Familien und die häusliche Zufriedenheit gefährdet sah — gegen den unsinnigen Luxus, insbesondere der Frauen, und gegen jene ebenso verkehrte, als verderbliche Ansicht, welche maßloses Wohlleben für den Zweck des menschlichen Daseins erklärte und zu dessen Erreichung die

*) Faßmann, „Gespräche im Reiche der Todten", 1. Bd. S. 642. Auch jener schwedische Baron, den Spener wegen ketzerischer Aeußerungen verklagte, hatte damit begonnen, die Polygamie der Chinesen als das Naturgemäßere im Vergleich zur christlichen Monogamie herauszustreichen.

**) „Juristische Händel", 3. Bd. S. 219.

***) Jus naturae, VII § 240, 345, 348; Oeconomica, § 140—145.

nöthigen Mittel um jeden Preis schaffen zu müssen wähnte, statt den Zuschnitt des Lebens und die Ausgaben der Haushaltung nach den vorhandenen Mitteln zu bemessen. Er schilderte die wohlthätigen Folgen der Sparsamkeit und das Glück derer, welche mittelst derselben aus beschränkten Verhältnissen allmälig in behäbigere übergingen, während er zugleich mit abschreckender Wahrheit den Ruin derer ausmalte, die in den Tag hinein wirthschafteten und, unbekümmert um die Zukunft, das Ihre vergeudeten und sich leichtsinnig in Schulden stürzten *). Und endlich ließ er nicht unerwähnt, welche Störungen des häuslichen Friedens aus einem Mangel an Sorgfalt für die gemeinsamen Angelegenheiten seitens des einen oder andern der Ehegatten entsprängen, und stellte ebensowol die unglücklichen Folgen einer gegenseitigen Erkaltung, wie die segensreichen eines harmonischen Zusammenlebens beider mit lebhaften Farben dar **). Auch die Pflichten der Eltern gegen die Kinder, sowie der Kinder gegen die Eltern, desgleichen der Herrschaften gegen die Dienstboten und umgekehrt, entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht. Mit Strenge rügte er die in den höheren Klassen und selbst in dem reicheren Mittelstande beinahe allgemein verbreitete Unsitte, die Säuglinge fremder Brust zur Ernährung anzuvertrauen, und ermahnte dringlichst alle Mütter, doch ja der „Weisung der Natur" in dieser Hinsicht sich nicht freventlich zu entziehen ***).

Genug, kein Verhältniß des häuslichen Lebens blieb von ihm unberührt, und über alle verbreitete er einen Ernst sittlicher Weihe, wie solcher dem Geschlechte, zu dem er sprach, seit lange fremd gewesen war. So eingehend hatten selbst die Pietisten diese Verhältnisse nicht behandelt, so nachdrucksvoll waren kaum ihre Ermahnungen gewesen, als diese im Namen der Vernunft und der Natur an alle Menschen, ohne Unterschied des Glaubens, von einem Philosophen gerichteten Belehrungen.

Hier liegen unstreitig die tiefsten und weitreichendsten Wurzeln des wohlthätigen Einflusses, den Wolf auf die Gesittung seiner und noch mancher folgenden Generation geübt hat. Es war die Stimme des schlichten bürgerlichen Gewissens, welche Wolf — selbst ein

*) Oeconomica, § 118, 141, 155.

**) Ebenda § 109.

***) Jus naturae, VII § 480.

Abkömmling jenes niedern Bürgerthums, das im Ganzen noch am treuesten die alte deutsche Ehrbarkeit bewahrt hatte*) — mit vollem Nachdrucke erhob, unbestochen durch den schimmernden Glanz der galanten Laster, denen alles, was modisch sein wollte, huldigte, unbeirrt auch durch die falschen Vorstellungen von natürlicher Freiheit, durch welche selbst manche sonst ernste Geister sich zu einer nachsichtigeren Beurtheilung dieses frivolen Treibens verleiten ließen.

*) Wolf war der Sohn eines Breslauer Bürgers und Rothgerbers („Wolf's Lebensbeschreibung", S. 110).

Neunter Abschnitt.

Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die Moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirch's, Wernicke's u. a. — Wiedererwachen einer natürlicheren Dichtweise: Günther, Brockes, Richey, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im großen Stile: J. Chr. Gottsched. Sein Kampf mit den Schweizern.

Wachsendes Bedürfniß der gebildeten Klassen nach sittlichen und geselligen Verbesserungen.

Seit dem Wiedererwachen des geistigen Lebens in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, beinahe mehr als zwei Menschenalter lang, war das Interesse der Nation fast ausschließlich auf religiöse Kämpfe gerichtet gewesen. Jetzt hatte sich dieses Interesse einigermaßen erschöpft. Nicht blos der größere Theil der Laien, sondern selbst viele Geistliche fingen an, sich davon abzuwenden. Als praktisches Resultat der langen Streitigkeiten war eine gewisse gemäßigte Freisinnigkeit in Sachen der Religion, ein Geist der Duldsamkeit und der allgemeinen Menschenliebe ohne Ansehen des Glaubensbekenntnisses und ein erhöhter sittlicher Ernst in Behandlung aller Lebensverhältnisse wenigstens in vielen Kreisen der Gebildeten zurückgeblieben.

Dagegen machte sich das Bedürfniß, eben diesen irdischen Verhältnissen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, immer stärker geltend. Die sich mehr und mehr ausbreitenden Beobachtungswissenschaften schärften den Sinn für die Betrachtung der Natur. Der emporblühende Verkehr und der gesteigerte Wohlstand wiesen die Menschen mit unabweisbarer Gewalt auf die Angelegenheiten des täglichen Lebens hin. An die Stelle der stumpfen Gleichgültigkeit, womit lange Zeit selbst die Gebildeten theils in Folge mangelnder Kenntniß, theils wegen der Verachtung, womit ein einseitiger religiöser Spiritualismus alle diese Dinge

behandelte, an den Schönheiten der Außenwelt, wie an den Beziehungen des menschlichen Zusammenlebens vorübergegangen war, trat eine lebhafte Neigung zu der Beschäftigung mit der Natur, zu den Freuden einer zugleich freieren und inhaltsvolleren Geselligkeit, eine aufmerksamere Beobachtung des eignen Selbst, sowie der Denk- und Handlungsweise Anderer, ein reger Drang sittlicher Vervollkommnung und gemeinnützigen Wirkens. Die Ansicht gewann immer mehr Boden, daß es nicht genüge, ein guter Christ zu heißen, so lange man nicht auch ein guter Bürger und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sei, und daß es dem Christenthum keinen Abbruch thue, „wenn sich Leute fänden, die mit natürlichen und vernünftigen Gründen in Sachen, die den Umgang, die Haushaltung, Kinderzucht und gemeine Wohlfahrt betreffen, Andere gern von Thorheiten abführen und ihnen dasjenige sagen wollten, was entweder so sonderbar oder so lebhaft zu sagen die Umstände eines heiligen Amtes und Ortes nicht allemal zulassen" *).

Was Thomasius als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet hatte: „daß sie die irdischen, praktischen Zwecke des Menschen und den Nutzen der Gesellschaft fördern müsse", was nach dem Ausspruche Wolf's das höchste Ziel der Moral sein sollte: „Streben nach Vollkommenheit in Gemeinschaft mit Andern" — das erhielt jetzt Fleisch und Blut, indem es aus den Höhen der Speculation in die Praxis des Lebens herabstieg und zum Gegenstande populärer Belehrung und geselligen Gedankenaustausches gemacht wurde.

Schon Thomasius hatte in seinen „Monatsgesprächen" einen ähnlichen Weg zu betreten versucht; allein, genöthigt, wie er es war, immerfort noch gegen die Herrschsucht und Unduldsamkeit der Orthodoxie und gegen den Pedantismus des Gelehrtenthums zu kämpfen, hatte es ihm an Muße gefehlt, sich eingehend mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, der Geselligkeit, der Haushaltung, der Familie zu beschäftigen. Jetzt aber war jener Kampf abgethan, oder wenigstens nahm man es damit nicht mehr so ernst; dagegen wandte sich die öffentliche Theilnahme überwiegend den näherliegenden Fragen des praktischen Lebens zu.

Auch waren es schon nicht mehr vereinzelte Gelehrte, welche sich diesen Betrachtungen widmeten. Hier, wo es sich um Angelegenheiten handelte, die jeden unmittelbar berührten und jedem verständlich waren,

*) „Der Patriot", 1. Jahrgang, S. 30.

fühlte sich auch jeder zum Mitsprechen und Mithandeln aufgefordert, und so bildete sich eine Propaganda der Reform, welche alle besseren Elemente der Gesellschaft an sich zog und mit der unwiderstehlichen Gewalt eines großen geistigen Geheimbundes den zähen Widerstand des Alten überwand. Förmliche Vereinigungen entstanden unter Gleichgesinnten zu dem Zwecke, das Werk der sittlichen und geselligen Verbesserungen planmäßig zu betreiben, und aus diesen Vereinigungen ging, als Organ der neuen Ideen, ein ganz neuer Literaturzweig hervor, die „Moralischen Wochenschriften".

Die Moralischen Wochenschriften: ihre Entstehungsweise und ihr Charakter.

Wenigstens die ersten und bedeutendsten dieser Wochenschriften verdankten ihr Entstehen nachweislich Gesellschaften, zu denen mit Gelehrten und Schriftstellern von Ruf sich auch Andere verbanden, deren Beruf weder das philosophische Katheder, noch die moralische und ästhetische Schriftstellerei war. Die Herausgabe der „Discurse der Maler", des ersten namhaften Unternehmens dieser Art*) (Zürich, 1721), unternahm eine „Societät", welche, wie ausdrücklich bemerkt wird, „nicht blos durch die ganze Schweiz, sondern auch darüber hinaus verbreitet war" **) und an deren Spitze die späteren Häupter der schweizerischen Dichterschule, Bodmer und Breitinger, standen. Der „Patriot" (Hamburg, 1724) ging aus der „Patriotischen Gesellschaft" hervor, welche zu ihren Mitgliedern neben den Dichtern Brockes, Richey, Weichmann und den classischen Gelehrten Fabricius und Hoffmann auch Senatoren, Rechtsgelehrte, Geistliche und andre hervorragende Bürger der reichen Handelsstadt zählte***). Auch Gottsched's „Vernünftige Tadlerinnen" (Leipzig, 1725) waren ursprünglich die Frucht eines gemeinsamen Planes Mehrerer†). Andere Vereine wieder machten sich die Verbreitung solcher Schriften oder die gemeinsame Lectüre und Besprechung ihres Inhaltes zur Auf-

*) Zwar citirt Gervinus („Gesch. der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 19) nach Gottsched's Zeugniß zwei noch frühere Moralische Wochenschriften, den „Vernünftler", 1713, und die „Lustige Fama", 1718, beide zu Hamburg. Indeß scheinen dieselben wenig bekannt geworden zu sein; wenigstens habe ich sie sonst nirgends erwähnt gefunden, wie doch rücksichtlich anderer, z. B. der „Discurse" und des „Patrioten", häufig genug geschieht.

**) „Discurse", I S. 14.

***) „Der Patriot", 3. Jahrg., Vorrede.

†) Gottsched, „Anfangsgründe der Weltweisheit", Vorrede.

gabe *), und endlich fehlte es nicht an zahlreichen freiwilligen Mitarbeitern, welche bald die von den Herausgebern der Wochenschriften gegen gewisse Gebrechen der Zeit erhobenen Rügen durch Beispiele aus ihren Umgebungen bekräftigten, bald auf andere, die sie noch nicht genug beachtet glaubten, aufmerksam machten, bald wieder gute Rathschläge in verwickelten Lebenslagen, Trost und Stärkung in Herzens- oder Gewissensbedrängnissen begehrten **). Genug, die Moralischen Wochenschriften wurden einflußreiche Mittelpunkte eines vielseitigen, regen und antheilvollen Austausches von Ideen, Empfindungen, Beobachtungen und Erfahrungen unter allen denen, welche Empfänglichkeit für eine zugleich freiere und ernstere Auffassung des Lebens besaßen, und wir sagen kaum zu viel, wenn wir behaupten, daß gewissermaßen der gebildete Mittelstand selbst es war, welcher diese Journale schreiben half.

Auch ihre Verbreitung war eine sehr bedeutende. Von dem „Patriot" wurden gleich im ersten Jahre 5000 Exemplare abgesetzt und außerdem ward er anderwärts nachgedruckt ***). Selbst von ungleich schwächeren Producten derselben Gattung erschienen mehrfache Auflagen in verhältnißmäßig kurzer Frist †).

Dieser lebhaften Betheiligung der verschiedensten Berufsklassen an den Moralischen Wochenschriften und diesem unmittelbaren Hervorgehen derselben aus einem praktischen Bedürfniß des Volkes entsprach auch, wenigstens bei den besseren, die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Allgemeinverständlichkeit der Form, durch welches beides sie sich vor den bisherigen, lediglich von Gelehrten geschriebenen Journalen (selbst die Thomasischen nicht ganz ausgenommen) vortheilhaft auszeichneten. Die ganze Breite des bürgerlichen Lebens — im Haus, in der Gesellschaft, im öffentlichen Verkehr — ward von dieser moralischen Kritik durchmustert, und nichts entging ihrem prüfenden Blick und ihrer freimüthigen Rüge. Mit richtigem Instinct erkannten die Herausgeber der Wochenschriften, daß der Schwerpunkt der gesellschaftlichen und sittlichen

*) Der „Patriot" (1. Jahrg. S. 343) erwähnt ausdrücklich zwei solche Vereine: zu Merseburg und zu Christianstadt.

**) Manche dieser angeblichen „Zuschriften" mögen wol erdichtet gewesen sein, um den Wochenschriften den Reiz größerer Abwechselung und frischerer Unmittelbarkeit zu geben; doch gilt dies keinesfalls von allen.

***) „Patriot", 1. Jahrg. S. 343.

†) Z. B. von den „Vernünftigen Tadlerinnen" drei.

Reform, die sie erstrebten, in einer Veredelung des Familienlebens und einer besseren Erziehung des nachwachsenden Geschlechtes liege. Aus diesem Grunde wendeten sie sich namentlich auch an die Frauen und suchten diesen ein lebendigeres Bewußtsein ihrer Pflichten, richtigere Begriffe von dem Zweck und der Bedeutung des Lebens beizubringen. Bald mit Ernst, bald mit Spott brandmarkten sie die thörichte Verschwendungssucht und Eitelkeit, durch welche so viele Familien sich ruinirten, die Vernachlässigung der ersten und heiligsten Mutterpflichten, wie sie leider auch unter den Frauen des Bürgerstandes immer mehr eingerissen war, die körperliche Verzärtelung und geistige Verwahrlosung der Kinder, die Koketterie der jungen Mädchen und das läppische Dandythum der jungen Männer, die steife Affectation des geselligen Tons, die Leerheit der hergebrachten Conversationen und die Entstellung der Muttersprache durch Einmischung von Fremdwörtern und von Provinzialismen *).

Ihre Bedeutung als Organe des Bürgerthums.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die ersten Moralischen Wochenschriften im Schooße zweier der größten und blühendsten Gemeinwesen erschienen, in der Freien Reichsstadt Hamburg und in dem republikanischen Zürich. Denn offenbar war es der Geist des echten Bürgerthums und der damit verwachsenen altvaterländischen Sitte, welcher in dieser neuen literarischen Bewegung sich gegen die aufgedrungene Herrschaft der vornehmen Klassen und des von ihnen

*) Hier nur eine kleine Blumenlese von Stellen Moralischer Wochenschriften, welche solche und ähnliche Themata behandeln. Ueber die Erziehung handeln: „Der Patriot", 1. Bd. S. 12, 20, 30, 33, 70, 93, 176, 215; 2. Bd. S. 227 ff.; 3. Bd. S. 24, 38 u. s. w. „Discurse", 1. Bd. S. 56 ff. „Bern. Tabl.", 1. Bd. S. 49, 255, 343, 391; 2. Bd. S. 63, 394, 455. „Die Matrone", S. 32. „Der Einsiedler", S. 35 u. s. f. Speciell über das Ammenwesen: „Der Patriot", 1. Bd. S. 32, 53, 176, 424. „Discurse", 2. Bd. S. 179. „Bern. Tabl.", 2. Bd. S. 451. „Die Matrone", S. 20. Ueber Frauenbildung: „Der Patriot", 1. Bd. S. 21, 77, 267 u. s. w. „Bern. Tabl.", 1. Bd. S. 45, 133, 194, 199 u. s. w. Ueber das steife Ceremoniell und die geistlosen Gespräche in den gewöhnlichen Gesellschaften: „Der Patriot", 1. Bd. S. 44 ff., 65, 73, 150, 193, 314 u. s. w. Ueber das Spiel: „Discurse", 1. Bd. S. 60 ff. „Bern. Tabl.", 1. Bd. S. 113 (an beiden Stellen ist dieselbe Geschichte von Locke aus Leclerc's Bibliothèque übersetzt — ein Beweis neben vielen andern von dem Mangel an Originalität der meisten dieser Wochenschriften). Ueber Luxus und Verschwendung: „Der Patriot", 1. Bd. S. 11, 153, 466 u. s. w.

gehegten ausländischen Wesens erhob. Aus dem gleichen Grunde mag es gekommen sein, daß auch von den späteren Unternehmungen ähnlicher Art die meisten und namhaftesten theils an größeren Handelsplätzen, theils in solchen Gegenden hervortraten, wo das echt deutsche Wesen und die hergebrachte Familiensitte sich noch verhältnißmäßig am kräftigsten erhalten hatte, in den Ländern des sächsischen und friesischen Stammes*).

Seit einem Jahrhundert hatte der deutsche Bürgerstand so sehr verlernt, sich mit seinen nächsten Verhältnissen zu beschäftigen, daß ihm das Bewußtsein seiner Bedeutung, ja beinahe seiner Existenz völlig abhanden gekommen schien. Immer nur den Blick auf die höheren Geburtsstände oder auf die Gelehrten gerichtet, hatte er sich gewöhnt, sich selbst für nichts zu achten. Die Städtechroniken, in denen Jahrhunderte lang Freud und Leid der bürgerlichen Gemeinwesen mit einer Sorglichkeit verzeichnet worden war, welche bezeugte, wie großen Werth man auf diese Gemeininteressen legte und wie wohl man sich darin fühlte, verstummen zum Theil schon während des dreißigjährigen Krieges, zum Theil bald nachher, spätestens am Wendepunkte zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert, und die noch nothdürftig fortgesetzten verlieren um diese Zeit ihren früheren Charakter behaglicher Breite und Ausführlichkeit, werden wortkarg, trocken, sprechen häufiger von den allgemeinen Weltbegebenheiten, den Verhandlungen der Cabinette und den Neuigkeiten der Höfe, als von den Vorkommnissen und Angelegenheiten des

---

*) In der sehr reichhaltigen Sammlung Moralischer Wochenschriften auf der königl. sächs. Bibliothek zu Dresden finden sich: aus Hamburg: „Die Matrone" (1728), „Der vernünftige Liebhaber" (1744), „Unterhaltungen" (1766); aus Zürich: „Der Brachmann" (1740); aus Basel: „Der helvet. Patriot" (1755); aus Leipzig, nächst den „Vern. Tadlerinnen", „Der Biedermann" (1727), ebenfalls von Gottsched, später „Der Eremit" (1769) und „Der redende Stumme" (1771); aus Magdeburg und Leipzig: „Der Greis" (1763); aus Frankfurt a. M. und Leipzig: „Moral. Gedanken der Stillen im Lande" (1743); aus Königsberg: „Der Pilgrim" (1743), „Der Jüngling" (1775) und „Das preußische Tempe" (1781); aus Göttingen: „Der Sammler" (1736) und „Heilsame Vorträge" (1776); aus Celle: „Die Zellischen vernünftigen Tadlerinnen" (1742); aus Hannover: „Gemählde von den Sitten unserer Zeit" (1747) und „Die deutschen Zuschauerinnen" (1749) (letztere unter Mitwirkung J. Möser's); aus Holstein: „Der Hypochondrist" (1767), „Die Dithmarsische Wochenschrift zum Nutzen und Vergnügen" (1775), „Der nordische Aufseher" (1757) u. s. w.

bürgerlichen Lebens. Kaum daß die Familienchroniken in bürgerlichen Häusern von altem Schrot und Korn sich noch erhalten *). Die Denkwürdigkeiten und Reisebeschreibungen aus der letzten Hälfte des 17. und dem ersten Dritttheil des 18. Jahrhunderts, auch die von Nichtadeligen verfaßten, beschäftigen sich weit mehr mit dem Leben und Treiben der großen Welt, als mit den stillen Räumen des Hauses oder den Verhältnissen des Gemeinwesens **), und das Gleiche ist der Fall bei den gedruckten Zeitungen, welche allmälig immer mehr an die Stelle der geschriebenen Tagesberichte traten ***).

In den Moralischen Wochenschriften aber hörte und sprach zum ersten male wieder das Bürgerthum von sich selbst. Zum ersten male waren es wieder seine eignen Interessen und Erlebnisse, seine Sitten und Gewohnheiten, sein häusliches und geselliges Leben, worauf es hier seine Aufmerksamkeit gelenkt sah. Zum ersten male maß es wieder mit dem Maßstabe der althergebrachten deutschen Gesittung nicht blos seine eigenen Thaten, sondern auch die der höheren Stände, und faßte sich ein Herz, diese letztern ebenso freimüthig zu kritisiren, wie sich selbst, statt in Demuth vor ihnen zu kriechen oder in äffischer Nachahmungssucht

---

*) J. Möser's Vater führte noch eine solche Chronik in seiner Hausbibel und verzeichnete darin die Geburt dieses Sohnes, 14. Dec. 1720. („Möser's Leben" von Nicolai, vor des Erstern „Verm. Schriften", S. 9.) Auch Kant's Vater besaß eine Hauschronik; die Mutter schrieb die Geburt des Sohnes, Kant selbst später den Tod seines Vaters in dieselbe ein („Kant's Werke", von Rosenkranz, 11. Bd. S. 16).

**) Dies gilt z. B. von Keyßler's „Reisen durch Deutschland" (1730), einer der wenigen unmittelbaren Quellen dieser Art, die wir aus der damaligen Zeit besitzen. Auch die 1854 erschienene Selbstbiographie des Chronisten Lucä (aus dem Ende des 17. Jahrhunderts) ist fast nur eine trockene Mittheilung äußerlicher Begebenheiten, keineswegs ein ähnliches Bild der damaligen Sitten und Gesellschaftszustände der Mittelklassen, wie ein solches von dem Leben der höheren die zahlreichen Memoiren, z. B. der Herzogin von Orleans, der Markgräfin v. Baireuth, des Herrn von Pöllnitz, Casanova's, die Briefe der Lady Montague und des Freih. v. Bielefeld u. a. dgl. enthalten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden wir der gerade entgegengesetzten Erscheinung begegnen; die Memoiren, Selbstbiographien, Briefwechsel, Tagebücher u. s. w. von Personen des Mittelstandes sind da in fast ungemessener Zahl und Ausführlichkeit vorhanden; dagegen werden die Schilderungen des Hoflebens immer seltener.

***) Z. B. das Theatrum Europaeum, das „Eröffnete Kabinet großer Herren", die verschiedenen „Postzeitungen" u. s. w.

ihre Laster und Thorheiten zu copiren. Zum ersten male wagte es, nach den Eingebungen der eignen Vernunft, nicht nach den Decreten einer fremden Autorität zu denken und zu handeln, den Gesetzen der Natur mehr, als denen eines steifen und geschmacklosen Herkommens zu gehorchen, statt des häßlichen Kauderwelsch, welches eine verkehrte Mode eingeführt hatte, den reinen und unvermischten Lauten der Muttersprache wieder das ihnen gebührende Recht im geselligen Verkehr wie in der Literatur zu verschaffen.

Vergleichung der deutschen Moralischen Wochenschriften mit den englischen.

Wie erfreulich aber auch eine solche Wiederermannung des deutschen Bürgerthums war und wie natürlich sie nach den vorausgegangenen Bestrebungen eines Spener, Thomasius, Wolf erscheint, so können wir doch nicht umhin, mit patriotischer Beschämung zu bekennen, daß auch dieser Fortschritt keineswegs ganz und rein einem innern Triebe des deutschen Geistes, daß er mindestens zum großen Theil einem fremden Anstoße zu verdanken war. Die unumwundenen Bekenntnisse der Herausgeber des „Patrioten" und der „Discurse" *) lassen keinen Zweifel daran übrig, daß erst der Vorgang der englischen Unternehmungen gleicher Gattung sie zu ihrem Vorhaben anfeuerte und ermuthigte, und zahlreiche Stellen in den genannten wie in andern Schriften ähnlicher Art bezeugen die weitgehende Abhängigkeit dieses ganzen Literaturzweiges von den ausländischen Originalen **). Auch halten die deutschen Wochenschriften

*) „Der Patriot", 1. Jahrg. S. 341; „Discurse", Widmung „an den erleuchteten „Zuschauer" der englischen Nation". Von Mylius, der einen „Freigeist" herausgab, erzählt Lessing („Werke", Ausg. von Lachmann, 4. Bd. S. 450), er wisse es aus dessen Munde, daß derselbe niemals angefangen, selbst daran zu arbeiten, ohne zuvor einige Stücke aus dem englischen „Zuschauer" (Spectator) gelesen zu haben. Ebendort spricht sich Lessing über die große Verschiedenheit der deutschen von den englischen Moralischen Wochenschriften aus.

**) Es sei hier nur auf folgende aufmerksam gemacht. Gleich der Eingang des „Patriot", das angenommene Incognito, das Reisen in fremde Welttheile, weiterhin sodann die Mittheilung von Statuten fingirter Gesellschaften, sind dem Spectator (1. Bd. p. 1—7 und 41 ff.) nachgebildet. In den „Discursen" ist das 21. Stück des 3. Bandes fast wörtlich aus dem 1. Stück des Spectator genommen; ebenso die Dialoge der Philosophen. Wieder ein anderes mal, im „Einsiedler", ist den Lettres persannes von Montesquieu der Kunstgriff abgeborgt, einen Wilden die Gebrechen der Civilisation rügen zu lassen. Wie sogar zwei Wochenschriften fast gleichlautend eine witzige Bemerkung Locke's über das Kartenspiel benutzt haben, ward schon oben bemerkt.

weder in Bezug auf innern Gehalt, noch auf Correctheit der Sprache und Eleganz des Stils eine Vergleichung mit den englischen aus. Zwischen dem Spectator und dem „Patrioten“, der gehaltvollsten und am besten geschriebenen von allen deutschen Wochenschriften, die wir kennen*), ist eine ebenso große Kluft, wie zwischen dem bürgerlichen und öffentlichen Leben Englands in jener Zeit und dem unseres Vaterlandes**).

Auch in England bezeichnete das Auftreten des Tattler, des Spectator, des Guardian und ähnlicher periodischer Schriften einen Rückschlag des bürgerlichen und heimischen Geistes gegen die mit den Stuarts von Frankreich herübergekommene Sittenverderbniß und gegen den Uebermuth einer leichtfertigen und anmaßenden Camarilla. Auch dort galt es, die Grundsätze einer einfachen, herzlichen Frömmigkeit und einer unbestechlichen, lautern Sittenstrenge ohne die verwirrenden Spitzfindigkeiten dogmatischer Bekenntnisse ins praktische Leben zu übertragen und zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Auch dort bedurfte das Familienleben und die gemüthliche altenglische Geselligkeit einer Wiederauffrischung, das bürgerliche Selbstbewußtsein und der patriotische Gemeingeist einer Kräftigung, der ästhetische Geschmack der Nation einer Zurückführung zu größerer Wärme und Natürlichkeit. Aber die Aufgabe war dort eine viel leichtere und dankbarere, als in Deutschland. Die Wege zum Ziele waren ungleich geebneter und die Schwierigkeiten weniger groß. Mit der Vertreibung der Stuarts, deren Hof der Begünstiger französischen Geschmacks und französischer Leichtfertigkeit gewesen war, hatte alsbald eine starke Reaction gegen das eingedrungene Fremde, nicht blos vom sittlichen, sondern auch vom

*) Ich habe, außer den mehrgenannten drei Wochenschriften, „Der Patriot“, die „Discurse“ und „Die vern. Tadlerinnen“, noch folgende verglichen: „Die Matrone“, „Der Einsiedler“, „Die Braut, wöchentlich an das Licht gestellt“, „Der Jüngling“, „Der Mensch“, „Der Gesellige“, „Heilsame Vorträge.“

**) Ich schließe mich in Bezug auf die Bedeutung und Wirksamkeit der Moralischen Wochenschriften in England den Ansichten von Hettner („Gesch. der engl. Literatur“, S. 260 ff.), Arnd, „Französ. Nat.-Lit.“, 2. Bd. S. 85), Prutz, „Lit.-hist. Taschenbuch f. 1848“, S. 374) u. a. an, mit denen auch bewährte englische Kritiker, wie Johnson, Drake, Macaulay, übereinstimmen. Mit Schlosser's wegwerfendem Urtheil über diesen ganzen Zweig der englischen Literatur („Gesch. des 18. Jahrh.“, 2. Bd. S. 471) kann ich mich nicht befreunden.

politischen Standpunkte aus, begonnen. Das englische Familienleben, wenn auch eine Zeit lang etwas in den Schatten gestellt durch das Vorherrschen der auf äußeren geselligen Flimmer gerichteten französischen Sitte, war doch niemals so tief und so allgemein von dieser Ansteckung ergriffen worden, wie das deutsche, und bedurfte daher nur eines leisen Anstoßes, um wieder in alter Tüchtigkeit und Frische hervorzutreten. Die schöne Literatur hatte zwar den Einfluß französischer Unnatur, höfischer Charakterlosigkeit und sinnlicher Verweichlichung in hohem Grade, ja bis zum Excesse, erfahren *), aber gerade dieser Exceß bereitete eine um so schnellere Umkehr vor, und, während ein wesentlicher Theil dieser Verirrungen der Literatur zugleich mit den politischen Erscheinungen, welche ihn hervorgebracht hatten, wieder verschwand **), trat der heitere Ernst und der klare Tiefsinn des altenglischen Geistes, welchen einzelne bessere Schriftsteller selbst inmitten jenes Taumels allgemeiner Zügellosigkeit nicht verleugnet hatten, aufs Neue in seine Rechte ein. Auf dem religiösen Gebiete war bereits durch die Schriften der Freidenker eine Auseinandersetzung zwischen dem Glauben und der Vernunft zu Stande gebracht, welche den vollen und ungeschmälerten Gebrauch dieser letztern in allen Fragen des Lebens und der Wissenschaft gestattete, ohne daß die Frömmigkeit dabei Gefahr lief. Endlich aber ging in England diese ganze Bewegung, wenn auch ihren nächsten Zielen nach blos literarisch und moralisch, doch auf der breiten Basis eines großartigen und kräftig entwickelten öffentlichen Lebens vor sich und zog aus diesem Boden mannigfach befruchtende Keime. Der politische Parteikampf war eine gute Schule der Charakterbildung für das Individuum. Der Gemeingeist und die Unterordnung unter ein größeres Ganzes, welche in den öffentlichen Beziehungen verlangt wurden, wirkten auch auf die geselligen Verhältnisse und die sittlichen Anschauungen günstig zurück. Das ganze Leben der Nation erhielt dadurch einen bestimmteren Abschluß, eine größere Klarheit und Sicherheit in sich selbst.

Den Rückhalt, welchen die englischen Moralisten an diesem scharf ausgeprägten und kräftigen Nationalgeiste hatten, mußten nun aber die

*) Macaulay, „Gesch. Englands", 3. Kapitel.

**) Siehe ebenda die vortreffliche Ausführung Macaulay's über den Zusammenhang des leichtfertigen Zuges der englischen Literatur nach der Restauration mit der politischen Reaction gegen das Puritanerthum.

deutschen zu ihrem großen Nachtheil gänzlich entbehren. Hier wehte nicht jener frische Odemzug politischer Freiheit, der seinen reinigenden und belebenden Hauch auch in die Räume des Hauses und in die Kreise der Gesellschaft weit hinein entsendet. Hier gab es keine jener großen vaterländischen und nationalen Strebeziele, welche den Einzelnen in natürlicher Stufenfolge von dem engeren bürgerlichen zu dem allumfassenden weltbürgerlichen Standpunkte hinüberleiten, sondern zwischen diesen beiden Polen blieb eine weite, unausgefüllte Lücke, die in den edleren Gemüthern nur zu leicht die unklare Stimmung einer krankhaften Sentimentalität hervorrief. Hier fehlte dem ganzen Denken und Thun der Menschen jener natürliche Schwung und jener sichere Halt, welchen nur die thätige Theilnahme an großen Gemeininteressen erzeugt, und die künstliche Hinlenkung auf theoretische Ideale konnte nur höchst nothdürftig diesen Mangel ersetzen.

Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die englischen Wochenschriften die deutschen an Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung aller Verhältnisse übertreffen, wenn ihre Schilderungen von Personen und von Zuständen in eben dem Maße durch den Reiz individueller Wahrheit uns anziehen, wie die ihrer meisten deutschen Nachahmer uns durch eine matte und verschwommene oder vage und schematisirende Haltung langweilen, wenn statt des lebenskräftigen Humors, der sich dort über Alles behaglich ausbreitet, hier nur zu häufig eine krankhaft sentimentale oder erkünstelt pathetische Stimmung vorherrscht, und ein breites, schwerfälliges Moralisiren die Stelle jener leichten, heitern und doch so eindrucksvollen Lebensphilosophie ersetzen muß, mit welcher ein Addison seine Landsleute zur Tugend anleitet und von Thorheiten abmahnt. Noch heute gelten jene englischen Wochenschriften mit Recht als Musterstücke ihrer Gattung, während es bei den meisten der deutschen eine wirkliche Arbeit ist, sie durchzulesen. Dazu kommt, daß in England dieser ganze Literaturzweig sich in einigen wenigen, aber vorzüglichen Erzeugnissen erschöpfte und, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, von der Bühne abtrat, um andern Richtungen Platz zu machen, wogegen in Deutschland die Masse der Moralischen Wochenschriften über ein halbes Jahrhundert lang bandwurmartig in zahllosen Wiederholungen derselben schwächlichen Mittelmäßigkeit sich fortschleppt, indem fast jede folgende immer trivialer, einförmiger und langweiliger wird, als die vorhergehenden *).

*) Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung“, 4. Bd. S. 19) zählt nach

Wiedererwachen der nationalen Dichtung.

Inzwischen hatte der neue Geist, der in den Mittelklassen erwacht war, seinen Drang nach Bethätigung keineswegs in den Erzeugnissen jener moralisirenden Unterhaltungsliteratur erschöpft, sondern gleichzeitig auf einem anderen Gebiete sich weitere und freiere Bahn erschlossen. Die deutsche Dichtkunst, welche mit dem Verfall des Bürgerstandes ihre innere Triebkraft und ihre wahre Ursprünglichkeit eingebüßt hatte, begann jetzt, unter dem Einflusse einer neuen Culturströmung, neue Blüthen zu treiben und, wennauch vorerst nur aus bescheidenen Anfängen, einem höheren Ziele zuzustreben.

Rückblick auf die Geschichte der deutschen Poesie. Die bürgerliche Dichtung des 16. Jahrhunderts.

Die deutsche Dichtkunst hatte, nachdem sie von ihrem Höhepunkte im 13. Jahrhundert heruntergestiegen war, noch einmal im sechszehnten einen frischern Anlauf genommen. Wie dort Männer des Adels, so hatten hier einfache Bürger sich ihrem Dienste gewidmet. Die Sphäre dieser Dichtkunst war freilich eine beschränkte; es war meist die kleine Welt der bürgerlichen Betriebsamkeit und des Familienlebens; aber in diesem Gebiete erging sie sich mit dem ganzen Behagen einer unmittelbar aus der vollen Gegenwart schöpfenden Naivetät. Es war der Geist des noch unverdorbenen, lebenskräftigen und selbstbewußten Bürgerthums, der sich in diesen Dichtungen spiegelte. Daher durfte ein Hans Sachs ungescheut über die kleinen Schattenseiten des häuslichen Lebens spotten, denn das deutsche Bürgerhaus stand noch auf festem Grunde, und diese Zuversicht würzte die poetische Lust am ungefährlichen Spotte; daher mochte ein Johann Fischart mit unverwüstlichem Humor alle Thorheiten seiner Zeit geißeln, denn die Zeit war in ihrem innersten Kerne noch gesund und daher aufgelegt zum Lachen über sich selbst.

Absterben derselben. — Ihre letzten Spuren im 17. Jahrhundert, und Unterschied dieser Dichtungen von denen des 16. Jahrhunderts.

Aber dieser glückliche Zustand war nur von kurzer Dauer. Das Bürgerthum büßte seinen inneren Halt und sein stolzes Selbstgefühl ein unter dem wachsenden Einflusse der Fürstenmacht und der rasch fortschreitenden inneren Auflösung des Reichs. Die Gelehrten trennten sich wieder

---

Gottsched's Zeugniß (in dessen „Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit") nur allein bis zum Jahre 1761 nicht weniger als 182 Wochenschriften, worunter freilich wol manche, die mehr zu den ästhetisch-kritischen, als zu den eigentlich moralischen (in welchen letztern die ästhetisch-literarische Kritik bloße Nebensache ist) zu rechnen sein möchte. Dagegen reicht diese Literatur auch noch viel weiter, nämlich bis an und in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts herab.

mehr und mehr vom Volke. Die vornehmen Klassen nahmen die Sitten und den Geschmack des Auslandes an*).

Der dreißigjährige Krieg, der diese unglückselige Wandlung der deutschen Zustände vollendete, schien noch einmal, gerade durch die Größe des hereinbrechenden Uebels, den Nationalgeist zum Widerstande dagegen aufzustacheln, und der letzte Aufschrei dieses Geistes fand auch in der Poesie einen lebhaften Widerhall. Der Kampf, den die Komödien des Andreas Gryphius**), die satirischen „Gesichte" des Moscherosch, die Abenteuer des Simplicissimus, die Gedichte Logau's, Rachel's, Lauremberg's u. a., nicht weniger auch die prosaischen Sittenschilderungen und die Strafpredigten eines Schuppius und Abraham a St. Clara gegen die hereinbrechende Verderbniß des häuslichen und Familienlebens, gegen den unseligen Hang der herrschenden Klassen zu ausländischem Wesen, gegen die Gewissenlosigkeit einer höfischen Beamtenschaft und Diplomatie und gegen die Verunreinigung der Muttersprache durch ein Kauderwelsch fremder Idiome mit allem Aufgebote sittlicher und patriotischer Entrüstung führen, entwickelt bisweilen eine Stärke des Gefühls und eine Fülle des Humors, welche uns doppelt schmerzlich die ganze Größe des Verlustes empfinden läßt, den Deutschland durch die Verkümmerung und endliche Vernichtung eines so kräftigen und zähen Volksgeistes erlitt. Was jedoch diesen Dichtungen des 17. Jahrhunderts im Vergleich zu denen des sechszehnten schon abgeht, das ist die unbefangene Naivetät und das wohlthuende Behagen eines sichern Rückhaltes an den allgemeinen Zuständen und den Gefühlen der Nation. Man merkt es ihnen an, daß der Geist, dessen Ausfluß sie sind, schon nicht mehr im ruhigen Besitze der Herrschaft über das lebende Geschlecht, sondern bereits im Fliehen begriffen ist und nur mit letzter, verzweifelter Anstrengung sich gegen das Eindringen eines neuen, fremden Geistes wehrt.

Die geistliche Dichtung.

Die einzige Dichtungsart dieser Zeit, in welcher sich noch die ganze Wärme und Zuversicht einer aus innerstem Herzen kommenden Begeisterung ausspricht, ist das geistliche Lied — zugleich die einzige, worin sich noch, als in einem gemeinsamen Elemente des Empfindens, Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt begegnen. Mit

---

*) S. oben Seite 17 ff.

**) Insbesondere der „Horribilicribrifax" und die „Geliebte Dornrose".

den eigentlich geistlichen Liederdichtern, unter denen noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein Paul Gerhard als würdiger Nachfolger Luther's auf diesem Gebiete glänzt, wetteifern auch die weltlichen in der beredten Ausmalung der Eitelkeit dieser Welt und der sehnsuchtsvollen Hinweisung auf ein besseres Jenseits, und selbst Frauen vom höchsten Range zeigen sich beeifert, in frommen Gesängen den irdischen Lockungen ihres Geschlechts und ihres Ranges abzusagen *).

Indessen war die geistliche Dichtung so wenig, wie jene satirische, im Stande, den Mangel einer volksthümlichen Poesie, der sich im Uebrigen fühlbar machte, zu ersetzen. Denn auch sie hatte es nicht mit einer poetischen Abspiegelung oder Verklärung des Lebens und seiner Erscheinungen, sondern mit einer Flucht über die Schranken alles Irdischen hinaus zu thun, und jenes sinnlich-geistige Behagen an der umgebenden Wirklichkeit, an der Natur, an den Freuden der Geselligkeit, an den zarteren Empfindungen des Herzens, an Haus und Vaterland, kurz Alles, was ein so wesentliches und unentbehrliches Element einer lebensvollen und volksthümlichen Poesie ist, mußte ihr nothwendig fremd bleiben.

Mangel poetischer Motive aus dem Leben und dessen Folgen für die volksthümliche Dichtung.

Dieser Mangel eigentlich poetischer Motive aus dem Leben selbst, und namentlich aus dem bürgerlichen und dem Volksleben, macht sich in allen Erscheinungen der damaligen Dichtung fühlbar. Die Lyrik selbst scheint nur halb verzagt an Stoffe des irdischen Daseins heranzutreten und immer so bald als möglich zu den elegischen Klängen frommer Weltverachtung zurückzukehren. Die „geistlichen Lieder“, die „Trost-, Sterbe- und Begräbnißgedichte“ nehmen einen breiten Raum in allen Gedichtsammlungen jener Zeit ein, und auch die ihrem Gegenstande nach rein weltlichen Dichtungen wenden sich doch mit entschieden größerer Vorliebe den ernsten, selbst düstern Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles

*) Hagenbach, „Der evangel. Protestantismus“, 1. Thl. S. 518, 2. Thl. S. 158; „Geistliche Lieder evangel. Frauen des 16., 17. u. 18. Jahrh.“, herausgegeben von Stromberger. Es finden sich darin 73 geistliche Lieder von 25 verschiedenen Dichterinnen, zum Theil aus den höchsten Ständen, z. B. einer Kurfürstin von Brandenburg, einer Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, einer Gräfin von Stolberg u. a. Die Lieder aus dem 16. und 17. Jahrh. tragen das Gepräge schlichter Innigkeit; die des achtzehnten verrathen zum Theil schon die damals üblich gewordene Manier herrnhuterisch spielender Andächtelei.

Irdischen, als den heitern Tönen der Freude und einer frischen Lebens- und Thatenlust zu*). Lieder dieser letztern Art, wie Simon Dach's „Aennchen von Tharau"**), Paul Flemming's „Lied vom Kusse" und „Sei dennoch unverzagt!" nebst wenigen andern stehen als vereinzelte Ausnahmen von der allgemeinen Regel da. Roman und Drama suchen die entlegensten Zeiten und die fremdartigsten Oertlichkeiten auf und ergehen sich lieber in Schilderungen höfischen Ceremoniells und hoher politischer Dinge, als, wie die Dichtkunst des 16. Jahrhunderts, in der Darstellung von Begebenheiten aus den nächsten Kreisen des Hauses, der Genossenschaft oder des bürgerlichen Gemeinwesens. Von der „Asiatischen Banise" an bis zu den Talandrischen Romanen, einer Lieblingslectüre der Mittelklassen in dem ersten Dritttheil des vorigen Jahrhunderts***), von Happel's „Insulanischem Mandorell" bis zu der vielberühmten „Insel Felsenburg" und ihren zahlreichen Nachahmungen und Fortsetzungen, von dem „Leo Armenius" des A. Gryphius†) bis herab zu den „Haupt- und Staatsactionen" der Volksbühne, bei denen ebenfalls die „Tamerlane" und „Bajazets" eine wichtige Rolle

*) Vergl. die Gedichtsammlungen von Opitz, Flemming, Dach, Robertbin, A. Gryphius u. a.

**) Dieses Lied war ursprünglich im Dialekt geschrieben.

***) Z. B. „Die amazonische Smyrna, worinnen unter Einführung trojanischer, griechischer, amazonischer und asiatischer Geschichten die Begebenheiten jetziger Zeit, deren Veränderungen und Kriegsläufte auf eine sehr curieuse Weise in den annehmlichen Staats- und Liebesroman verwickelt vorgestellt werden", von Imperialis, Frankfurt und Leipzig, 1705. Von den angeblichen Anspielungen auf die Gegenwart ist wenig zu bemerken, denn die höchst steifen Erzählungen von Schlachten, sowie die in der uncultivirtesten Sprache geführten Liebesgespräche zwischen Prinzen und Prinzessinnen haben einen durchaus vagen, jeder localen und individuellen Wahrheit entbehrenden Charakter. Aehnlich verhält es sich mit anderen Romanen der gleichen Gattung, z. B. „Der lustige Student", worin auch ein Prinz die Hauptrolle spielt, „Die albanische Suleima in einer wohlanständigen und reinen Liebesgeschichte" (1713), „König Salomo", „Prinzessin von Armenien" u. s. w. u. s. w.

†) A. Gryphius selbst deutet diesen Zusammenhang der damaligen Poesie mit der Trostlosigkeit der gegebenen Zustände, insbesondere der nationalen, in seiner Vorrede zu dem oben genannten Trauerspiel mit den folgenden Worten an: „Nachdem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seine eigne Aschen verscharrt und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich beflissen, die Vergänglichkeit menschlicher Sachen in gegenwärtigen und etlichen folgenden Trauerspielen vorzustellen".

spielen*), trug alles diesen Charakter des Hinausstrebens in eine unbestimmte Weite, des unbefriedigten Sichabwendens von der trostlosen Wirklichkeit oder aber der vornehmen Verachtung des Volkslebens und seiner Erscheinungen. Sogar in der Komödie glaubte man nur mit „Kaisern und Potentaten" Glück machen zu können**).

So verschwand aus der deutschen Poesie allmälig das volksthümliche und natürliche Element. Es fehlte an Stoffen aus dem wirklichen Leben, weil dieses nach allen Seiten hin zerrüttet und verkümmert war, und es fehlte nicht minder der ernste Trieb und die innere Freudigkeit dichterischen Schaffens. Die höheren Klassen zogen sich vollends ganz von der vaterländischen Dichtung zurück: der Adel und das vornehme Bürgerthum wollten nur noch französische Schriften lesen, französische Dramen oder italienische Opern sehen; die Gelehrten schmiedeten mühsam lateinische Verse***), und was noch von wirklich einheimischer Dichtung vorhanden war, wie die Volksschauspiele, verfiel, da die Gebildeten sich davon lossagten, in Rohheit und Geschmacklosigkeit†).

Anfänge einer gelehrten Dichtkunst und deren Charakter.

Inzwischen war eine neue Art von Dichtkunst neben der früheren, volksthümlichen, entstanden und hatte sich bald vornehm herabsehend über diese erhoben. Die Urheber und Anhänger derselben waren Gelehrte, und sie trieben das Dichten wie eine Sache der Gelehrsamkeit, wie eine Kunst, welche gelehrt und gelernt werden könne. Nachahmer der Alten, zum Theil auch blos Nachahmer der Nachahmer dieser, der Franzosen, Italiener, Holländer, dichteten sie nicht sowol nach natürlichem Gefühl, als nach gewissen äußeren, von fremden Mustern abgezogenen Regeln, mehr aus Ehrgeiz der Nacheiferung, als aus wahrem inneren Triebe, mehr, um die erlernten Formen auf einen beliebigen Stoff anzuwenden, als, um eine sich darbietende Fülle gegebenen Stoffes, selbsteigner Erlebnisse, Empfindungen und Beobachtungen in dichterische Form zu fassen. Sie wandten ihre ganze Kunst dazu an, durch zierliche oder erhabene Bilder, durch scharfsinnige

*) Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", 1. Bd. S. 346.

**) Opitz, „Buch von der deutschen Poeterei" (vor dessen „Deutschen Gedichten"), S. 16.

***) Darunter ist manches in seiner Art ganz gelungen, z. B. die lateinischen Gedichte der beiden Lotichius; allein das Dichten in einer fremden, todten Sprache war immerhin Unnatur.

†) Devrient a. a. O.

Gleichnisse, durch wohlgewählte Beiwörter, endlich durch die Regelmäßigkeit der Verse, den Wohlklang der Reime und die Reinheit der Sprache die Phantasie zu ergötzen, den Verstand zu schärfen und dem Ohre zu schmeicheln; aber sie thaten wenig oder nichts für die Erwärmung des Herzens und die Befriedigung des wahren Dranges dichterischer Empfindung. Sie waren mehr beredt, als gefühlvoll, reicher an Worten, als an Gedanken, geschickter, fremde Ideen und Anschauungen sich anzueignen und in die Töne der Muttersprache zu übertragen, als selbstschöpferisch solche hervorzubringen, mehr Vers- und Reimkünstler, als eigentliche Dichter. Es ist wahr, neben dem stolz einherschreitenden Alexandriner dieser neuen Schule nehmen sich die ungefügen und schlottrigen Verse eines Hans Sachs oder Jacob Ayrer ziemlich tölpelhaft aus; aber in diesen plumpen Versen verbirgt sich mehr Naturwahrheit und frisch pulsirendes Leben, als in der steifen Regelrechtigkeit jenes den Franzosen abgelernten Versmaßes. Die gelehrte Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts gleicht einem Salon, wo Jedermann bemüht ist, immer in den feinsten Wendungen zu sprechen, wo Witz und Scharfsinn sich anstrengen, etwas Neues, Pikantes, Ueberraschendes zu sagen, wo das Ohr durch keine Unschönheiten des Dialektes und keine Nachlässigkeiten des Redebaues beleidigt wird, wo aber auch Alles nur nach künstlichen Regeln und Vorschriften abgemessen, Alles auf den äußerlichen Effect berechnet ist, wo statt des warmen Herzschlages einfach menschlicher Empfindung nur die steife Nachahmung fremder Manieren und die strenge Erfüllung eines frostigen Ceremoniells Wort und Geberde dictirt, wo Niemand selbständig zu denken, zu fühlen und zu sprechen wagt, sondern Jeder nur darnach fragt, was in den Augen der Anderen für wohlanständig oder modisch gelte.

Vergleichung der verschiedenen Stadien dieser gelehrten Dichtung mit einander. Die erste und die zweite schlesische Schule.

Auch diese gelehrte Dichtung hat ihre Entwickelungsgeschichte, welche mit der wachsenden Verderbniß des öffentlichen Geistes gleichen Schritt hält. In ihren Anfängen — um die Zeit des beginnenden großen deutschen Krieges — trägt sie noch den Charakter eines gewissen männlich-sittlichen Ernstes; die Nachahmung fremder Muster erscheint hier wie eine bloße Nothwehr gegen die eingerissene Rohheit der Volksdichtung, die Beschäftigung mit Stoffen und Ideen der alten Welt wie eine letzte Zuflucht aus der Trostlosigkeit und Leere der Gegenwart, und das angelegentliche Bemühen, die deutsche Sprache zu reinigen und sie

zugleich zur Ebenbürtigkeit sowol mit den classischen, als mit den modernen fremden Sprachen zu erheben, ist jedenfalls ein zweifelloses und bleibendes Verdienst der ersten schlesischen Schule und ihres Stifters, Martin Opitz *).

Dagegen verräth die deutsche Poesie nach dem dreißigjährigen Kriege die Spuren der tiefen Veränderung, welche während dieser Zeit in der Bildung und Gesittung der Nation vor sich gegangen. An Stelle der sittlich-strengen und patriotischen Gesinnungen, welche die Dichtungen eines Opitz, Flemming, A. Gryphius kennzeichnen, erscheint bei den Dichtern der zweiten schlesischen Schule eine weichliche Lüsternheit in der Ausmalung sinnlicher Reizungen und eine fast ausschließliche Beschäftigung mit leichtfertigen Stoffen, an Stelle der gemessenen, freilich oft nüchternen Einfachheit des Ausdrucks jener eine geschmacklose Ueberladung mit äußerlichem Prunk und Zierrath aller Art. Die Gedichte Hoffmannswaldau's, Lohenstein's und ihrer Schüler sind ein treues Abbild der allgemeinen Verderbniß des Geschmacks und der Sitten, welche damals sich über Deutschland ausbreitete. Eine Manier, welche „die Farben färbte" **) und mit lüsternen Bildern, ausschweifenden Gleichnissen und gezierten Beiwörtern einen ebenso abgeschmackten als verschwenderischen Luxus trieb ***), konnte nur in einer Zeit Glück

*) Vgl. „Martin Opitz. Eine Monographie", von Fr. Strehlke.

**) Cholevius, a. a. O. 1. Bd. S. 392.

***) Einige Proben theils von der Ueberladung und Abgeschmacktheit, theils von der Weichlichkeit und Leichtfertigkeit des Ausdrucks in den Dichtungen der zweiten schlesischen Schule mögen hier Platz finden. Hoffmannswaldau läßt in seinen „Heroiden" (dem Ovid nachgedichtet) das Fräulein von Trott an Herzog Heinrich von Braunschweig schreiben:

Könnt' ich in Honigseim mir meinen Mund verkehren,
Könnt' ich in Schwanen doch verkleiden meine Brust,
Könnt' ich mit linder Hand Dir eine Lust gewähren,
Die auch die Lieblichkeit zuvor nicht hat gekost',
Könnt' ich als Balsam doch auf Deinem Schooß zerfließen,
So meint' ich, daß das Weib, durch das die Sonne muß (das Sternbild der Jungfrau),
Mir an der Würdigkeit wol würde weichen müssen,
Denn ich bin mehr, als sie, sie krieget keinen Kuß.

Lohenstein's Trauerspiel „Ibrahim Bassa" beginnt mit dem Monologe:

Weh! weh mir! Asien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,

machen, wo auch im Leben überall der äußere Schein mehr galt, als der innere Gehalt, wo eine leichtfertige Ueppigkeit sich aller Klassen

---

Wo ich bei dieser Schwermuthssee,
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heul'n und Zeterrufen
Durch strengen Urtheilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund, an!
Bestürzter Abgrund! O, die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! Der laue Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jüscht der Purpurfluth,
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!

Bei einem Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohenstein's finden sich die nachstehenden Verse:

Nektar und Zucker und saftiger Zimmet,
Perlenthau, Honig und Jupiter's Saft,
Balsam, der über der Kohlengluth glimmet,
Aller Gewächse versammelte Kraft
Schmecket, zu rechnen, mehr bitter, als süße,
Gegen den Nektar der zuckernen Küsse.

Ein Gedicht in der Neukirch'schen Sammlung persiflirt trefflich diese Geschmacklosigkeit der gezierten Bilder und Gleichnisse. Dasselbe hebt an:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen.

Die Romanprosa ahmte den Schwulst und die ekelhafte Lüsternheit der Gedichte dieser Schule nach. Das allermerkwürdigste Beispiel dieser ganzen Gattung dürfte wol das Gedicht: „Die Ruhestatt der Liebe“ sein, welches bisweilen unter den Hoffmannswaldau'schen Gedichten aufgeführt wird, in Wirklichkeit aber Besser zum Verfasser hat, der darin noch als Anhänger der zweiten schlesischen Schule erscheint — merkwürdig besonders auch deshalb, weil es durch Leibnitz der Kurfürstin von Hannover mitgetheilt und empfohlen, von dieser mit Beifallsbezeigungen an die Herzogin von Orleans gesendet ward. Prutz in seinem „Göttinger Dichterbund“, S. 54, will in der zweiten schlesischen Schule eine berechtigte und naturgemäße „Reclamation gegen die Nüchternheit der ältern schlesischen Schule für die heitern Rechte der Sinnlichkeit“ erkennen. Allein dazu ist die Sinnlichkeit, die in diesen Dichtungen herrscht, viel zu wenig natürlich, viel zu gemacht, halb frostig, halb raffinirt lüstern; es ist, wie Prutz selbst gestehen muß, „kein wirkliches Pathos“ darin. Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung“, 3. Bd. S. 432) ist der Meinung, das „strenge Zeitalter“ Hoffmannswaldau's habe so viel Schlüpfrigkeit schwer ertragen können. Ich glaube vielmehr, daß H. den Geschmack seiner Zeit, d. h. des großen Haufens der Gebildeten und Halbgebildeten, ganz wohl traf; sonst hätte seine Manier nicht so viel Verbreitung und Nachahmung gefunden,

bemächtigt hatte, wo selbst das männliche Geschlecht einer fast weibischen Zierlichkeit im Putz huldigte, in weitgebauschten Pluderhosen und buntverzierten Wämmsern, mit Federn auf den Hüten, Bändern an den Knien und gedrehten Locken hinter den Ohren einherstolzirte, wo ein gespreiztes, bombastisches Wesen in Gang und Stellung, in Ausdruck und Ton der Rede allgemeine Mode geworden war, und wo der Anblick der wilden Scenen des Kriegs und die Entfesselung aller roheren Triebe jedes feinere Gefühl dermaßen abgestumpft hatte, daß nur noch das Ungeheuerliche, Phantastische und Grelle einen Eindruck zu machen vermochte.

Die höfische und conventionelle Poesie. Das Gelegenheitsgedicht.

Diese Maßlosigkeit in der Literatur machte nach einiger Zeit einer andern Art von Unnatur Platz: das steife, conventionelle Wesen der Höfe und der nach ihrem Muster geschulten Gesellschaft ging auch in die Poesie über. Die ausschweifende, aber wenigstens lebhafte und bewegliche Phantasie eines Guarini und Marino, bei welchen die zweiten Schlesier in die Schule gegangen, mußte dem kalten, abgemessenen Witze der Franzosen weichen. Horaz ward jetzt das gepriesene und nachgeahmte, freilich nur verzerrt wiedergegebene Vorbild unserer Dichter, wie es vorher Ovid und zu Opitzens Zeiten Seneca gewesen war. An Stelle der Liebesgedichte kamen die „Staats- und Lobschriften", die „Heldengedichte", die gereimten „Wirthschaften" und ähnliches auf, und selbst die „galanten" Poesien, welche daneben noch Platz fanden, gaben sich selten mit anderen, als den Herzensregungen vornehmer Personen ab. Das Gelegenheitsgedicht, über dessen Umsichgreifen schon Opitz geklagt hatte*), ward jetzt nicht blos zur

---

sonst hätte nicht Gottsched für nöthig erachtet, gerade gegen diese Richtung so streng zu eifern. Wie verbreitet damals sogar unter den ernstesten Männern das Gefallen an dieser Art von Zweideutigkeiten in der Poesie war, bekundet das Beispiel Leibnitzens, welcher nicht blos, wie oben mitgetheilt, Gedichten wie „die Ruhestatt der Liebe" seinen Beifall zollte, sondern auch selbst Verse in diesem Geschmacke machte. Die von Professor Rößler im Archiv zu Hannover aufgefundenen Handschriften des großen Philosophen enthalten davon ziemlich starke Proben.

*) „Von der Poeterei", S. 6. „Ferner so schaden auch dem guten Namen der Poeten nicht wenig diejenigen, welche mit ihrem ungestümen Ersuchen auf Alles, was sie thun und vorhaben, Verse fordern. Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns gemacht, und, gleichsam als wenn Niemand könnte allein sterben, gehen unsere Gedichte zugleich mit ihnen unter. Dieser begehrt ein Lied auf eines Anderen Weib, jener hat von des Nachbarn Magd geträumt" u. s. w.

herrschenden, sondern beinahe zur alleinherrschenden Gattung der Poesie. Man sah das Dichten an wie ein Erforderniß gesellschaftlicher Wohlanständigkeit, wie etwas, wodurch man sich beliebt machen und sein Fortkommen im Leben sichern könne, nicht selten auch, in noch niedrigerer Auffassung, wie ein Mittel, um Geld zu erwerben *). Der Ausspruch Chr. Weiße's, daß ein junger Mensch, der sich mit Ehren in der Welt wolle sehen lassen, etliche Nebenstunden mit Verseschreiben zubringen müsse **), erhielt durch die Sitte wirklich eine Art von Allgemeingültigkeit. Noch im Jahre 1742 glaubte Gottsched einer neuen Auflage seiner „Kritischen Dichtkunst" keine bessere Empfehlung mitgeben zu können, als die Versicherung, daß man durch sie lerne, „alle Arten von Gedichten auf untadelige Art zu fertigen" ***). Auf Schulen, auf Universitäten, vor allem in den zahlreichen Gesellschaften, welche sich, wie zur Pflege der Muttersprache, so zu gemeinsamen Uebungen im Dichten verbanden, spielte das Gelegenheitsgedicht eine hervorragende Rolle †). Wer

*) Besser in der Vorrede zu seinen Schriften (CXXX) sagt: „Ich habe von Natur zur Poesie Neigung gehabt und mit der Zeit erfahren, wie unrecht man thut, Kinder von etwas abzuhalten, wozu sie Lust haben, maßen die Dichtkunst nicht allein zu meinem Glück am meisten beigetragen, sondern mir auch die meisten Einkünfte gebracht hat".

**) Weiße, „Nothwendige Gedanken der grünenden Jugend". Vgl. Vilmar, „Gesch. der deutschen Nationalliteratur", 1. Bd. S. 47. (7. Aufl.)

***) Vorrede zur 4. Ausgabe, XX.

†) Zum Beweise dessen sei hier u. a. das Inhaltsverzeichniß eines Jahrganges der „Schriften der deutschen Gesellschaft zu Jena" (von 1732) aufgeführt. Darin finden sich folgende Gelegenheitsgedichte, beziehentlich Gelegenheitsreden: 1) Lobrede auf Carl VI., am 25. Jahrestage seines Sieges bei Barcellona; 2) Gedicht auf das Lustlager bei Mühlberg; 3) Standrede auf Herzog Ernst von Sachsen-Hildburghausen; 4) die Vorzüge der Jenensischen hohen Schule; 6) auf den Namenstag des Durchl. Prinzen Leopold von Dessau; 7) unterthänige Bewillkommnungsrede auf die höchstglückliche Zurückkunft der Herzogin von S.-Hildburghausen; 8) Ode an die Durchl. Herzogin von Merseburg; 10) die Glückseligkeit der Eisenachischen Länder, am Tage der hohen Geburt des Herzogs von Sachsen; 13) Trostschreiben an die Herzogin von Merseburg; 15) Trostschreiben an Herrn L.; 16) die allgemeine Freude des verjüngten Greiz bei dem Geburtsfeste Heinrich's XIII.; 17) Abschiedsgedicht eines Mitgliedes; 18) Sendschreiben an Hrn. v. Uschenbach, erwählten Bürgermeisters zu Frankfurt; 19) auf das von Herrn X. niedergelegte Prorectorat; 21) auf den Tod eines Gönners; 22) die allgemeine Klage des betrübten Greiz beim Tode der Fürstin; 23) Trauerrede auf die Frau eines Raths; 24) desgl. eines Doctors — und noch viel dergleichen Persönliches mehr.

nur das geringste dichterische Talent in sich spürte, glaubte dasselbe nicht besser anwenden zu können, als zur Verherrlichung fürstlicher Geburtstage, zu Lobgedichten auf Gönner und Vorgesetzte oder zu geselligen Höflichkeiten, und wer nichts dergleichen besaß, strengte sich dennoch an, bei solchen Gelegenheiten nicht zurückzubleiben. Dichter von Ruf sahen sich von allen Seiten um Fertigung von Gelegenheitsgedichten bestürmt, und so allgemein war diese Sitte, daß auch die namhaftesten sich derartigen Aufträgen nicht leicht versagten*). Traurige Familienereignisse zumal setzten jedesmal zahlreiche Dichterfedern in Bewegung. Ein wohlgesetztes Trauercarmen war für einen Freund des Hauses eine ebenso unerläßliche Pflicht der Höflichkeit, wie eine Beileidsvisite, und Familien vom Stande fanden eine Genugthuung darin, neben dem sonstigen Leichenprunke, womit sie ihre Verstorbenen zu ehren glaubten, auch einen stattlichen Band poetischer Beileidsbezeigungen von Bekannten und Unbekannten zur Schau stellen zu können. Ein Mann von Geist mußte daher jederzeit bereit sein, ebensowol fremden Schmerz gleich einem selbstempfundenen beweglich zu schildern, als auch, den schwersten eigenen Verlust mit anständiger Gelassenheit und in tadellosen Versen der Welt zu verkündigen**).

*) In Gottsched's handschriftlichem Briefwechsel finden sich zahlreiche Stellen (z. B. 1. Bd. S. 164, 283 u. s. w.), aus denen man ersieht, wie oft G. um solche Gedichte angegangen wurde, aber auch, wie einträglich das Geschäft eines Gelegenheitsdichters auf Bestellung war, denn es ist dabei fast jedesmal von einer „Erkenntlichkeit" die Rede, selbst seitens Solcher, mit denen G. in einem näheren Freundschafts- oder doch Genossenschaftsverhältnisse stand, z. B. des Abtes Mosheim. Es scheint das eben eine allgemein hergebrachte Sitte gewesen zu sein, so daß auch Dichter von der Stellung und Selbsteinbildung Gottsched's kein Bedenken trugen, Gelegenheitsgedichte für Bezahlung zu fertigen.

**) Ich will zur Charakterisirung dieser Gelegenheitspoesie wenigstens einige Beispiele aus den vielen, die ich anführen könnte, herausgreifen. Besser dichtete auf den Tod seiner Frau nicht blos für sich („am Begräbnißtage", wie er selbst darin erwähnt!) — ein neun Seiten langes Trauergedicht (mit Recht erklärte schon Gottsched dies für unnatürlich und poetisch unwahr — „Krit. Dichtkunst", S. 191), sondern er fügte dem auch zwei weitere im Namen seiner Kinder hinzu, welche die Unterschriften tragen: „Dieses schrieb seiner liebreichsten Mama auf seinem Siechbette und in seinem siebenten Jahre ihr gehorsamster erster und einziger Sohn", und: „Also klagte den allzufrühzeitigen Verlust ihrer geliebtesten Mama ihr hinterlassenes zweijähriges Töchterlein". In dem Gedicht für den (siebenjährigen!) Sohn läßt er diesen u. a. so sprechen:

Natürlich waren diese Gelegenheitsgedichte eher alles Andere, als der einfache Ausdruck einer wirklichen, warmen Empfindung. Mit einer solchen vor einen hohen Gönner oder auch nur vor einen Freund hinzutreten, würde man ebenso unschicklich gefunden haben, als wenn jemand im schlichten Kleide und mit dem natürlichen Haarwuchs, ohne Toupet und Puder, ohne Manschetten und Spitzenjabot, in guter Gesellschaft hätte erscheinen wollen. Je weiter man sich von der Natur entfernte, desto eleganter und hofmäßiger glaubte man zu sein, und darüber, daß die beste Schule eines Poeten der an den Höfen herrschende Ton sei, bestand unter diesen Dichtern nicht der geringste Zweifel*).

— „Man sprach, sie hätte mir ein Schwesterlein geboren;
Ist, leider, das Geburt, wo sie versterben muß?
O gütigste Mama! was hat Ihr Sohn verloren!
Doch was verliert Papa durch diesen herben Schluß! . . .
— Ich aber liege krank, so nehm' ich es zu Herzen,
Und, der mich trösten soll, ist, der den Tod begehrt" u. s. w.

Kann man die Unnatur weiter treiben? Außerdem hatte Besser von verschiedenen Bekannten Trauergedichte auf seine Frau erbeten, und so kam denn ein stattliches „Ehrengedächtniß für die verstorbene Frau Besserin, geb. Kühleweinin", zu Stande. (Besser's Schriften, herausg. von König, 1. Bd. S. 410.) Derselbe Dichter fertigte auch ein Leichencarmen auf den Tod der Gattin des Hrn. von Canitz. Gleich im Anfange wollte er den Gedanken ausdrücken: die Verstorbene habe ihren Gatten durch nichts betrübt, als durch ihren Tod, konnte aber dafür keine Wendung finden, die ihm zierlich genug schien, und theilte diese seine Verlegenheit dem betrübten Wittwer mit. Dieser, selbst ein gefeierter Dichter, ging nun wetteifernd mit Besser ans Werk und war so glücklich, die gesuchte Wendung zu finden, gab diese aber später wieder auf, da Besser eine seiner Ansicht nach passendere fand (Canitz „Gedichte", herausg. von Besser). Etwas Aehnliches findet sich in Weichmann's „Poesie der Niedersachsen", 2. Bd. S. 249. Dort stehen vier Trauergedichte auf den Tod eines Sohnes des Dichters Brockes, und der trauernde Vater antwortet darauf in denselben Endreimen. Der Abt Mosheim schreibt an Gottsched beim Tode seiner Frau: er sei schuldig, am Grabe einer so werthen und liebreichen Gattin der Welt ein Zeugniß von seinem tiefen Schmerze zu geben; allein er sei kein Dichter und bitte daher Gottsched um ein Gedicht in seinem Namen, zu welchem Ende er ihm eine Charakteristik der Verstorbenen mittheilt. Gottsched macht das Gedicht und erhält dafür von M. eine „kleine Erkenntlichkeit". M. zeigt sich mit dem Gedichte zufrieden, bemerkt aber: er werde noch ein paar Verse hinzusetzen müssen, „denn ich muß doch, als ein Lehrer der geistlichen Weisheit, zuletzt etwas von der Gelassenheit in Gott und der Geduld erwähnen".

*) In dem „Bericht an den Leser" vor den „Schriften des Herrn von Besser" (2. Auflage, 1720) heißt es S. 10: „Der Hof ist die einzige und allersicherste

Eine kunstvoll gedrechselte Antithese war ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides in diesen Kreisen, und die Kunstfertigkeit, ein ganzes Gedicht zu Stande zu bringen, ohne denselben Reim zweimal zu gebrauchen, galt Vielen für den Gipfel dichterischer Meisterschaft*). Der hohe Stil, in welchem man gewohnt war von Hof- und Staatsangelegenheiten zu sprechen, ward ohne Unterscheidung auch auf Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens angewandt, und man trug kein Bedenken, nicht allein einen Friedrich I. mit Alexander dem Großen, einen August den Starken mit allen homerischen Helden**), sondern auch einen ehrsamen deutschen Bürger mit dem römischen Marius zu vergleichen und von den einfachsten häuslichen Vorgängen nicht anders als in Bildern aus der classischen Geschichte oder der Mythologie zu sprechen***).

Schule, die Gemüther der Menschen recht zu poliren und aufzuwecken, und durch welchen ganz gewiß alle diejenigen, die sich jemals durch ihre dergleichen Schriften berühmt gemacht, als wie Cäsar, Cicero, Virgilius, Horatius, Ovidius, Claudianus, Quintilianus, und zu unseren Zeiten Bussey-Rabütin, Flechier, Boileau, Racine, Rochester u. a., zu ihrer Vollkommenheit gelanget, ja welcher auch sonderlich unsern Autor mehr, als alle seine Studien, dahin gebracht, daß, gleichwie ehemals von Cäsar gesagt ward, daß er auf eben die Weise, wie er gefochten, auch geschrieben habe, also nicht minder von unserm Autor gesagt werden kann, daß seine politur und ungezwungenen Hofmanieren, die in allem seinen Thun sich finden lassen, nicht weniger in seinen Schriften zu spüren und anzutreffen sind".

*) S. ebenda S. 8.

**) Jenes in dem Gedicht: „Die Königskrone Friedrich's" von Besser (s. dessen Gedichte, herausg. von König, 1. Bd. S. 94), dieses in den Gedichten Gottsched's, der zwar theoretisch gegen diese Art unnatürlicher Poesie eiferte, praktisch aber selbst derselben opferte. In diesen wird August der Starke so besungen:

„Wie manchen Fürsten auch Homer
Bis an die Sternenburg erhoben,
So war doch keiner halb so sehr,
Als du, o König jetzt, zu loben."

Weiter heißt es: August vereinige in sich „Ulyssens Klugheit, Nestor's Rath, des Agamemnon große Werke, Achilleus' unerhörte Stärke" u. s. w. Dann wieder wird er mit Salomon verglichen. Eine Jagd des Königs wird den Heldenthaten der Griechen gleichgestellt, die „Hydren und Chimären dämpften" u. s. w.

***) Auch davon nur ein paar Proben! Besser, in dem prosaischen „Lebenslauf" seiner Frau (als Anhang zu deren poetischem „Ehrengedächtniß") sagt u. a.: „Die selige Besserin bewährte durch ihr Beispiel, daß die Häuslichkeit einem edelmütigen Weibsbilde ebensowol anstehe, als die streitbaren Amazonen an der einen Brust ihre

Die Gewalt der Mode, welche diesen bombastischen Ton einer höfischen Poesie zum herrschenden Geschmacke erhob, war so groß, daß auch solche Dichter, welche im Uebrigen sich einer einfacheren und naturgemäßeren Weise befleißigten, dennoch wenigstens durch ein und das andere Gedicht im gleichen Stile der allgemeinen Zeitrichtung ihren Tribut abtrugen. Nicht blos die Hofpoeten von Profession, wie Besser, König, Pietsch, Heräus, erschöpften ihren Witz in Gelegenheitsgedichten und Schmeicheleien gegen die Großen, sondern auch Männer von edlerem Geschmack, wie Canitz, und von einfacherer Naturempfindung, wie Günther, Brockes, Richey, fielen von Zeit zu Zeit in den steifen Paradeschritt dieser Gattung zurück, und Gottsched, dessen kritische Ansichten von dem Wesen der Dichtkunst eigentlich einer solchen Richtung nichts weniger als günstig waren, half dennoch durch seine Dichtungen und durch sein tonangebendes Beispiel dieselbe nicht nur verlängern, sondern auch immer weiter ausbreiten.

Kinder säugten und an der Stelle der andern die Bogen zu spannen wußten". Ferner: „Er (der Dichter) kann nicht leugnen, daß sie eines feurigen Geistes und sehr empfindlich gewesen. Aber, zu geschweigen, daß sie bei ihren so vielen Tugenden auch was Menschliches haben müssen, so muß er auch ihr hierin gerecht sein: daß sie in dem Umgange mit ihm, wie bei den Schlachtopfern der Juno geschah, ihre Galle gleichsam von sich geworfen". Seinen Abschied von ihr bei einer Reise, die er nach England unternahm, vergleicht er mit dem Abschiede Hektor's von der Andromache, die Zurückgebliebene aber mit der Penelope. Von ihrem Tode sagt er: „Ihr treffliches Ende, welches ihre Tugenden, wie das Feuer den angesteckten Weihrauch beim Verbrennen, allererst wohlriechend machte, sollte von keinen andern, als den Augen einer Hofstatt gesehen werden". — Gottsched in einer Trauerrede an einen Herrn Benmann sucht diesen wegen des Verlustes seines Sohnes damit zu trösten, daß ja auch August der Starke habe sterben müssen, und räth ihm, seinen Schmerz, wie einst Marius den seinen, dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Auch das gegenseitige Sichansingen und Lobhudeln der Dichter untereinander, wobei man ebenfalls die Vergleichungen mit dem classischen Alterthum nicht spart, gehört zu den Schwächen dieser Gelegenheitspoesie. Von Canitz sagt König in dessen „Lebensbeschreibung" (S. 181): Preußen mache Canitz der Mark streitig, wie die sieben Städte Griechenlands sich um Homer gestritten. Weichmann vergleicht Brockes nacheinander mit Pindar, Lucrez, Horaz, Juvenal, Martial, Claudian, Statius, Theokrit, Grotius, David u. s. w. („Poesie der Niedersachsen", 1. Thl. S. 229 — wo sich noch mehrere dergleichen gegenseitige Beräucherungen der befreundeten Dichter finden.) Ebenso dichtete Richey auf König, als dieser Mitglied der Patriot. Gesellschaft in Hamburg geworden war, ein Loblied, worin der Vers vorkommt:

„Nur Ein August, nur Ein Augustens würd'ger König!"

(Curiosa Saxonica, 2. Bd. S. 44.)

Anfänge einer natürlicheren Poesie.

Inzwischen zeigen sich doch schon im Wendepunkte des Jahrhunderts die Anfänge einer naturwüchsigeren Poesie und einer gesünderen Geschmacksrichtung, welche ebensowol den Ueberschwänglichkeiten der zweiten schlesischen Schule, als dem frostigen Witze der Hof- und Gelegenheitspoesie einen entschiedenen Krieg erklärt.

Die Satire: Neukirch und Wernicke.

Wie fünfzig Jahre früher die Satire die letzte Zuflucht gewesen war, wohin das ersterbende Leben der eigentlich nationalen Dichtung sich zurückgezogen hatte, so war sie auch die erste Bahnbrecherin des wiederauflebenden besseren Geistes. Neukirch, obgleich selbst noch theilweise befangen in den Geschmacklosigkeiten seines Zeitalters, eröffnete doch gegen dessen Verirrungen im Leben und in der Literatur einen ernstgemeinten und nicht unwirksamen Kampf. Er eiferte gegen die herrschende Mode der Gelegenheitspoesie und drang darauf, daß der Dichter, was er besingen wolle, „mit Augen gesehen, mit Ohren gehört und an seiner eignen Person erfahren“ haben müsse. Er ahnte mit richtigem Instinct die tiefinnerliche, durch nichts zu ersetzende Wechselwirkung großer poetischer Schöpfungen mit großen nationalen Thaten, und er appellirte gegen die allgemeine Geringschätzung und Vernachlässigung der Muttersprache an den deutschen Stolz, der, wie er meinte, den fremden Musterdichtern recht wohl seine Opitz, Flemming, Dach, Gryphius u. a. entgegenstellen könne*). Wernicke entfaltete in scharfen Epigrammen eine Feinheit der Beobachtung, welche die verschwommene Malerei der Schlesier, und eine Energie der Freimüthigkeit und des Patriotismus, welche die höfische Kriecherei der Gelegenheitsdichter tief in den Schatten stellte, griff auch direct die Einen wie die Anderen an**).

*) Vgl. insbesondere Neukirch's Vorrede zu seinen Gedichten. Von seinen Satiren auf das leichtfertige französische Wesen der Deutschen, besonders der Hof- und Adelskreise, haben wir schon früher, S. 73 ff., Einiges angeführt. Seine Persiflage des Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schwulstes ward oben mitgetheilt.

**) Z. B. in Gedichten wie die folgenden:

Kleiner Mangel.

„Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.“

Der Hofmann.

„Corantes sagt mit vielen Flüchen,
Daß Niemand fleißiger zu Hofe geh', als er;
Und ich sah einmal ihn hier selbst von ungefähr,
Jedoch nicht gehen, sondern kriechen.“

Ein anderer Satiriker dieser Zeit, an Kraft der Ironie der bedeutendste, Liscow, der Freund Hagedorn's, gehört, seinen Wirkungen nach, mehr schon dem folgenden Zeitraume an, da seine ersten Schriften nicht vor der Mitte der 30er Jahre erschienen.

Die Lyrik. Chr. Günther. Und jetzt fing auch der Drang lyrischer Empfindung wieder an, in ungekünstelter Wahrheit und Ursprünglichkeit sich zu äußern. Muntere Studentenlieder voll sprudelnder Lebenslust waren es, welche zuerst die starren Fesseln der gelehrten Dichtkunst sprengten und aus voller Brust keck in die Welt hinaus von Wein und Liebe, Schönheit und Jugend sangen. Schon Chr. Weise aus Zittau hatte diesen Ton angeschlagen, aber seine Lieder klangen noch etwas schüchtern-philisterhaft, wie Eines, der sich zwingt, lustig zu sein und den flotten Burschen zu spielen. Besser gelang es dem Sohne des gesangreichen Schlesiens, Chr. Günther, einer ächten und starken Dichternatur, der sich frühzeitig der Abhängigkeit von der einseitigen Manier seiner Landsleute, Hoffmannswaldau und Lohenstein, entzog und der bei größerer sittlicher Energie und besserer Gunst der Umstände leicht Großes geleistet haben möchte. Aus diesen Gedichten weht uns doch wieder eine naturwahre und lebenswarme Empfindung an; ein urkräftiges Behagen fröhlichen Sichauslebens tönt durch alle hindurch; eine starke, freilich bisweilen rohe, aber niemals weichliche oder raffinirt lüsterne Sinnlichkeit verleiht ihnen Saft und Glut, während ein ungewohnter Wohllaut und eine mit Kraft gepaarte Anmuth der Sprache in den meisten unser Ohr aufs angenehmste überrascht. Man athmet ordentlich wieder auf bei diesen frischen, wenn auch kecken und derben Naturklängen, nachdem man zuvor in der dürren Wüste der Hof- und Gelegenheitspoesie und in der schwülen Stickluft Hoffmannswaldauschen Bombastes schier verschmachtet ist*). In Günther

---

*) Goethe zuerst hat diesem Dichter wieder die verdiente Anerkennung gezollt („Werke", 25. Bd. S. 81). Neuerdings haben Vilmar, Kurz u. a., am lebhaftesten Prutz in seinem „Göttinger Dichterbund" (S. 56 ff.) sich Günther's angenommen. Eine Monographie über ihn erschien von dem Dichter Roquette. Zur Bekräftigung der oben stehenden Charakteristik Günther's mögen hier einige Strophen aus dessen Liedern Platz finden.

Studentenlied.

„Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,

zuerst treten Dichtung und Leben, die so lange getrennt waren, einander wieder näher — bis zur völligen Verschmelzung. Hier ist nichts be-

---

Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret:
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheeret."

— — — —

„Als sie spröde war."

„Blumen wachsen nicht vergebens,
Früchte reifen für den Mund;
Schönheit blüht zur Lust des Lebens,
Brauchen macht den Werth erst kund;
Nimm ein Beispiel an den Bienen,
Die mit Honig Andern dienen,
Und versüße mir den Bund!"

„Als ihm seine Liebste ein Andrer entführte."

— — — —

„Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun Dir selbst ihr Mitleid kund,
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsren Bund.
Diese zährenvollen Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Fleh'n,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeseh'n."

— — — —

Nach der Beichte an seinen Vater.

„Mit dem im Himmel wär' es gut;
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird Alles blind und fruchtlos werden.
Wer glaubt wol, hartes Vaterherz,
Daß so viel Unglück, Fleh'n und Schmerz
Der Aeltern Blut nicht rühren sollen?
Ich dächt', ich hätt' in kurzer Zeit
Die allerhärt'ste Grausamkeit
Blos durch mein Elend beugen wollen."

— — — —

„Ach! mach' uns nicht das Ende schwer!
Ich will mit Lust noch größre Plagen,

sungen, was nicht vom Dichter wirklich erlebt und selbst empfunden wäre, und er erlebt und empfindet nichts, was sich ihm nicht alsbald zu einem Gedicht gestaltete. Bis auf Goethe herab hat wol kein Dichter wieder so ganz nach unmittelbarstem Drange und aus der ganzen Fülle des Lebens heraus, in Lust und Leid, gesungen, wie Günther, und mit richtigem Blick erkannte unser Altmeister lebensvollen Gesanges die wahlverwandte Begabung in dem unglücklichen Jünglinge, der es leider nur zu vielversprechenden, aber bald verkümmerten Anläufen nach dem gleichen Ziele hin bringen sollte *). Als Goethe auftrat, fand sein hochstrebender Genius die Pfade bereits geebnet, die ihn ebensowol zu den kühnsten Zielen hinleiteten, als von dem gefährlichen Hinausschweifen in das Maßlose bewahrten, und der allgemeine Drang nach dem Höchsten und Edelsten im Leben wie in der Literatur, der ihm aus allen Schichten der Gesellschaft entgegenkam, trug ihn auf seinen Wogen leicht und sicher vorwärts. Günther's Leben fiel in eine Zeit, wo die allgemeinen Bildungsverhältnisse Deutschlands fast nichts darboten, was den dichterischen Genius ermuthigen und zum Rechten lenken, dagegen unendlich viel, was ihn auf Abwege führen konnte. Auf den Universitäten, namentlich den orthodoxen, welche Günther besuchte, Wittenberg und Leipzig, standen ein strenges Kirchenthum und ein wüstes Studentenleben unvermittelt dicht bei einander. Günther trug dem einen wie dem andern seinen Tribut ab, indem er mitten hinein zwischen seine weltlichen Lieder voll überschäumender Sinneslust geistliche Oden voll frommer Ergebung und Zerknirschung dichtete; aber die versöhnende Mitte zwischen den beiden Polen menschlichen Lebens, der Materie und dem Geist, dem Sinnengenuß und der Erhebung zum Idealen, diese heitere Region, in welcher allein die höchste Poesie thront, blieb ihm verschlossen. Bei dem natürlichsten Führer seiner unerfahrenen Jugend,

---

Und wenn es selbst Dein Sterben wär',
Als solchen Haß noch länger tragen.
Der Nothzwang lehrt uns freilich viel;
Versöhnt Dich weder Mund noch Kiel,
So ist doch nichts umsonst geschrieben,
Die Welt erfährt den treuen Sinn,
Womit ich Dir ergeben bin,
Du magst mich hassen oder lieben."

*) Günther starb schon im 28. Jahre, durch Aufregungen des Geistes und Gemüths, wie durch sinnliche Ausschweifungen, besonders den Trunk, früh zerrüttet.

seinem Vater, fand er kein Verständniß für seine dichterischen Regungen, sondern nur strenge Mahnungen an die nüchterne Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens und eine unversöhnliche Härte, da er mehr jenen Regungen, als diesen Mahnungen gehorchte. Theilnehmende Freunde oder Gönner, welche den höheren Funken in ihm erkannt und gepflegt hätten, blieben ihm versagt, denn das Höchste, was ein Mann wie der gelehrte Mencke in bester Meinung für ihn thun zu können glaubte, war eine Empfehlung an den sächsischen Hof zu der erledigten Stelle eines Pritschmeisters und Hofpoeten. Es muß als ein Glück für Günther und für die Poesie betrachtet werden, daß er durch seine angewöhnte Trunksucht sich diese Stellung, wie auch eine ähnliche bei einem andern Vornehmen, verscherzte, denn es wäre doch gar zu kläglich gewesen, wenn diese frische Dichternatur, die gewohnt war, „wie ein Vogel in den Zweigen" zu singen, im goldnen Käfig eingelernte Melodien hätte pfeifen müssen. War es doch schon traurig genug, daß die Noth des Lebens ihn nur zu oft zwang, Kraft und Zeit in bestellten Gelegenheitsgedichten um des lieben Brodes willen zu zersplittern, und daß der Mangel größerer nationaler Stoffe und die Macht der herrschenden Sitte auch seine Muse zur Schmeichlerin der Großen erniedrigte. Aber selbst dann noch ist es tröstlich, zu sehen, wie unwillig sein stolzes Dichterroß in solchem Joche zieht und wie muthwillig gar oft sein kecker Humor durch die Schranken des steifen Ceremoniells hindurchbricht, dem er sich nothgedrungen unterwirft *).

*) Selbst in dem hochfliegendsten aller Gelegenheitsgedichte Günther's, der ihrerzeit vielberühmten Ode „auf den zwischen Ihro Kaiserl. Königl. Maj. und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden", kommen zahlreiche Stellen vor, wo ein derber Humor, bewußt oder unbewußt, den feierlichen Ton des Heldengedichts unterbricht. Auf den Contrast, den die Erzählung des „Nachbar Hans" von seinen Kriegsthaten (Vers 21) zu den Bildern von Nymphen u. s. w. (Vers 24 u. s. w.) bildet, hat schon Gervinus hingewiesen. Höchst komisch ist es, wie Günther den hochtrabenden historischen Vergleich mit den Griechen vor Troja, womit er sein Gedicht, der herrschenden Sitte gemäß, ausschmücken zu müssen glaubte, plötzlich durch allerhand trivialburleskes Beiwerk gleichsam selbst persiflirt. Der betreffende Vers (23) lautet:

„So sah der Griechen Jubel aus,
Als dort, nach zehn Belagrungsjahren,
Der Dardaner verwünschtes Haus
In geilem Feuer aufgefahren,
Corinth und Argos und Athen
Ließ Kampfplatz, Stall und Schulen steh'n

Die Hamburger und Schweizer, Brockes, Haller, Richey, Hagedorn u. a.

Was wir an Günther vermissen, das glückliche Behagen günstiger äußerer Verhältnisse und eine zwar sinnlichheitere, aber durch feste sittliche Grundsätze veredelte Lebensanschauung, das besaß in vollem Maße ein Verein von Dichtern, der in die literarische Bewegung Deutschlands von zwei entgegengesetzten Punkten, von Hamburg und der Schweiz aus, bedeutsam eingriff und als dessen Koryphäen Brockes, Haller, Richey und Hagedorn zu nennen sind. Was dagegen diesen Dichtern insgesammt abgeht, das ist die Ursprünglichkeit und der angeborene Schaffensdrang Günther's. Ihr Element ist mehr die ruhige Schilderung allgemeiner Empfindungen und Betrachtungen, als der leidenschaftliche Erguß individueller und momentaner Stimmungen. Ihre Dichtungen haben meist einen gewissen Beigeschmack lehrhafter Absichtlichkeit und ermangeln der Naivetät, welche die Naturlaute der Güntherschen Muse auszeichnet. Sie stehen

---

Und lief, die Schiffe zu empfangen;
Weib, Kind und Kegel drang an Port,
Und Keins verstund sein eigen Wort
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen."

Welch prächtiger Humor verbirgt sich ferner in dem folgenden (25.) Verse:

„So weit die Donau, wie sie soll,
In christlichem Gehorsam fließet,
Und, mehr begierd-, als wasservoll,
Sich unter Carl's Gebot ergießet,
So weit vermehrt sie ihre Lust —
Denn Freude zieht das Blut zur Brust —
Durch Beitrag aus den kleinen Flüssen,
Die jetzt den stündlichen Tribut,
Weil große Freude viel verthut,
Geschwind und doppelt liefern müssen."

Auch in den gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten geht G. oftmals von dem hergebrachten steifen Wesen dieser Gattung ab und sucht durch eine ungezwungnere Behandlung seines Gegenstandes den Zuhörern und sich selbst die Langeweile der Arbeit zu versüßen. So beginnt Nr. 10 der Gelegenheitsgedichte gleich mit der muntern Ueberschrift:

„Da, wo Scherz und Anmuth lacht,
Wie um Dich, Du kleiner Hake,
Da erlaubt uns auch der Ernst
Eine wohlgemeinte Schnake."

Dergleichen ließe sich noch Mancherlei anführen.

den gelehrten Dichtern näher, als Günther, und haben ihre Blicke immer noch mehr auf fremde Vorbilder, als in das eigne Innere gerichtet.

Nichtsdestoweniger bezeichnet auch diese Poetenschule einen wesentlichen Fortschritt über die frühere, verderbte Zeitrichtung des dichterischen Geschmackes hinaus. Sie vermeidet die Uebertreibungen der zweiten schlesischen Schule durch größere Einfachheit des Ausdrucks, die frostige Steifheit und Unnatur der Hof- und Gelegenheitsdichter durch eine vorwaltende Neigung für Stoffe des bürgerlichen Lebens und für allgemein menschliche Empfindungen. Sie wendet sich von der lüsternen Weichlichkeit der Italiener und der kalten Glätte der Franzosen ab, indem sie von beiden nur die besseren Eigenschaften nachzuahmen sucht, und schließt sich im Uebrigen theils an die ächten classischen Muster der Griechen und Römer, theils an die natürliche und gefühlvolle Dichtweise der Engländer an. Brockes, von beinahe gleicher Liebe zur Poesie, zur Malerei und zur Musik hingezogen, versuchte in Worten zu malen und durch Tonfall, Vers und Wahl der Laute *) musikalische Wirkungen hervorzubringen. Ein Freund der Natur und ein Anhänger jener sanfteren und helleren Religion, welche nicht in dem gedankenlosen Hersagen unverstandener Glaubens- und Gebetsformeln, sondern in der begeisterungsvollen Anschauung und Bewunderung der Schönheit und Regelmäßigkeit der göttlichen Werke die wahre Gottesverehrung erkennt, unternahm er es in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" **), die Natur in ihren kleinsten wie in ihren größten Gebilden zu schildern und mit derselben Hingebung sich in das Thautröpfchen, das Hälmchen Gras oder den am Boden kriechenden Wurm, wie in die unendlichen Tiefen des Firmaments zu versenken. Zwar erreichte er die plastische Kraft Thompson's in diesen Naturschilderungen nicht, während auch die Frische und Fülle

*) So glaubte er die Stille in der Natur vor und nach dem Gewitter und andrerseits das Rollen des Donners und die allgemeine Erregung aller Elemente während desselben dadurch nachahmen zu müssen, daß er jene ersteren Momente in lauter Versen, worin der Buchstabe R nicht ein einziges Mal vorkommt, diese letzteren in solchen besang, welche durch absichtliche Häufung dieses Consonanten einen starken und rollenden Tonfall erhalten.

**) Der ganze Titel heißt: „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalischen und moralischen Gedichten" — 9 Thle. 1723—1748. (Da die Gedichte von Brockes, Richey, Haller, Hagedorn wol auf jeder größeren Bibliothek zu haben sind, so unterlasse ich es, einzelne Proben daraus wörtlich hier anzuführen.)

der Bilder, welche in manchen seiner früheren Gedichte als ein Nachklang der italienischen Manier sich zeigte, in den späteren nur zu oft in Trivialität und Weitschweifigkeit verwandelt erscheint. Aber er leitete doch — und auch das war schon ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst in der damaligen Zeit — seine Landsleute von der Büchergelehrsamkeit zur lebendigen Anschauung der Natur, von der dogmatisch beschränkten Kirchlichkeit der Orthodoxen zu einer mehr heiteren, gefühlsinnigen Religiosität, von der kaltvornehmen Geringschätzung des Irdischen zum sorgsamen Studium dieser sichtbaren Offenbarung Gottes, von den leeren Vergnügungen eitler Modesucht zu den reineren und edleren Freuden der Wissenschaft und des sinnigen Naturgenusses hinüber.

In größerem Stile besang Albrecht von Haller die Natur und den Menschen, die Harmonie der physischen wie der moralischen Weltordnung. Wenn die mikroskopischen Naturschilderungen von Brockes, welche uns oft an die Blumenstücke und die Stillleben der niederländischen Maler erinnern, der Liebhaberei für schöne Ziergärten und Naturaliensammlungen entsprachen, wie sie eben damals unter den reichen Handelsherren Hamburgs Mode waren, so weht uns aus den Hallerschen Gedichten der frische Lufthauch der großartigen Alpenwelt, angesichts deren er seine Lieder dichtete, und der Geist jener umfassenden Naturforschung an, deren Meister er war; auch klingen oftmals mitten in seine tiefsinnigen Speculationen über den Ursprung des Uebels in der Welt und mitten in seine idyllischen Betrachtungen über die Milchwirthschaften der Sennerinnen oder die Liebesbewerbungen der Hirten die kräftigeren Töne eines starken republikanischen Gemeingefühls und jener vaterländischen Begeisterung für die großen Thaten seiner Vorfahren, an der es keinem Schweizer, geschweige einem Schweizer Dichter fehlt, belebend und erfrischend hinein.

Richey, gleich Brockes ein Bürger der reichen und stolzen Hammonia und durch innige Freundschaft mit ihm und einem Kreise anderer Gleichgesinnter — den Männern der „Patriotischen Gesellschaft“ — verbunden, wendete sich in seinen Liedern vorzugsweise dieser bürgerlichen und geselligen Seite des Lebens sowie der Verherrlichung der Größe seiner Vaterstadt zu. Die meisten seiner Gedichte, wie derer seiner niedersächsischen Freunde, sind ihrer Form nach Gelegenheitsgedichte, aber sie halten sich, mit einzelnen Ausnahmen, frei von jener steifen

Convenienz und jenem erkünstelten Pathos, wodurch die Mehrzahl der handwerksmäßigen Gelegenheitsgedichte der damaligen Zeit so widerwärtig wurde; vielmehr athmen sie ein munteres Behagen bei frohen, eine wahre und in ihrem Ausdruck bescheidene Empfindung bei traurigen Veranlassungen. Nicht selten prägt sich der Geist heiterer geselliger Lust, der diese Lieder eingegeben hat und belebt, auch in musikalischen Sangesweisen aus, womit dieselben durchflochten sind, und verleiht dadurch den an sich nicht immer besonders poetischen Gedanken eine erhöhte Stimmung. Sogar den provinziellen Dialekt verschmähen diese Dichter nicht, wo es gilt, in recht gemüthlich zwangloser Weise zu scherzen und zu spielen.

Einen etwas höheren Flug nahm Hagedorn's Muse. In seinen Empfindungen und Neigungen ebenfalls mehr bürgerlich, obgleich Edelmann von Geburt, aber weltmännisch gebildet und durch Reisen und Verbindungen mit der großen Welt vertraut, war er mannigfaltiger in seinen Stoffen und zugleich gewandter in Sprache und Versbau. Ein Feind des höfischen Gepränges, der eitlen Modethorheiten, aber auch des steifen Gelehrtenthums und der finsteren Orthodoxie, geißelte er die Gebrechen seiner Zeit unter der Form von Satiren und Fabeln und opferte in anmuthigen, leichtgeschürzten Liedern, wie im Leben, den Genien des heitern Genusses, der Zufriedenheit, der Freundschaft und aller sanften und edlen Regungen des Herzens.

So waren von verschiedenen Seiten her wieder die Anfänge einer Poesie vorhanden, welche ihre Anregungen und ihre Stoffe aus dem wirklichen, gegenwärtigen Leben, nicht aus einer fernen, weitabgelegenen Welt, aus den eignen Empfindungen und Anschauungen der Dichter, nicht aus der bloßen Nachbildung fremder Empfindungen und Gedanken entnahm. Freilich waren es aber nur erst Anfänge, und zwar ziemlich bescheidene, ja zum Theil dürftige Anfänge. Man bewegte sich noch in den engsten Kreisen und auf den untersten Stufen poetischer Gestaltung. Das Lehrgedicht, die Fabel, die Satire und das Epigramm („Ueberschrift" nannte man es damals) — das waren die höchsten Dichtungsarten, zu denen man sich verstieg. Denn die schwachen Anläufe zum Epos, welche Postel und König machten, wollten wenig bedeuten. Die große Mehrzahl der Gedichte beschränkte sich auf die Schilderung individueller Empfindungen oder auf Darstellungen der einfachsten Art aus der Natur und dem Menschenleben, bisweilen untermischt mit metaphysischen oder moralischen Betrachtungen.

Diese Beschränktheit der Poesie nach ihren Stoffen und ihren Formen stand mit dem allgemeinen Fortschritte des nationalen Geistes ganz im Einklange. Das deutsche Volk war kaum aus der dumpfen Gefühllosigkeit erwacht, worin es lange Zeit gleichsam nur vegetirt hatte. Von den Fesseln der Orthodoxie wie des gelehrten Pedantismus befreit, begann es eben erst wieder menschlich zu empfinden, selbständig zu denken und die umgebende Natur und Menschenwelt mit offenem Auge zu betrachten. Die Poesie erfüllte nur eine natürliche Aufgabe, wenn sie diesen ersten Regungen des wiedererwachenden menschlichen und bürgerlichen Bewußtseins der Nation Sprache und Ausdruck zu verleihen suchte und sich mit Vorliebe in lyrischen Ergüssen, idyllischen Naturschilderungen, lehrhaften Moralbetrachtungen oder satirischen Angriffen auf die Feinde des neuen Bildungsfortschrittes erging. Woher sollte ihr auch Stoff und Anlaß zu Dichtungen im höheren Stile kommen, so lange die Nation selbst keinen kräftigeren Anlauf nahm, so lange es an großen Thaten und großen Charakteren, ja sogar an der Möglichkeit zu beidem fehlte und, nach Goethe's leider nur zu wahrem Ausspruche*), „der einzige würdige, nicht nationelle, aber doch provinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat", das — Lustlager von Mühlberg war? Und doch ward dieser bescheidene Gang, den die deutsche Dichtung in ihrem Wiederaufstreben zu nehmen begonnen hatte, plötzlich unterbrochen durch den kühnen Anlauf eines Schriftstellers, der „eine deutsche Nationalliteratur" im großen Stil**) gleichsam aus dem Nichts zu schaffen unternahm. Dieser Schriftsteller war Johann Christoph Gottsched.

J. Chr. Gottsched und sein Versuch der Schaffung einer „deutschen Nationalliteratur".

Gottsched begann seine Laufbahn zu Königsberg in Preußen, wo neben der Wolfschen Philosophie die Poesie und die literarische Kritik (besonders durch Pietsch, einen Genossen der Besser und König) gepflegt ward und eine allgemeine Bildung ihre Vertreter an der Universität, in der Kaufmannschaft und

---

*) „Dichtung und Wahrheit", 2. Thl. 6. Buch. („G.'s Werke", 25. Bd. S. 81.)

**) Ich folge in der obenstehenden Darstellung von Gottsched's Entwickelungsgange größtentheils dessen eigenen Aufzeichnungen in der „Nachricht von des Verfassers Schriften bis zum 1745. Jahre", als Vorrede zu dessen „Ersten Gründen der gesammten Weltweisheit. Praktischer Theil" (1762).

selbst unter einem Theile des umwohnenden preußischen Adels fand*). Hier empfing der junge, strebsame und ehrgeizige Gelehrte mannigfache Anregungen zu einer vielseitigen literarischen Thätigkeit. Während er durch die Fertigung von Gelegenheitsgedichten auf allerhand hochgestellte Personen und bei öffentlichen Festlichkeiten seine ersten Lorbeeren zu pflücken und sich Gönner zu verschaffen beflissen war, studirte er gleichzeitig das Monadensystem von Leibnitz, disputirte über Probleme der Physik und schrieb eine Dissertation von der göttlichen Gnadenwahl.

Ausgebreiteter und einflußreicher ward seine Wirksamkeit, als er im Jahre 1724 nach Leipzig übersiedelte. Leipzig war, als Sitz des Buchhandels, der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs. Sein lebhafter Handel brachte es in Verbindungen mit allen wichtigen Punkten Deutschlands und selbst des Auslandes. Seine Messen waren regelmäßige Sammelplätze der vornehmen Welt im weitesten Umkreise. Durch die **Acta Eruditorum**, neben welchen seit einiger Zeit auch noch eine „Leipziger Gelehrte Zeitung“ bestand, übte es einen bedeutenden Einfluß auf die gelehrten Kreise aus. Der damalige Herausgeber der **Acta**, Burckhard Mencke, der Sohn ihres Stifters, war auch in den schönen Wissenschaften vielbewandert, besaß einen reichen Schatz von Werken der deutschen und ausländischen Literatur und wirkte in diesem Geiste an der Universität und darüber hinaus. Die Universität, wennauch zum Theil zurückgeblieben hinter der neu aufblühenden zu Halle, war doch noch immer berühmt und zahlreich besucht. Die deutschen Studien hatten dort eine bevorzugte Pflege in der 1697 errichteten „Görlitzischen Gesellschaft“ gefunden, die 1717 sich in eine „Deutschübende Gesellschaft“ umtaufte, seitdem gleichmäßig Prosa und Poesie betrieb und nicht mehr blos Lausitzer und Schlesier, sondern Angehörige aller deutschen Länder, die sich in Leipzig zusammenfanden, in ihren Schooß aufnahm**).

Gottsched's vielseitige Wirksamkeit in Leipzig.

Gottsched trat in Leipzig anfangs nur als Verbreiter der Wolfschen Philosophie auf***). Bald aber dehnte er

*) Besonders wird eine Familie v. Keyserlingk in damaligen Quellen viel genannt — als Gönnerin des Philosophen Leibnitz, wie später wieder des Philosophen Kant. Eine Gräfin v. Keyserlingk übersetzte auch Gottsched's Handbuch der Philosophie ins Französische, wie man aus dessen Dedication der „Ersten Gründe der Weltweisheit“ ersieht.

**) Danzel, „Gottsched“, S. 78 ff.

***) Er gab zuerst ein „Handbuch“, später ein vollständiges System der Philo-

seine Thätigkeit weiter und immer weiter aus. Er verfaßte, auf Veranlassung eines Buchhändlers, Moralische Wochenschriften. Er übersetzte Boileau's Satiren und Fontenelle's Gespräche der Todten. Er kritisirte in den Actis Eruditorum allerhand neue deutsche Bücher. Er gab Gedichtsammlungen, fremde und eigne, heraus. Er ward Mitglied der „Vertrauten Rednergesellschaft", verließ diese dann wieder und ging zu der „Deutschübenden Gesellschaft" über, deren zukunftreiche Wirksamkeit er mit richtigem Instinkt erkannte. Rasch schwang er sich zum Haupte und Mittelpunkte dieser Gesellschaft auf und veranlaßte eine abermalige Umgestaltung derselben (1727), infolge deren sie den Namen „Deutsche Gesellschaft" annahm, zu ihrer Aufgabe noch entschiedener, als bisher, die Verbesserung und Uebung der Muttersprache in gebundener und ungebundener Rede machte, zugleich durch Aufnahme auswärtiger Mitglieder und durch Anregung ähnlicher Gesellschaften in anderen Ländern oder Anknüpfung von Verbindungen mit schon bestehenden sich über ganz Deutschland zu verzweigen suchte*).

Dieser Plan gelang über Erwarten. Der Trieb der Vereinigung, der sich damals überall regte, und der in allen Klassen erwachte literarisch-ästhetische Drang führte der deutschen Gesellschaft zu Leipzig zahlreiche Mitglieder aus den verschiedensten Theilen Deutschlands zu**) und rief an vielen Orten wahlverwandte Vereine ins Leben. Von allen Seiten kamen an Gottsched, als den „Senior" der Gesellschaft, Aufnahmegesuche, Dankschreiben der Aufgenommenen, Gedichte zur Begutachtung durch die Deutsche Gesellschaft und zur Veröffentlichung in ihren Schriften.

Gottsched als literarischer Tonangeber Deutschlands.

So sah sich Gottsched mit einem male an die Spitze einer allgemeinen literarischen Bewegung gestellt und mit einer Art kritischer Dictatur über ganz Deutschland bekleidet. Er verfehlte nicht, die Macht, die dadurch in seine Hände gelegt ward, sowol auszubeuten, als zu befestigen und immer weiter auszudehnen. Unermüdlich ließ er Bücher auf Bücher erscheinen, in denen er bald die Regeln der deutschen Sprache, der Beredsamkeit, der Dichtkunst auf

sophie nach Wolffschen Grundsätzen heraus, letzteres unter dem Titel: „Erste Gründe der Weltweisheit", in 2 Bänden. (1732—34. 7. Aufl. 1762.)

*) Danzel, a. a. O. S. 82 ff.

**) Sogar aus Siebenbürgen. Auch einige gelehrte Frauen wurden Mitglieder der Gesellschaft.

bestimmte Grundsätze zurückzuführen und allgemeinverständlich zu machen suchte, bald die Anwendung dieser Grundsätze in der Kritik einzelner literarischer Erscheinungen gab, oder Musterstücke der Prosa und der Poesie zur Bildung des Geschmackes sammelte*). Daneben veröffentlichte er regelmäßig die Schriften der Deutschen Gesellschaft, d. h. die Sammlung der in ihrem Schooße vorgetragenen oder ihr eingesandten Reden, Gedichte u. s. w. Und so sehr wußte er seine Bestrebungen und Ansichten mit denen der Gesellschaft zu identificiren, daß die öffentliche Meinung sich gewöhnte, in allem, was diese unternahm, seine leitende Hand, und in allem, was er that, ein gemeinsames Product seiner und der Gesellschaft Thätigkeit zu erblicken. Endlich wirkte er auch noch auf einen zahlreichen Kreis von Jüngern durch seine akademischen Vorlesungen, auf einen noch viel zahlreicheren durch seinen ausgebreiteten und lebhaften Briefwechsel **).

Seine Bestrebungen für Verbesserung der Sprache. Seine nächsten Bemühungen galten der Verbesserung der deutschen Sprache. Noch war es trotz Opitzens Anstrengungen nicht gelungen, eine bestimmte Mundart zur alleingültigen Schriftsprache zu erheben. Die meisten Schriftsteller mischten ungescheut Provinzialismen in ihre Rede ein: der Schwabe, der Franke, der Niedersachse war an seiner Schreibweise zu erkennen ***). Gottsched setzte es durch, daß dem meißnischen Dialekt der Vorzug vor allen

*) Es erschienen von ihm nacheinander: 1729 „Grundriß zu einer vernunftgemäßen Redekunst, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer" (später erweitert in der „Ausführlichen Redekunst" u. s. w., 1739) und „Versuch einer kritischen Dichtkunst" (4. Aufl. 1751); 1731 „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache"; 1741 die „Deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten"; 1748 „Sprachkunst" (5. Aufl. 1762); 1751 „Nöthiger Vorrath zur dramatischen deutschen Dichtkunst"; 1760 „Handlexikon der schönen Wissenschaften" u. s. w.

**) Die Sammlung der an ihn gerichteten Briefe, nebst einer Anzahl der seinigen, bildet 22 Foliobände und enthält nicht weniger als 4700 Briefe, geschrieben zwischen 1722 und 1756. Sie findet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek und ist zuerst von Danzel ganz durchgesehen, excerpirt und für seine Schrift über Gottsched benutzt worden. Ich habe einen Theil derselben gleichfalls durchgelesen, weil ich hoffte, neben den literargeschichtlichen auch manche cultur- und sittengeschichtliche Anhaltepunkte darin zu finden. Indessen gab es deren nur sehr wenige. Interessant ist der Gesammteindruck von dem damaligen literarischen Treiben, den das Lesen dieser Correspondenz gewährt.

***) Gottsched, „Sprachkunst", S. 5.

zuerkannt und der Gebrauch jedes anderen in der Schriftsprache zu einem Fehler gestempelt wurde. Er hatte dabei das Ansehen Luther's und die Macht eines Herkommens für sich, welches seit der Reformation der obersächsischen Mundart den ersten Rang unter allen eingeräumt hatte. Gewiß verfuhr er dabei zu souverain und zu ausschließlich, wollte zu sehr die Sprache in bestimmten Formen für immer fixiren, gab ihrer natürlichen Fortbildung zu wenig Raum, beachtete namentlich zu wenig die befruchtenden Wirkungen, welche eigengeartete provinziale und selbst locale Ausdrücke oftmals auf die Sprache ausüben; allein darin hatte er unstreitig Recht, daß, nach dem damaligen Stande der Bildung und dem Vorgange anderer Völker, um zu einer Nationalliteratur zu gelangen, man erst eine allgemeingültige Nationalsprache haben mußte.

Gottsched's Idee einer deutschen Nationalliteratur. — Warum Deutschland noch nicht, wie Frankreich, eine solche haben konnte.

Diese Idee einer deutschen Nationalliteratur — das war das höhere Ziel, welches dem Ehrgeize Gottsched's vorschwebte und seine Bestrebungen leitete. Frankreich bot das verführerische Beispiel einer solchen dar. Die französische Literatur des Zeitalters Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. trat auf mit allem Glanze äußerer Regelmäßigkeit und Classicität der Form, und dabei war sie in dem Schwunge ihrer Rhetorik, der Präcision ihrer Gedanken, der Feinheit ihrer Antithesen und ihrer Vergleichungen ein natürlicher Ausdruck des französischen Geistes. Gottsched ließ sich durch diesen Vorgang verführen und sah nicht ein, daß von den Voraussetzungen, auf welchen die Blüthe und der Glanz der classischen Literatur in Frankreich beruhte, die einen in Deutschland gänzlich fehlten, die andern auf die deutschen Verhältnisse nicht anwendbar waren. Der Mangel eines Protectorats von oben (um welches Gottsched sich vergeblich für seine Bestrebungen bemühte*)) war unter allen Hindernissen, die einer Nachahmung des französischen Literaturaufschwunges hier im Wege standen, noch beinahe das geringste. Viel schwerer fiel ins Gewicht der Mangel eines eigentlichen Nationalgeistes in Deutschland und die verkümmerte Ausbildung nicht blos der öffentlichen, sondern auch der gesellschaftlichen Zustände. In Frankreich, wie sehr auch die innere Selbstthätigkeit des Volkes unterdrückt war, hatte doch die Nation als Ganzes ein Gefühl der Einheit und der Größe, welches dem Geiste derselben in allen seinen Regungen einen erhöhten Schwung und

*) Danzel, a. a. O. S. 86 ff.

lebhafte Empfänglichkeit für die Würdigung heroischer Thaten und heroischer Charaktere verlieh. Die Concentration aller Talente in Paris, die fortdauernde Reibung der Geister, welche dort stattfand, die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, welche sich dort bildete, alles dies waren — trotz dem erdrückenden Despotismus der oberen Klassen und der Geistlichkeit — mächtig wirkende Hebel der geistigen Spannkraft, der Kritik, des Witzes, der Satire. So besaß Frankreich fruchtbare Elemente für zwei der wichtigsten Gattungen der Poesie, die heroische Tragödie und die Komödie. Auch dem Epos boten sich dort viel leichter Stoffe von nationaler Bedeutung dar, als in Deutschland, wo gerade das, was Großes und Würdiges aus der nationalen Vergangenheit hätte entnommen werden können, in der durch und durch particularistisch gesinnten Gegenwart nicht auf Theilnahme, viel eher auf Widerspruch und Anfeindung zu rechnen hatte. Für ein französisches Epos blieb Heinrich IV. immerfort ein populärer und dankbarer Stoff auch bei veränderten politischen Zuständen im Innern; aber in welchem der vielen hundert Territorien Deutschlands hätte man sich denn wol zu dieser Zeit begeistern mögen für einen Heinrich den Finkler oder einen Friedrich Barbarossa und ihre Verdienste um die Einheit und Größe des Reichs? Die Helden eines Corneille und eines Racine mit ihrer kühnen Entschlossenheit und ihrer vor nichts zurückscheuenden Ehrbegierde waren dem Charakter des durch seine Könige an Kriegsruhm und große Waffenthaten gewöhnten französischen Volkes wahlverwandt, und selbst ein etwas übertriebenes Pathos entsprach dem Geschmacke eines Publicums, welches sogar im geselligen Verkehr das Effectreiche und Glänzende von jeher dem Einfachen und Natürlichen vorzog. Und wenn Molière mit den vernichtenden Schlägen seiner Satire vor den Augen von Paris, d. h. von ganz Frankreich, in seinem „Tartüffe" den Repräsentanten jener furchtbaren Macht züchtigte, welche ganz Frankreich mit ihren finstern und unheimlichen Einflüssen umspannte, so war die Wirkung natürlich eine weitaus andere, als wenn in Deutschland irgend ein provinzieller Tartüffe auf irgend einer provinziellen Bühne zur Schau gestellt ward.

Aber alle diese wesentlichen Unterschiede übersah Gottsched, ebenso von patriotischem Eifer*), wie von persönlicher Eitelkeit geblendet.

*) Daß G. wirklich auch einen patriotischen und nationalen Gesichtspunkt dabei im Auge hatte, geht u. a. aus der Vorrede zu seinem „Nöthigen Vorrath" hervor,

Er bildete sich ein, es bedürfe nur der Nachahmung des von Frankreich gegebenen Vorbildes und der Beobachtung gewisser theoretischer Regeln, um eine Literatur gleich der jenes Volkes auch in Deutschland aus dem Boden zu stampfen. So ging er daran, jene fremden Muster theils in Uebersetzungen, theils in Nachbildungen auf die deutsche Bühne und in die deutsche Literatur zu verpflanzen, diese Regeln planmäßig auszuarbeiten und den zahlreichen dichterischen Kräften, die sich allseits regten, als Richtschnur darzubieten. Er selbst, seine Frau, seine Jünger übersetzten und dichteten um die Wette dramatische Stücke, und nach allen Seiten hin regte er zur Nachfolge auf diesem Wege an.

Gottsched's Wirksamkeit für die Bühne und ihre Erfolge.

Es war ein richtiger Instinct, der Gottsched dazu trieb, vor allem das Theater ins Auge zu fassen. Wenn es möglich war, eine Nationalliteratur zu schaffen, so mußte die dramatische Poesie die Spitze derselben bilden. Das Beispiel der französischen Literatur wies darauf hin. Durch nichts konnte auch eine nationale Dichtung sich leichter des Interesses aller Klassen der Gesellschaft bemächtigen, als durch das Theater, welches alle Klassen in seinen Räumen vereinigte.

Der damalige Zustand des deutschen Theaters. Die Wandertruppen. Die Hauptstaatsactionen und die Possenspiele.

Das deutsche Theater stand damals auf einer ziemlich tiefen Stufe*). Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts war es in den Händen professioneller Schauspieler, welche von Stadt zu Stadt umherzogen. Die meisten dieser

---

wo er sagt: „Im Jahre 1740 kam ein französisches Buch heraus, darinnen uns Deutschen die Liebe und Kenntniß der Schaubühne mit sehr stolzen und verächtlichen Worten abgesprochen ward. Ich muß sie nothwendig anführen, so hart sie auch lauten, damit meine Leser selbst von dem Eindrucke urtheilen können, den sie bei mir und vielen andern rechtschaffenen Deutschen gemacht haben". (Nach Anführung des französischen Urtheils fährt er fort): „Da ich kein Freund von Streitigkeiten bin und gleichwol die Ehre der Deutschen gern gegen solche bittere Angriffe vertheidigen wollte, so dachte ich, der beste Weg, einen Widersacher zu demüthigen, wäre, wenn man ihm den großen Vorrath von Schauspielen vor Augen legte, den Deutschland seit zwei und mehr Jahrhunderten hervorgebracht hat". In derselben Vorrede wendet er sich auch noch ausdrücklich gegen die „Bewunderer alles Ausländischen", unter denen er besonders die Höfe und den Adel nennt, setzt diesen die älteren und vornehmlich die neueren deutschen Originalschauspiele entgegen (worunter natürlich die seinigen in erster Reihe stehen) und motivirt sein Unternehmen schließlich mit den Worten: „Es ist auf die gemeinsame Ehre von ganz Deutschland damit abgezielet!"

*) Das Folgende hauptsächlich nach Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", und Prutz, „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters".

Wandertruppen bestanden aus Subjecten von der niedrigsten Bildung. Ihr Repertoir theilte sich zwischen Hauptstaatsactionen oder Heldenstücken und Possenreißereien*). Der Hanswurst oder Harlekin spielte

*) Um von beiden eine ungefähre Vorstellung zu geben, theile ich (nach Devrient, a. a. O. 1. Bd. S. 316 ff., 346 ff.) die Anschlagezettel einiger solcher Stücke mit. Der eine lautet:

„Die Veltheimische Bande, als kön. pohlnische und churf. sächsische Hof-Comödianten, wollen heute, Sonnabend, den 15. Julius (1709), auf ihrer Schaubühne ein ungemein rares biblisches Stück vorstellen, welches nicht allein wegen prächtiger theatralischer Auszierungen, sondern auch besonders wegen der beweglichen Begebenheit fast nicht zu verbessern und niemand mißfallen kann. Den summarischen Inhalten zu melden, wird unterlassen, indem die Materie niemandem unbekannt sein wird. Die Action wird genannt: Eliä Himmelfahrt oder die Steinigung des Naboths. Nach Endigung dieser vortrefflichen Haupt-Action soll eine sehr angenehme Nach-Comödie den Schluß machen, genannt: Der vom Pickelhering gemordete Schulmeister oder die betrogenen Speckdiebe."

Ein anderer:

„Heute, als am 14. November 1709, werden die Sächsisch-Hochteutschen Comoediauten zum erstenmale vorstellen eine gantz neue, wohlsehenswürdige Haupt-Action, genannt:

Wett-Streit der Verliebten oder Die um den Jungfern-Krantz selbstreitende Printzeßin.

Kurtzer summarischer Inhalt:

Actus I. Der König von Creta, nachdem er die Thracier überwunden, wird auff einem Triumph-Wagen, so von nackenden Sklaven gezogen wird, öffentlich eingeholet. Verspricht deswegen, denen Göttern ein ewig brennendes Feuer anzuzünden. Actus II. Der Fürst von Negroponte will seine Printzessin Dorimene mit Consens des Königs an den Printzen aus Cypern vermählen; weil aber die Printzessin anderwerts verliebt, bittet sie, daß ihre Wahl auff ein ritterliches Gefecht möge gestellet werden. Sie aber verkleidet sich heimmlich in Mannskleidern, entweder ihren Liebsten Orontes zu gewinnen, oder ihr Leben zu verlieren. Actus III. Der Printz von Cypern, nachdem er auff der See dem Orontes das Leben errettet, vermag ihn dahin, anstatt seiner den Wett-Streit um den Jungfern-Krantz anzutretten, welcher auch den Sieg erhält. Weil er aber nachgehends als des Königs Sohn erkannt wird, überläst ihm der Printz von Cypern die Braut freiwillig; hierbey wird ein Ballett von 4 Rittern gehalten, auch ist diese Haupt-Action mit lustiger Harlekins-Kurtzweill angefüllet."

Nach Endigung dieser Haupt-Action soll beschließen eine lustige Nach-Comoedia, genannt:

L'Esprit François oder Der Frantzösische Geist."

Förster in Hamburg führte auf:

„Die bekannten Seeräuber Claus Störzenbecher, Gädche Michael, Wiegmann und

in beiden eine wichtige Rolle. In den meisten Residenzen und selbst in manchen der größeren Handelsstädte hatte das deutsche Schauspiel an dem französischen und italienischen, sowie an der deutschen Oper eine gefährliche Nebenbuhlerschaft. Nur in den beiden Hauptstädten Berlin und Wien fand es eine günstige Stätte. In Berlin nahm Friedrich I., obgleich im Uebrigen ein Anbeter französischer Moden, die deutschen Komödianten gegen die Anfeindungen seiner zelotischen Geistlichkeit in Schutz, und Friedrich Wilhelm I. duldete keine andere Art von Schauspiel, als die Staatsactionen und Harlekinaden*). In Wien hatte sich diese Art von Schauspiel durch Stranitzky's Talent und durch die Vorliebe der Wiener Gesellschaft für volksmäßigen Humor so sehr eingebürgert, daß es sich sowol neben dem französischen Theater, als neben dem deutschen Drama im höheren Stil bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts behauptete, wo es endlich Sonnenfels gelang, den Hanswurst zu stürzen. Selbst die vornehme Welt Wiens hatte ihre herzliche Freude an den tollen Possen, und die derben Späße des Hanswurst wurden am lebhaftesten von den Logen aus beklatscht**).

Die Neuber'sche Truppe und Gottsched's Anknüpfungen mit ihr.

Leipzig war für jene Wandertruppen ein besonders fruchtbarer Boden sowol wegen des Wohlstandes seiner einheimischen Bevölkerung, als wegen seiner Messen, welche zahlreiche Fremde dahin zogen. Aus eben diesem Grunde war hier am ersten die Einführung eines verbesserten Geschmackes auf dem Theater möglich. Zu der Zeit, wo Gottsched nach Leipzig kam, hatte die Neuber'sche Truppe von der dortigen Bühne Besitz genommen. Die Prinzipalin dieser Truppe, Caroline Neuber, geb. Weißenborn***), war eine

---

Wiegbold. Wie dieselbigen in dem heiligen Lande gefangen genommen, in Hamburg auf dem Grasbrock nebst 150 Mann zu öffentlicher Execution sind gebracht werden". Auf dem Anschlagszettel war im Holzschnitte das Schaffot abgebildet, auf welchem der Scharfrichter soeben einem der Seeräuber den Kopf abschlug, während verschiedene andere schon am Galgen hingen und auf's Rad geflochten waren. — „In diesem Mordspektakel", sagt Devrient, „wurde denn nach alter Weise ein großer Aufwand von Kälberblut gemacht, nachher aber ein lustiges Nachspiel: Harlekin, die lebendige Uhr, aufgeführt." — Vgl. Prutz, a. a. O. S. 207 ff., wo noch mehr dergleichen Hauptstaatsactionen angeführt sind.

*) Devrient, a. a. O. 1. Bd. S. 387.

**) Ebenda S. 335 ff. Lady Montague, Letters, 1. Bd. S. 40.

***) Sie war die Tochter eines Advokaten zu Reichenbach im sächsischen Voigtlande und 1692 geboren.

Frau von mehr als gewöhnlicher Bildung, willensstark und eifrig für ihre Kunst, dabei mit einem vorzüglichen Talente der Leitung begabt. Sie hatte es verstanden, die besten Kräfte an sich zu ziehen und ihre Truppe auf einen höheren Standpunkt, als die meisten andern, zu erheben. Gottsched fand in ihr eine empfängliche und sachverständige Gehülfin für die Verwirklichung seiner Idee einer Reform des deutschen Theaters. Er beredete sie, dem rohen Volksschauspiel zu entsagen und ihrem Publicum Stücke in dem verfeinerten Geschmacke der Franzosen zu bieten. Schon früher hatte man hier und da Versuche mit der Aufführung französischer Dramen in deutschen Uebersetzungen gemacht, aber mit wenig Erfolg. Auf Gottsched's Rath und mit seiner Unterstützung nahm jetzt die Neuberin diese Versuche planmäßig wieder auf. Gottsched's Einfluß und Autorität kamen ihr zu Hülfe. Sogar der Hof zu Dresden interessirte sich für das neue Unternehmen und lieh zu der ersten Darstellung eines Trauerspiels im höheren Stile, des „Regulus“ von Pradon, Costüme aus der Hofgarderobe her.

Einführung von Dramen im höheren Stil auf der deutschen Bühne durch Gottsched.

Der Versuch gelang, und Gottsched verfolgte den errungenen Sieg, indem er mit unermüdlichem Fleiß, unterstützt von seiner hochgebildeten Frau und einigen seiner Schüler, Stücke auf Stücke theils aus der französischen, theils aus anderen mehr oder weniger ihr nachahmenden Literaturen, wie der englischen und dänischen, übersetzte, bearbeitete, auch wol in etwas selbständigerer Weise umdichtete. Auf die Trauerspiele ließ er Lustspiele folgen, und so kam allmälig ein Repertoir zu Stande, reichhaltig und mannigfach genug, um die nöthige Abwechselung zu bieten und das Zurückgreifen zu den rohen Hauptactionen und Hanswurstiaden für immer entbehrlich zu machen*).

Das Publicum fand je länger je mehr Geschmack an den neuen Stücken, die durch eine kunstgerechte Form und eine gebildete Sprache günstig von den ungeschlachten und gemeinen Productionen der alten Bühne abstachen, von der Neuberin mit allem Fleiß und allem Aufwand äußeren Glanzes in Scene gesetzt und von den besten mimischen Talenten,

*) Gottsched stellte diese Stücke später zusammen in seiner „Deutschen Schaubühne“, 6 Bde. 1741—46. Ob dann der Hanswurst, um seine Beseitigung für immer symbolisch anzudeuten, wirklich im Bildniß auf offener Bühne „verbrannt“, oder, nach einer andern Lesart, nur „verbannt“, d. h. eben abgeschafft worden ist, darauf kommt für die Sache selbst weniger an.

die sie an sich gezogen oder selbst herangebildet hatte, gespielt wurden. Von Leipzig verpflanzte die Neubersche Gesellschaft die dort glücklich durchgeführte Reform nach anderen Städten. Sogar in Hamburg, wo sie mit der dortigen glänzenden Oper einen schweren Strauß zu bestehen hatte, drang ihr unerschütterlicher Eifer endlich durch, und noch vor dem Jahre 1740 war beinahe im ganzen Norden Deutschlands der Sieg des neuen Princips über das alte entschieden, ja 1741 konnte Gottsched triumphirend verkündigen, „daß in diesem Jahre die letzte deutsche Oper gegeben worden sei" *).

Die Resultate der von Gottsched durchgeführten Theaterreform.

So hatte man mit einem Schlage ein deutsches Nationaltheater, d. h. eine dramatische Poesie, welche nach gleichförmigen Regeln und nach denselben Mustern ihre Stücke fertigte. Sonderbarer Weise waren nur diese Muster nicht blos ausländische, sondern auch solche, welche der Natur und den Bedürfnissen des ureignen deutschen Volksgeistes keineswegs entsprachen, und diese Regeln von der Art, daß sie mit der Wendung, welche die deutsche Poesie gerade jetzt auf anderen Gebieten genommen hatte, mit der Richtung auf das Natürliche, in schreiendstem Widerspruche standen. Denn diese nach französischer Schablone fabricirten Dramen (an deren Spitze der „Sterbende Cato" Gottsched's selbst) bewegten sich in eben den steifen Formen phrasenhafter Rhetorik und kaltverständiger Reflexion, in denen so lange die gelehrte deutsche Dichtkunst sich bewegt und von denen nur eben erst eine neue, lebenswarme Regung poetischen Triebes sich zu befreien begonnen hatte. Mochte es auch für einen Vortheil gelten, daß durch den besseren Geschmack, den Gottsched auf der deutschen Bühne einführte, die Uebermacht des französischen und italienischen Theaters gebrochen und selbst die vornehme Welt für eine etwas größere Theilnahme an den Leistungen der heimischen Schauspielkunst gewonnen wurde, so war doch dieser Vortheil darum wieder

---

*) Devrient, a. a. O. 2. Bd. S. 40 fl.; Prutz, a. a. O. S. 245; Danzel, „Gottsched", S. 130 fl.; Wehl, „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert", S. 46. — In Gottsched's Briefwechsel finden sich mehrfache Schreiben der Neuberin und ihres Mannes an G., welche beweisen, wie unermüdlich jenes Ehepaar für Gottsched's Idee thätig war, so u. a. eine Beschreibung von der ersten Aufführung eines Stückes aus dem Französischen durch die Neubersche Truppe auf dem Braunschweigischen Theater und von dem Antheil, den Hof und Publicum daran genommen. („Briefwechsel", 2. Bd. Bl. 110.)

ein illusorischer, weil es doch nur der Genius des ausländischen Dramas war, den man, wennauch in deutscher Bekleidung, über die Breter schreiten ließ.

Lessing's und Möser's Ausspruch über die Verdrängung des Volksschauspiels.

Zwei der bedeutendsten Autoritäten, der größte literarische Kritiker Deutschlands und der gründlichste Kenner deutschen Volksthums, Lessing und Justus Möser, haben sich entschieden gegen die von Gottsched durchgeführte Reform des deutschen Theaters ausgesprochen und haben die Verbannung des volksmäßigen Dramas in der Person des Hanswurst beklagt. Indeß hat keiner von beiden gewagt, an die Zurückführung dieses volksmäßigen Dramas auf die deutsche Bühne praktisch Hand anzulegen. In England war es gelungen, aus dem Volksdrama in das höhere Drama den natürlichen Uebergang zu finden. Dort hatte man es verstanden, ohne mit jenem zu brechen und den darin verkörperten Geist volksmäßigen Humors von der Bühne zu verscheuchen, dennoch den Bedürfnissen der gestiegenen Bildung gerecht zu werden und den erhabenen Schwung poetischer Gedanken mit der ganzen Naivetät und Einfachheit des altenglischen Schauspiels zu vermählen. Aber das hatte nur ein Shakspeare vermocht, und auch ihm wäre es schwerlich gelungen, wenn nicht die allgemeinen Zustände seines Vaterlandes, die zähe Kraft des englischen Volksgeistes und die dort bestehende, niemals auch nur annähernd so, wie in Deutschland, gestörte engere Verbindung der verschiedenen Gesellschaftsklassen unter einander sein Unternehmen begünstigt und unterstützt hätten.

Und selbst in England war nicht nur seit lange schon die von Shakspeare eingeschlagene Richtung wieder verlassen, sondern er selbst beinahe vergessen. Dryden und Otway hatten sich bereits der Herrschaft des französischen Geschmackes gebeugt; Addison mit seinem „Cato“, dem Vorbilde des Gottschedschen, half diese Herrschaft befestigen.

In Deutschland fehlten jene natürlichen Bedingungen, die in England den Uebergang aus dem Volksschauspiel zu einem höhern Drama ermöglicht hatten, und selbst dem Genie eines Shakspeare dürfte es schwer geworden sein, ein solches den Harlekinaden und den Staatsactionen der deutschen Wandertruppen abzuringen. Aber die Frage läßt sich aufwerfen: ob es nicht zuträglicher für das deutsche Theater gewesen sein möchte, wenn man es noch so lange in seiner Verwilderung gelassen hätte, bis durch das natürliche Wachsthum des erwachten dichte-

rischen Dranges und durch eine allmälige Heranbildung desselben an bescheidneren Stoffen, vielleicht unter Hinzutritt günstigerer äußerer Verhältnisse, die Möglichkeit eines selbständigen und originalen deutschen Dramas nähergerückt worden wäre. Wenn es wahr ist, daß das Drama, als diejenige Dichtungsart, die sich vorzugsweise an den Willen und die Thatkraft des Menschen wendet, erst da seine natürliche Blüthezeit hat, wo ein ganzes Volk zur Bethätigung seines Willens und zur Uebung seiner Kraft herangereift ist, so war jedenfalls diese von Gottsched mit so viel Anstrengungen künstlich hervorgebrachte Treibhausblüthe des deutschen Dramas eine sehr verfrühte. Eine Zeit der allertiefsten politischen Abgestorbenheit, wie die, worin sich damals das deutsche Volk befand*), war keinesfalls ein geeigneter Fruchtboden für ein nationales Drama, und ein längeres Brachliegen dieses Feldes hätte wahrscheinlich, wennauch um etwas später, kräftigere und lebensfähigere Keime poetischer Schöpfungen hervorgelockt, als diese vorzeitige und gewaltsame Aufstachelung des nationalen Geistes.

Gottsched als Kritiker.

Mit der Reform des Theaters hatte Gottsched die Aufgabe, die er sich gestellt, erst halb gelöst. Sein Plan war ein größerer und umfassenderer. Er wollte die ganze deutsche Poesie umgestalten. Er wollte den ästhetischen Geschmack seiner Landsleute verbessern, leiten, beherrschen. Was Boileau für Frankreich war, das wollte er für Deutschland werden.

Eine Zeit lang glückte es ihm wirklich, eine Art kritischer Dictatur über Deutschland auszuüben. Sein Urtheil ward von den einen verehrt, von den andern gefürchtet. Eine Empfehlung von ihm galt als der beste Freibrief für ein neuerscheinendes Literaturerzeugniß. Man drängte sich an ihn, um einen günstigen Ausspruch von ihm zu erhaschen. Man schmeichelte ihm, um von ihm gelobt zu werden.

Auch ein Mann von höherem Geist und geläuterterem Geschmack möchte durch solche Erfolge verwöhnt, durch solche Huldigungen auf Abwege gebracht worden sein. Und Gottsched war weder das Eine noch das Andere. Er war ein Kritiker von kaltem, nüchternem Verstande,

---

*) Danzel, a. a. O. S. 279: „Es ist unglaublich, aber wahr, daß in diesem händereichen Briefwechsel (Gottsched's) kaum eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vorkommen". „Der ärgste Servilismus wird als etwas betrachtet, was sich ganz von selbst versteht."

aber ohne eine Spur eigentlich poetischer Empfindung, dabei eitel und ehrgeizig. Er lobte die Mittelmäßigkeit — nicht blos, weil er da am sichersten auf Gegenseitigkeit rechnen konnte, sondern weil er selbst in seinen poetischen Productionen nicht über das Mittelmaß hinauskam, und er nahm Partei gegen das Große und Erhabene in der Poesie, weil dieses sich seinen knappen Maßstäben nicht fügte und ihn selbst und seine Schule zu verdunkeln drohte.

Indessen muß man, um gerecht gegen Gottsched zu sein, seine theoretischen Ansichten von der Poesie von seiner Praxis als Dichter und als Kritiker, und in letzterer Hinsicht wieder sein Verhalten während der späteren Zeit seines Lebens von seinem früheren unterscheiden.

Gottsched's Ansichten von der Dichtkunst.

Als Gottsched zum ersten Male (1729) seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ herausgab, war noch der Hoffmannswaldau-Lohensteinische Geschmack weit verbreitet. Dem Schwulste dieser Schule setzte Gottsched die nüchterne Klarheit der Franzosen, ihrer weibischen Zierlichkeit den männlichen Ernst eines Opitz und Flemming entgegen. Die Hofpoeten Canitz und Besser lobte er zwar wegen ihrer deutlichen und gemäßigten Schreibart, tadelte aber unumwunden die Unnatur mancher ihrer Gelegenheitsgedichte, namentlich das wortreiche Prunken mit Empfindungen in Lagen, wo das rechte Gefühl stumm oder einsylbig sei, und stellte ihnen als Muster wahrer Natürlichkeit Günther gegenüber. Er verlangte von der Poesie, daß sie sich nicht nach dem wechselnden Zeitgeschmacke, weder dem der Höfe, noch dem des Pöbels, richte, sondern diesen Geschmack zu läutern suche, und von dem Poeten, daß er weder ein Schmeichler der Großen, noch ein Lästerer, vielmehr ehrlich, tugendliebend, ein Feind von Zweideutigkeiten und Leichtfertigkeiten sei. Für das oberste Princip der Dichtkunst erklärte er, in Uebereinstimmung mit Aristoteles, die „Nachahmung der Natur“, und für ihren letzten Zweck, mit Horaz, das „Ergötzen und Nützen“. Den Werth und die Nothwendigkeit eines angebornen dichterischen Talentes (eines „munteren Kopfes“, wie er sich ausdrückte), d. h. des Witzes, der Einbildungskraft und des Scharfsinnes, erkannte er an, hielt aber dafür, daß auch ein solcher „munterer Kopf“ erst durch gute Muster, Uebung im Beobachten und ein nach Regeln gebildetes Urtheil in den Stand gesetzt werde, wahrhaft künstlerische Dichtwerke zu schaffen*).

*) Die Behauptung, als ob G. die Einbildungskraft geradezu proscribirt habe,

An alledem wäre am Ende wenig auszusetzen gewesen. Auch ist zuzugeben, daß die „Kritische Dichtkunst" Gottsched's viele feine und treffende Bemerkungen enthält. Nur leider verfuhr Gottsched selbst nicht nach den Grundsätzen, die er dort aufstellte, weder als Kritiker, noch als Dichter. Er schmeichelte ebensowol schlechten Dichtern, als despotischen Großen, und fehlte gegen die erste seiner Regeln durch zahlreiche Spuren von Unnatur in seinen Gelegenheitsgedichten und durch das ausschweifende Pathos vieler seiner Bilder *).

Gottsched's poetische Theorie ist übrigens weit weniger durch das, was sie empfahl, als durch das, was sie verwarf, bekannt und gewissermaßen berüchtigt geworden. Die verächtliche Art, womit er von Shakspeare und seinen „Unregelmäßigkeiten" sprach, hätte man ihm allenfalls noch hingehen lassen in einer Zeit, wo Shakspeare sogar in seinem eigenen Vaterlande von dem ersten englischen Kritiker jener Zeit, Dryden, um der gleichen Ursache willen angeklagt ward und wo man in Deutschland von seiner Größe noch keine Ahnung hatte. Daß er aber auch Milton's Dichtweise schlechthin als überschwänglich und erkünstelt verwarf, daß er gegen die Götter- und Heldenmythen im Homer und Virgil, gegen die Wunder- und Zaubererscheinungen im Ariost und Tasso, als gegen eine Verletzung der Gesetze des Wahrscheinlichen und der Grundsätze der gesunden Vernunft, eiferte, ward ihm mit Recht als ein Mangel von Empfänglichkeit für das wahrhaft Poetische und als ein Zeichen seiner durchaus prosaischen Natur vorgeworfen und verwickelte ihn namentlich in jenen berühmten Streit mit der sog. Schweizerischen Schule, Breitinger und Bodmer.

Sein Streit mit den Schweizern.

Die Ansichten dieser Schweizer Kritiker von der Poesie gingen in vielen Stücken mit denen Gottsched's Hand in Hand **). Gleich Gottsched erklärten auch sie für die Aufgabe der Dichtkunst die Nachahmung der Natur; ja sie hoben noch entschiedener, als er, die Verwandtschaft zwischen ihr und der Malerei hervor. Gleich ihm stellten

---

hat schon Danzel mit Recht als unrichtig bezeichnet (a. a. O. S. 203). In der Praxis freilich machte G. nicht viel Gebrauch davon, aber in der Theorie hat er sie nie verworfen.

*) S. die oben, S. 450, mitgetheilten Proben.

**) Breitinger's „Kritische Dichtkunst, worinnen die poetische Malerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird". Mit einer Vorrede eingeführt von Bodmer. 1740.

sie den moralischen Zweck der Dichtungen neben dem der Erregung der Phantasie und des Gefühls (der „Ergötzung" oder „Erholung") in den Vordergrund, und sie fanden einen Hauptentstehungsgrund der Poesie, wie aller Künste, in dem Bestreben der Künstler, diejenigen Wahrheiten, „die von den Weltweisen mittelst tiefen Nachsinnens erkannt worden, aber für die groben Sinne der meisten Menschen ungeschmackt sind", durch sinnliche Bilder „schmackhafter und eindrucksvoller" zu machen *). Wenn die Schweizer einen besonderen Werth auf die Erregung eines erhöhten Gefühls legten, so stellte auch Gottsched die Schilderung lebendiger Empfindungen über die bloße Beschreibung der todten Natur, und wenn jene der Poesie die Darstellung menschlicher Handlungen und menschlicher Charaktere als ihre wichtigste Aufgabe zuwiesen, so thaten sie nichts, was nicht schon zuvor Gottsched gethan hätte **). Die Schweizer priesen, gleich Gottsched, nicht allein Opitz, sondern auch König. Die Schweizer waren viele Jahre lang mit Gottsched selbst befreundet, lobten seine Schriften und nahmen an seinen größeren literarischen Unternehmungen thätigen Antheil.

Was sie mit Gottsched entzweite, waren ihre abweichenden Ansichten theils über die Sprache, theils über die Natur der poetischen Motive. Die Schweizer zeigten sich als Gegner jener nach ihrer Meinung allzunüchternen Begriffsmäßigkeit und Deutlichkeit, die Gottsched's Ideal war, und als Verfechter einer Anfrischung der Schriftsprache durch Herübernahme eindrucksvoller Bilder und Gleichnisse aus den lebendigen Mundarten. In Bezug auf die poetischen Motive aber vertraten sie die Meinung: um das menschliche Gemüth recht zu ergreifen, müsse man die Kreise des Gewöhnlichen und Natürlichen gänzlich verlassen und das Uebernatürliche, Wunderbare zum Gegenstande poetischer Schilderungen machen. Gottsched dagegen, von der Ansicht ausgehend, daß nichts dem Menschen näher stehe, folglich nichts einen stärkeren Eindruck auf ihn machen könne, als das Menschliche und Natürliche, wenn es wahrheitsgetreu und deutlich vorgestellt werde, verwarf den über-

*) Breitinger, a. a. O. S. 7. Dahin zielt auch die hohe Bedeutung, welche die Schweizer der Fabel beilegten (Ebenda).

**) Breitinger, a. a. O. Erster Abschnitt am Ende, zu vergleichen mit Gottsched, a. a. O. IV. Hauptstück (S. 144 fl.), ferner Abschn. 13 mit G., S. 107 fl., 146.

mäßigen Gebrauch des Wunderbaren und wollte dasselbe nur in den seltensten Fällen und in den bescheidensten Grenzen gelten lassen *).

In diesem Wettstreite Gottsched's und der Schweizer kündigt sich bereits der Gegensatz zweier großer Principien unsrer modernen Poesie an, welcher bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Schweizer vertraten die idealistische, Gottsched die realistische Richtung der Kunst. Den Ansichten Gottsched's lag ein Gedanke zu Grunde, dessen Richtigkeit und Fruchtbarkeit für die Poesie auch in unserm idealistischen Deutschland je länger je mehr erkannt worden ist: der Gedanke, daß die Poesie ihre Motive soviel möglich aus der umgebenden Wirklichkeit, aus dem menschlichen Leben selbst, der Einzelnen oder der Völker, zu nehmen habe. Bei Gottsched freilich blieb dieser Gedanke unfruchtbar oder ward vielmehr zum Zerrbild, theils weil ihm und seinem Anhange die Kraft der Phantasie und die Naivetät des Gefühls abging, um das Gegebene zu poetischen Bildern zu gestalten, theils weil das damalige Volks- und Gesellschaftsleben zu abgestorben und zu erkünstelt war, um Stoff für wahrhaft poetische Gestaltungen darzubieten. Er hätte daher jedenfalls in dem Streite mit seinen Gegnern unterliegen müssen, auch wenn er nicht durch Anmaßlichkeit, Eitelkeit und Abgeschmacktheit in der Beurtheilung einzelner Dichtwerke seine Sache vollends verderbt hätte. Unter seinen Händen, und selbst unter den Händen eines Feinerbegabten, als er war, konnte bei den damaligen Verhältnissen eine Dichtungsweise, welche sich an die Wirklichkeit halten wollte, sobald sie sich an höheren Stoffen, als an einfachen Naturschilderungen oder munteren Liebesspielen versuchte, nur entweder trivial, oder gespreizt und unnatürlich werden, und es gab keinen ärgeren und für Gottsched selbst gefährlicheren Widerspruch, als den, daß er der Poesie zu ihrem hauptsächlichsten Gebiete das Leben und die den Dichter umgebende Wirklichkeit anwies, und daß er gleichwol die höchste aller Gattungen der Poesie, das Drama, fix und fertig aus einer fremden Welt nach Deutschland herüber verpflanzte.

*) S. Breitinger, „Krit. Dichtkunst", 6. Abschnitt; Gottsched, „Krit. Dichtkunst", V. u. VI. Hauptstück. Am Schlusse des VI. Hauptst. (S. 224) sagt Gottsched: „Kluge Dichter bleiben beim Wahrscheinlichen, d. i. bei menschlichen und solchen Dingen, deren Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen nicht über die Grenzen unserer Einsicht geht".

Die Schweizer ihrerseits verfielen in einen noch wunderlicheren Widerspruch. Nachdem sie das Ungewöhnliche, das Außerordentliche, das Wunderbare für den einzig würdigen Gegenstand der Poesie erklärt hatten, versuchten sie, die Dichtungsart zu bestimmen, in welcher dieses höchste poetische Motiv seinen vollsten Ausdruck finden sollte. Und — sollte man es glauben? — sie bezeichneten als solche die — äsopische Fabel *)!

*) Goethe macht sich darüber lustig in „Dichtung und Wahrheit", 1. Thl. 6. Buch („Werke", Bd. 25. S. 79). Eine würdigere praktische Probe auf die Theorie der Schweizer lieferte Klopstock's „Messias"; es zeigte sich dabei aber auch sogleich die Schwäche derselben, nämlich die so leichte Abirrung in das Ueberschwängliche und Formlose. Derjenige Dichter dagegen, welcher den Gedanken einer realistischen, d. h. ihre Motive aus der nächsten Wirklichkeit nehmenden Poesie zuerst in Deutschland verwirklichte, und zwar in gelungenster Weise, war derselbe, der als Kritiker Gottsched am heftigsten wegen seiner Verballhornung eben dieses Gedankens angriff und bekämpfte, — Lessing. (S. die Abschnitte über Klopstock und Lessing im 2. Thl. des 2. Bdes.)

Zehnter Abschnitt.

Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks in der Zeit bis 1740.

Allgemeiner Charakter der geistigen Wiedererhebung des deutschen Volkes im 18. Jahrh.

Wir können nicht erwarten, daß die Fortschritte, welche das deutsche Volk bis zum Jahre 1740 in geistiger, sittlicher oder irgend einer andern Beziehung gemacht, sehr belangreiche und weitreichende sein werden. Die Früchte culturgeschichtlicher Entwickelungen reifen selten schnell, und Generationen gehen oft vorüber, ehe eine geistige Bewegung wennauch scheinbar noch so mächtig, sichtbare Wirkungen in weiteren Kreisen erzeugt. Am allerwenigsten konnte die Rückbildung so tief zerrütteter und so unnatürlich verbildeter Zustände, wie die des deutschen Volkes seit dem dreißigjährigen Kriege waren, anders als nur sehr langsam und allmälig vor sich gehen. Blieben doch die äußeren Verhältnisse, welche die wesentlichste Schuld jener Zerrüttung und Verbildung trugen, fortwährend dieselben, ja, waren sie doch zum Theil fast noch schlimmer geworden, so daß der Fortschritt zum Besseren nur in einem fortgesetzten Kampfe mit diesen Verhältnissen und durch ein Aufgebot aller idealen Kräfte der Nation stattfinden konnte.

Auch müssen wir darauf gefaßt sein, daß die Wiedererhebung des deutschen Volksgeistes im 18. Jahrhundert nicht den Charakter einer Rückkehr auf die im 17. Jahrhundert verlassenen Bahnen, einer Wiederanknüpfung an die Zustände des Reformationszeitalters, sondern den einer völlig neuen Gestaltung des geistigen Lebens der Nation tragen wird. Die Richtung auf das Ideale, die Concentration der Individuen in sich und ihre Absonderung vom Ganzen, sammt einer gewissen

Empfindsamkeit und Sprödigkeit gegen die Verhältnisse und Interessen des äußeren, praktischen Lebens, bildet von jetzt an beinahe durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch die vorherrschende Signatur des deutschen Nationalgeistes.

Bis zum Jahre 1740 bewegt sich das geistige Leben der Nation, trotz mancher nicht unerheblicher Fortschritte im Einzelnen, im Ganzen doch noch in ziemlich beschränkten Bahnen, läßt uns fast überall nur halbe und unvollständige Anläufe zu einem bessern Zustande erblicken. Erst unter der Regierung Friedrich's des Großen, und nicht am wenigsten durch diese, empfängt die geistige Bewegung in Deutschland einen höheren Schwung, einen festeren Rückhalt und eine allgemeinere Verbreitung.

Volksthümlicher Ursprung dieser Bewegung. Mangel eines centralisirenden Ausgangspunktes und einer Initiative der Höfe.

Eine wichtige Thatsache tritt uns sogleich am Eingange dieses Rückblickes auf den abgelaufenen Zeitraum entgegen: die geistige und sittliche Wiedererhebung des deutschen Volkes geht nicht von den Fürsten und den Höfen, am allerwenigsten von einem einzigen beherrschenden Mittelpunkte des Reichs aus; kein Ludwig XIV. hat die deutsche Wissenschaft und Literatur großgezogen oder an seinem Hofe versammelt, vielmehr, was das deutsche Volk in Bildung und Gesittung ist und sein nennt, das ist es geworden und das hat es errungen durch seine eigene, freie That, durch ein Zusammenwirken mannigfaltiger Einzelkräfte von den verschiedensten Punkten des gemeinsamen Vaterlandes aus.

Einer Centralisirung des deutschen Geisteslebens stand der Mangel einer Alles beherrschenden Hauptstadt, einem entscheidenden Anstoße der Höfe auf dasselbe die Hinneigung dieser zu französischer Sitte und Bildung im Wege. Der katholische Kaiserhof konnte unmöglich der beherrschende Mittelpunkt der Nation sein, nachdem der Schwerpunkt des geistigen Lebens entschieden in den protestantischen Theil des Reichs gerückt war. Versuche, welche einzelne deutsche Gelehrte, wie Leibnitz, Paullini, später auch wol Gottsched, unternahmen, Wien zum Mittelpunkte und den Kaiserhof zum Patron einer wissenschaftlichen Verjüngung Deutschlands zu machen, scheiterten an den dortigen Verhältnissen und insbesondere an den Gegenbestrebungen des einflußreichen Ordens der Jesuiten.

Bessere Aussichten schienen sich für eine Förderung und Leitung des geistigen Aufschwunges der Nation von Preußen aus darzubieten.

In Berlin trat die Idee einer Akademie der Wissenschaften, deren Verwirklichung in Wien Leibnitz vergebens erstrebte, wenigstens äußerlich ins Leben, wenn dieselbe auch zu einer rechten Wirksamkeit während dieses Zeitraumes noch nicht gedieh. Schon früher hatte Friedrich III. durch die Stiftung der Universität Halle der neuen Ideenbewegung, welche die Pietisten und Thomasius entzündeten, einen Mittelpunkt und Rückhalt in seinen Staaten gegeben. Aber dieser Anlauf, den Friedrich III. — wahrscheinlich selbst nur mit halbem Bewußtsein von der Bedeutung dessen, was er that — nach dem erhabenen Ziele eines Protectors der deutschen Wissenschaft hin genommen hatte, verkehrte sich in sein gerades Gegentheil unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm I. Die Musen flohen den Hof und das Reich eines Königs, welcher die Wissenschaften verachtete und ihre Jünger mißhandelte. Als dann endlich mit Friedrich II. die Philosophie den Thron Preußens bestieg, war inzwischen das geistige Leben der Nation durch eigene Anstrengungen schon soweit vorgeschritten, daß dieses Königs freier und hoher Geist demselben zwar einen lebendigeren Schwung zu geben, nicht aber es erst gleichsam zu schaffen vermochte.

Von den Höfen zweiten Ranges schienen die von Mainz und von Hannover — jener, obgleich er katholisch, dieser, weil er seit dem Abfall Kursachsens und der Pfalz der erste lutherisch-protestantische Hof Deutschlands war — eine Zeit lang an die Spitze des geistigen Fortschritts treten zu wollen. Allein in Mainz hörten diese Bestrebungen sofort auf, als Kurfürst Johann Philipp, der Gönner Leibnitzens, starb, und in Hannover wurden die Nachkommen Ernst August's, die ohnehin seinen Geist nicht geerbt hatten, durch die neugewonnene englische Krone der Aufmerksamkeit auf ihr Stammland und auf Deutschland mehr oder weniger entfremdet.

Was endlich die kleineren Höfe betrifft, so zeichneten sich zwar von diesen mehrere gerade während der traurigen Zeiten in und nach dem dreißigjährigen Kriege durch eifrige Bestrebungen für die Bildung und Gesittung ihrer Völker aus — wie die von Gotha, von Wolfenbüttel, von Cassel —, allein um auf das ganze geistige Leben Deutschlands einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen, dazu waren ihre Mittel zu gering und die allgemeinen Verhältnisse zu wenig günstig.

Tonangebender Einfluß der Universitäten und der großen Handelsstädte.

So fiel die Initiative des Fortschritts vorzugsweise in die Universitäten, diese Pflegestätten der freien, auf sich selbst angewiesenen Wissenschaft. Im Anfange des Zeitraums nahm unter diesen Helmstedt eine hervorragende Stellung ein, denn von da ging durch Georg Calixt und seine Schüler die erste kräftige Regung auf kirchlichem Gebiete aus. An seine Stelle tritt kurz vor dem Anfange des 18. Jahrhunderts Halle, von dessen Kathedern nacheinander die Pietisten, Thomasius und Wolf ihre Lehren über Deutschland ausbreiten. Endlich, noch gegen das Ende unseres Zeitraums, wird Halle wiederum abgelöst von der im Jahre 1733 neugegründeten Universität Göttingen, welche wenigstens in mehreren gewichtigen Fächern des Wissens den Vorrang über diese wie über alle andern Hochschulen Deutschlands erringt.

Mit den Universitäten theilten sich in die Anregung oder die Fortleitung der geistigen Bewegung jene großen Handelsstädte, welche in ihrem Weltverkehr, ihrem Wohlstande und der durch beides erzeugten Entwickelung eines kräftigen Bürgerstandes fruchtbare und nachhaltige Elemente sittlichen und geistigen Fortschritts besaßen. Wo diese Gunst der äußeren Lebensverhältnisse mit einer altbegründeten Pflege der Wissenschaften zusammentraf, da war natürlich die Wirkung um so entscheidender. Unter dem Einflusse solcher Culturkräfte ward Straßburg (noch kurz vor seiner Trennung vom Reiche) die Wiege des Pietismus, welchen sodann von ihm Frankfurt, später Leipzig, Hamburg, Königsberg u. a. überkamen. Auf ähnliche Weise ging von Leipzig die Doppelbewegung der Theologie der Spenerianer und der Philosophie des Thomasius aus, und Gottsched's weitreichende literarische Wirksamkeit fand hier ihren Ausgangs- und Schwerpunkt. Breslau entsandte Wolf; Königsberg war schon früh eine wichtige Pflanzstätte freierer Richtungen und ein Sammelpunkt regsamen geistigen Lebens. Aber auch Hamburg, die reichbegüterte Welthandelsstadt, in der sich Güter und Menschen aus allen Ländern begegneten, streute, wetteifernd mit jenen Universitätsstädten, wie seine Waarenballen, so auch mannigfache befruchtende Keime geistigen Lebens über die deutschen Hinterlande aus, und vom Süden herauf wirkten nicht minder bedeutsam die blühenden Schweizerstädte Zürich, Bern und Basel nach dem alten Mutterlande herüber. Nur die vor Zeiten ebenso sehr ihrer geistigen, wie ihrer politischen und commerciellen Bedeutung wegen hochangesehenen und ein-

flußreichen oberdeutschen Städte: Nürnberg, Augsburg u. a. standen außerhalb der neuen Strömung, welche Deutschland jetzt erfaßt hatte; selbst Nürnberg konnte, trotz seiner „Pegnitzschäfer" und trotzdem, daß es mit schweren Kosten eine eigene Universität zu Altdorf unterhielt, nicht entfernt die hervorragende Stellung wiedergewinnen, welche es einst in dem kirchlichen, wissenschaftlichen und Kunstleben Deutschlands eingenommen hatte, mußte sich vielmehr mit dem bescheidneren Ruhme begnügen, eine sorgsame Pflegerin gewisser, immer nur untergeordneter Zweige der vaterländischen Tonkunst und Bildnerei zu sein.

Jenes Zurücktreten der binnenländischen und dieses Hervortreten der an den Grenzen Deutschlands gelegenen oder in lebhaftem Verkehr mit dem Auslande stehenden Städte, wie Straßburg, Hamburg, Breslau, Königsberg, Leipzig u. a., deutet zugleich auf eine Erscheinung hin, welche wir im Laufe unserer Betrachtungen wiederholt hervorzuheben uns veranlaßt fanden, darauf nämlich, daß beinahe alle Anregungen zu geistigen Fortschritten während dieses Zeitraumes unserem Vaterlande von außen her kommen, und zwar vorzugsweise von den westlich gelegenen Nachbarländern, nicht mehr, wie ehedem, von Italien.

Fortentwickelung der Bildung in diesem Zeitraume von der streng gelehrten zur encyklopädischen und populären.

Der Charakter der Bildung, welche sich von dem Anfange dieses Zeitraumes an bis zu dessen Ende in immer weiteren Kreisen über die verschiedenen Schichten des deutschen Volks verbreitet, wechselt mit den Trägern und Leitern dieser Bewegung selbst. Zu Leibnitzens Zeit herrschte noch der Geist strenger Gelehrsamkeit vor. Für seine Pflege im Lichte der neuen Fortschritte der exacten Wissenschaften und der Philosophie wollte Leibnitz Akademien gegründet wissen, weil er die bestehenden Universitäten, als in geistlose Vielwisserei, leeren Wortkram und unfruchtbares Schulgezänk versunken, dazu nicht fähig erachtete*). Mit Thomasius und Wolf kam auch in diese Körperschaften ein neuer Geist, ging zugleich die Wissenschaft aus den Salons der Vornehmen in die Kreise der Gebildeten, aus den dicken Folianten der Acta Eruditorum in die leichteren Hefte der Monatsschriften und der Sammelwerke über, bis sie endlich unter den Händen Gottsched's, der Herausgeber der Moralischen Wochenschriften u. a. einen völlig encyklopädischen und beinahe tagesschriftstellerischen Charakter annahm. Was sie auf diesem Wege an Tiefe

*) Rößler, „Die Gründung der Universität Göttingen" (1855), S. 23.

verlor, das gewann sie an Ausbreitung ihres Einflusses und an unmittelbarer Wirksamkeit fürs Leben.

Zwar ward über die um sich greifende encyklopädische Bildung schon damals vielfach Klage geführt; dagegen fand sie auch ihre Vertheidiger und Förderer selbst unter den Gelehrten; Männer wie Buddeus, Hübner, Schöttchen, Jablonski, Wolf, Hederich, Mencke und Jöcher nahmen keinen Anstand, ihr Wissen in der bequemen Form von Wörterbüchern und Sammelwerken aller Art auch den Nichtfachgelehrten zugänglich zu machen, und so entstanden derartige Hülfsmittel für alle nur mögliche Zweige der Wissenschaft und des Lebens*). Und wenn die Einen dagegen einwendeten: „eine Kenntniß, die aus Wörterbüchern geschöpft werde, schaffe keine gründlichen Gelehrten, sondern nur eine Masse Halbgelehrter", so erwiderten die Andern: „was es denn schade, wenn außer den wahren Gelehrten, die freilich ihre Wissenschaft aus ganz andern Quellen schöpfen müßten, auch eine gute Anzahl der sogenannten Unstudirten nicht ganz unwissend sei? ob es nicht im gemeinen Leben

*) Gottsched in der Vorrede zu seinem „Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste", S. 1, führt die verschiedenen Sorten von Wörterbüchern und Encyklopädien, welche es damals gab, in den folgenden Worten an: „Ein Staats- und Zeitungslexikon, ein Natur-, Kunst- und Bergwerkslexikon, ein Lexikon aller Wissenschaften und Künste wurden bald durch ein Gelehrtenlexikon und ein Frauenzimmerlexikon abgelöst. Ein Realschullexikon bekam bald ein Antiquitätenlexikon, sowie dieses ein Heiligenlexikon zum Nachfolger; und daß auf das geographische auch ein Handelslexikon, ja mitten unter allen auch ein mathematisches, ein philosophisches und so manches theologische und juristische Reallexikon ans Licht getreten, wird gleichfalls Vielen noch in frischem Andenken ruhen. Endlich können auch das große historische Lexikon, das noch größere Universallexikon nebst dem Baylischen Wörterbuche und dem Adelslexikon hier unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden. Ein Jeder aber sieht daraus, daß man sich im Deutschen fast eine ganze Bibliothek von Realwörterbüchern anzuschaffen im Stande sei". — Einen gewissen Maßstab für die fortschreitende Popularisirung der Wissenschaft giebt auch die wachsende Zahl sowol der Schriften überhaupt, als insbesondere der in deutscher Sprache abgefaßten im Verhältniß zu den lateinischen. In Niemeyer's „Grundsätzen der Erziehung", 3. Bd., finden wir darüber folgende Zusammenstellung. Danach erschienen:

1589	246	lateinische,	116	deutsche	Schriften.
1616	461	„	270	„	„
1714	209	„	419	„	„
1716	162	„	396	„	„
1780	198	„	1917	„	„

allemal angenehmer sei, mit Leuten, die etwas, als die gar nichts wüßten, umzugehen, und ob nicht diese sogenannten Ungelehrten, die aber von den freien Künsten und Wissenschaften allerlei gelernt, was zu ihrer Lebensart in Weltgeschäften und zu einem artigen und aufgeweckten Umgange nöthig sei, diejenigen wären, welche die Welt gescheidt und eine Nation gewitzt und wohlgesittet machten, nicht die Handvoll wirklicher Gelehrter *)?"

Es scheint hier angezeigt, einen Blick auf die Jugendbildung der damaligen Zeit in den verschiedenen Schichten des eigentlichen Volkes, d. h. der bürgerlichen Klassen, zu werfen, nachdem wir die Erziehung an den Höfen und unter dem Adel früher geschildert haben.

Zustand des öffentlichen Unterrichtswesens. Das Volksschulwesen auf dem Lande und in den Städten.

Das Schulwesen auf dem Lande befand sich noch auf der untersten Stufe der Ausbildung. Wie hätte man auch große Mühe auf die Erziehung eines Standes wenden sollen, den man kaum viel besser als das Vieh hielt und bei dem man jede Kenntniß und Fähigkeit außer den zu den Geschäften seiner Dienstbarkeit nothwendigen für einen überflüssigen Luxus ansah? Nur einzelne humanere Fürsten suchten den Volksunterricht zu heben. Ernst der Fromme von Gotha hatte schon 1642 regelmäßige Katechisationen angeordnet und einen „Kurzen Unterricht" für die Schulen ausarbeiten lassen, welcher Belehrungen über die Beschaffenheit der Erde, über wichtige Naturerscheinungen, über den menschlichen Körper, über geistliche und weltliche Landessachen, über Hauswirthschaftsfragen und Aehnliches enthielt **). In den meisten deutschen Ländern beschränkte sich die Unterweisung der ländlichen Jugend auf Lesen und Schreiben, Religion und Kirchengesang und höchstens ein wenig nothdürftiges Rechnen. Diesen Unterrichtskreis hatten die im 16. Jahrhundert entstandenen Schulordnungen ***) abgesteckt, und man hielt ihn noch jetzt für ausreichend. Aber selbst diese kargen Bildungselemente wurden der ländlichen Jugend

---

*) Gottsched, a. a. O. Vorrede S. 3 ff.

**) K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Bd. S. 461. — Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Thl. 1. Abth. S. 173, sagt von den Reformen Ernst's, sie hätten im Gothaischen Lande in höheren und niederen Schulen die Realkenntnisse in dem Maße verbreitet, daß, wie man zu sagen pflegte, der thüringische Bauer gelehrter wurde, als anderwärts der Landedelmann.

***) Z. B. die würtembergische von 1562 und die kursächsische von 1560. Vgl. Raumer, „Geschichte der Pädagogik", 1. Bd. S. 311 flg. (3. Aufl.)

verkümmert durch die mangelhafte Art des Unterrichts und die schlechte Beschaffenheit der Lehrkräfte. Von einer wissenschaftlichen Vorbildung der Dorfschulmeister war in dieser Zeit noch nicht die Rede. Das Lehramt ward als ein bloßes Zubehör des Küster- oder Meßneramtes betrachtet, und es galt schon für eine belangreiche Verbesserung, wenn man die Lehrer, „damit sie sich dem Schuldienste ganz widmen könnten", von Beschäftigungen lossprach, welche sie früher noch beiher hatten besorgen müssen und welche, wie z. B. der Büttel- und Flurschützendienst, weder dem moralischen Ansehen noch der Berufserfüllung eines Volkslehrers sonderlich zuträglich sein konnten*). In der Regel waren es Handwerker, welche neben ihrem Gewerbe den Küster- und Schulmeisterdienst verrichteten, denn letzterer allein reichte nicht aus, seinen Mann zu nähren. Diese Rücksicht war aber entscheidend, da man nicht Lust hatte, für Zwecke des Unterrichts besondere Opfer den Gemeinden anzusinnen oder auf den Staat zu übernehmen. Höchstens bestimmte man, welche Arten von Gewerben mit dem Lehramte verbunden sein dürften, welche nicht. So verordnet ein kurfürstlich brandenburgisches Patent vom Jahre 1722, „daß zu Küstern und Schulmeistern auf dem Lande außer Schneidern, Leinewebern, Schmieden, Rademachern und Zimmerleuten sonst keine anderen Handwerker genommen werden sollen", und noch in dem Schulplan von 1736 heißt es: „Ist der Schulmeister ein Handwerker, kann er sich schon nähren; ist er keiner, wird ihm erlaubt, sechs Wochen auf Tagelohn zu gehen" **).

Die gelehrten Schulen.

In den Städten bestanden für die unterste Stufe des Unterrichts sogenannte Kinderschulen***), in ihrer Einrichtung und ihrem Lehrplane den Schulen auf dem Lande ähnlich, nur wahrscheinlich in Bezug auf ihre Lehrer etwas besser, als jene. Für eine weitergehende Ausbildung der Mädchen bot der öffentliche Unterricht gar kein Hülfs-

*) Würtembergische Kirchenordnung, bei Raumer, a. a. O. S. 312.

**) Rönne, „Das Unterrichtswesen des preußischen Staates" (1854), S. 63.

***) In eine solche ging der berühmte Philolog Heyne als kleiner Knabe. Um auch Latein zu lernen, nahm er Privatstunden bei dem Lehrerssohne, einem verdorbenen Studenten, wofür er wöchentlich 1 guten Groschen zahlen mußte; später kam er auf die lateinische Schule; dort betrug das Schulgeld fürs Quartal 1 Gulden. Der Unterricht war schlecht, mechanisch, geistlos. („Heyne's Leben" von Heeren, S. 9.)

mittel, für die der Knaben nur eines, den Uebergang in die lateinische Schule.

Zu der Zeit, wo man in Deutschland das Schulwesen reformirte, im 16. Jahrhundert, erschien das Studium der griechischen und römischen Classiker und des in ihnen sich spiegelnden Geistes des Alterthums als das einzig taugliche Element einer nicht scholastisch beschränkten, sondern freien und wahrhaft menschlichen Bildung. Sowol die amtlichen Schulordnungen als die Ansichten der berühmtesten Pädagogen jener Zeit, eines Trotzendorf, Sturm u. a., erhoben die alten Sprachen zum hauptsächlichen, wenn nicht ausschließlichen Gegenstande des Unterrichts. Von Kenntnissen, welche auf die Gegenwart und das wirkliche Leben Bezug haben, wie Geographie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, selbst von der deutschen Muttersprache war kaum die Rede.

Der Lehrplan der Jesuiten, deren Schulen in dem katholischen Deutschland den ersten Rang behaupteten, stimmte in diesem Punkte mit dem der protestantischen Schulmänner überein, nur daß bei ihnen die Betreibung der classischen Sprachen nicht dem Interesse freier menschlicher Geistesbildung, sondern der ausgesprochenen Absicht diente, die Jugend für die Zwecke der alleinseligmachenden Kirche zu erziehen *).

Indessen hatten schon durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch einsichtigere Pädagogen und selbst Philologen von Fach gegen die allzugroße Ausdehnung des classischen Sprachunterrichts und die Vernachlässigung der fürs Leben nützlichen Kenntnisse, sowie der Muttersprache, gekämpft. Ratich und Amos Comenius hatten die Aufnahme der sogenannten Realien in die Lehrpläne der lateinischen Schulen, oder aber die Errichtung besonderer Lehranstalten für solche Knaben verlangt, welche nicht studiren wollten. Gelehrte von Ruf, wie Jungius und Helwig, hatten diese Bestrebungen unterstützt **), welche auch wirklich hier und da Früchte trugen. Des Comenius Lehrbücher wurden in mehreren Schulen eingeführt. In Frankfurt und Hamburg schärften amtliche Verordnungen die Betreibung der deutschen Sprache neben der lateinischen ein. An die Stelle der lateinischen Komödien, die man zur Uebung der Jugend im Lateinsprechen in den Schulen aufzuführen

*) Raumer, a. a. O. S. 338.

**) Guhrauer, „Jungius“, S. 26 ff.

pflegte, traten allmälig deutsche*). Die Realien gewannen an Feuerlein, dem Rector des Gymnasiums zu Nürnberg, an Leibnitz und von Seckendorf, an Thomasius und H. A. Francke gewichtige Fürsprecher**). Und endlich erklärten sich sogar zwei der bedeutendsten Philologen des 18. Jahrhunderts, J. M. Gesner und J. A. Ernesti, der eine um die Mitte, der andere gegen das Ende unsres Zeitraumes, in besonderen Schriften über den Unterricht auf Gymnasien***) gegen

*) Raumer, a. a. O. 2. Thl. S. 8 ff., 105 ff., 160 ff.

**) Ueber Feuerlein vgl. Raumer, a. a. O. 2. Thl. S. 161. Von Leibnitz ward schon oben berichtet, wie er als nothwendiges Ziel einer Reform aussprach: „eine zweckmäßigere Erziehung der Jugend — zu den Realien: Geschichte, Mathematik, Physik — und eine Verbesserung der öffentlichen Schulen, damit nicht ferner das fürs Leben Nützliche versäumt und eine zu lange Zeit mit bloßem Lateinreden und ähnlichen Dingen zugebracht werde". Schon in seiner Methodus (Opp. omn. I. 178) hatte er eine zugleich humanistische und realistische Unterrichtsweise empfohlen. Ueber Thomasius s. Abschnitt VII, und über Francke's realistische Richtung Abschnitt VIII. — Seckendorf in seinem „Christenstaat", S. 594, sagt: „Ein großer Vortheil wäre auch, wann man mit Ersparung vieler anderer, offt sündlicher und eiteler Auffwendung und Kosten, die Schul-Arbeit theilen und gar andere Schulen für die Kinder insgemein, zur Lernung der durchgehends nothwendigen Stücke, so wol in catechesi, als wegen Lesens, Schreibens und Rechnens, andere aber allein vor diejenigen hielte, die beym Studiren bleiben wollten, dahin zwar die Stifftung und die Meynung der Land-Schulen und Gymnasien ohne Zweiffel zielet, aber nicht allenthalben, oder alles genau und nützlich angestellt ist. Wann nun eine völlige und sattsame Separation zu treffen wäre, so solte in den gemeinen Schulen gar kein Latein oder dergleichen etwas gelehret, hingegen viel mehr von der Religion und der Gottseligkeit und guten Sitten getrieben werden; aus solchen gemeinen Schulen können Christliche und nützlich unterwiesene Hauswirthe, auch Soldaten hervorgehen, denn diesen allen ist das wenige Latein, so sie in den Schulen erschnappen, und darüber die Zeit mit Versäumniß mehrerer und nöthiger Information in Gottes Wort und guten Sitten verdrießlich hinbringen, nichts nütze. In denen andern, so zu reden, gelehrten und lateinischen Schulen triebe man dann nur die Sprachen, nebst der Religion und Sittenlehre, und könnte ein Knabe von 14 Jahren, der in der Teutschen Schule lesen und schreiben lernen, in 2 oder 3 Jahren bey wachsendem Verstand im Latein und anderen dergleichen Dingen ein grosses thun, wie man dann sieht, in was geringer Zeit ein erwachsener, hurtiger Mensch eine fremde Sprache lernet, der wol 12 oder 15 Jahr von seiner Kindheit her mit dem Donat, Grammatica, Vocabulariis und Autoribus geplacket worden".

***) Gesner in seinen Institutiones rei scholasticae, 1715, und seiner Isagoge in eruditionem universalem, Ernesti in seinen Initia doctrinae solidioris, 1734.

die herrschende Methode dieses Unterrichts, verlangten ein weniger an den Subtilitäten der Grammatik klebendes, mehr in den Geist des Alterthums eindringendes Lesen der Classiker, verlangten ferner, namentlich der Erstere, neben den Wortkenntnissen auch Fachkenntnisse (in den Naturwissenschaften, der Geographie, der Geschichte, vor allem der vaterländischen), endlich die Uebung der Muttersprache neben den Sprachen von Latium und von Hellas *).

In einzelnen der gelehrten Anstalten brach sich auch die Einsicht des Besseren Bahn; die meisten jedoch beharrten in dem langgewöhnten Schlendrian einseitig formeller Abrichtung der Jugend zu spitzfindigen Wortklaubereien und todtem Gedächtnißwerk und in der Vernachlässigung fast aller Lehrgegenstände neben dem einzigen Latein, selbst das Griechische und die Religion nicht ausgenommen **). Wenn in einem Visitationsprotokolle aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts geklagt ward, daß ein Lehrer 14 Jahre mit der Erklärung der Aeneide Virgil's zugebracht habe, so war dies 50 Jahre später um weniges besser geworden, da ein anderer Lehrer seinen Schülern zu 45 Versen des Hesiodus volle 3 Bogen Bemerkungen dictirte. Und wenn man am Ende des 16. Jahrhunderts den Geist zwölf- und vierzehnjähriger Knaben in die spanischen Stiefel der Logik eingeschnürt hatte, so beging man die gleiche Verkehrtheit auch noch im Anfange des achtzehnten, indem man die Schuljugend mit dem Auswendiglernen und Hersagen logischer Regeln und dialektischer Kunstgriffe quälte ***).

Uebungen im Deutschen kamen erst um den Anfang des 18. Jahrhunderts einigermaßen in allgemeineren Gebrauch, hatten aber auch da noch auf den meisten Schulen wegen des geringen Eifers, womit sie von

*) Es wird hierauf, im Zusammenhange der Entwickelung der Philologie in Deutschland während des 18. Jahrh., im 2. Thl. des 2. Bd. zurückzukommen sein.

**) Tholuck, a. a. O. 1. Thl. 1. Abthlg. S. 170, 179, 196.

***) In einem Bericht von 1708 über ein braunschweigisches Gymnasium heißt es: In theologicis ist Boneti nucleus theologicus eingeführt worden. Hierin nun examinire ich 1) die definitiones ad logicae normam und frage, welches das Definitum, was definitionis genus, differentia, welche causae und was für ein effectus sich zeige. Weiter explicire ich die unbekannten terminos . . . . . Wo ich conclusionum rationes finde, lasse ich integros syllogismos componiren, dieselben nach ihren propositionibus et terminis resolviren und die dicta probantia auswendig lernen. (Dies, wie das meiste Obige, nach Tholuck, a. a. O. S. 175 fl.)

den Lehrern betrieben wurden, so wenig praktischen Erfolg, daß H. A. Francke 1709 klagte: „es gebe wenig studiosi theologiae, die einen deutschen Brief recht orthographice schreiben könnten“ *). Ebenso vermißte Francke bei den von den Schulen Entlassenen beinahe jede Kenntniß der Geschichte, Geographie, Mathematik u. s. w., während sie auch im Griechischen, ja selbst im Lateinischen nicht fest waren.

Nur mühsam drangen nach und nach die nothdürftigsten Realien in die Gymnasien ein. Von den sächsischen Fürstenschulen bequemte sich Meißen 1702 zu einem regelmäßigen Unterrichte in der Geschichte, wogegen Pforta sowol diesen, als auch die deutschen Ausarbeitungen in stolzer Classicität bis ins 19. Jahrhundert von sich fernhielt. Mathematische Lehrstunden finden sich auf der erstgenannten Anstalt nicht vor 1729, auf andern, z. B. in Eisleben, gar erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

So tiefgewurzelt war bei Schulmännern und Schulbehörden der Glaube an die alleinseligmachende Kraft des Lateinischsprechens und so groß die Verachtung, womit man in diesen Kreisen noch immer auf die deutsche Sprache herabblickte, daß im Jahre 1690 in Pommern die Kirchenordnung von 1535 wieder eingeschärft ward, worin es heißt: „Die Praeceptores sollen mit den Discipulis alle Wege lateinisch und nicht deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Kindern ärgerlich und schädlich ist“, und daß man in Oldenburg noch 1703 ein altes Schulgesetz erneuerte, welches verfügte: „die Schüler der 1. Klasse sollten in der Schule, außer der Schule, in der Kirche und an allen Orten lateinisch sprechen und, wenn sie dagegen handelten, gestraft werden“ **).

Daher vernehmen wir auch aus dem Munde von Männern, welche später sich eine vielseitigere Bildung erwarben und den Werth einer solchen schätzen lernten, bittere Klagen über die Beschränktheit und den Pedantismus des öffentlichen Unterrichts, der ihnen nichts geboten habe, als: „Latein, Griechisch, Hebräisch, scholastische Logik und Metaphysik“ ***).

---

*) Lect. paraen. 4. 280, und „Anhang der Abbildung eines studiosi theol.“, S. 280, — bei Raumer, „Geschichte der Pädagogik“, 2. Thl. S. 149.

**) Tholuck, a. a. O. S. 173.

***) Uffenbach, „Reisen“, 1. Bd. Vorrede XV. Jenisch in seinem „Geist des

Von Schulen speciell für die Ausbildung der Jugend zu bürgerlichen Berufsarten, einer Neuerung, zu welcher H. A. Francke durch seine Halleschen Anstalten den ersten entscheidenden Anstoß gegeben (sog. Realschulen) sah die erste Hälfte des Jahrhunderts nur vereinzelte Anfänge; es bedurfte langer und wiederholter Kämpfe, bevor die Erkenntniß der Nothwendigkeit einer selbständigen Entwickelung des bürgerlichen und realistischen Unterrichtswesens und seiner Unabhängigkeit von der classischen Gelehrsamkeit sich allgemeinere Geltung verschaffte.

Die Universitäten. Dasselbe Gesetz der Trägheit, welches den pädagogischen Reformideen den Eingang in die gelehrten Schulen erschwerte, ließ auch auf den Universitäten den alten Schlendrian und die mancherlei eingerissenen Mißbräuche zum großen Theil selbst dann noch fortbestehen, als bereits durch Männer wie Thomasius, Francke u. a. und durch die Stiftung neuer Universitäten nach neuen Grundsätzen und in einem freieren Geiste der Anstoß zum Bessern gegeben und der Weg zeitgemäßer Reformen vorgezeichnet war. Die Lässigkeit und Bequemlichkeit eines großen Theils der Professoren, nicht selten verbunden mit einem Eigennutze, den man nirgends weniger als bei den Vertretern der Wissenschaft suchen sollte, vor allem aber der beschränkte Pedantismus, der das Wissen lediglich als eine Sache todter Gelehrsamkeit, nicht als ein Mittel zur Befruchtung und Veredelung des Lebens und zur allgemeinen Bildung des Volks betrachtete — das waren die schwer zu überwindenden Hemmnisse einer gedeihlichen Entwickelung des Universitätswesens. Auch den wohlmeinendsten Anstrengungen einzelner Regierungen wollte es nicht gelingen, die daraus entspringenden Uebelstände zu beseitigen *). Einer der hauptsächlichsten darunter war die ungebührliche Ausdehnung der einzelnen Vorlesungen, welche die Studirenden nicht nur an der gleichmäßigen Betreibung der verschiedenen Zweige ihrer Wissenschaft hinderte, sondern bisweilen so weit ging, daß eine ganze Studienzeit nicht ausreichte, um eine einzige Vorlesung

18. Jahrhunderts" bestätigt das obige Urtheil über die Geistlosigkeit des Unterrichts in den gelehrten Schulen zu der damaligen Zeit.

*) Von Frankfurt a. O. erzählt z. B. J. J. Moser in seiner Selbstbiographie (S. 69): er habe seinem Amt als Director der Universität zufolge über die bestehenden Uebelstände an die Curatoren berichtet, es sei auch ein neues Reglement gekommen, seinem Bericht und Vorschlag entsprechend; „aber Niemand bekümmerte sich darum oder that danach".

zu Ende zu hören. In Wittenberg ergingen zur Abstellung dieses Mißbrauchs wiederholte kurfürstliche Rescripte (1728, 1735, 1740), aber, wie eben aus dieser Wiederholung zu erhellen scheint, ohne rechten Erfolg, und von dem Theologen Carpzov, dem Zeitgenossen Spener's, wird erzählt, daß er ein volles Jahr zur Erklärung der ersten neun Kapitel des Jesaias gebraucht habe *). Andere Professoren täuschten das Interesse ihrer Zuhörer auf die entgegengesetzte Weise, indem sie in jedem Halbjahre neue Vorlesungen ankündigten, sich auch dafür bezahlen ließen, aber die angefangenen nicht zu Ende führten **).

Eine weitere Klage über die Universitäten der damaligen Zeit betrifft den trockenen und ermüdenden Vortrag der meisten Professoren. Als Grund davon wird angeführt, daß man bei Anstellung der Professoren oftmals nicht sowol auf ihre Fähigkeit zu diesem Lehramte, als auf Empfehlungen Rücksicht nahm ***). Und in der That scheinen derartige Empfehlungen von einflußreicher Stelle bisweilen nicht blos den Mangel an Lehrfähigkeit, sondern auch an Gelehrsamkeit vergessen gemacht zu haben. Wenigstens erzählt Gottsched aus seiner akademischen Erfahrung, wie in Leipzig, gegen die Ansicht der eigentlichen Anstellungsbehörde, durch einen wiederholten unmittelbaren Cabinetsbefehl Jemand zum Professor der Dichtkunst befördert worden sei, der selbst eingestanden habe, daß ihm die eigentliche Befähigung dazu abgehe †). Auch der Nepotismus, d. h. die Begünstigung der Söhne und Verwandten älterer Professoren, spielte auf vielen Universitäten eine bedenkliche Rolle. J. J. Moser ward dadurch von Tübingen hinweggescheucht, und von Leipzig ist bekannt, daß dort die Carpzovs ein förmliches Familienmonopol der Professuren für ihre zahlreiche Sippschaft beanspruchten ††).

---

*) Tholuck, a. a. O. 1. Thl. S. 85, 93. Freilich war dies noch gar nichts gegen den Tübinger Kanzler Pregizer, welcher über den Propheten Jesaias 1509 Stunden, von 1624—1649, also 25 Jahre lang, las. (Ebenda, S. 92.)

**) „Gutachten des Universitätskanzlers und k. preuß. Geh. Raths von Ludewig über die Zustände der Universität Halle" (1730), in Rößler's „Gründung der Universität Göttingen", S. 447.

***) Rößler, a. a. O. S. 472, „Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsministers und Universitätscurators" (Hrn. von Münchhausen).

†) Gottsched, „Gründe der Weltweisheit", 2. Thl. Vorrede.

††) „J. J. Moser's Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben", S. 17 („Ich hatte dem Herrn Kanzler Pfaff dreimal abgeschlagen, eine Person aus seiner Freund-

Der lateinische Vortrag blieb, trotz des von Thomasius und den Pietisten gegebenen Beispiels des Gebrauchs der Muttersprache und der damit erzielten Erfolge, auf den meisten der älteren Universitäten noch lange vorherrschend, und nur allmälig überwand man den tiefgewurzelten Abscheu vor einer Sprache, welche des Gelehrten unwerth schien, weil sie auch dem Ungelehrten verständlich war.

Das geisttödtende Dictiren, das auf den meisten Universitäten die Herrschaft erlangt hatte, erhielt sich in ziemlich allgemeiner Geltung, fand seinen Weg sogar auf die neuen Universitäten, wo man anfangs beflissen gewesen war, es fernzuhalten. J. Lange klagt 1732, daß auch in Halle das Dictiren überhandnehme und daß die Vorlesungen derer, welche sich dieser Unsitte nicht anbequemen wollten, leer blieben; die Studenten fanden es bequem, die Lehrsätze der Professoren „schwarz auf weiß“ nach Hause zu tragen*).

Keiner der geringsten Mißbräuche endlich war der, daß viele Professoren, um Zuhörer anzulocken, theils mit einer zwecklosen Vielbelesenheit prunkten, theils ihr Auditorium mit nicht zur Sache gehörigen, bisweilen sogar unziemlichen und zweideutigen Späßen unterhielten, oder auch wol auf ihre Collegen öffentlich vom Katheder herab schimpften und spotteten**). In Bezug auf den Inhalt der Vorlesungen herrschte bei einzelnen Universitäten noch eine gewisse Einseitigkeit in Berücksichtigung der verschiedenen wissenschaftlichen Materien vor, während wieder andere eine fast überraschende Mannigfaltigkeit in dieser Hinsicht zeigen. So fehlte es in Leipzig (das doch einen hervorragenden Rang unter den deutschen Universitäten beanspruchte) ganze fünf Jahre lang (1733—1738), wie Reiske klagt***), an Vorlesungen über die griechische Sprache. Ebendort war 1674—1679 kein einziges exegetisches Collegium gehalten worden, und selbst noch 1728 las man lediglich über sog. **dicta classica**, d. h. über einzelne, als dogmatisch besonders wichtig geltende Aussprüche in den heiligen Schriften. Kirchengeschichte tritt als selbständige Vorlesung in Leipzig erst 1778

schaft zu heirathen: das ließ er mich redlich entgelten“) und S. 18. Hoßbach, „Spener“, 1. Bd.

*) Lange's Selbstbiographie, S. 96.

**) Rößler, a. a. O. S. 446.

***) In seiner Selbstbiographie, S. 9.

auf*). Dahingegen zeigt sich der freiere Geist, der in Jena eingezogen, in der regelmäßigen Pflege der (von den strenglutherischen Universitäten seit Ende des 16. Jahrhunderts meist verschwundenen) Moraltheologie, ebenso der Exegese, nicht blos der sprachlichen, sondern auch der sachlichen; ja sogar an einer Art von speculativer Behandlung der Theologie fehlt es nicht. Auch eine zeitgemäßere Behandlung der Rechts- und der Geschichtswissenschaft, eine größere Beachtung der Muttersprache und selbst der vaterländischen Literatur, endlich eine sorgsame Berücksichtigung der neueren Entdeckungen in den Naturwissenschaften treffen wir dort an**).

Besser, als auf den älteren Universitäten, stand es im allgemeinen um die beiden an der Schwelle und im Verlaufe des 18. Jahrhunderts gegründeten neuen: Halle und Göttingen. Hier fand der Geist vorgeschrittener Bildung leichteren Eingang, weil ihm hier nicht das todte Gewicht verjährter Mißbräuche und tiefgewurzelten Schlendrians im Wege stand, und weil hier vom Standpunkte der Ideen und der Bedürfnisse der Gegenwart aus von Männern, welche diese Bedürfnisse begriffen und sich mit diesen Ideen durchdrungen hatten, sowol die Gründung als die Fortführung der neuen Anstalten geleitet und überwacht ward***). Hier wählte man mit Sorgfalt und nach wirklicher

*) Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Thl. S. 110.

**) Alles Obige über Jena nach den Lectionskatalogen auf der Universitäts-Bibliothek daselbst, s. meine Schrift: „Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens" (1858), S. 49 ff. Es kommen da u. a. vor: ein collegium biblicum (jedenfalls nach Art derer, welche die Spenerianer Francke und Anton in Leipzig einzuführen versuchten), eines über „Evangelienharmonie", eines „über des H. Grotius Buch de veritate religionis christianae", ein anderes „über Locke's philosophisch-theologische Ansichten", eines „über die Grenzen der natürlichen und der positiven Theologie", ferner Vorlesungen „über Staatskunde Europas und über politische Statistik", sogar (schon um 1710) ein sog. Zeitungscolleg, wie es viel später in Göttingen Schlözer las, und „über die Kunst des Reisens" (ebenfalls von Schlözer gelesen); in der Geschichte wird bis ins 16. und 17. Jahrhundert herabgegangen, der deutsche Stil wird cultivirt (schon 1705, also lange vor den Gottschedschen Bestrebungen in dieser Richtung); Struve liest „Literaturgeschichte" und macht darin seine Zuhörer besonders auch mit „dem Neuesten in der Literatur" (nova literaria), allerdings noch in lateinischer Sprache, bekannt; ja seit 1722 begegnen wir schon einem Colleg „über deutsche Dichtkunst".

***) Für die Kenntniß der Grundsätze, nach welchen die Universität Göttingen

Befähigung, nicht nach äußeren Rücksichten, die Vertreter der verschiedenen Lehrfächer. Hier bemühten sich sowol die einzelnen Lehrer, als die ganzen Facultäten, den Studirenden durch öffentliche und private Anweisungen den Weg zu bezeichnen, wie sie das Ziel ihres Studiums am besten erreichen möchten. Hier war es den Professoren ausdrücklich zur Pflicht gemacht, in persönlichem Verkehr mit den Studenten für deren wissenschaftliche und sittliche Bildung Sorge zu tragen, und dieser Pflichterfüllung unterzogen sich nicht blos die theologischen Professoren (einzelne sogar mit einem Eifer, der bisweilen sein Ziel verfehlte *)), sondern auch die der andern Facultäten, vor allen Thomasius. Hier war der Gebrauch der deutschen Sprache und des freien Vortrags auf dem Katheder von vornherein als Regel angenommen und das gegenseitige Lästern der Professoren untereinander statutenmäßig verboten. Und doch konnte man nicht verhüten, daß allmälig auch hier der eine und andere der oben gerügten Mißbräuche einriß.

Ziele und Resultate des allgemeinen Bildungsstrebens dieser Zeit.

Der Geschichte der Gelehrsamkeit mag es überlassen bleiben, die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften, wie sie im Schooße der Universitäten oder doch in mehr oder minder engem Zusammenhange mit diesen während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor sich gingen, zu verfolgen und die geschichtlichen Arbeiten eines Leibnitz oder Bünau, die kirchengeschichtlichen eines Mosheim, die exegetischen eines Bengel und Wettstein, die staatsrechtlichen eines Schmauß, J. J. Moser oder Lünig, u. a. m., nach ihrem strengwissenschaftlichen Werthe und ihrer Bedeutung für das bestimmte Fach, dem jede davon angehört, durchzumustern. Die Culturgeschichte hat es mit diesen und ähnlichen Bestrebungen erst dann zu thun, wenn dieselben aus dem Banne der einzelnen Fachwissenschaft heraustreten und auf die allgemeine Bildung des Volkes einen maßgebenden Einfluß üben. Ihre Aufgabe ist hauptsächlich darauf gerichtet, die beherrschenden

---

von dem trefflichen Curator von Münchhausen geleitet ward, giebt das mehrerwähnte Buch von Rößler in seinen verschiedenen Theilen, ganz besonders aber in dem Anhange aus den Papieren Münchhausen's, interessante Aufschlüsse. Ueber die Zustände der Universität Halle verbreiten sich zwei eben dort abgedruckte Gutachten, eines des Kanzlers von Ludewig und eines des k. Directors der Universität Halle, Geheimen Raths Böhmer.

*) Raumer, a. a. O. 4. Thl. S. 243.

Ideen, die allgemeinen Bildungsziele und Bildungsresultate einer Zeit zu erkennen und zu schildern*).

Für unsere Periode liegen diese Ziele und Resultate klar vor Augen. Es war der Kampf gegen einen beschränkten und beschränkenden Autoritätsglauben, was in immer weiteren Kreisen das ganze Geistesleben des Volkes in Bewegung setzte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir diese Bewegung bei einem doppelten Ziele angelangt. Auf dem religiösen Gebiete ist die frühere Uebermacht der Orthodoxie gebrochen; dem starren Kirchenthum ist von der einen Seite der mildere Gefühlsglaube der Pietisten, von der andern die aufgeklärte Naturreligion der Philosophen gegenübergestellt. Zugleich hat eine Lostrennung und Unabhängigkeitserklärung der auf das irdische Leben und die endliche Welt der Erscheinungen gerichteten Wissenschaften von der Theologie und ihrem Principe unbedingter Autorität stattgefunden; das freie, selbständige Forschen ist auf diesem Gebiete zu einem allgemeingültigen Gesetze erhoben.

Sittliche Folgen der wachsenden Aufklärung: Entstehen eines gebildeten Mittelstandes.

Die wissenschaftlichen Folgen dieser Veränderung konnten sich erst allmälig entfalten: unmittelbarer und entschiedener treten die sittlichen Einflüsse derselben auf das Leben des Volkes hervor. Einer der wichtigsten darunter ist der, daß eine breite Schicht der Gesellschaft, welche lange Zeit gewöhnt war, entweder in roher Dumpfheit vor sich hinzuleben, oder nur fremdem Gebot, dem Beispiel der Vornehmen und einer gedankenlos angenommenen Mode zu gehorchen, jetzt anfängt, sich auf die eignen Füße zu stellen, zu überlegen, was Natur und Vernunft gebieten, oder verbieten, und nach dieser Ueberlegung zu handeln.

So entsteht allmälig und wächst von Tage zu Tage eine wirkliche gebildete Klasse, welche die Mitte zwischen dem höfischen Adel, dem abgezogenen Gelehrtenthum und der rohen Masse des gemeinen Volks einnimmt, eine Klasse, die dann allmälig sich zur tonangebenden Macht in allen Fragen der Religion, der Moral, des Geschmackes und selbst der Wissenschaft erhebt.

---

*) Im 2. Thl. dieses Bandes, der die wissenschaftliche Bewegung in Deutschland seit 1740 schildert (welche enger, als die frühere, mehr rein fachgelehrte, mit dem geistigen Gesammtleben des Volkes zusammenhängt), wird auf Einzelnes auch aus der Zeit vor 1740 zurückzukommen sein.

Bald nach dem dreißigjährigen Kriege hatte es einen solchen gebildeten Mittelstand kaum gegeben. In der Wissenschaft wie in der Poesie herrschte damals ein gelehrter Pedantismus; in Sitte, Sprache und Tracht gaben die ausländisch gesinnten Höfe den Ton an: was weder zu dem einen, noch zu dem andern dieser Kreise gehörte, war in Rohheit, Unwissenheit, Aberglauben und Sittenlosigkeit der ärgsten Art versunken. Die wenigen besseren Elemente, welche den allgemeinen Zusammensturz der nationalen und sittlichen Grundlagen des deutschen Volkslebens überdauert hatten, sahen sich vereinzelt, ohne Zusammenhang und darum ohne Kraft zum Widerstande gegen das hereinbrechende Verderben.

Auch jetzt noch, nach beinahe hundert Jahren, fehlte viel, daß die Fessel der Unnatur und der ausländischen Mode gänzlich gebrochen, die Rohheit der untern Klassen nachdrücklich gebändigt, dem weitverbreiteten Mangel an Bildung selbst in den sogenannten besseren Klassen überall abgeholfen gewesen wäre. Noch immer war nicht blos die Zahl der groben Gesetzesübertretungen erschreckend groß und schien aller grausamen Strafen, womit die weltliche Gerechtigkeit, und aller beschämenden Kirchenbußen, womit die geistliche Gewalt davon abzuschrecken suchte, zu spotten, sondern die Linie der gemeinen Verbrechen stieg auch zum Theil sehr hoch hinauf in die Schichten der sogenannten guten Gesellschaft. Wenn damals in einer einzigen Stadt, der Residenz des Kurfürstenthums Sachsen, binnen 17 Jahren 23 Hinrichtungen von Mördern und 46 weitere wegen anderer Verbrechen meist der schwersten Art vorkamen, so finden sich in dem gleichen Zeitraume auch vier Fälle von Diebstählen von Offizieren und Edelleuten*).

---

*) Die nachfolgenden criminalstatistischen Angaben aus „Iccander's kurzgefaßtem sächs. Kernchronikon" (1726) haben das doppelte Interesse, nicht nur die begangenen Verbrechen, sondern auch die damals üblichen Strafarten zu vergegenwärtigen. Nach der gedachten Quelle wurden in Dresden

1702 3 Personen wegen Diebstahls gestäupt;
1703 1 Kindesmörderin gesäckt, 1 Soldat wegen Mordes enthauptet;
1704 1 desgl., 2 Deserteure gehenkt, 1 Kindesmörderin gesäckt;
1705 1 Deserteur die Ohren abgeschnitten, 1 Soldat als Diebstahlscomplice gehenkt, sein Herr (also ein Offizier) wegen Diebstahls und Mordes mit glühenden Zangen gekniffen und gerädert;
1706 abermalen 1 westphälischer Edelmann (!) wegen Diebstahls gehenkt;
„ 14 Soldaten wegen Plünderung ihrer eigenen Bagage u. s. w. theils gehenkt, theils erschossen;

Noch immer war Völlerei — bis zum öffentlichen Scandal — eine alltägliche Erscheinung nicht allein in den untern Klassen und unter

---

1706 1 Soldat wegen Diebstahls erschossen;
„ 7 andere Soldaten wegen verschiedener Verbrechen (meist Desertion) exequirt;
„ 1 Junker, weil er seinen Fourier erstochen und zwei Weiber gehabt, hingerichtet;
1707 2 Soldaten als Deserteure erschossen;
„ 2 Offiziere hingerichtet, weil sie ihre Untergebenen getödtet;
„ 2 Unteroffiziere wegen Diebstahls gebrandmarkt;
„ 1 Soldaten zwei Finger unterm Galgen abgeschnitten und derselbe dann hingerichtet wegen Meineides;
1708 1 Deserteur exequirt;
„ 1 Kindesmörderin hingerichtet;
„ 2 Soldaten wegen Duells im Bildniß gehenkt;
1709 1 Kindesmörderin hingerichtet;
1712 1 Mordbrenner lebendig verbrannt;
„ 1 Bauer desgl., der den Herrenhof aus Rachgier angezündet;
„ 1 Straßenräuber und ein Dieb hingerichtet;
1713 (in diesem und dem folgenden Jahre sind die hingerichteten Deserteure nicht mitgezählt) 1 Hinrichtung;
„ 2 Offiziere wegen Spitzbübereien gestäupt;
1714 5 Hinrichtungen;
1715 der berüchtigte Lips Tullian mit 4 seiner Spießgesellen hingerichtet (er hieß eigentlich von Schönknecht und war der Sohn des Stadthauptmanns von Straßburg);
„ außerdem 1 Mörder;
„ 7 Soldaten wegen Mord und Raub desgl.;
1716 2 Räuber und mehrere Offiziere wegen Theilnahme an der polnischen Rebellion hingerichtet;
1718 4 Hinrichtungen.

Von der Menge der Hinrichtungen in der damaligen Zeit finden wir noch ein Zeugniß, wenn auch vielleicht in etwas übertreibendem Ausdruck, bei Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 250, wo dieser Reisende erzählt, „eine Viertelstunde weit vor Bamberg (von Nürnberg aus) komme man durch eine ganze Allee von Rädern und Galgen". Ganz das Gleiche berichtet übrigens Edelmann, der denselben Weg 1724 machte, in seiner Selbstbiographie, S. 55. Ueber die Kirchenbußen und die Art ihrer Verhängung ward mir Nachstehendes aus den „Rügengesetzen" des sächs. Ortes Berthelsdorf (durch die Gefälligkeit des dortigen Herrn Lehrers Korschelt) mitgetheilt: „Die Strafe des Halseisens fand Sonntags nach beendigtem Gottesdienste statt. In der Nähe des Kirchhofeinganges wurden die zu Bestrafenden an eine Säule gestellt und mit Halseisen daran befestigt. Außerdem wurde ihnen eine Tafel, auf der ihr Vergehen bemerkt war, umgehangen, oder, wenn es ge-

den Männern, sondern auch bei Standespersonen und unter Frauen *). Betrunkenheit galt als ein gewöhnlicher Entschuldigungsgrund wegen begangener Verbrechen vor Gericht, und so häufig waren die Fälle dieser Ausschweifung, daß man rechtsgelehrte Untersuchungen darüber anstellen zu müssen glaubte, ob ein Eid, eine Zeugenschaft, ein Testament, im Trunke vorgenommen, gültig sei oder nicht, und daß man es nicht für überflüssig hielt, Geistliche, Aerzte und Hebammen ganz besonders vor den gefährlichen Folgen des „Zutrinkens" zu warnen **). Landesherrliche Verordnungen ergingen „gegen das Vollsaufen" und suchten der Ohnmacht der öffentlichen Sitte gegen dieses Laster zu Hülfe zu kommen ***).

Noch immer wetteiferte der Ton der sogenannten guten Gesellschaft mit dem des gemeinen Volks in Unsittlichkeiten und Unfläthereien aller Art †). Es gab weder ein allgemeines sittliches Bewußtsein als

fallene Frauenspersonen waren, ein weißes Tuch als Sinnbild der verlornen Unschuld. 1719, den 28. Januar, als ein Ehepaar 11 Wochen nach der Verheirathung taufen ließ, heißt es im Kirchenbuche: „Diese beiden sind die ersten, die ohne Kirchenbuße, d. i. des Halseisens Strafe und Knien vor dem Altare drei Sonntage nacheinander (wie von undenklichen Jahren allhier gebräuchlich gewesen), sind losgelassen worden, welches aber Gott an einem herrschaftlichen Bedienten 1719 den 6. Mai nicht ungerochen gelassen, davon diese Gemeine Nachricht geben kann, und am Verbrecher selbsten 1720 durch eine abscheuliche Krankheit, daran er am 23. Februar gestorben". Auch Abgötterei, Zauberei, Gotteslästerung, Segensprechen, Schwören, Fluchen ward, nach den gleichen Rügengesetzen, mit Halseisen an dreien Sonntagen nacheinander bestraft. Fälle von Kirchenbuße kommen dort noch bis 1780 vor.

*) In dem „Leben in Frankfurt a. M.", herausgegeben von Maria Belli, geb. Gontard, 1. Heft, S. 22, ist von „trunkenen Weibern" die Rede, „die nach Hause gefahren werden mußten". Büsch in seiner Lebensbeschreibung spricht von „Hunderten von Betrunkenen", die in seiner Jugend auf den Straßen Hamburgs zu sehen gewesen wären. In der erstgenannten Quelle (1. Heft, S. 84) wird auch von Trunkenbolden erzählt, die auf offener Straße ihren Degen verloren (also jedenfalls Standespersonen) und sich angesichts der Leute entkleideten.

**) Dissertatio de eo, quod justum est circa ebrium, 1742.

***) So ein k. preußisches Edict 1718. (v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 450.)

†) In einem, wahrscheinlich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts (jedenfalls nach 1686) erschienenen Schriftchen: „Lust- und Spielhaus", finden wir u. a. Frage- und Antwortspiele, Prophezeihungen u. dgl., welche die weitgehendste Scham- und Sittenlosigkeit anzeigen. Antworten im Geschmack der folgenden (aber noch

Gemeingut einer eigentlichen gebildeten Klasse, noch ein besonderes der einzelnen Geburts- oder Berufsstände, welches stark und geläutert genug gewesen wäre, um dieselben vor der Befleckung mit solchen Rohheiten zu bewahren, die in geordneten Zeiten lediglich das traurige Unterscheidungszeichen des Pöbels oder der ungebildeten Masse des Volkes sind. Sogar der ehrwürdigste aller Berufsstände, der geistliche, hatte sich von der Verderbniß, welcher die Mehrzahl seiner Mitglieder in den wüsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges und zum Theil schon vorher verfallen war*), noch nicht soweit wieder gereinigt, daß nicht auch jetzt Beispiele von Gemeinheit der scandalösesten Art in seinen Kreisen vorgekommen wären. Zwar Dippel's Zeugniß, „der Pfarrer halte es mit der Magd, des Pfarrers Tochter mit dem Knecht, der Seelsorger begehe mit seinen Beichtkindern öffentlich liederliche Gelage" **), würden wir als verdächtig anzweifeln, weil Dippel's Haß gegen alles Geistliche bekannt ist; allein auch der unverfängliche Bericht eines Königsberger Correspondenten Gottsched's ***) von einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der „eine Königsberger Metze zu sich ins Haus genommen und seine Frau fortgejagt", sowie dessen Zusatz, „daß eine königliche Commission zur Untersuchung der Sache hingesandt sei und der Schuldige ohnfehlbar die Muskete werde tragen müssen", bekundet einen so tiefen Grad des Gesunkenseins sowol der Achtung des geistlichen Standes vor sich selbst, als der Rücksicht, die man von Seiten der Behörden auf seine Amtswürde nahm, wie es uns heutzutage beinahe undenkbar ist. Ein Mandat des Herzogs Ernst August von Weimar (von 1745) verbietet den Geistlichen, „unanständige Gewerbe" zu treiben †), und ein Theater-

viel schmutzigere) kommen darin zahlreich vor: „die Frau wird ein wenig neben ausgehen, aber mit Bescheidenheit"; „sie wird eine Jungfer bleiben — bis ins 12. Jahr", u. s. w. — Daß das Büchlein nicht für gemeine Leute geschrieben war, erhellt daraus, daß in eben jenen Prophezeihungen von „Hofdienst", „Kaufmannschaft" u. s. w. die Rede ist. Ein ähnlicher Ton herrscht in dem Anhange dazu: „Des galanten Frauenzimmers Jahr-, Tag- und Stundenbuch, darin alle jungferliche Kurzweil vorgestellet". —

*) Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Bd. S. 267 ff.

**) Orcodoxia Orthodoxorum, p. 25.

***) Gottsched's „Handschriftlicher Briefwechsel", 1. Bd. S. 5.

†) „Herzoglich weimarische Mandate und Verordnungen", von 1733—1765, 2 Bände.

stück: „Die Geistlichen auf dem Lande" (1743) giebt diesem Stande arge Sittenlosigkeit schuld.

In tiefem sittlichen Verfalle befanden sich auch die Pflanzstätten des geistlichen, wie aller gelehrten Stände, die Universitäten. Die studirende Jugend schien es für ihr Privilegium anzusehen, die einfachsten Forderungen der Bildung zu verhöhnen und der öffentlichen Scham und Sitte ins Gesicht zu schlagen. Die Klagen wegen der unter den Studenten herrschenden Sittenverderbniß, welche schon durch das ganze 17. Jahrhundert ertönen, verstummen auch im achtzehnten keineswegs so bald. Wenn wir die Berichte aus jener Zeit über die Trunksucht, die Ausschweifungen, die ans Unglaubliche streifenden Verletzungen des öffentlichen Anstandes, wie sie damals in der Studentenwelt vorgekommen*), mit den fast gleichlautenden Schilderungen des berüchtigten Laukhard aus dem letzten Drittheil des 18. Jahrhunderts von seinen und seiner Genossen Thaten vergleichen**), wenn wir von den Unfläthereien lesen, welche sich die akademische Jugend zu Gottsched's Zeit im Theater erlaubte***), und von meuchlerischen Anfällen der ehrlosesten Art, von Studenten gegen Studenten unternommen, so müssen wir beinahe zu der Ueberzeugung gelangen, daß die in andern Kreisen so erfreulich zunehmende Bildung und Gesittung nirgends so schwer Eingang und Einfluß gewonnen habe, als gerade bei den Jüngern jener Wissenschaft, welche, nach dem Ausspruche des alten Dichters, „die Sitten mildert und die Rohheit zähmt". Selbst in Halle, wo Thomasius und die Pietisten gemeinsam auf die sittliche Veredelung der Studenten und ihre „Befreiung von der Bestialität" hingearbeitet hatten — eine Zeit lang nicht ohne Erfolg —, brach dennoch schon nach kurzer Frist die frühere Rohheit wieder hervor, begünstigt durch die aus Schwäche oder Eigennutz entstandene Nachsicht der Professoren†), und, als Zachariä seinen „Renommisten" schrieb (1744), mußte ihm Halle neben Jena,

*) Tholuck a. a. O., Besser's Lebensbeschreibung von König, Sicul, „Leipziger Jahresgeschichte", Jahrgang 1719. Eine interessante Zusammenstellung und Vergleichung des Studentenwesens aus verschiedenen Jahrhunderten enthält K. Seifart's „Altdeutscher Studentenspiegel".

**) In seiner „Selbstbiographie", wie in seiner „Universität Schilda".

***) Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", 2. Bd. S. 78.

†) „Gutachten des Kanzlers von Ludewig" (vom Jahre 1730) bei Rößler, a. a. O. S. 442 ff. („Warum die Studenten liederlich seien.")

(das schon längst wegen der Excesse seiner akademischen Jugend berüchtigt war) als Typus wüsten Studententhums dienen. Nur auf denjenigen Universitäten, wo einer nicht durch Zahl und Vermögensverhältnisse übermächtigen Studentenschaft eine wohlhabende und selbstbewußte Bürgerschaft gegenüberstand, wie in Straßburg, Königsberg, vor allem in Leipzig, scheint der wilde studentische Geist sich früher, als anderwärts, der bürgerlichen Sitte anbequemt und wenigstens etwas mehr den äußeren Anstand respectirt zu haben *).

Diese so weitgreifende und nicht selten bis zu den tiefsten Stufen der Gemeinheit herabsteigende Sittenverderbniß unter der studirenden Jugend, deren Hauptmasse theils aus dem Mittelstande hervorging, theils als Beamte, Geistliche, Lehrer oder Aerzte in denselben übertrat, läßt uns zugleich ahnen, wie niedrig noch immer in diesen Schichten der Gesellschaft, dem eigentlichen Kerne der Bevölkerung, der Durchschnittsgrad der Bildung, wie ohnmächtig oder in sich zerrüttet die Familiensitte, wie unentwickelt das moralische Bewußtsein und das öffentliche Schamgefühl sein mußte **).

---

*) Dies bezeugt Tholuck a. a. O. — In dem erwähnten Gedichte Zachariä's werden die Leipziger Studenten wegen ihrer zu galanten Sitten als „Schäfer an der Pleiße" bespöttelt. An einzelnen Ausschreitungen fehlte es natürlich auch hier nicht. So finden sich wiederholt (1717, 1719, auch noch 1771) polizeiliche Verbote gegen das Umherlaufen der Studenten auf den Straßen in Schlafröcken, Nachtmützen, mit brennenden Pfeifen, oder in Masken und mit dem Degen unterm Arm ꝛc., desgleichen gegen das Karten- und Würfelspiel in den Kaffeehäusern, „wodurch viele Studenten zur Versäumniß ihrer Studien verführt, die Aeltern aber zur Bezahlung der Schulden und der oft erzwungenen Wechselbriefe genöthigt werden". Sogar ein kurfürstliches Rescript solchen Inhalts wird von Rector und Senat publicirt. Auch das Mitsichführen von Hunden wird den Studenten in einer feierlichen Ansprache des Rector Academiae (1770) zum schweren Vorwurf gemacht. Qua indignatione, heißt es darin, prosequendi sunt ii, qui, studium literarum, quibus ingenia ad humanitatem et decus omne finguntur, professi, comites circumducunt bestias, veluti simulacra ingeniorum suorum. (Acta im Leipziger Rathsarchiv.) In Halle bestand zwischen der damals 1000—1200 Köpfe starken, theils aus vornehmen jungen Leuten, theils wieder aus Söhnen ärmerer Familien, die sich zu Theologen bildeten, bestehenden Studentenschaft und der damals noch wenig zahlreichen Bevölkerung der Stadt ein numerisches Mißverhältniß, welches dem natürlichen Hange der Jugend zu Ueberhebung über die allgemeine Sitte nur zu günstig war. Nicht anders war es in Jena. (Vgl. das oben citirte Gutachten von Ludewig's.)

**) Der Kanzler v. Ludewig sagt in dem mehrerwähnten Gutachten: „Weil alle

Aber auch an viel directeren Beweisen für diese Vermuthung fehlt es leider in der damaligen Zeit nicht. Die Unredlichkeit im Handel und Wandel, der Leichtsinn des Verschwendens weit über die vorhandenen Mittel hinaus, die Bestechlichkeit der Richter und Advokaten, und was sonst noch auf den Mangel eines kräftigen öffentlichen Gewissens und geläuterter sittlicher Begriffe bei den Einzelnen hindeutet, — alles dies, worüber schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so laute Klage geführt worden war, kündigt sich in mannigfachen Erscheinungen als auch jetzt noch fortbestehend an. Noch 1721 konnte eine Zusammenstellung öffentlich abgegebener Meinungsäußerungen von Rechtsgelehrten über die Frage erscheinen: „ob ein Richter von einer Partei Geschenke nehmen dürfe, oder nicht?" *), wobei sich ergiebt, daß eine ziemliche Anzahl von Rechtsgelehrten sich nicht entblödete, diese Frage zu bejahen und die Annahme von Geschenken durch gelehrte Sophismen zu beschönigen. Auch die Satiren jener Zeit deuten mehrfach auf einen im Richter- und Advokatenstande wahrzunehmenden Mangel an Redlichkeit hin **).

Das eitle Prunken mit äußerem Glanze, welches nur schlecht die Lücken wahrer Bildung verhüllte und gewöhnlich eine Quelle finanzieller Zerrüttungen des Hauswesens, leichtsinniger Bankerotte, auch wol betrügerischer Handlungen ward, zeigt sich noch immer als ein weitverbreitetes Uebel selbst in den alten Reichsstädten, diesen einstigen Musterbildern einer ehrbaren, wenn auch behäbigen und mit solider Pracht ausgestatteten Lebensweise. In Nürnberg und Augsburg, wo noch der jugendliche Leibnitz durch die wohlthuenden Spuren eines ächt bürgerlichen, an der altväterlichen Sitte getreulich festhaltenden und darum in sicherem Wohlstande beharrenden Gemeinwesens erfreut worden war ***), hatte sich im Laufe eines halben Jahrhunderts dieser glückliche

---

Jahre so viel neue Leute und unter denselben so viel rohe und junge Menschen ankommen, welche wegen übler Erziehung von gemeinem Stand oder Verzärtelung reicher Aeltern allerhand üble Sitten mitbringen .... Weshalb sich dann findet, daß bei allen Tumulten und lieberlichen Händeln die armen und jungen Studenten allemal die gröbsten Excesse begehen; dahingegen man über Leute von Condition und Stande fast wenig zu klagen findet". Ob dies letztere nicht etwas einseitig geurtheilt war?

*) **Praxis aurea**, von Ertel.

**) So z. B. das Gedicht des Herrn von Hagedorn: „Lob unsrer Zeiten".

***) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 45. Leibnitz sagt in dem „Bedenken, welchergestalt **securitas publica**" u. s. w.: „Man sehe Nürnberg und einige wenige

Zustand der Dinge vielfach zum Schlimmeren gekehrt. Der allgemeine Taumel der Mode hatte auch sie ergriffen. Ein Reisender, welcher Augsburg, Ulm und andere süddeutsche Reichsstädte um das Jahr 1730 besuchte, glaubte wahrzunehmen, „daß die Bürgerschaft daselbst mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und sonstigen kostspieligen Vergnügungen um so lustiger in den Tag hineinlebe, je mehr es mit den Verhältnissen des Ganzen wie der Einzelnen rückwärts gehe, und daß man weder um die eigene Zukunft, noch um das allgemeine Wohl sich sonderlich kümmere"*). Ein anderer Reisender bemerkt um die gleiche Zeit von den Patriziern Nürnbergs, „sie spielten die Venetianer im Kleinen und blähten sich auf wie die Frösche, während doch der gesunkene Wohlstand der Stadt sich in den devoten Bücklingen verrathe, womit Gastwirthe und Krämer den Fremden aufwarteten, welche sie in Nahrung setzten"**). Was Hamburg betrifft, so bildet der gestiegene Luxus und die weitverbreitete Neigung zu gleißendem Prunke, besonders das verschwenderische Carrossenhalten, ein stehendes Thema bald der spöttischen Rügen, bald der ernsten Mahnungen des „Patrioten", und einzelne Beispiele, welche der Herausgeber von dieser Schwäche seiner Landsleute und deren traurigen Folgen anführt, bezeugen, auch wenn wir die dem Satiriker gestattete Uebertreibung in Abzug bringen, in der That einen unglaublich hohen Grad des Leichtsinns***). Etwa ein Jahrhundert

---

andere Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiste Luxus beschnitten und dies eine große Ursache ihres noch dauernden Flores ist".

*) Keyßler, „Reisen", 1. Thl. S. 70.

**) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 227. Bemerkenswerth ist, daß (nach Pütter's Zeugniß in seiner Selbstbiographie) das 1681 französisch gewordene Straßburg noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Tracht und Sitte mehr von der altreichsstädtischen Einfachheit und Ehrbarkeit sich bewahrt hatte, als die in der Mitte Deutschlands gelegenen Städte Ulm, Augsburg 2c.

***) Hier ist, neben einzelnen Stellen (S. 85, 153 u. a.), besonders das ganze 2. und 48. Stück des 1. Jahrganges zu vergleichen. Aus dem erstern theile ich nachstehend den angeblichen Jahresabschluß eines jungen Kaufmanns mit, der sich durch Verschwendungen in seinem Haushalte ruinirte. Die einzelnen Ansätze darin sind in mehrfacher Hinsicht charakteristisch. Daß dieselben, wenn auch vielleicht etwas übertrieben, doch nicht völlig aus der Luft gegriffen oder karikirt sein können, läßt sich theils aus dem Zweck ihrer Mittheilung, der Opposition gegen den herrschenden Luxus, schließen, welcher Zweck verfehlt sein würde, wenn der Verfasser ein weit von der Wirklichkeit abweichendes Bild dieser Zustände aufgestellt hätte, theils stimmen

früher (1637) erschienen einem französischen Reisenden die Bürger Hamburgs, gleich denen Bremens und Lübecks, als haushälterisch und

---

diese Ansätze nahezu mit denen überein, die in einer späteren Note von einzelnen Luxusartikeln in Frankfurt a. M. aus einer der Uebertreibung nicht entfernt verdächtigen Quelle anzuführen sein werden.

Extract-Rechnung von Anno 1708.

	Mk.	Schill.
Den 1. Jan. meinem Herrn Beicht-Vater, für mich und meine Frau, zum Neuen Jahre, anstatt der sonst gewöhnlichen 4 Ducaten, wegen der nahrlosen Zeiten 4 Thlr.	12	—
Ein Gastgebot auf Neujahrstag, kostet in allem	413	
Noch für anderthalb Dutzend englische Gläser, so dabey entzwey geworfen worden	18	—
Den 6. Februar meiner Frau bey ihrer glücklichen Niederkunft verehret einen Schlaffrock von frantzösischer Etoffe mit güldenen Blumen .	522	—
Noch brabantische Spitzen, die Elle à 20 Thlr.	500	—
Ein neues Bette kostet	1460	—
Eine neue Wiege	194	—
Für Kinderzeug	1000	—
Dem Herrn Pastori zu Dancken 2 doppelte Cronen	4	2
Für Wein, Zucker und Confect, so bey der Tauffe und Kindertrock verzehret und verschickt worden	695	3
NB. Mein Volk hat wol 100 Thlr. Umhangsgeld gekriegt.		
Den 20. Mart. ein Gastgebot, als meine Frau in die Kirche gegangen	511	4
Den 22. ejusd. zwo neue Perüquen	300	—
Den 2. May die ersten Kirschen, das Stück zu 3 Sch. bezahlet, 100 St.	18	12
Mir und meiner Frau ein Sommerkleid	706	—
Meines ältesten Sohnes Quartal Schulgeld 4 Quartal à 9 Mark . .	36	—
Dem Tantzmeister, Spielmeister, Singmeister jedem monatlich 3 Thlr. und dem Fechtmeister des Monats 2 Thlr. fac. 10 Monat . .	330	—
NB. Weil mein Sohn fast 2 Monate bei mir auf dem Garten gewesen und seine Exercitienmeister sich dennoch nichts abdingen lassen wollen, habe ich diese abgeschafft und andere angenommen, muß aber dem Spielmeister 1 Thlr. mehr geben.		
Eine neue Perüque und ein Kleid für meinen Sohn, weil er eine Oration halten soll	172	—
Dem Herrn, der ihm die Oration gemacht, 2 Ducaten — mit dem agio	15	—
Weil mein Sohn sich so wohl verhalten, habe ihm eine Uhr verehrt .	90	—
Noch ihm einen Degen gekaufft, damit er nicht wie gemeiner Leut Kinder im Mantel gehen darf	31	—
Noch zu seinem Plaisir, wenn er in Compagnie gehet und l'hombre spielet	100	—
Den 22. Juli ein Familien-Gastgebot von 30 Personen gehalten, kostet	600	12
Noch 2 Schulbücher und die Asiatische Banise mit Binderlohn für ihn	9	—

sparsam, die Frauen als sehr einfach in ihrer Tracht, deren einzige Auszeichnung in der soliden Pracht schwerer goldener Ketten be-

---

	Mk.	Schill.
Sattel und Zeug für meines Sohnes Pferdt	95	—
Den 30. ejusd. ein Gastgebot, da ich meinem Dienstmädchen eine freye Hochzeit gegeben	452	9
Den 10. Aug. meiner Frauen Juwelen nach der neuen Mode versetzen (anders fassen) lassen und von Berenz Salomon einige neue Steine dazu gekaufft, kostet	800	—
Den 24. Aug. Compagnie 8 Tage auf dem Garten bei mir gehabt, kostet	876	—
Den 6. Sept. mein Quart pro Cent auf dem Rathhause bezahlt	10	—
Den 7. Sept. verschiedene Sammlungen zum Waysenhause und andern Armenhäusern, in diesem Jahr jede à 4 Schill. fac.	1	8
Den 8. September meiner Frau Spiel-Geld gegeben	350	—
NB. Während der Zeit, daß ich auf dem Garten gewesen bin, ist vergessen worden, einen Wechselbrief protestiren zu lassen, habe meinem Freunde deshalber vergüten müssen 1000 Thlr. Banco, vid. Hauptb. f. 51.		
Den 20. Sept. auf meiner Frauen Geburtstag tractiret, wobei auch der Herr Baron von N. mit seinen Leuten gegenwärtig gewesen	350	—
Den 21. Sept. ist mein Sohn mit dem Pferde gestürtzt und hat das Bein gebrochen, kostet die Kur	185	—
Den 22. Sept. ein halb Dutzend seidene Strümpfe	180	—
Ein Winterkleid für mich	210	—
Ein paar neue Kutschpferde, wogegen die alten angegeben und zugeschossen	450	—
Den 26. Sept. meiner Frau ein neu Kleid	432	—
Eine güldene Repetiruhr für meine Frau	1200	—
Den 5. Oct. 2 Ochsen geschlachtet, kosten mit der Accise	216	—
Wein, so beim Ochsenbesehen ausgebrauchen, 20 Stobche	70	—
Das Caldaunen Gast Gebot kostet	223	—
Pferde und Wagen kosten mir dieses Jahr	1100	—
Einem Studenten, der meinem Sohne die Exercicen zu Hauße machen hilft, weil er ein Doctor werden soll	24	—
Loge in der Opera	200	—
Meinen Kindern Damgeld	109	—
Meiner Frau ein neues Kleid zum Weihnachten verehret, weil wir den mittelsten h. Tag haben zu Gast geben müssen	604	—
Den letzten h. Tag habe ich wieder tractirt, kostet	400	—
Eine Puppe, so ich aus Holland für meine kleine Tochter kommen lassen	240	—
In der Haushaltung hat meine Frau dieß Jahr über ausgegeben	5142	8
Schneiderrechnung bezahlt	753	—
Schusterrechnung	152	—
An Umhangsgeld habe ausgegeben 70 Thlr.	245	—

stand*). Aber schon ein Vierteljahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege, da der im Frieden rasch wieder aufblühende Verkehr leichtgewonnene Schätze daselbst angehäuft hatte, fand ein Besucher der reichen Handelsstadt sich durch die „Pracht, Ueppigkeit und stolze Selbstüberhebung" ihrer Bewohner verletzt**). Etwa ein Jahrzehnt darauf klagt der eigene Bürgermeister Hamburgs über die immer mehr einreißende Sucht des Verschwendens und die in Folge dessen sich häufende Zahl der leichtsinnigen Bankerotte***). Und wieder fast ein halbes Jahrhundert später hatten sich diese Zustände eher verschlimmert, als gebessert †). Auch in Frankfurt a. M., wo man 1671 wegen der vielen damals vor-

	Mk.	Schill.
Gevatterngeschenk (weil mit einem vornehmen Herrn gestanden, habe mehr als er geben wollen) 3 Portugalöser	210	—
Im l'hombre verspielt	450	—
Taschengeld für mich das gantze Jahr	925	—
NB. Kutscher, Diener, meiner Frau ihren Jungen und 2 Mägde gegen Weihnachten weggejagt und nur das halbe Lohn gegeben (wodurch nicht allein die Hälfte an Lohn, sondern viel am Weihnachtsgelde erspart habe)	138	—
Noch für galante Depensen einmal 50 Ducaten durch den Juden Levi Samson an Herrn N. N. in Banko abschreiben lassen	1050	—
An den B... R., der die Sache so wohlfeil abmachen helfen, 10 Ducaten	70	—
	Sa. Sarum: 25759 Mk.	

*) Beneke, „Hamb. Geschichten und Sagen" (1854), 1. Bd. S. 295.

**) „Der Chronist Lucä", S. 133.

***) „Briefe des Hamburger Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablirten Sohn, geschrieben in den Jahren 1680—1685" (1856). Daselbst heißt es z. B. S. 127: „So ist auch der junge Dr. Schulte Schulden halber ausgetreten und sich nach Ottensen auf seinen Garten retirirt. Dieser ist wol ein recht muthwilliger Bancrottirer, welcher durch übermäßiges Haushalten das Seinige verschlampampet und verprasset hat. Er hielt 2 Paar schöne Wagenpferde, fuhr alle Tage aus, dominirte und banquetirte alle Tage, also daß auf solche Arbeit kein anderer Lohn erfolgen konnte". S. 139: „Dieser junge Mensch schlägt seine Dinge hoch an, hat Wagen und Pferde bereits zugelegt; man sagt auch, er habe ein Kleid machen lassen, welches ihm 1000 Mark soll gekostet haben. In summa: Pracht und Hoffahrt nimmt zu, und im Gegentheil nimmt Handel, Wandel und Nahrung leider sehr ab" u. s. w.

†) Ein englischer Reisender, der um 1725 Hamburg besuchte, bemerkt, daß namentlich die Frauen daselbst den übermäßigen Putz liebten und dadurch oft ihre Männer ruinirten (Beneke, a. a. O. S. 354). Aehnliche Klagen über Putzsucht, Eitelkeit der Frauen, hohes Spiel u. s. w. erhebt Schuppius in seinem „Gedenke dran, Hamburg!"

gekommenen Bankerotte das alte Bankerottirmandat von 1581 erneuert hatte, nach welchem jeder Bankerottirer einen gelben Hut tragen mußte*), herrschte jetzt dennoch wieder ein so ausschweifender Luxus, daß er demjenigen Hamburgs schwerlich etwas nachgab**).

Das Schlimmste war, daß in diesen alten Reichsstädten meistentheils die angestammte deutsche Untugend der Völlerei mit der eingedrungenen französischen Ueppigkeit, das angewohnte Streben nach Pracht mit der modernen Sucht, mehr zu scheinen, als man war, und eher zu genießen, als zu erwerben, einen verderblichen Bund einging, und daß man, statt diese ausländischen Thorheiten im stolzen Gefühl altüberkommener Sittenstrenge abzuweisen, sich sogar noch damit brüstete, wenn man unter den gleißenden Namen von: libéralité, noble ambition und galanterie allen Ausschweifungen der Verschwendung, der Eitelkeit und der Wollust fröhnte***).

Steigen wir endlich noch hinab zu der untersten Klasse der Gesellschaft, der unfreien ländlichen Bevölkerung, so finden wir diese natürlich in Rohheit, Unwissenheit, trotziger Abkehr von allem Besseren und dumpfem Haß gegen die oberen Klassen versunken — eine natürliche Folge des furchtbaren Druckes, der auf dieser Klasse lastete, der unwürdigen Erniedrigung, zu der sie sich durch die herrschende Klasse verurtheilt sah†). Kein Wunder, wenn durch solche Zustände alle besseren Gefühle im Bauer erstickt, alle schlechten Leidenschaften erweckt und großgezogen wurden. Dazu die Verwilderung vom dreißigjährigen Kriege her, die in dieser Schicht des Volkes länger, als anderswo, nachwirken mochte, weil es hier an kräftigen Elementen einer wiederaufstrebenden Bildung fehlte. Die obern Klassen (selbst die dem Landmann bestellten Seelsorger nicht ausgenommen) betrachteten den Bauer nicht viel anders denn als eine wilde Bestie, die nur gebändigt, nicht civilisirt werden könne††).

*) „Frankfurter Chronik", von Lersner (1706).

**) In dem „Frankfurter Intelligenzblatt" von 1723 wird „ein kostbares französisches Bett à la duchesse" zum Verkaufe ausgeboten, „von rothem Sammet und weiß und goldenem Stoff (wahrscheinlich der Betthimmel), mit goldenen Borden, reich chamarirt", für den Preis von 750 Thlr.!

***) „Patriot", 1. Jahrgang S. 61.

†) Garve, „Ueber den Charakter der Bauern" (1796).

††) So behandeln denselben z. B. das 1684 erschienene Büchlein: „Des neunhäutigen und haimbüchenen Bauernstandes und Wandels entdeckte Uebel, Sitten-

Nicht wenig trug zu der langen Fortdauer der Sittenrohheit in den unteren Volksklassen die tiefe Verwahrlosung eines Standes bei, welcher in unserer Zeit für eine Schule wenigstens der Ordnung, des äußeren Anstandes und der Pünktlichkeit in Erfüllung vorgeschriebener Obliegenheiten gilt, des Soldatenstandes. Wie die geworbenen Heere meist aus den entsittlichtsten Theilen der Bevölkerung hervorgingen, so sandten sie auch immer neue Elemente der Entsittlichung in diese zurück. Vielleicht die zahlreichsten und sicherlich die rohesten Verbrechen fallen Mitgliedern dieses Standes zur Last. So verwildert war der Geist der damaligen Soldateska, daß selbst die Offiziere von deren Zügellosigkeit und Rohheit angesteckt wurden*). Die Verbrechen, welche die Militärreglements jener Zeit aufzählen, um vor ihnen zu warnen oder sie mit Strafen zu bedrohen, sind so zahlreich und deuten auf eine so große sittliche Verworfenheit hin, daß, wenn auch nur ein Theil davon, wie hiernach anzunehmen, mehr oder minder häufig unter den Truppen vorkam, der moralische Zustand dieser ein wahrhaft schaudererregender gewesen sein muß**).

Gesinnungslosigkeit der oberen Klassen.

Versetzen wir uns aus der Sphäre der eigentlich unrechtlichen, dem Polizei- oder Strafgesetze verfallenden Handlungen in die Sphäre jener, welche, ohne gerade dies zu sein, doch

---

und Lasterprob, von Veroandro aus Wahrburg", ferner ein anderes aus dem Jahre 1700: „Der glückselige und unglückselige Bauernstand". (S. G. Freytag, „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks" (1862), S. 47.) Nach dem letzteren war es ein bei den Mansfelder Bauern oft gehörter Spruch: „Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken".

*) Vgl. die früher (S. 497 fg.) mitgetheilte Criminalstatistik Dresdens, insbesondere auch die daselbst aufgeführten Beispiele von Missethaten von Offizieren.

**) In dem „Reglement für des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach Truppen" von 1722 wird den Soldaten eingeschärft, „den Gottesdienst fleißig zu besuchen und die geistlichen Personen zu respectiren, sich nicht an ihnen zu vergreifen, das Stehlen, Rauben, Plündern, das Vollsaufen, Straßenraub und Mord, Mordbrennen, Nothzucht, Blutschande, Sodomiterei, Hexen und Zaubern, Schwarzkünstlerei und Bündnisse mit dem Teufel zu unterlassen". Auch noch in dem „Reglement für die preußische Infanterie" von 1750 heißt es: „Damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungesund werde oder gar crepire, derohalben auch das übermäßige Vollsaufen, absonderlich in Branntwein, verboten sein soll". — Ferner wird den Soldaten „das Schlagen der Bauern" (gleichzeitig mit dem „Uebertreiben der Pferde, so daß sie crepiren") verboten. Sie sollen „keine öffentlichen H . . . . in die Garnison mitnehmen". Die Offiziere sollen „sich anständig aufführen" u. s. w.

einen kaum geringeren Grad moralischer Verbildung bekunden und für den Gesammtzustand einer Zeit oft fast bedenklichere Symptome sind, als manche offene Gesetzesübertretung, so ist das Bild, welches sich hier unserem Blicke darstellt, um nichts tröstlicher. Daß auch in der vornehmen Welt, im Adel und unter den Umgebungen der Fürsten, die Grundlagen wahrer „Standesehre" vielfach erschüttert waren nicht blos durch zahlreiche Acte der Selbstwegwerfung im Verkehr mit den fürstlichen Gebietern — (Acte, die man freilich in diesen Kreisen nicht unter einem solchen Gesichtspunkte, vielmehr als Kundgebungen einer „noblen" und „loyalen" Gesinnung angesehen wissen wollte), sondern durch wirkliche, unableugbare Gemeinheiten und Ehrlosigkeiten einzelner Standesgenossen, vor allem seitens der zahlreichen Klasse abenteuernder Glücksritter, welche sich in die adeligen Gesellschaften eindrängten und von diesen in der Regel nicht zurückgewiesen wurden, davon haben wir schon an früheren Stellen so manche frappante Beispiele angeführt.

Mangel an Selbstachtung in den bürgerlichen Ständen: Rang- und Titelsucht; Ceremoniell und Formenwesen.

Ein Charakterzug ist es insbesondere, welcher den Zustand größter Abschwächung des sittlichen und bürgerlichen Ehrgefühls, worin die besseren Klassen des deutschen Volkes sich noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts befanden, recht augenfällig kennzeichnet. Wir meinen jenen Mangel an Selbstachtung und Selbstvertrauen, der sich darin kundgiebt, daß jeder durch fremde Gunst und Protection, nicht durch eignes Verdienst und eigne Kraft etwas zu sein oder zu werden, sein Fortkommen im Leben und seine Stellung in der Gesellschaft zu erwerben strebt. Diese Gunstbuhlerei bei den Mächtigen und Vornehmen ist die giftige Wurzel, aus welcher zahllose Erscheinungen der damaligen Zeit, Beispiele der widerwärtigsten Art von Gesinnungslosigkeit, Niederträchtigkeit, Kriecherei, ja bisweilen von offener Schlechtigkeit hervorsprießen.

Schon Leibnitz konnte nicht umhin, zu bekennen, daß feine Manieren und die Kunst, sich den Großen angenehm zu machen, ein gewisseres Mittel des Fortkommens im Leben wären, als Gelehrsamkeit und Fleiß *). Thomasius fand für nöthig, besondere Collegien über die gute Lebensart zu lesen, und Wolf glaubte den ernsten Vorschriften seiner Sittenlehre als eine nothwendige Ergänzung Regeln der Weltklugheit und des äußeren Anstandes beifügen zu müssen. Eine andere Klasse

*) Methodus docendae discendaeque jurisprudentiae.

von Schriftstellern faßte ausschließlich den letzteren Gesichtspunkt ins Auge und suchte den ganzen Inbegriff der Lebensweisheit in der richtigen Beobachtung solcher Klugheitsregeln. „Hänge den Mantel nach dem Winde!“ ruft einer derselben*) seinen Lesern mit naivster Offenheit zu, wobei er freilich mit scheinheiliger Salbung hinzufügt: „so weit es christlich ist“. „Verstelle Dich“, fährt er fort, „und gieb Dich nicht bloß! Stehest Du bei vornehmen Leuten in Gnaden, so unterwirf Dich zwar ihren Befehlen, aber nimm Dein Interesse dabei wohl in Acht!“ In gleicher Weise enthält ein damals vielgelesenes Buch, des Herrn von Rohr „Klugheitslehre“**), ein sonderbares Gemisch von religiösen Vorschriften, moralischen Tugendlehren und den gemeinsten Kunstgriffen höfischer Klugheit, und zwar die einen ebenso ernsthaft, mit eben solcher Wichtigkeit dargelegt, als die andern. Zwar beklagt Herr von Rohr selbst in einem andern seiner Werke***) mit einem frommen Seufzer, „daß Galanterie, Mode und Weltmanier sich fast über die göttlichen und natürlichen Rechte erheben wolle und ein großer Theil der Menschen sich mehr befleißige, seine Handlungen nach dem Wohlstande und dem Gefallen der Höheren einzurichten, als den Sätzen der Tugendlehre Folge zu leisten“; aber, als hätte er sein Gewissen damit beruhigt, vertieft er sich gleich darauf in alle Specialitäten eben jener Wissenschaft, deren ausgesprochener Zweck es war, die Menschen darauf hinzuweisen, durch strenge Beobachtung des Ceremoniells am Hofe und in der guten Gesellschaft, durch genaue Kenntniß aller Feinheiten der Rangfolge und des Titelwesens, durch wirkungsvolle Schmeicheleien gegen vornehme und einflußreiche Personen, genug, durch leere Aeußerlichkeiten, wenn nicht gar durch Heuchelei und Lüge, sich emporzuschwingen und ihr Glück zu machen! Es ist peinlich, zu sehen, wie sogar Gelehrte vom ersten Range und Wortführer der Literatur ihrer Zeit an solche Nichtigkeiten ihre Aufmerksamkeit verschwenden und nicht selten dabei ihre Würde wegwerfen: wie ein Wolf im Verkehr mit dem Reichsgrafen von Manteuffel zu Ausdrücken der Devotion herabsteigt, welche dieser selbst halb beschämt abzulehnen scheint†); wie Gottsched, dessen Aengstlichkeit ein häufiger

*) „Bürgerliches Complimentirbüchlein“, von Civili Gratiano, 1727.

**) Aus dem Jahre 1719.

***) „Einleitung zur Ceremonialwissenschaft der Privatpersonen“, 1730.

†) Z. B. in den Glückwunschschreiben W.'s an M. zum Neujahr 1741, zum

Gegenstand seiner Spöttereien für denselben gräflichen Gönner ist, nach jeder Gelegenheit, einem Großen oder einem Hofmanne von Einfluß sich zu empfehlen, begierig hascht und bei jedem Gedanken, daß ein solcher ihn mißgünstig oder argwöhnisch ansehen könnte, auf das allerkläglichste zittert*).

Die Vorliebe für Titel, die Strenge in Aufrechthaltung der dadurch bezeichneten Rangstufenfolge, die Umständlichkeit des äußeren Ceremoniells, der Anreden, der Verbeugungen und der sonstigen Formalitäten des Umgangs sowol Gleichgestellter unter sich, als mit Höhergestellten,

---

Jahresschluß 1742 und wieder zum Neujahr 1743, wo von „überfließender Gnade“ u. dgl. die Rede ist („Briefwechsel zwischen M. und W.“, 1. Bd. Bl. 271 u. s. w.). In einem Schreiben W.'s zu M.'s akad. Jubiläum in Leipzig, vom 3. Sept. 1743 (Ebenda, 2. Bd. Bl. 58), läßt er es nicht bei der Schmeichelei bewenden: „Gott verleihe andern Universitäten, insbesondere unserm armen Halle, auch einen solchen Kenner der Wissenschaften!“ — wobei er wenigstens der Wahrheit nicht zu nahe trat, — sondern er fügt auch noch hinzu: „Jedoch, wie kann man auf Maecenates in einem Lande hoffen, wo keine Augusti das Scepter führen?“ — worin, ganz abgesehen von allem Anderen, schon in Berücksichtigung dessen, was Wolf's Landesherr, Friedrich II., gerade für ihn und in ihm für die Wissenschaft zu thun sich beeifert hatte, eine schnöde Undankbarkeit und Niederträchtigkeit liegt. Auch noch bei einer andern Gelegenheit bewies W., wie wenig er den einem Gelehrten so wohlanstehenden Freimuth, Mächtigen gegenüber, besaß. Als Friedrich II. den vielberufenen Befehl gegen den Professor Francke (H. A. Francke's Sohn) erlassen hatte, worin diesem, weil er über die Komödianten zu Halle geklagt, daß sie die Studenten verführten, aufgegeben ward, „bei Verlust seines Amtes“ selber die Komödie zu besuchen und darüber, daß dies geschehen, von dem Director des Theaters ein Zeugniß beizubringen (einer der Fälle, wo Friedrich's Haß gegen alles das, was er „Muckerei“ nannte, ihn zu der tadelnswerthesten Tyrannei und Unduldsamkeit verleitete), ging die Rede, der akademische Senat zu Halle werde sich Francke's annehmen und im Interesse der in dessen Person tiefgekränkten Professorenwürde Vorstellungen beim Könige thun. Manteuffel fragt in einem Briefe bei Wolf deshalb an, Wolf aber antwortet: er wisse davon nichts und er für seine Person werde an einem solchen Schritte sich nicht betheiligen.

*) Danzel, „Gottsched“, S. 42 fl., 51 fl. u. a. m. Das eine mal (S. 44) schreibt M. mit bitterem Spott an das Gottschedsche Ehepaar, indem er sie zugleich beruhigt und wegen ihrer Schwäche und Poltronerie schilt, folgende beißende Worte: Un coeur Alethophile (so nannten sich bekanntlich die Mitglieder der Gesellschaft „zur Ausbreitung der Wahrheit“) peut-il être susceptible d'une terreur panique lorsqu'il s'agit de rendre un service si essentiel à la vérité?! Auch in einer andern Manteuffelschen Correspondenz (Handschrift 1274° der Leipziger Universitäts-Bibliothek, Bl. 100) wird Gottsched mit seiner Aengstlichkeit aufgezogen.

alles dies bekundet einen Zustand der Gesellschaft, welchem die rechte Freiheit der Bewegung und die höhere Weihe wahrer Bildung gebricht. Die Adeligen, die sich noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit der Anrede „Ew. Adeligen Gestrengen“ und mit der Titulatur „Hochedelgeboren“ begnügt hatten, wollten jetzt „Wohlgeboren“ oder noch lieber „Hochwohlgeboren“ heißen. Während 50—60 Jahre früher sogar eine junge Dame vom Adel schlechtweg „Jungfer“ genannt worden war, rümpften jetzt Kramerstöchter die Nase, wenn man sie anders als Mademoiselle titulirte, und die adeligen Fräulein verlangten durchaus den auszeichnenden Zusatz „gnädig“. Natürlich blieben die Gelehrten in diesem Wettstreite um Rang und Titel nicht zurück. Einfache Geistliche hießen nun „hochehrwürdig“, Doctoren der Theologie „hochgelahrt“; ja, letztere sahen es nicht ungern, wenn man sie im Laufe der Rede „Ihro Excellenz“ titulirte; die Bürgermeister größerer Städte wollten wenigstens im außeramtlichen Verkehr ebenfalls „Excellenz“ oder „Magnificenz“ angeredet sein; Schuldiener und Magister dünkten sich mit den Namen „Wohlehrwürdige, Großachtbare und Wohlgelahrte“ nicht zu hoch geehrt, da schon Kaufleute die Bezeichnungen: wohlehrenfest, wohlfürnehm und großedel, Künstler die der Ehrenfesten und Wohlbenamten, und gewöhnliche Handwerker die der Ehrsamen und Namhaften für sich beanspruchten *).

Auch nach Adelsrang und höfischen Titeln geizten Kaufleute **),

---

*) „Complimentirbuch“, S. 24 fl. v. Rohr, „Klugheitslehre“, S. 50 fl. (Doch spottet Rohr noch (S. 60) über das damals auch aufgekommene „Höchstselig“ bei fürstlichen Personen.) Thomasius, „Monatsgespräche“, Jahrg. 1688, 2. Bd. S. 709.

**) „Der Chronist Lucä.“ In einer handschriftlichen „Beschreibung der Reichsstadt Nürnberg“ (Nr. 4417 des German. Museums), S. 159, findet sich folgendes charakteristische Beispiel der Entartung des bürgerlichen Selbstgefühls sogar in den Reichsstädten. Der Magistrat von Nürnberg wendet sich 1722 an den Kaiser mit einer Vorstellung darüber, „daß verschiedene Kaufleute und Bürger bei allerhand deutschen Potentaten sich die Titel: Rath, Agent oder Anwalt ausgewirkt hätten und darauf hin allerhand Freiheiten und Vorrechte prätendirten“. Der Kaiser läßt rescribiren: „es sei den betreffenden Unterthanen zu gebieten, daß sie binnen drei Monaten entweder dergleichen Charaktere niederlegen, oder, mit Unterlassung ihrer Profession, von ihren Titeln leben sollten, widrigenfalls die kaiserliche Ungnade nicht ausbleiben werde“. Darauf hin wird 1724 ein Bürger von Nürnberg, welcher fürstbischöflich bambergischer Resident geworden, zur Befolgung des kaiserlichen Befehls angehalten; derselbe flüchtet sich aber in das bambergische Haus in Nürnberg und

Beamte, Gelehrte und Dichter, und die Anwandlung von Stoicismus, welche Wolf veranlaßte, Leibnitz gegen den Verdacht in Schutz zu nehmen, als ob er nicht „den Namen eines Philosophen und Gelehrten viel höher geachtet, als alle äußeren Ehren“, ja sogar zu bestreiten, daß Leibnitz jemals den Adel wirklich angenommen und geführt habe*), hinderte nicht, daß er selbst des ihm ertheilten Reichsfreiherrntitels sich mit Befriedigung bediente.

Der Einfluß französischer Sitte, in vielem Andern so nachtheilig, wirkte in dem einen Punkte günstig, daß er das allzu steife Formenwesen (das gemeinsame Product der Schwerfälligkeit deutschen Gelehrtenthums und der an den Höfen herrschend gewordenen spanischen Grandezza) sammt der unendlichen Weitschweifigkeit der üblichen Höflichkeits- und Ehrerbietungsbezeugungen einigermaßen durch einen leichteren und bequemeren Umgangston ersetzte, obschon die nach dieser neuen Mode abgekürzten Complimente immer noch einen gewaltigen Luxus von Worten enthalten**).

Allmäliger Sieg der wachsenden Bildung über diese und ähnliche Uebelstände.

So mannigfaltig waren die Hindernisse, welche die fortschreitende Bildung zu überwinden hatte und von denen sie wirklich eines nach dem andern, freilich nur sehr allmälig und langsam, überwand. Wir dürfen uns diesen Fortschritt weder so stetig, noch so allgemein und gleichmäßig vorstellen, daß nicht noch weit über die Grenzen unseres Zeitraums hinaus immer wieder Ausbrüche der alten Rohheit, Rückfälle in den alten Aberglauben, Beispiele von Gesinnungslosigkeit unter den Mittelklassen, von Brutalität unter den höheren vorgekommen wären. So viel können wir indeß, gestützt auf die Gesammtanschauung jener Zeit, wie sie aus einem gewissenhaften Studium aller Erscheinungen derselben sich ergiebt, und auf einzelne Thatsachen, welche sichere Schlüsse auf Weiteres zulassen, mit ziemlicher

---

klagt beim Reichshofrath, der ein Conclusum zu seinen Gunsten erläßt, wobei der Magistrat sich beruhigen muß.

*) „Briefwechsel mit M.“, 2. Bd. S. 290.

**) v. Rohr, welcher in seiner „Klugheitslehre“ ausdrücklich sagt: „Die kurzen Complimente sind heut fast mehr beliebt, als die weitläuftigen“, führt (S. 158) als Beispiel eines solchen „kurzen“ Complimentes folgende Anrede eines Bittstellers an einen Minister an: „Mit Ew. Excellenz gnädigen Erlaubniß bitte mir die unterthänige Freiheit aus, dieselben gehorsamst zu ersuchen, die besondere Gnade mir zu erzeigen“, u. s. w.

Bestimmtheit aussprechen, daß zwischen dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und dem Beginne des fünften Jahrzehnts desselben ein nicht unerheblicher Umschwung in den geistigen und sittlichen Zuständen Deutschlands entweder eintrat, oder doch sich vorbereitete.

Wahrscheinlich würden wir, wenn wir eine so vollständige Criminalstatistik des vorigen Jahrhunderts, wie der Gegenwart, besäßen, noch eine geraume Zeit hindurch keine sehr wesentliche Abnahme der Verbrechen wahrnehmen, aber doch auch schwerlich eine Zunahme, trotzdem, daß in der Anwendung peinlicher Strafen um die Mitte des Jahrhunderts und theilweise schon früher eine bedeutende Milderung eintritt*) und die Vollziehung der Kirchenbußen an den meisten Orten thatsächlich in Abgang kommt. Wenn schon an sich diese Aenderung des Strafsystems einen Fortschritt anzeigt, indem man mit vernünftigeren und humaneren Mitteln denselben Zweck zu erreichen sucht, den man bisher nur mit den grausamsten erreichen zu können glaubte, so deutet sie zugleich auf den mitwirkenden Einfluß neuer sittlicher Kräfte hin, welche bisher geschlummert hatten. Und so ist es in der That. Wie der Pietismus ohne allen Zweifel mehr Unsittlichkeiten verhütete, als die alte Kirche mit all ihren noch so strengen Kirchenbußen, so machte die gestiegene und nach und nach selbst bis zu den unteren Klassen des Volkes hinabdringende Bildung es der Staatsgewalt möglich, an die Stelle von Galgen und Rad, glühenden Zangen und anderen raffinirten Peinigungen**) theils minder qualvolle und das menschliche Gefühl

*) Die Todesstrafe für Diebstahl, Betrug, Meineid, Ehebruch, die zu Anfang des Jahrhunderts noch ziemlich allgemein war („Leisner's Chronik von Frankfurt", „Jetzt lebendes Leipzig", S. 648, „Tagebuch", 1. Bd.), kommt unter Friedrich II. und anderwärts außer Gebrauch, wogegen allerdings in Baiern unter Carl Theodor theilweise wieder eine Verschärfung der peinlichen Strafen eintrat (Schlözer's „Briefwechsel"). Die Tortur, um das gleich hier zu bemerken, ward in Preußen 1754 abgeschafft (doch kommen noch später Stockschläge und Kettenstrafe als Mittel zur Erzwingung eines Geständnisses vor), in Baden 1767, in Mecklenburg 1769, in Kursachsen 1770, in Oesterreich 1776, hier infolge einer Schrift von Sonnenfels durch eigensten Entschluß der Kaiserin Maria Theresia gegen die Mehrheit der Stimmen ihrer Räthe (Schlözer's „Briefwechsel", 1. Heft); in Pfalz-Baiern ward sie 1779 auf das nothwendigste eingeschränkt, jedoch sollten die „abgängigen" Folterwerkzeuge überall wieder angeschafft werden.

**) In Prag wurden allerdings noch 1732 mehreren Mördern Riemen aus

weniger empörende Todesarten, theils sogar bloße Freiheitsberaubungen zu setzen *).

Es wäre thöricht, zu wähnen, der Glaube an Hexen, Teufelsbeschwörungen, Schatzgräberei und dergleichen Vernunftwidrigkeiten sei mit dem Eintritte des „Jahrhunderts der Aufklärung" oder mit dem Erscheinen und der Verbreitung der Thomasiusschen Schriften gegen die Hexenprocesse alsbald verschwunden. Nicht nur im Laufe dieses ersten Abschnittes, sondern bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts kommen Beispiele solchen Aberglaubens vor, und zum Theil noch in ziemlich krasser Gestalt **). Aber ein unverkennbarer Sieg der gesteigerten Aufklärung zeigt sich doch darin, daß nicht blos einzelne freierdenkende Gelehrte oder einzelne Facultäten, wie seinerzeit Thomasius und dessen juristische Collegen zu Halle, sondern ganze Universitäten, und zwar auch solche, die früher Vertheidigerinnen der

---

dem Rücken geschnitten und abgestreift, sie dann mit glühenden Zangen gezwickt und endlich gerädert. („Leipziger Postzeitung" von 1732, S. 328.)

*) 1715 ward das erste Zuchthaus in Kursachsen (in Waldheim) errichtet. Es diente zugleich als Versorgungshaus für Arme, Waisen (z. B. „Zigeunerkinder"), als Correctionshaus für Landstreicher, Bettler, „Trotzige", liederliche Weibspersonen, Solche, „so zu Müßiggang und Desperation (?) geneigt", „ungerathene Söhne", liederliches Gesinde (von den Herrschaften eingeliefert), Landesverwiesene, welche die Urphede gebrochen (d. h. gegen ihr Versprechen zurückgekehrt waren), endlich als wirkliches Zuchthaus für Diebe („auf allerunterthänigstes Suppliciren" — also als Strafmilderung, da sie eigentlich mit dem Tode bestraft wurden): auch kommt eine Frau „wegen mehrmaligen Feueranlegens" darin vor; daraus erhellt, wie sehr man schon von dem früheren Strafsystem, welches für alle solche Verbrechen unbedingt auf Tod erkannte, zurückging. („Beschreibung des kursächsischen Zucht-, Waisen- und Armenhauses Waldheim", 1717.)

**) Hering, „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd. S. 332, erzählt eine Schatzgräbergeschichte aus Jena, in deren Folge zwei Bauern todt, ein Student bewußtlos gefunden wurden. Iccander („Kursächsisches Kernchronicon"), 2. Bd. S. 40, spricht von „Nachstellungen des Satan", denen die Sechswöchnerinnen unterworfen seien, wie von einer bekannten Sache; Bernd in seiner Selbstbiographie erzählt auch verschiedene male von Teufelsanfechtungen, die er als Student zu haben geglaubt. Auch besondere Schriften vom Teufel erschienen noch immer (vgl. „Leben in Frankfurt", 2. Heft S. 1). 1732 ließ Se. römisch-kaiserliche Majestät Carl VI. einen Bericht über angeblich vorgekommene „Vampyre" an mehrere Universitäten zur Begutachtung senden („Leipziger Postzeitung" von 1732, S. 174) — u. dgl. m. „Wunderdoctoren" kommen auf den Messen und anderwärts regelmäßig noch bis in die 70er Jahre des 18. Jahrh. vor (Dolz, „Leipzig", S. 329).

übernatürlichen Wirkungen dämonischer Kräfte gewesen waren, jetzt diese Ansicht verleugnen und für das Princip der „natürlichen Ursachen“ in die Schranken treten *).

Die Titel- und Rangsucht, nicht blos an den Höfen, sondern auch im Mittelstande, unter Beamten, Gelehrten, ja selbst einfachen Bürgern, bestand noch lange fort; aber sie ward, je länger je mehr, in der aufstrebenden besseren Literatur ein Gegenstand ernster Rüge oder beißenden Spottes. Die charakterlose Feigheit im Verkehr mit den Mächtigen und Vornehmen machte sich noch immer vieler Orten breit, aber daneben erhob doch auch schon der bürgerliche Freimuth hier und da, wennschon meist noch etwas schüchtern, sein Haupt.

Versuch einer Schilderung des häuslichen Lebens in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrh.

Die Bildung und Gesittung eines Zeitalters spiegelt sich am deutlichsten ab in dem Zustande des häuslichen Lebens, als des natürlichen Mittelpunktes, von welchem die Entwickelung der Individuen aus- und auf welchen sie zurückgeht. Zumal in einer Periode wie diese, wo es an einem öffentlichen Leben gänzlich fehlt, und in einem Lande wie Deutschland, wo von jeher das Haus und die Familie eine so große Rolle spielten.

Wir wollen den Versuch machen, am Schlusse dieses Rückblickes ein Bild des häuslichen Lebens unserer Vorältern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu entwerfen. Den Versuch, sagen wir, denn leider müssen wir bekennen, daß die Quellen unserer Darstellung nirgends spärlicher fließen, als hier, und wir deshalb, trotz der eifrigsten Bemühungen, nicht im Stande sind, diesem Theile unserer Schilderung

---

*) In der oben erwähnten Schatzgräbergeschichte zu Jena hatte zuerst ein Arzt zu Halle in einer besondern Schrift (jedoch anonym) unternommen, den Tod der beiden Bauern und die Bewußtlosigkeit des Studenten als Folgen einer Erstickung durch Kohlendämpfe darzustellen. Dem entgegen behauptete ein Dr. Andreä zu Jena: der Teufel habe jene getödtet und diesen betäubt. Aber die drei Facultäten von Leipzig gaben ihr Gutachten dahin ab: es seien hier natürliche Ursachen im Spiele gewesen, und eine öffentliche Rechtfertigung dieses Gutachtens stellte geradezu die Ansicht auf: eine solche Wirkung des Teufels, wie die von Andreä vorausgesetzte, sei unmöglich. (Man vergleiche damit die schüchternen Erklärungen des Thomasius über die dämonischen Wirkungen, welche er noch keineswegs schlechthin zu bestreiten wagte.) Löscher's „Unschuldige Nachrichten“ erblicken in dieser Teufelsleugnung seitens einer ganzen Universität „eine offenbare Probe der thränenwürdigen Licenz, welche unter uns eingerissen“. (Hering a. a. O.)

auch nur annähernd diejenige Vollständigkeit und Anschaulichkeit zu geben, die wir gerade ihm so gern geben möchten.

Wir beschränken uns dabei im Wesentlichen auf den Mittelstand, da von den höheren Ständen schon früher die Rede gewesen, von den unteren Klassen aber und insbesondere von der ländlichen Bevölkerung es vollends unmöglich ist, eine nur einigermaßen sichere Anschauung zu gewinnen, wir uns daher in Bezug auf sie mit den einzelnen Schlaglichtern begnügen müssen, welche die oben versuchte allgemeine Sittenschilderung ab und zu auch auf deren häusliches Leben geworfen hat.

Sittliche Zustände in den Familien.

Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Theil des Bürgerstandes gerade in der Periode, wo die höheren Stände am ausschweifendsten lebten, insbesondere die Heiligkeit der Familie am schamlosesten mißachteten und entweihten, sich um so strenger in sich abgeschlossen und an der Ehrbarkeit des deutschen Hauses festgehalten habe. Wenn nichts Anderes, so mochte schon ein gewisser bürgerlicher Trotz sie antreiben, der vornehmen Modebildung, die verachtend auf Alles herabsah, was nicht an ihr Theil hatte, die herbe Strenge altväterischen Wesens entgegenzusetzen. Von dieser Seite betrachtet, wirkte die spätere Verfeinerung der Mittelklassen nicht immer günstig auf deren häusliches Leben zurück, indem sie an die Stelle jener Abgeschlossenheit und Zurückhaltung derselben ein zwar freieres, aber auch leichtfertigeres Gebahren setzte und den Bürgerstand zur Nachäffung der Vornehmen, nicht eben zum Vortheil seiner Sittlichkeit, verführte*).

In denjenigen Städten, welche mit der höfischen Gesellschaft weniger in Berührung kamen, mag dieser Uebergang zu freieren Sitten erst um ein gut Theil später, als in den Residenzen, erfolgt sein. Von Hamburg besitzen wir in dieser Beziehung ein günstiges Zeugniß eines englischen Reisenden (vom Jahre 1725) über das dortige Familienleben**), und ein noch günstigeres finden wir in den unzufriedenen Aeußerungen des frivolen Herrn von Pöllnitz über die Zurückgezogenheit der

*) Semler in seiner „Lebensbeschreibung, von ihm selber abgefaßt", 1. Thl. S. 146, bemerkt von seiner Braut (ungefähr aus dem Jahre 1750): „Ihre Mutter hatte eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freieren Lebensart ihres Geschlechts, die ziemlich in Coburg schon herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wonach sie selbst in Saalfeld erzogen war" u. s. w.

**) S. Beneke, „Hamburger Geschichten", S. 354.

Hamburger Frauen, die er zu seinem Bedauern fast gar nicht außer dem Hause traf, und auch dann nur in Begleitung ihrer Männer, und die im eignen Hause noch weniger zugänglich waren *).

Dennoch würden wir wahrscheinlich irren, wenn wir die Sittlichkeit der Mittelklassen in Bezug auf das eheliche und häusliche Leben im Anfange des Jahrhunderts als noch völlig ungetrübt und unter dem Bilde patriarchalischer Reinheit uns vorstellen wollten. Eine so günstige Meinung davon zu fassen, hindert uns schon die Physiognomie der damals herrschenden Zeitliteratur, welche ziemlich sichere Rückschlüsse auf den Zustand der Gesellschaft, für die sie geschrieben ward, gestattet. Ein Geschlecht, welches die schmutzigen Romane Talander's und Seinesgleichen, die schlüpfrigen und raffinirt lüsternen Gedichte der zweiten schlesischen Schule so gierig verschlang, wie die große Verbreitung und das massenhafte Erscheinen dieser Producte bezeugt, konnte unmöglich durch Sittenreinheit und Stärke des Familiensinnes ausgezeichnet sein. Die Betrachtungen, welche Schuppius über die verbreitete Unsittlichkeit in diesem Punkte anstellt, die Moralvorschriften Wolf's, welche kein Verhältniß so ernst, wie das eheliche, ins Auge fassen, diese und ähnliche Mahnungen wenden sich offenbar vorzugsweise an die bürgerlichen Klassen. Thomasius, der für dieselbe Gesellschaftsschicht schrieb, äußert sich häufig in einem Tone, der nicht auf eine besondere Reinheit des Familienlebens jener Zeit schließen läßt. Die Moralischen Wochenschriften klagen vielfach über die Ausschweifungen der jungen Männer und die Koketterie der Mädchen und wissen allerlei von unglücklichen Ehen und von ungetreuen Ehegatten beiderlei Geschlechts zu erzählen **). Auch haben wir das ausdrückliche Zeugniß eines zeitgenössischen Schriftstellers vor uns, welches von dem Ueberhandnehmen der „Gewissensehen" in einer Weise spricht, die sattsam andeutet, daß diese Erscheinung damals schon weder neu, noch vereinzelt war ***).

Wohl aber sehen wir zu unserer Befriedigung, neben den für die Sittlichkeit des Familienlebens nachtheiligen Einflüssen von oben und

*) v. Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 86.

**) Ueber alles dieses s. oben die betreffenden Abschnitte. Hinsichtlich der Wochenschriften verweise ich beispielsweise auf folgende Stellen: „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 294, 416; 2. Bd. S. 55, 288, 378 ff. u. s. w. „Patriot", 2. Bd. S. 146, 446, 3. Bd. S. 155, 268 u. s. w.

***) v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 601.

vom Auslande her, andere wirksam, heimische und aus dem Schooße des Bürgerstandes selbst kommende, die nicht blos der Ausbreitung des Uebels Schranken setzen, sondern allmälig auch einen Rückschlag dagegen vorbereiten. Nicht der kleinste Antheil an diesem Verdienste gebührt den Pietisten. Ohne ihre ernsten und beharrlich fortgesetzten Bemühungen für Reinigung der Sitten und Erweckung eines bessern Geistes im Bürgerstande möchte das deutsche Familienleben der zwiefachen Gefahr, womit es von den Nachwehen der allgemeinen Sittenverwilderung im dreißigjährigen Kriege und von dem schädlichen Beispiele romanischen Leichtsinns bedroht war, noch viel weniger entgangen sein. Nächst dem Pietismus hat die sogenannte natürliche Moral, namentlich wie sie in der Wolfschen Philosophie vertreten war, am meisten zu der Verbesserung der sittlichen Zustände in diesem Punkte beigetragen. Durch die Moralischen Wochenschriften drang eine ernstere und gehobenere Lebensansicht in alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft ein, und die mit ihnen Hand in Hand gehende Dichterschule der Niedersachsen und der Schweizer, deren Lieder zum großen Theil der Verherrlichung der Häuslichkeit, der geselligen Freuden, der Zufriedenheit und der Freundschaft galten, half diese Richtung vollends in den Gemüthern befestigen. Auch Gottsched, wennschon seine Muse sich lieber auf dem Parkette des Hofes, als in den Kreisen bürgerlichen Lebens bewegte und er für seine Person mehr die Erregungen und den Glanz des geselligen Salons, als die stillen Freuden des häuslichen Herdes liebte*), wirkte dennoch auf die Läuterung des Familiengeistes günstig ein, indem er nachdrücklich den in der Literatur herrschend gewordenen schlüpfrigen Ton bekämpfte, und selbst Canitz und Besser, wiewol sie nicht umhin konnten, der an den Höfen beliebten frivolen Sitte auch in ihren Gedichten hier und da zu

*) Aus dem Briefwechsel Manteuffel's ersieht man, wie die Gottscheds es liebten, geistreiche Cirkel in ihrem Hause zu geben, berühmte Fremde bei sich zu sehen und überhaupt soviel als möglich die in Paris gewöhnlichen sog. bureaux d'esprit nachzuahmen. (S. auch „Büsching's Lebensbeschreibung", 1. Bd. S. 129.) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das offene Geständniß der Frau Gottsched (in ihren „Briefen", 2. Bd. S. 151), daß sie „Haus- und Wirthschaftssorgen von Kindheit an für die elendeste Beschäftigung eines denkenden Wesens gehalten habe". Ein anderes mal (ebenda) preist sie sich glücklich, daß sie keine Kinder habe; denn, wäre sie Mutter, so würde sie es für ihre Pflicht halten, sich ihrer Kinder anzunehmen, und doch würde dies sehr störend auf ihre gelehrten Beschäftigungen einwirken.

huldigen, bekundeten doch daneben ein warmes und aufrichtiges Gefühl für die Freuden wie für die Pflichten der Gatten und Familienväter.

Die häusliche Erziehung. Aus der häuslichen Erziehung jener Zeit tritt ein Uebelstand vor allen grell hervor: die auch im Mittelstande weitverbreitete Unsitte des Ammenhaltens. Gegen nichts eifern die Moralischen Wochenschriften so sehr, als gegen die allgemeine Vernachlässigung der ersten Mutterpflichten aus Bequemlichkeit, Genußsucht oder Modedünkel, aber sie sowol, als die namhaftesten theologischen und philosophischen Sittenlehrer, an ihrer Spitze Schuppius und Wolf, scheinen mit nur geringem Erfolge gegen diese Widernatürlichkeit angekämpft zu haben, der wir auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in weitesten Kreisen begegnen*).

Eine andere häufige Klage der zeitgenössischen Schriftsteller richtet sich gegen die unvernünftige Härte der Aeltern**). Den Vätern insbesondere wird schuldgegeben, sie verführen gegen ihre Kinder häufig so, „daß diese sich vor ihnen wie ein Sklave vor seinem Tyrannen, ja wie vor dem Teufel fürchteten"***). Das macht, die Väter glaubten an Autorität einzubüßen, wenn sie nicht bis zur Grausamkeit hart wären, und Schläge galten als die einzige Panacee gegen alle Unarten des jugendlichen Alters†). Daneben finden sich auch wieder Klagen über Verwöhnung und Verzärtelung der Kinder. Im Durchschnitt scheint es, selbst in vielen Häusern des höheren Bürgerthums, nicht blos an jeder festen Erziehungsmaxime, sondern auch an der ersten Tugend eines Erziehers, der Selbstbeherrschung, gefehlt und nur die augenblickliche Laune oder Leidenschaft die Behandlung der Kinder dictirt zu haben. Blinde Liebe wechselte mit blindem Zorn oder Haß, ja es wird als eine

*) S. oben Abschnitt 9, speciell S. 431; Schuppius, „Gedenk' dran, Hamburg!" u. a. m.

**) In den „Vernünftigen Tadlerinnen", 1. Bd. S. 272, wird eine Mutter aus den wohlhabenderen Ständen darüber zur Rede gesetzt, daß sie mit ihrer gutartigen Tochter so grausam umgehe. „Ich sehe", heißt es dort, „daß du ihr einige Fäden um die Hände wickelst, ein Licht ergreifst und dieselben anzündest, auch wol mit Ruthen dreinschlägest, wenn sie dieselben nicht stillhalten kann. Ich sehe, wie blutrünstig dieselben täglich sind. Warum thust du alles dies? Darum, sprichst du, weil das Aas nicht Spitzen genug klöppeln will." Aehnlich äußert sich der „Politische Philosoph" (1724).

***) „Politische Philosoph", S. 128.

†) „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 276.

„ebenso gemeine, wie schädliche Sache“ erwähnt, „daß kaum ein Vater oder eine Mutter zu finden sei, wo sich nicht ein Unterschied in der Liebe zwischen ihren Kindern blicken lasse“ *). Der Mangel an psychologischer Einsicht in die Natur der Kinderseele war ein anderes Hinderniß einer vernünftigen Erziehung. Weiß doch sogar noch Goethe aus seiner Jugend Sonderbares in dieser Hinsicht von seinem sonst so verständigen Vater zu erzählen **)! Endlich aber stand die Unnatur der Verhältnisse, in denen die Erwachsenen selbst sich bewegten, einer guten und wirksamen Kinderzucht vielfach im Wege. Wie konnten Aeltern, welche den Sinnengenuß, die Verschwendung, den Putz oder das Prunken mit Rang und Titel als ihr Lebensziel betrachteten, ihre Kinder zu bessern Grundsätzen erziehen? In den meisten Fällen hatten sie nicht Zeit noch Lust, sich selbst mit der körperlichen und geistigen Pflege ihrer Kleinen abzugeben, und, wie sie jene einer Amme anvertrauten, so diese einer Gouvernante oder im späteren Alter einem Hofmeister, der, da er nur wenig besser, als ein Bedienter, gehalten ward ***), natürlich weder das nöthige Ansehen bei den Kindern, noch die gehörige Freudigkeit zur Erfüllung seines schweren Berufs besaß. Die Kinder sahen von früh auf das schlimme Beispiel der Aeltern, ja es kam wol vor, daß diese selbst, wie einsichtigere Zeitgenossen klagen, „ihren Kindern Essen, Trinken und schöne Kleider als das höchste Gut vorstellten“ †).

Inzwischen brachte doch gerade in diesem Punkte der allgemeine Bildungsfortschritt im Laufe einiger Jahrzehnte wesentliche Veränderungen hervor. Die Ansichten Locke's über die Erziehung fanden in

---

*) Jenisch, „Geist des 18. Jahrhunderts“.

**) „Aus meinem Leben“, 1. Thl. 1. Buch („Werke“, 24. Bd. S. 16). „Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und, wenn uns dieses unmöglich fiel und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsre Ruhestätten zurück.“

***) „Mehr als 40 Thlr. wollte man nicht an einen Hofmeister wenden, dabei sollte er auch noch die Verwalterrechnungen mit besorgen.“ („Briefe der Frau Gottsched“, 2. Bd. S. 97.)

†) „Polit. Philosoph“, S. 138. — Aehnliche Klagen findet man im „Patrioten“, den „Vern. Tadlerinnen“ u. s. w.

Deutschland vielfach Verbreitung und Beachtung *). Die Wolfsche Philosophie und die Moralischen Wochenschriften machten die Verbesserung der Erziehung zu einer ihrer Hauptaufgaben. In den Häusern der Gelehrten und Geistlichen mag im allgemeinen eine sorglichere Kinderzucht zu finden gewesen sein, als in denen der wohlhabenden, den Zerstreuungen des Modelebens mehr ausgesetzten Klassen, und viele Familien des niederen Bürgerstandes scheinen es ebenfalls mit dem Geschäft der Erziehung ernster genommen zu haben, wie das Hervorgehen so bedeutender Männer wie Wolf, Kant u. a. gerade aus diesem Stande und die von denselben uns aufbewahrten Erinnerungen an die Eindrücke ihrer Jugend bekunden **).

Was den häuslichen Unterricht betrifft, so war er in der Mehrzahl der Fälle wol um nicht vieles besser, als der öffentliche. Das mechanische Einlernen trockener Namen und Zahlen oder dunkler und meist unverstandener Begriffe spielte auch hier eine Hauptrolle, und dazu kam in vielen Häusern ein Uebermaß äußerlicher Andachtsübungen — Gebete, Hersagen von Bibelversen oder Katechismusstellen u. dgl. m. —, welches weit mehr geeignet war, den wahren religiösen Sinn in den jugendlichen Gemüthern zu ersticken oder irrezuleiten, als zu kräftigen ***). Eine Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit war auch die Sucht, die Kinder so früh als möglich geistig anzustrengen, selbst auf Kosten der natürlichen körperlichen Entwickelung, für die man überhaupt, das Tanzen abgerechnet, wenig that †). Einen Vortheil hatte der schlechte Zustand der öffentlichen Schulen für den häuslichen Unterricht der Jugend, den nämlich, daß gewissenhafte Aeltern um so länger sie unter ihrer eigenen Obhut zu bilden suchten und sich selbst der Unterweisung derselben unterzogen.

*) Ebenda und „Vern. Tadlerinnen", 2. Bd. S. 64.

**) So erzählt Kant, „daß er im Hause seiner Aeltern nie etwas Unrechtes gesehen habe" („Sämmtl. Werke K.'s", herausg. von Rosenkranz, 11. Bd.), und auch Wolf rühmt von den seinigen („Eigne Lebensbeschreibung", S. 111): „Sie haben mir von der ersten Kindheit an große Liebe zur Gerechtigkeit und einen Haß gegen die Ungerechtigkeit, auch einen Eifer für die Religion und Gottesfurcht beigebracht".

***) Möser's „Verm. Schriften", S. 199. Bernd's „Leben", S. 21.

†) Jenisch a. a. O., „Patriot", 1. Bd. Sogar der große Denker Leibnitz wollte dem Kinde schon vor dem 6. Jahre mehrere Sprachen durch den Gebrauch beigebracht, außerdem Geschichte, allgemeine und besondere, die heilige und die der Gegenwart, gelehrt wissen (Methodus, — Opp. omn. IV. 170).

Weibliche Bildung. Die weibliche Bildung stand im allgemeinen in jener Zeit nicht besonders hoch. Oeffentliche Schulen für den höheren Mädchenunterricht gab es nicht*). Im Hause war deren Erziehung in vielen Familien ausschließlich der Mutter überlassen; der Vater hielt es unter seiner Würde, sich darum zu kümmern, und wendete seine Sorgfalt nur den Knaben zu**). Dagegen finden wir auch Beispiele von einer mehr als gewöhnlichen Bildung bei manchen Frauen jener Zeit. Gottsched's Frau war nicht blos im Französischen und Englischen, sondern auch im Lateinischen und Griechischen geübt, las lateinische Schriftsteller und schrieb (was damals beinahe noch mehr bedeuten wollte) ein gutes Deutsch, obgleich ihr Hofmeister ihr versichert hatte, „es sei gemein, deutsche Briefe zu schreiben" ***). Latein scheinen damals viele Frauenzimmer gelernt zu haben, besonders Töchter von Gelehrten. Auch fehlte es nicht an wirklich „gelehrten" Frauenzimmern. Die Listen der „Deutschen Gesellschaft" Gottsched's zählten mehrere solche unter ihren Mitgliedern auf, denn nicht alle waren so bescheiden oder so klug, wie Frau Gottsched, welche diese Ehre als eine für Frauen nicht passende verbat†). Französisch mußte ein Mädchen können, welches auf moderne Bildung Anspruch machen wollte. Selbst die alte Frau Möser, des Justus Mutter, die durch und durch eine gute westphälische Hausfrau

---

*) v. Seckendorf, „Christenstaat", S. 601. „Ein sehr weniges geschieht in den Mägdleinschulen und bleibet gemeinlich nur bei dem allerunterſten Grade der Catechisation."

**) „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 343. „Politischer Philosoph", S. 143. An der letztern Stelle ruft der Verfasser vorwurfsvoll aus: „Die Töchter sind doch ebensowol Menschen, als die Söhne!"

***) „Briefe der Frau Gottsched", Einleitung und 1. Bd. S. 7.

†) Als Curiosum sei hier noch aus einem 1705 erschienenen Schriftchen: „Frauenzimmerbibliothekchen", die Liste von Büchern mitgetheilt, welche daselbst (S. 78) einem „Frauenzimmer von aufgewecktem Verstande" zum Lesen empfohlen werden. Es sind folgende:

I. In Folio.

Die sogenannte Weimarische Bibel.
Lundii Jüdische Heiligthümer.

II. In Quarto.

Speneri Glaubens-Lehre.
Gribneri Predigten vom Tod.
Schelhammer unterwiesene Köchinn.
Hessens Garten-Lust.

war und das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck des Daseins hielt, war doch eine Freundin des Französischen und hielt ihre Kinder dazu an*). Auch Musik und Singen gehörte zur Ausbildung eines jungen Frauenzimmers aus guter Familie. Gottsched sendet seiner Braut S. Bach's Stücke zum Clavier, andere von Weyrauch zur Laute, auch eine Symphonie von Hasse, und das junge Mädchen schreibt zurück, sie werde diese Compositionen „im Concert" spielen**).

Doch hören wir auch von Töchtern aus ersten Familien des Bürgerstandes, welche solche und ähnliche Fertigkeiten entbehren mußten und dennoch für wohlerzogen und gebildet galten. Die Frau des berühmten Gelehrten Pütter und ihre Schwestern, Töchter eines braunschweigischen Geheimen Rathes (deren Jugend in die letzten Jahre unseres Zeitraums fällt), waren „in ihren Religionsgrundsätzen (durch ihre Mutter) wohlunterrichtet und festgegründet, bewandert im Hauswesen, geübt, ihre Zeit zwischen weiblichen Arbeiten und dem Lesen nützlicher Bücher ein-

III. In Octavo.

Eine Hand-Bibel.
Arnd's Vom wahren Christenthum.
Ein groß Gesang-Buch, als etwa Crügeri, oder das Lüneburger.
Saiten-Spiel und Andachts-Flamme.
Creutzberg's Seelen-Ruh in Jesu Wunden.
Lassenii Betrübtes und getröstetes Ephraim.
Hoën's Evangelisches Hand-Buch wider die Papisten.
Colberg's Platonisch-Hermetisches Christenthum.
Lassenii Besiegte Atheisterey.
Kurtzgefaßte Kirchen-Historie Alten und Neuen Testaments.
Mulleri Vade-Mecum Botanicum.

IV. In Duodecimo.

Arnd's Paradis-Gärtlein, Berliner Edit.
Cundisii Perlen-Schmuck.
Speneri Erklärung des Catechismi.
Bergeri Für Augen gemahlter Christus Jesus.
Masii Bericht vom Unterscheid der Lutherisch- und Reformirten Lehre.
Hübneri Geographische Fragen.
Hübneri Politische Fragen, complet.
Anonymi Genealogische Fragen.
Becheri Haus-Vater.
Helwigii Frauen-Zimmer-Apothekchen.

*) „J. Möser's Leben", von Nicolai, vor „Möser's Werken", S. 17.

**) „Briefe der Frau Gottsched", 1. Bd. S. 4.

zutheilen; um Tanzen, Singen, Zeichnen, Musik und Französisch zu lernen, hatte es ihnen an Gelegenheit gefehlt; sonst aber hatten sie Bildung genug bekommen durch den Umgang mit den jungen Prinzessinnen und anderen adeligen jungen Damen" *). Eine ähnliche solide Bildung des Geistes und Verstandes rühmt Semler von seiner Braut. „Sie war in aller Geschicklichkeit, die dem weiblichen Geschlechte wahre Vorzüge giebt, unterrichtet; ihr Urtheil war so richtig, daß in häuslichen Einrichtungen und Veranstaltungen die Mutter es gemeinlich ihrem eigenen vorzog; sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief mit schönen und gleichen Zügen und mit sehr wenig Fehlern gegen die Orthographie. Geldrechnung verstand sie besser, als die Mutter, und hatte, da sie kaum 15 Jahr alt war, in langer Abwesenheit der Mutter bedeutende Einnahmen so sicher berechnet, daß gar nichts daran fehlte. Sie hatte tanzen gelernt und trug sich gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Putz und einen großen Theil ihrer Kleidung machte sie selbst, und stets mit Geschmack. Ihr Charakter war vortrefflich **)."

Dagegen wird freilich auch vielfach über eine leichtsinnige und oberflächliche Erziehung der jungen Mädchen, besonders in den reicheren Häusern, geklagt. Man erzog sie, wenn wir diesen Klagen glauben dürfen, „öfter zu Koketten, als zu Hausfrauen", ließ sie mehr „leichtfertige" Bücher lesen, als solche, „die zur Tugend und Vollkommenheit führen", mehr „garstige Buhlenlieder" singen und spielen, als die erhebenden und das Gemüth veredelnden Weisen der ernsteren deutschen Musik ***). Das folgende Bild einer weiblichen Erziehung aus einer weiblichen Feder, welches wir einer zuverlässigen zeitgenössischen Quelle entnehmen †), mochte wol damals in den meisten Familien des Mittelstandes, selbst solchen, die sich zu den gebildeteren rechneten, nur zu sehr zutreffen:

„Man steht in dem Gedanken, es sei zu unserem Unterrichte genug, wenn man uns die Buchstaben zusammensetzen und dieselben, zuweilen schlecht genug, nachmalen lehrt. Darauf hält man uns eine Französin, um eine fremde Sprache in das Gedächtniß zu fassen, da wir doch die Muttersprache nicht recht verstehen. Unser Verstand wird durch keine

*) Pütter's „Selbstbiographie", S. 253.

**) Semler's „Leben", 1. Bd. S. 150.

***) „Matrone" von 1729, Möser's „Verm. Schriften", S. 117 fl. u. a.

†) Den „Vernünftigen Tadlerinnen", 1. Bd. S. 45.

Wissenschaften geübt, und man bringet uns, außer einigen, oft übel genug aneinanderhängenden Grundlehren der Religion, nichts bei; ja auch diese werden meistentheils mehr dem Gedächtnisse, als dem Verstande eingeprägt. Wenn man die Schule verläßt, so verläßt man, wofern ich etwa ein Gebetbuch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder, wenn man ja etwas liest, so ist es ein läppischer oder närrischer Roman, wodurch die vorhin eitlen Personen unseres Geschlechts noch mehr in ihrer Eitelkeit bestärkt werden. Die Schriften, die zur Verbesserung des Verstandes und Willens etwas beitragen könnten, dünken uns zu schwer, zu unverständlich, zu trocken, zu ernsthaft. Und, da man unsere Seele niemals zum Nachdenken gewöhnt hat, so wird es uns sauer, solche Bücher, die mit Ueberlegung gelesen sein wollen, zu verstehen, so daß wir sie wieder von uns werfen, wenn wir sie kaum in die Hände genommen haben."

Verfahren der Aeltern in Bezug auf Berufswahl und Verheirathung der Kinder.

Es lag in der damaligen Ansicht von der unantastbaren und niemandem verantwortlichen Würde des Familienhauptes, daß ein solches über die Zukunft der Kinder völlig souverain verfügte. Die Fälle, wo ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern bei der Wahl des Berufes, der Bestimmung ihrer Studien oder der Eingehung eines Herzensbündnisses eine Stimme einräumten, gehörten zu den seltenen und werden als besondere Liberalität gerühmt *). Die Heirathen der Töchter wurden in den meisten Familien lediglich unter dem Gesichtspunkte einer Versorgung betrachtet.

Allgemeine Zeitansichten über die Ehe.

Auch auf Seiten der Bewerber scheinen ähnliche Rücksichten der Convenienz in der Regel den Ausschlag gegeben zu haben. Eine Romantik der Liebe war damals etwas Seltenes und Ungewöhnliches. Man trat in den Bund für's Leben mit einer nach unsern heutigen Begriffen unbegreiflichen Nüchternheit und Gleichgültigkeit. Bisweilen mochte dieser Unbesorgtheit eine gewisse Hingebung an die göttliche Vorsehung zu Grunde liegen, der vertrauensvolle Glaube, daß „die Ehen im Himmel geschlossen würden"; in manchen Fällen trieb man aber auch mit dieser Anrufung der göttlichen Fürsorge ein beinahe frevles Spiel, indem man sehr äußerliche Zwecke zum Bestimmungsgrunde einer der ernstesten Angelegenheiten des menschlichen Lebens machte **).

*) „Briefe der Frau Gottsched", 1. Bd. S. 41.

**) Von den ganz eigenthümlichen Maximen, die man damals großentheils beim

Formalitäten bei der Eingehung von Ehen.

Dieser geschäftsmäßigen Behandlung der Ehe entsprach auch die äußere Form der Bewerbung. Was heutzutage nur etwa noch beim Bauernstande gebräuchlich ist, das förmliche

---

Heirathen befolgte, seien hier einige Beispiele angeführt, und zwar absichtlich von namhaften Personen aus den gebildetsten Kreisen! Einem Herrn von Nüßler wird vorgeschlagen, er möge doch eine der Töchter des Kanzlers v. Ludewig heirathen, eines angesehenen, einflußreichen und wohlhabenden Mannes. Er läßt bei dem Kanzler v. L. anfragen und erhält zur Antwort: „er möge nur kommen!" Er kommt, wird von L. in die Familie eingeführt und hält um eine seiner Töchter (ohne Bezeichnung, welche,) an. L. läßt ihm sagen: er solle die älteste nehmen, da die zweite schon ziemlich verlobt sei. N. hätte lieber diese genommen; der Unterhändler stellt ihm vor: es würde sich das zwar auch allenfalls machen lassen, doch sei die ältere passender. N. giebt nach, und die Ehepakten werden abgeschlossen (Büsching, „Lebensbeschreibungen", 1. Bd. S. 294 fl.). — Pütter, wie auch sein College Achenwall, heiratheten auf Empfehlung zwei ihnen persönlich ganz unbekannte Mädchen aus guten Familien. P. entschloß sich zum Heirathen, weil ihm die Haushaltung zu viel Zeit kostete. Die Ehe ward eine glückliche. A. hatte zuerst aus Liebe gewählt, und zwar eine Adelige, allein die Familie des Mädchens gab die Heirath nicht zu, und seine Geliebte schlug ihm nun selbst eine Andere, eine ihrer Freundinnen, vor, welche A. auch heirathete (Pütter a. a. O.). Das allermerkwürdigste Beispiel einer trüben Mischung kaltberechnender Speculation und eingebildeter oder geheuchelter Ergebung in Gottes Willen stellt uns die Heirath des bekannten Theologen Semler vor (s. dessen „Leben", 1. Bd. S. 146 fl.). Um die nöthigen Mittel zum Antritt einer Professur zu erhalten und die Schulden für Wohnung und Tisch bei einer wohlhabenden Witwe, seiner Wirthin, loszuwerden, verfällt er darauf, deren Tochter, „an die er bisher gar nicht gedacht", zu heirathen. Er macht sich Vorwürfe darüber, daß er sie nur aus Speculation wähle und daß er eine frühere Geliebte, die er „noch mit Grund verehrte", im Stich lasse: „ich allein weiß es", sagt er, „wie mein Gemüth ganz niederlag in dieser Zeit, wie ganz ohne Muth und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, — bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte". „Mehr als einmal verwirrte mich wieder der starke Zweifel, ob ich auch so wichtig wäre, daß diese Providenz sich auf mich erstreckte, ob nicht alles Folgen von meinen Fehlern in meinem bisherigen unüberlegten Verfahren seien, — kurz, ich konnte diesen Zustand ebensowenig länger aushalten, als ich Zeit in Klagen zu verlieren hatte." Das Ende vom Liede ist dann, daß er sein früheres Verlöbniß bricht und um die reiche Tochter anhält. In der mehrtägigen Ungewißheit über den Erfolg seiner Werbung „fängt sein Gemüth an, sich ernstlicher zu Gott zu erheben in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung" u. s. w. Diese ganze Geschichte und die naive Art, wie S. sie erzählt, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Verwirrung der sittlichen und religiösen Begriffe und auf die innere Unwahrheit, wie sie damals selbst bei Männern von höherer Bildung vorkam.

Anhalten durch einen Brautwerber, war damals auch in dem Bürger- und Gelehrtenstande noch allgemeine Sitte*). Gottsched, nachdem er vier Jahre lang mit seiner Braut im vertrautesten Briefwechsel gestanden hatte und ihrer eigenen, wie der Einwilligung ihrer Mutter längst versichert war, hielt dennoch durch eine Mittelsperson feierlich um ihre Hand an. „Es ist dies", schreibt er, „ein Zoll, den man der Gewohnheit bringen muß**)." Und ebenso ward ohne förmliche und ausführliche „Ehepakten" selten eine Heirath geschlossen.

Die Geselligkeit in und außer dem Hause.

Der Traulichkeit häuslichen Beisammenlebens ebensowol, wie der Entwickelung einer freieren und feineren Geselligkeit stand zu Anfange des Jahrhunderts die damals fast noch allgemein übliche Unsitte des übermäßigen Trinkens der Männer im Wege. Die Frauen waren dadurch genöthigt, entweder deren Gesellschaften zu fliehen, oder an ihrer Unmäßigkeit theilzunehmen. Von einer Geselligkeit außer dem Hause schloß die Frauen ohnehin eine alte Sitte aus, welcher, wenigstens in den Reichsstädten, die meisten Familien noch lange treu blieben. Die Männer besuchten ihre „Zunft"- oder „Gesellschaftshäuser", oder fanden sich in öffentlichen Trinkstuben zusammen, wo sie zechten, spielten und politisirten. Die Frauen schienen, wie Reisende der damaligen Zeit verwundert bemerken, gar nicht zur Gesellschaft zu gehören. Sie lebten streng eingezogen in ihren Häusern, mit dem Hauswesen und weiblichen Arbeiten beschäftigt. Ihr geistiger Horizont blieb daher in der Regel ein ziemlich beschränkter; doch ersetzten sie bisweilen durch Mutterwitz und ein offenherziges, aufgeräumtes Wesen, was ihnen an erlernten Kenntnissen und geselliger Gewandtheit gebrach. Oeffentliche Vergnügungen, an denen auch Frauen hätten theilnehmen können, wie Bälle, Maskeraden, Concerte u. dergl., gab es in den meisten dieser Städte nicht. Nur die „Geschlechtertänze" der Patrizier in den süddeutschen Reichsstädten machten davon eine Ausnahme, bei denen in der Regel eine ebenso belebte, als anständige Geselligkeit herrschte.

Ebenso streng verschloß sich das Haus des Bürgers von altem Schrot und Korn nach außen. Selbst die bestempfohlenen Fremden

*) „Complimentirbuch", S. 34.

**) „Briefe der Frau Gottsched", 1. Bd. S. 91. Beiläufig bemerkt, ist in diesem Briefwechsel von Romantik oder Sentimentalität wenig zu spüren. Man sieht, daß hier mehr die Geister, als die Herzen, eine Verbindung eingingen.

fanden nur schwer Zutritt in einer reichsstädtischen Familie oder wurden der Bekanntschaft mit der Frau und den Töchtern vom Hause gewürdigt. Man glaubte, alles gethan zu haben, wenn man sie im Wirthshause tractirte und womöglich mit einem Rausche „ehrte" *).

Die Familienschmäuse. Dagegen waren gesellige Zusammenkünfte und Festlichkeiten, besonders Schmäuse, im Kreise der Familie oder der weiteren „Freundschaft" eine althergebrachte und meist noch eifrig gepflegte Sitte **). Essen und Trinken war freilich dabei die Hauptsache; Geist und Gemüth gingen meist leer aus. Schon längst war die Gesetzgebung genöthigt gewesen, gegen die bei diesen „Freundschaftsgeboten" herrschende Völlerei einzuschreiten, ohne daß es ihr doch gelingen wollte, derselben Meister zu werden ***). Gegen die steife Förmlichkeit aber, die

*) v. Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 227; Wraxall, „Bemerkungen auf einer Reise durch das nördliche Europa" (deutsch 1775); Keyßler, „Reisen"; Meiners, „Geschichte des weiblichen Geschlechts" (1800), 3. Bd. S. 70 ff.

**) Zur Abkühlung der Schwärmer, welche die „Familienhaftigkeit" nur in den vergangenen Jahrhunderten finden und das Verschwinden der Familienschmäuse als ein Zeichen des Verfalls der Familiensitte beklagen (obschon noch heutzutage in zahlreichen Familien des Mittelstandes, wenigstens in Norddeutschland, es ganz gewöhnlich ist, daß an bestimmten Tagen Kinder und Enkel im älterlichen Stammhause sich Mittags oder Abends versammeln), möge folgende authentische Notiz über einen solchen „Familientag" in einem ächt altbürgerlichen Hause aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Platz finden. Der schon erwähnte Hamburger Bürgermeister Schulte schreibt an seinen Sohn in Lissabon („Briefe", S. 179): „In den Heiligen Pfingsten hatte, nach altem gebrauch, Meine Kinder und Schwieger Söhne bei Mihr zum eßen, eß fielen aber über die Mahlzeit einige verdrießliche reden vor, worüber Dein Bruder und der Secret. Albert mit Johan Bartelß in harte wordtwechselung verfielen vnd in einander geriehten vnd hatte Ich nie geglaubet, daß Er „Bartelß" so ein gar eifferiger vnd zornjähiger Man were vnd allen respect auß den augen setzet, also daß wyr an allem seinem ungebührlichen conportement nicht geringen Verdruß hatten, dannenhero Deine Fr. Mutter sich resolviret hat, daß Sie solche convivia auff die hohen Feste einstellen vnd die Mühe vnd Unkostungen, welche dazu erfordert werden, bespaaren wolle, weiln unter den Schwiegersöhnen inß gemein einige anstößliche reden vorzukommen pflegen".

***) Wie üppig es noch im 18. Jahrhundert bei diesen Schmäusen herging, beweisen folgende Angaben von Rohr (a. a. O. S. 435). Bei einem gewöhnlichen Freundschaftsgebot, sagt dieser, seien 5—6 delicate Speisen genug; ein großes Banket bei freudiger oder trauriger Gelegenheit müsse aus 12—16 Gängen ohne das Dessert bestehen. Für Ueberfluß halte er es, wenn manche Private bis zu 50, 60, 80 Gerichten gäben! Bei Standespersonen (Ministern u. dgl.) sei es freilich etwas Anderes! Von der Kostspieligkeit der Hochzeiten (auch im Gelehrtenstande) kann

geistlose Unterhaltung und den läppischen Witz, woran die meisten Familienfeste damals krankten, erklärte sich immer entschiedener die gebildete öffentliche Meinung*).

Veränderungen in den herrschenden Sitten seit Anfang des 18. Jahrh.

Gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lag, wie wir dies auch beim höfischen Leben bemerkt haben, die einfältige, aber meist ungelenke alte Sitte noch im Kampfe mit der neuen, die in vielen Stücken eine freiere Beweglichkeit, in manchen aber auch eine Verflachung oder Verkünstelung der ganzen Lebensweise mit sich brachte. Es ist von Interesse, zu beobachten, wie diese beiden Elemente sich bald befehden, bald zu einem bizarren Gemisch verschmelzen. In Wohnung, Kleidung und geselliger Sitte läßt sich dieser Uebergang wahrnehmen — bald zum Besseren, bald zum minder Guten.

In Bezug auf die Wohnungen.

Die Häuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert waren meist von einfachem, unscheinbarem Aeußern, ohne besonderen architektonischen Schmuck**). Im Innern führte von der, gewöhnlich gewölbten Hausflur in der Regel eine schmale Treppe nach dem obern Stock, an deren Ende sich zuweilen eine offne Gallerie nach dem Hofe hinaus und

man sich einen Begriff machen, wenn Frau Gottsched als Braut an ihren Bräutigam schreibt („Briefe", 1. Bd. S. 213): „Unser Hochzeittag soll nicht mehr als 100 Thaler kosten. Mein Aufwand für ganz unentbehrliche Dinge beläuft sich auch nicht viel höher", und hinzusetzt: „Wie viele verschwenden bei dieser Gelegenheit in wenig Stunden die Einkünfte eines ganzen Jahres!"

*) Die Moralischen Wochenschriften enthalten viele dergleichen Anspielungen. So werden gewisse stehende Gesundheiten bei dergleichen Gelegenheiten angeführt, z. B.: „Die Ehre von Dero Wohlsein", „Eine wohlschlafende Nacht", „Ein Glas zur schuldigen Danksagung" („Matrone" v. 1729, S. 15, vgl. Beneke, a. a. O. S. 354). Ferner gab es stumme Gesellschaften, wo nur gegessen und getrunken, dann gespielt ward („Matrone", S. 50, „Einsiedler" (1741), S. 38). Bei den Hochzeiten kamen regelmäßig nicht nur sehr zweideutige, sondern auch sehr fade Späße vor („Handschriftliches Tagebuch eines Hofmeisters", 1. Heft, „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 266, „Patriot", 2. Bd. S. 177 fl., v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 555). — Eine Hamburger Gasterei mit ihrem Uebermaß an sinnlichen und ihrem Mangel an geistigen Genüssen schildert der „Patriot", 1. Bd. S. 314 fl., und eine Kaffeegesellschaft ebendort mit ihrer leeren und langweiligen Unterhaltung 1. Bd. S. 42.

**) Die folgende Schilderung theils nach v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 519, theils nach Bildwerken aus dem 17. Jahrhundert, z. B. in der illustrirten Ausgabe von Thomasius' „Monatsgesprächen", theils nach eigner Anschauung.

nach innen zu ein gleichfalls gewölbter Vorsaal, ein beliebter Tummelplatz für die Kinder, befand. Der innere Raum der Wohnung war zum größeren Theile der geräumigen Familienstube zugewiesen, in welcher sich meistens die ganze Familie, auf dem Lande auch wol die Dienstboten mit eingeschlossen, zusammenfand. Wohlhabendere Familien hatten daneben wol noch eine besondere „Putzstube", die aber nur für vornehmere Besuche und bei besondern Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienstube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im Uebrigen einfach meublirt: ein paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tische von schwerem Eichenholz mit großen runden, künstlich gedrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen, auch wol blos hölzerne Bänke um die Tische oder auf dem Mauervorsprunge, der rings um die Stube hin lief, auf's höchste einfache Lederpolster oder Stühle mit grünem Tuch beschlagen, ein ungeheurer, weit ins Zimmer vorspringender Kachelofen, kleine, schief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu endlich noch in der Regel runde oder eckige Glasscheiben, mit Blei eingefaßt, statt der späteren Tafelscheiben in den Fenstern — das war die Einrichtung und Ausstattung der Mehrzahl dieser älteren Häuser. Allerdings kommen auch schon aus dieser Zeit in den wohlhabenderen Städten einzelne geschmackvolle und selbst prächtige Bürgerwohnungen vor; aber es sind dies Ausnahmen, während die einfachere Bauart und Einrichtung der Wohnungen im Ganzen noch die Regel bildet*).

---

*) Ein interessantes Denkmal einer solchen elegantern Bauart aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts ist unlängst in Hamburg wieder aufgefunden worden. Es ist ein Zimmer, dessen ursprüngliche Bestimmung nicht mehr genau zu ermitteln ist, vielleicht ein Vorzimmer zu einem Saale. Eine Mittheilung darüber in der Beil. zu Nr. 149 der Hamburger Nachrichten von 1857 (von Ph. Limmer) schildert dasselbe folgendermaßen: „Die Malereien an der Decke und den Wänden, bestehend in Sujets ohne Zusammenhang aus der alten Weltgeschichte, sind in 13 Bildern in ovalen Feldern auf Leinewand in Colorit gemalt, von ganz eigenthümlichen, geschmackvollen goldenen Ornamenten eingefaßt und von vielen Blumengruppen, die im Colorit gut gemalt sind, umgeben. Die Bilder sind von einem tüchtigen Schüler Rembrandt's, deren es hier damals viele gab, vielleicht von einem der de Wetts, der aber übrigens auch ein ebenso großer und arger Sünder wider das Costüm und die Composition war wie sein berühmter Meister, sehr praktisch und mit vieler Haltung gemalt. Die Boiserie-Arbeiten der Portale, Thüren, Profilirungen und Füllungen sind von der feinsten, geschmackvollsten Art, die Vasen, Capitäler und Mascarons, sauber geschnitzt, beschämen die heutigen Arbeiten dieser Sorte".

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts und mehr noch im achtzehnten nehmen auch die bürgerlichen Wohnungen weit häufiger ein elegantes, bisweilen fast vornehmes Ansehen an. Schon im Aeußeren verrathen sie durch die ausgedehnten Façaden, den reichen Schmuck architektonischer Zierrathen, die häufigen Balkone und Erker mit geschweiften Dachungen und Brustwehren, die hohen Etagen und die großen Fenster mit hellen Tafelscheiben die Nachahmung fürstlicher und adeliger Palais*). Im Innern werden die Treppen breiter und stattlicher; sie sind häufig mit Absätzen versehen, auch wol mit Statuen, Vasen, Candelabern u. dgl. geschmückt. Die großen Familienzimmer verschwinden, in denen das ganze Haus sich zusammenfand, der Herr und die Frau vom Hause, auch wol die erwachsenen Kinder, haben nun jedes sein Zimmer für sich. Daneben giebt es ein Gesellschaftszimmer oder eine Reihe solcher. Flügelthüren führen zu diesen, oft mit Schnitzwerk; die Fußböden sind parkettirt oder in Marmor getäfelt, bisweilen auch mit Rohr- oder Strohteppichen belegt, die Decken mit Stuckaturarbeit oder Malerei; die Wände entweder mit Holzgetäfel oder mit seidenen oder Sammettapeten überzogen, mit Landschaften und anderen Bildern bedeckt, auch wol mit Statuen geschmückt, die der Hausherr aus Italien oder Frankreich mitgebracht. Große Spiegel mit silbernen Rahmen und Gueridons, silberne oder messingene Kron- und Wandleuchter, zierlich geschnitzte, bemalte oder vergoldete Büffets mit silbernen und goldenen Gefäßen und Aufsätzen von Glas, endlich kunstreich verzierte Kamine vollenden den Schmuck dieser Prunkzimmer, denen als weiterer Aufputz auch noch allerlei niedliche Nippsachen und Curiositäten dienen, auf besonderen Tischen oder in Schränken aufbewahrt. Im Putzzimmer der Dame vom Hause ist deren Toilettentisch aufgestellt, der mit silbernem Stellspiegel, mit Schächtelchen zu Puder und zu Schönpflästerchen, mit L'Hombretellern und Markenschachteln, Wachsstock und Lichtputzkasten, Nähbesteck und andern Dingen — womöglich insgesammt von Silber und mit kunstreicher Arbeit — zu prangen pflegt. Auch ein mit Silber beschlagenes Gesangbuch ließ man gern unter all' jenen Weltlichkeiten hervorschauen. Wieder in anderen Zimmern waren die kostbaren Para-

*) Dieser Art sind z. B. in Leipzig auf der Katharinenstraße die zwei großen Häuser am Eingange in das Böttchergäßchen (beide 1717 gebaut), ferner das ehemals Romanusische, später Dufoursche Haus an der Ecke des Brühl, Hohmann's Hof auf der Petersstraße u. a. m.

debetten, von Sammet, Damast und anderen schweren Stoffen und mit ebenso kostbarer Holzarbeit, ausgestellt, um von den Gästen bewundert zu werden*).

In Bezug auf die Tracht. Einen ähnlichen Uebergang aus dem Alten ins Neue zeigt uns im Wechsel der beiden Jahrhunderte die Tracht. Noch an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, ja zum Theil noch im ersten Jahrzehnt desselben, sehen wir vielfach bei den Männern die einfachere bürgerliche Kleidung, den weiten, dunklen Rock, bisweilen mit feinem Spitzenkragen darüber, die wollenen Strümpfe und hohen Schuhe oder Stiefel, den runden spitzen oder halbspanischen Schlapphut, das natürliche, einfach herabfallende Haar ohne Puder und Toupet, dagegen Schnauz- und Stutzbart, sogar bei Geistlichen; bei den Frauen die enganschließenden, bis hoch herauf geschlossenen Kleider und die züchtigen Hauben. Dazwischen drängt sich aber schon die modische fremde Kleidung hervor, die dann, je weiter wir vorwärts schreiten, immer häufiger wird, das Kleid von Sammt oder Seide, „chamarrirt“ und „brodirt“, mit goldenen oder silbernen Tressen, die Spitzenmanschetten, der Staatsdegen mit goldenem oder Porzellangriff, dazu der unvermeidliche Stock mit kostbarem Knopf, die seidenen Hosen und Strümpfe, der kleine eckige Hut auf der hohen Perrücke bei den Männern, die tiefausgeschnittenen Kleider, die Stöckelschuhe, oft mit Gold oder Silber gestickt, die künstlichen Nachhülfen für den Aufbau der Körpergestalt und die hochgethürmten Kopfputze bei den Frauen.

Dieser immer steigende Luxus in Wohnung und Kleidung griff weiter und weiter um sich und breitete sich wie eine ansteckende Krankheit allmälig auch in den bürgerlichen Kreisen aus. Baumann**) berechnet, daß zu seiner Zeit, d. i. in den siebenziger Jahren, die Kosten des Unterhalts einer Familie seit 40 Jahren auf das Doppelte gestiegen seien. Die Männer, wird geklagt, jagten geselligen Zerstreuungen nach,

*) So schildert v. Rohr a. a. O. die Einrichtung eines Hauses im modernen Stil. Natürlich gilt dies mehr von den Häusern der reicheren Kaufleute, als von den gewöhnlichen Bürgerhäusern, welche letztere wol noch länger den einfacheren Charakter der früheren Zeit beibehielten. Doch kommen „gegipste Decken“ und „große Spiegel“ in den Putzstuben in Leipzig häufiger vor (vgl. Kästner's „Vermischte Schriften“), und auch in Halle waren sogar manche Studentenwohnungen schon „tapeziert“ (Semler's „Leben“, 1. Thl. S. 85).

**) In seinen Anmerkungen zu Süßmilch's „Göttlicher Ordnung“ (1776).

vernachlässigten ihr Hauswesen und betrachteten Frau und Kinder als eine Bürde. Die Frauen plagten ihre Männer um theuern Putz, kostbare Meubels, Fêten u. dgl., um es den Höhergestellten darin gleichzuthun. Ja selbst auf die Kinderwelt erstreckte die Mode ihren verderblichen Einfluß, indem viele Aeltern schwach genug waren, ihre Kinder an den luxuriösen Gewohnheiten, denen sie selbst huldigten, theilnehmen zu lassen. „O, mag mancher Vater denken“ — ruft ein ungenannter Correspondent, wahrscheinlich selbst ein solcher unglücklicher Vater, in einem Wochenblatte aus dem Jahre 1784 aus*), „möchte doch auch bei uns, wie bei den Römern, ein Polizeigesetz vorhanden sein, worin allen Müttern verboten wäre, ihren Kindern vor dem 15. Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, taffetne Kleider u. dgl. zu geben, oder möchten sich patriotische Aeltern zu einem so heilsamen Vorsatze freiwillig verbinden! Mit welchem Vergnügen würde dann der bekümmerte Vater auf seine zahlreichen Kinder herabsehen. Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer besseren Jahre durch unsere unüberlegte Verschwendung, legen in ihre zarten Herzen den Samen der Eitelkeit, der dann rasch emporschießt. Eine Uhr war sonst für ein Mädchen so viel als ein Mann; jetzt giebt man sie ihr fast im Flügelkleide.“

Folgen des übertriebenen Luxus der Mittelklassen.

Die Folgen dieses leidenschaftlichen Jagens nach Genuß, besonders in den Mittelklassen, dieser eiteln Sucht, den Vornehmern an äußerem Prunk und Aufwand nachzuahmen ohne Rücksicht auf das gegebene Maß der eignen Mittel, zeigten sich leider nur zu sehr in einer überhandnehmenden Unsolidität im Handel und Wandel, einer weitverbreiteten Hast raschen Geldgewinnstes, in häufigen Betrügereien und anderen ehrlosen Handlungen selbst bei solchen Leuten, die zur guten Gesellschaft zählten, in hohem, auch wol falschem Spiel oder sonstigen Arten abenteuernden Glücksritterthums, endlich bei den in öffentlichen Diensten Angestellten in Bestechlichkeit, Erpressung und Unterschleif. In den zeitgenössischen Sittenschilderungen des vorigen Jahrhunderts sehen wir diese Nachtseite der damaligen Gesellschaft, oft mit erschreckender Nacktheit, zu Tage treten**).

*) Schlözer, „Staatsanzeigen“, 6. Bd.

**) Z. B. in Romanen wie „Sophiens Reise“, „Carl v. Carlsberg“ u. s. w. Man vergleiche, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, 7. Buch, über die Motive seines Drama: „Die Mitschuldigen“ sagt.

Luxusgesetze konnten dagegen nur wenig helfen, um so weniger, da sie großentheils mehr die untern als die obern Stände trafen, welche doch erst jenen das böse Beispiel der Verschwendung gaben. Uebrigens beweisen diese Luxusgesetze, wie sehr auch in den bürgerlichen Ständen und selbst auf dem Lande theilweise bereits der Luxus und namentlich die Kleiderpracht gestiegen war. Die fürstbischöflich hildesheimische Kleiderordnung von 1779 verbot den „gemeinen Bürgers- und Bauersleuten" das Tragen von Gold, Silber, Sammet, Seide, brabanter Spitzen, Kammertuch und Zitz bei 5 Thlrn. Strafe nebst Confiscation der ordnungswidrigen Kleidungsstücke und untersagte den Kaufleuten, dergleichen Stoffe an diese Klassen zu verkaufen*). In Kursachsen wurden die Dorfgerichte angewiesen, darauf zu halten, daß die Kleiderpracht, „woran besonders das Weibsvolk auf dem Lande sich gewöhnen will", nicht überhandnehme, daß man mit den Kindtaufs- und Hochzeits-, auch guten Montags- und Kirmeßausrichtungen Maß halte, und daß besonders kein Knecht und keine Magd andere als im Lande fabrizirte Tuche oder andere wollene, baumwollene oder leinene Zeuge trage**).

Physiognomie der Hauptorte Deutschlands in Bezug auf Luxus.

Der zweideutige Glanz eines ausschweifenden Luxus erschien besonders da widerlich und verletzend, wo ihm entweder der Schmutz und die Blöße einer darbenden Massenbevölkerung gegenüberstand, oder wo dieselben Menschen, welche in äußerem Flitterstaat und prunkender Geselligkeit Wohlstand, wol gar Reichthum heuchelten, in anderen Beziehungen um so dürftiger leben mußten. Solchen Contrasten begegnete man namentlich in manchen Residenzstädten, welche sich keiner selbstkräftigen Industrie erfreuten, sondern nur entweder durch die Freigebigkeit der Höfe oder durch künstliche Unterstützungen auf Kosten des übrigen Landes zu einem gewissen Scheine von Wohlstand emporgeschraubt waren. So schildert den Zustand Münchens ein Schriftsteller der damaligen Zeit***). „Das Geld", sagt er, „floß immer mehr nach oben; dort vermehrte sich der Reichthum, während das Volk verarmte; München hob sich; die anderen Städte gingen zurück. Und auch in München verloren sich täglich mehr die solideren Gewerbe und machten Luxusfabriken, Kaffee- und Bierhäusern

*) Bergius, „Landesgesetze", 6. Thl.

**) „Des kurf. sächs. Kreisamts Wittenberg gesammelte Anordnungen", 1773.

***) Westenrieder, „Beschreibung der Hauptstadt München".

Platz." Im J. 1793 gab es in München 58 Kaffeehäuser, 180 Bierwirthschaften bei kaum 40,000 Einwohnern, während für Berlin, bei mehr als 140,000 Einw., nur 69 namhafte Wein-, Bier- und Kaffeehäuser angegeben werden*). Ebenso unmäßig war die Schlemmerei des Essens in der bairischen Hauptstadt. An gewissen feineren Lebensmitteln, wie Geflügel, Eiern u. s. w., ward daselbst ebenso viel verzehrt, als in dem dreimal so bevölkerten Berlin. In der Hauptstadt Sachsens war es der Kleiderstaat, worauf man den größten Werth legte und wofür man alle seine Mittel, oft sogar mehr als diese, zu verwenden pflegte, während man in Bezug auf Nahrung und häuslichen Comfort sich um so kärglicher behalf. „Man sieht den Leuten auf den Kragen, nicht in den Magen", hieß ein Dresdner Sprüchwort, und wirklich fand man nirgends so viel äußeren Flitterstaat bei so viel Dürftigkeit im Innern der Familien, als dort, namentlich in dem mittleren und niederen Beamtenstande**).

Von den deutschen Residenzen im allgemeinen entwirft beim Anfange des vorigen Jahrhunderts die englische Reisende, Lady Montague, kein besonders günstiges Bild. Als deren gemeinsamen Charakterzug bezeichnet sie eine gewisse „schäbige Eleganz", eine „aufgeputzte Unsauberkeit und Armuth", namentlich in den höheren Klassen. Nach ihrem Ausspruch glichen diese Städte geschminkten und frisirten Freudenmädchen mit Bändern in den Haaren und Silbertressen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Unterröcken.

Von den beiden Hauptstädten Deutschlands, Wien und Berlin, war die erstere schon damals der Sitz eines reichen, zum Theil üppigen Lebensgenusses. Der Hof, der unter Carl VI. und Maria Theresia einen wahrhaft kaiserlichen Glanz entfaltete, der reiche Adel aus den verschiedenen österreichischen Ländern, welcher in der Hauptstadt seine Einkünfte verzehrte, der großartige Handelsverkehr, welchen die günstige Lage Wiens erzeugte und die Sorgfalt der Regierung beförderte, und die daran sich knüpfende lebhafte industrielle Thätigkeit — alles dies erschloß den erwerbenden Klassen eine Menge von Nahrungsquellen und weckte den Geist sinnlichen Wohllebens in der Bevölkerung. 1300

---

*) Nicolai, „Reisen" und „Beschreibung Berlins"; Reichard, „Der Passagier auf der Reise durch Deutschland".

**) Nicolai, „Reisen"; „Briefe über Sachsen", 1786; „Reise durch Thüringen".

Miethwagen aller Art nebst 80 numerirten Sänften dienten dem Verkehr und dem Vergnügen des großen Publicums in der Stadt und deren Umgebungen, während die Zahl der herrschaftlichen Equipagen, in denen der Hof, der Adel und die vornehmeren Klassen des Bürgerthums ihren Reichthum entfalteten, sich angeblich noch viel höher belief. Die Menge der Gasthöfe, der Kaffee-, Wein- und Bierhäuser, der Tanzsäle und anderer öffentlicher Vergnügungsorte, sowie die Preise der Zimmer (in den gesuchtesten Theilen der Stadt bis zu 20 und 24 Fl. für den Monat) bezeugen den hohen Grad von Wohlleben, Luxus und Aufwand, welcher schon damals diese Kaiserstadt kennzeichnete, von der Schiller später in der bekannten Xenie auf die Donau sagte:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken.
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß."

Das Leben der vornehmen Kreise Wiens schildert Lady Montague, die 1716 dort verweilt, als überaus luxuriös. Acht bis zehn große Empfangszimmer waren bei den Gesellschaften, die man gab, geöffnet, alle mit reichverzierten Thüren und Fenstern, mit Meubels, wie man sie anderwärts kaum in fürstlichen Palästen fand, mit Tapeten von der feinsten Brüsseler Arbeit, mit ungeheuern Spiegeln in Silberrahmen, mit Bettvorhängen, Stuhl- und Sophaüberzügen und Fenstervorhängen von dem reichsten Genueser Damast oder Sammt mit Goldtressen und Stickereien, mit kostbaren Gemälden, reichen Tafelaufsätzen von chinesischem Porzellan und mächtigen Kronleuchtern von Bergkrystall. Bei großen Diners sah die erstaunte Engländerin fünfzig Gänge auf Silber servirt und achtzehn verschiedene Sorten der feinsten Weine herumgereicht.

Natürlich fehlte diesem Prunk und Schimmer auch seine dunkle Kehrseite nicht. Die Hoffnung leichten Erwerbes zog eine Menge vornehmer und gemeiner Abenteurer und Glücksritter nach der Kaiserstadt; der allgemeine Wettlauf nach Pracht und Genuß und die eitle Sucht der Mittelklassen, es den Vornehmern nachzuthun, zerstörte manches Vermögen, verführte manchen Geschäftsmann zu Unredlichkeit und Schwindelei, manchen Beamten zu Unterschleif, und vergebens wandten patriotische Männer, wie Sonnenfels (der in seinem „Vertrauten" und seinem „Mann ohne Vorurtheil" *) die Eitelkeit, Verschwendungssucht und Unsolidität, die er in so vielen Kreisen der Residenz antraf, mit

*) S. dessen „Gesammelte Schriften", 1. u. 2. Bd.

offnem Freimuth rügte), ihren ganzen sittlichen Ernst, vergebens wandte Joseph II. die ganze Strenge des Gesetzes und der kaiserlichen Autorität auf, um diesen Ausartungen des leichten Sinnes und des heitern Lebensgenusses der Wiener zu steuern.

Ungleich einfacher und mäßiger waren die Sitten in Berlin. Aus dem ganzen dortigen Leben leuchtete, nach der Bemerkung eines Zeitgenossen*), hervor, „daß es in Berlin viele wohlhabende, aber wenige müßiggängerische Leute gab, viele, die nach vollbrachten Geschäften ein anständiges, simples, nicht zu kostbares, nicht zu viel vorheriges Raffinement erforderndes Vergnügen suchten und zu genießen verstanden". Die Einfachheit des Hofs, der Mangel eines reichbegüterten Adels, eine mehr für das Landesbedürfniß als für den Welthandel arbeitende Industrie mit weniger großen, aber gleichmäßiger vertheilten Gewinnsten, endlich die an sich mehr nüchterne nordische Lebensweise, durch den soldatischen Geist des Militärstaates noch strenger gewöhnt und durch die überwiegende geistige Bildung der Fridericianischen Aera immer weiter von dem trägen Schwelgen in blos sinnlichen Genüssen abgelenkt, ließ eine ähnliche Fülle und Ueppigkeit des Lebens, wie in der südlichen Kaiserstadt, dort nicht aufkommen. Auch der gemeine Mann in Berlin suchte im Ganzen weniger das substantielle Vergnügen des Essens und Trinkens, selbst bei den lautesten seiner Ergötzungen, als eine verfeinerte, durch geistige Unterhaltung und Naturgenuß gewürzte Geselligkeit. Uebermaß im Essen und Trinken fand man selten. Fast nur an Sonn- und Feiertagen ging der Berliner seiner Erholung nach; an Werkeltagen sah man die öffentlichen Vergnügungsorte selbst des Abends nur schwach besetzt. Dagegen pflegte der Bürger des Sonntags mit Weib und Kind den Thiergarten, die öffentlichen Kaffee- und Biergärten oder die benachbarten Dörfer zu besuchen und sich mit Kegelspiel, Caroussel, Tanzen u. dgl., oder mit Gesprächen über Politik, Religion, und mit „witzigen Discursen" zu vergnügen. Auch die Tracht war, wenigstens in den Mittelklassen, einfacher und von der Nachäfferei französischer Moden freier, als in den meisten andern Hauptorten Deutschlands. Nur das weibliche Geschlecht konnte, wie der schon erwähnte Beobachter klagt, seine Neigung zu Modeputz und Flitterstaat nicht ganz verleugnen, sah mehr auf ein seidenes Halstuch, als auf ein gutes Hemd,

*) „Berliner Monatsschrift", 1785, 1. Bd.

und gab für eine hübsche Mütze das Geld aus, womit ein Paar ganze Schuhe hätten gekauft werden können. Doch dachten selbst in diesem Punkte viele Frauen und fast alle Männer vernünftiger. Was die höheren Klassen betrifft, die sich in Berlin mehr absonderten und an den öffentlichen Vergnügungen der Bürger fast gar nicht theilnahmen, so lebten auch sie für gewöhnlich sparsam, häuslich, mehr geistigen, als sinnlichen Vergnügungen ergeben. Von den Männern besuchten viele, besonders Beamte und Gelehrte, die Clubbs, welche damals aufkamen. Daneben gab es „Kränzchen“, in denen man reihum sich besuchte, wobei aber der Aufwand nur mäßig war. Nur von Zeit zu Zeit fanden in den vornehmern Häusern größere Gastereien, sogenannte „Abfertigungen“, statt, welche in der Regel sehr luxuriös und kostspielig waren und bei denen öfters auch hoch gespielt ward. So hatte das Leben Berlins im allgemeinen einen überwiegend bürgerlichen, wie das Leben Wiens einen überwiegend aristokratischen Charakter. Man sah es dieser im dürren Sande der Marken angesiedelten Bevölkerung an, daß sie sich ihren Unterhalt mühsam erarbeiten und das Erworbene sorgfältig zu Rathe halten mußte, während in der Kaiserstadt an der Donau ein schon länger angesammelter Reichthum, eine freigebige Natur und die Gunst der Lage die Mittel des Wohllebens in verschwenderischer Fülle zur Verfügung stellte*).

Geselligkeit. Eine günstige Veränderung ging in dieser Zeit mit der Geselligkeit und den Gelegenheiten zur Erholung und geistigen Anregung für Männer und Frauen vor. Die Versammlungsorte der Männer vervielfältigten sich: zu den Weinstuben traten, als eine neue Einrichtung, an manchen Orten schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Kaffeehäuser hinzu, wo die Gesellschaft mannigfaltiger und daher belebter war. In Hamburg war das Dreyersche Kaffeehaus der Mittelpunkt eines geistig regsamen Kreises, dem die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller angehörten. Dort sah man Hagedorn regelmäßig mit seinen literarischen Freunden verkehren. In Leipzig gab es 1725 schon acht Kaffeehäuser, unter denen das besuchteste das Richtersche war, wo sich namentlich in den Messen viele Fremde zusammenfanden,

*) „Berliner Monatsschrift“ a. a. O.; „Neue Reisebemerkungen von verschiedenen Verfassern“; Jenisch, „Geist des 18. Jahrh.“; Nicolai, „Beschreibung Berlins“.

während der „Kaffeebaum" vornehmlich der studentischen Welt als Vereinigungspunkt diente*).

Die Gelehrten pflegten zu bestimmten Stunden sich in den größeren Buchläden einzufinden, die Neuigkeiten der Literatur aus erster Hand zu besichtigen und wissenschaftlich gesellig untereinander zu verkehren**). Auch größere geschlossene Gesellschaften entstanden, welche Alles, was nach höherer Bildung und einer edlern Geselligkeit strebte, in sich vereinigten***). Jüngere Leute fanden sich wol auch in den „Ballhäusern" zusammen, deren es in den meisten größeren Städten gab, und vergnügten sich gemeinsam mit dieser ebenso angenehmen, als gesunden Leibesübung.

Eine Liebhaberei der edelsten Art, die um diese Zeit unter der wohlhabenden Kaufmannswelt überhandnahm, war die Einrichtung und Pflege schöner Gärten und die Anlegung von Kunst- und Naturaliensammlungen. Manche dieser Gärten wurden zugleich durch die Liberalität ihrer Besitzer zu öffentlichen Spaziergängen und Erholungsplätzen für die ganze städtische Bevölkerung†).

Die Zurückgezogenheit der Frauen verlor sich nach und nach; Frauen und Mädchen erschienen immer häufiger in der Gesellschaft und nahmen an den Gesprächen der Männer theil. Der Umgangston ward freier, die Unterhaltung mannigfaltiger und beweglicher††). Die

*) Dolz, „Geschichte Leipzigs", S. 329; Zachariä's „Renommist".

**) Bielefeld („Briefe", 1. Bd. S. 10) berichtet dies von Breslau.

***) Galletti, a. a. O. 2. Bd. S. 385.

†) Namentlich in Leipzig entstanden damals die meisten der Gärten, die bis auf die neueste Zeit herab einen weitverbreiteten Ruf hatten, so der Bosensche 1700, der Apelsche (später Reichelsche), der Rudolphsche, der Lehmannsche — alle beinahe um die nämliche Zeit. Sie waren sämmtlich im holländisch-französischen Geschmack angelegt, zum Theil sehr prächtig, mit Grotten, Irrgängen, Fontainen, oder auch mit fächerförmigen Alleen, vielfach mit Statuen geschmückt, auch wol mit kostbaren Gewächshäusern versehen. Aus dem Lehmannschen Wintergarten gingen die Blumen nach Wien und Petersburg; bei einer Blumenausstellung wurden 1167 Stück Blumen vor Notar und Zeugen aufgewiesen, und ein Verzeichniß des Vorraths ward von Monat zu Monat veröffentlicht. Sicul, a. a. O. S. 821, Dolz a. a. O. S. 364, Vogel's „Annalen" zum Jahre 1700. v. Rohr, „Hauswirthschaft", S. 474. — Die Kunst-, Naturalien- u. a. Sammlungen von Spener, Wolf, Winkler in Leipzig erwähnt Dolz (a. a. O.), die der Hamburger und Königsberger Kaufleute Kant („Kant's Biographie", 2. Bd. S. 55. Jachmann, „Kant's Leben", S. 13).

††) „Matrone", S. 328, „Tagebuch", 1. Heft.

Männer brachten die Ausbeute ihrer Reisen und ihrer Studien, die Frauen einen geweckteren Sinn für geistige Interessen mit. Zwar geschah es noch bisweilen, daß einzelne „Stutzdocken" (petit-maîtres) durch ein geradebrechtes Deutsch (gleich als ob sie ihre Muttersprache im Auslande vergessen hätten) und durch Einmischung zahlreicher französischer Brocken, durch affectirtes ausländisches Wesen und altkluges Absprechen über alles sich hervorzuthun, daß gelehrte Charlatane mit auswendiggelernten Phrasen aus dem Bayle sich den Anstrich großer Belesenheit zu geben versuchten *), oder daß mitten in die hochdeutsche Conversation hinein plötzlich eine jener steifen und gedehnten Redensarten im Dialekte plumpte, deren die älteren Männer und Frauen sich schwer entwöhnen konnten; aber das waren Anstöße, welche die immer rascher fortschreitende Bildung bald vollends überwand. Die monotonen Fragen und Antworten über das Wetter und den Anzug machten je länger je mehr gehaltvolleren Gesprächen über Gegenstände der natürlichen Moral, der Erziehung, der Naturwissenschaft, oder über neue Erscheinungen der Literatur Platz. Die steife Absonderung der Geschlechter in den Gesellschaften selbst, namentlich beim Essen, ward aufgegeben und an ihre Stelle trat die „bunte Reihe", bisweilen im Wege der Verloosung. Es kam auch wol vor, daß am Schlusse einer Mahlzeit „auf Commando des Wirthes" jeder Herr seine Dame küssen mußte **). Die abgeschmackten und meist sehr zweideutigen Unterhaltungen des Kartenlegens, der Prophezeiungen, der „Fragespiele" u. s. w. wurden durch Gesellschaftsspiele anderer Art ersetzt, bei denen Witz und Laune sich zeigen konnten und wobei auch allerhand kleine Neckereien nicht fehlten, die aber nicht, wie jene plumpen Späße, Anstand und Zartgefühl verletzten ***).

Allgemeiner Zustand der Künste in Deutschland zu jener Zeit. Die bildenden Künste.

Von den Künsten, welche das Leben verschönern und den Geist erheben, war, neben der Literatur, im 17. und ein ziemliches Stück ins 18. Jahrh. hinein nur die Musik

*) „Politischer Philosoph", S. 37 — überhaupt die Moralischen Wochenschriften an vielen Stellen.

**) v. Rohr, a. a. O. S. 378.

***) In dem „Tagebuch", 1. Heft, werden Pfänderspiele, die man in einer gemischten Gesellschaft spielt, beschrieben. Da giebt es allerlei lustige Auslösungen, die zum Theil auch satirische Anspielungen auf Zeitverhältnisse enthalten, z. B. der „verliebte Jesuit", das „Lutherischleuchten" und „Reformirtabsolviren" u. dgl. m.

in einem neuen Aufschwunge begriffen. Die bildenden Künste lagen zum größten Theil in den Banden ausländischen Geschmackes. Architektur und Sculptur huldigten fast ausnahmelos dem Roccocostyle, der von Italien und Frankreich her sich nach Deutschland verbreitet hatte, und nur einzelne Künstler, wie Schlüter in Berlin, folgten etwas unabhängiger dem eignen Genius. Die Malerei mühte sich vergebens ab, in peinlicher Nachbildung der Italiener oder Rembrandt's eine neue Blüthe der Kunst hervorzubringen, und der Kupferstich, obschon in der Technik desselben einzelne Fortschritte geschahen, war von der Höhe, auf welche ihn einst A. Dürer und L. Cranach erhoben hatten, weit herabgesunken; einigermaßen verjüngt ward er erst jenseit der Grenzen dieses Zeitraums durch den feinen und vielbeweglichen Grabstichel Chodowiecki's *).

Anfänge einer nationalen Richtung in der Musik. S. Bach und Händel als Meister der Hausmusik.

Dagegen begann in der Musik damals für Deutschland ein frischeres Leben. Bisher hatte die fremde Musik das Uebergewicht über die heimische gehabt. In den Opernhäusern der Residenzen und der großen Handelsstädte hörte man fast nur Italienisch und Französisch, höchstens mit einzelnen deutschen Gesangstücken untermischt; die katholischen Kirchen ertönten von italienischen Messen und von dem Gesange wälscher Castraten **). Bedeutende musikalische Talente unter den Deutschen, wie Hasse, schlossen sich dieser ausländischen Manier, als der an den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft beliebtesten, willig an.

Jetzt aber erhob sich durch die beiden großen Meister der Töne, Sebastian Bach und Händel, die deutsche Musik zu selbständiger Geltung und Würde und rang sich ebenso aus der Abhängigkeit von einem fremden Genius, wie aus der Zurücksetzung, worin dieser sie gehalten hatte, siegreich los. Neben den gewaltigen Tonschöpfungen, durch welche diese beiden Männer die Musik in ihrem erhabensten Ausdruck, als das Organ der öffentlichen Gottesverehrung, zu ungeahnter Tiefe und Innigkeit fortbildeten, verschmähten sie es nicht, auch der frommen Andacht in den stillen Räumen des Hauses, ja der heiteren Geselligkeit und der Erholung von den Mühen des Werkellebens ihr herrliches Talent dienstbar zu machen. Durch sie und ihre Nachfolger

*) Kugler, „Handbuch der Kunstgeschichte", S. 819, 855 ff.

**) „Ueber die Stellung der Deutschen in der Geschichte der Musik", im Weimar. Jahrbuch, 1. Bd. 1. Heft, S. 197.

auf dieser Bahn ward die Hausmusik, deren erheiternde und erhebende Macht schon Luther gepriesen und an sich selbst erfahren hatte, wieder in ihre vollen Rechte eingesetzt und mit der ganzen Innigkeit des deutschen Geistes befruchtet.

Es war ein älteres Herkommen, welches aber auch in dieser Zeit noch vielfach sich forterhielt, daß nicht blos auf den Schlössern des Adels und der kleinen Dynasten, sondern auch in manchen reicheren Bürgerhäusern eine „Hauskapelle" bestand, worin neben den musikalischen Gliedern der Familie auch Kutscher, Jäger, Koch und andere Bediente die verschiedenen Instrumente spielten*). Wo es daran fehlte, da pflegten wenigstens die Söhne und Töchter vom Hause, nebst einigen Freunden und Freundinnen, zu solchen musikalischen Unterhaltungen sich zu vereinigen, in denen dann wol auf die ernsteren Klänge einer Bachschen Fuge oder einer Kuhnau'schen Sonate die leichteren Weisen eines munteren geselligen Liedes folgten und endlich ein heiterer Tanz nach den Tönen der Gigue, der Sarabande oder Allemande die unschuldige Lust des traulichen Familienabends beschloß**).

*) In dem „Leben in Frankfurt" finden wir wiederholte Anzeigen, welche auf diese Einrichtung hindeuten; so z. B. sucht ein Koch einen Dienst, der zugleich das Waldhorn bläst (1. Bd. S. 52); ein andermal ein Kammerdiener, der ebenfalls seine musikalischen Fertigkeiten anpreist (ebenda, S. 66) u. s. w.

**) Sowol Bach als Händel componirten neben ihren ernsteren Werken auch sog. „Suiten", meist fürs Clavier — Reihefolgen von Tänzen, theils im leichten und raschen Tempo, wie die Gigue, theils im langsamen und pathetischen, wie die Sarabande und Allemande. Auch „Tongemälde" für Clavier und Violine kommen vor, zum Theil aus dem Volksleben entnommen, wie der „Wiener Tandel", die „Bauerrichterwahl" (beides von Werner, 1720) u. a. Liedersammlungen mit Musikbegleitung waren schon in und nach dem 30jährigen Kriege mehrere erschienen (mit Texten von S. Dach u. a.); um 1740 kamen wieder verschiedene neue heraus, z. B. Speronte's „Singende Muse an der Pleiße", 1747, „Musikalischer Zeitvertreib auf dem Clavier", 1743, „Sammlung neuer Oden und Lieder", 1744. Im Ganzen zählte man von 1737—1760 einige dreißig solcher Sammlungen mit 1582 Gesängen. (Becker, „Hausmusik", S. 12 ff.)



Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.











